Friedrich Carl Gottlob Hirsching's

Historisch = litterarisches

# Handbuch

berühmter und denkwürdiger Personen,

welche in dem achtzehnten Jahrhundert gelebt haben:

---

oder

historische, bio = und bibliographische

# Nachrichten

von

berühmten und denkwürdigen Monarchen, Fürsten, Feldherren, Staatsmännern, Päpsten, Cardinälen, Erz- und Bischöfen, Geschäfftsmännern und Gelehrten in allen Wissenschaften, Künstlern jeder Art, Kaufleuten, Mechanikern, und anderen interessanten Personen beyderley Geschlechts.

Fortgesetzt und herausgegeben

von

Johann Heinrich Martin Ernesti.

---

Vierzehnter Band. Erste Abtheil. Suvée — Titius.

---

Leipzig,

im Schwickertschen Verlage.

1810.

14 1.2
1
104 ey

# [illegible]

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

BAYERISCHE STAATS-BIBLIOTHEK MÜNCHEN

S.

Suvée, Joseph Benoit, Director der Französischen Schule zu Rom, ein berühmter Mahler, erhielt den Elementarunterricht in seiner Kunst auf der Akademie von Brügge. Im J. 1763 gieng er nach Paris, wo er 1771 den ersten Preis in der Mahlerey davon trug: das Jahr darauf begab er sich nach Rom, wo er fleißig arbeitete. Im J. 1780 ward er Mitglied der Mahlerakademie, und ob ihm gleich der Unterricht in der Kunst viel Zeit wegnahm, so hielt ihn das doch nicht ab, fleißig in seinem Attelier zu arbeiten. Er lieferte mehrere Compositionen, z. B. den Tod des Coligny, und eine Auferstehung, die über dem Hauptaltar der Kirche von Saint-Donat ist. Im J. 1792 ward er zum Director der Schule in Rom ernannt, aber die Revolution und der Krieg verzögerten seine Abreise, und nur erst, nach den Siegen Napoleon's des Grossen in Italien, konnte sich wieder eine Französische Schule in Rom bilden. Im J. 1801 reiste er nach Rom, richtete mit vieler Mühe und Arbeit die neue Schule in der Villa Medicis ein, und beschloß in diesem den Künsten geweihten Palaste seine ehrenvolle Laufbahn, am 9. Februar 1807 im 64. Jahre seines Lebens.

Die Stadt Ypern besitzt auch zwey Gemählde von ihm, eine Ausgiessung des heiligen Geistes, und eine Anbetung der Engel, das man zu seinen besten Arbeiten zählt.

S. Zeit. für die eleg. Welt, J. 1807. Nr. 44.

Suwarow, (oder Suworow) Rimnitzkoi, Peter Alexei Wasiliowitsch, Graf von, Generalissimus der gesammten Russischen Kriegsmacht, Russisch Kaiserlicher, auch Kaiserlich Königlicher Feldmarschall, Einer von den berühmtesten Russischen Feldherren des 18. Jahrhunderts: nur wenige Helden zeigten sich ihren Feinden so furchtbar und schrecklich, als er.

Suwarow wurde im J. 1730 in einem kleinen Dorfe in der Ukraine, Suskoy, geboren, und schon im 11. Jahre von seinem Vater, auch einem Officier, zur Cadettenschule nach St. Petersburg geschickt. Hier, schon oft das Muster seiner Kameraden, trat er im 17. Jahre in die Dienste seines Vaterlandes, kam in dem Kriege mit Schweden 1742 nach Finnland, und erwarb sich schon da Ehre und den Posten eines Capitainlieutenants. Noch mehr zeigte er seinen Muth und seine Tapferkeit im siebenjährigen Kriege, besonders in der bekannten Schlacht bey Zorndorf, wo er als Major mit focht, und trotz der empfangenen Wunden, dennoch nicht von seiner Mannschaft wich, und diese zuletzt, obgleich sehr ruinirt, aus dem Treffen führte. An der Schlacht bey Kunnersdorf nahm er ebenfalls sehr thätigen

Antheil, und war bey der Einnahme von Berlin zugegen. Er kam zu dem Corps der leichten Truppen des Generals von Berg, und focht muthig in den Gefechten bey Reichenbach, unweit Breßlau, und bey Kloster Wallstädt. Als sich Friedrich II. bey Schweidnitz lagerte, und General Platen zum Entsatz von Colberg marschirte, wurde Berg mit einem Corps detaschirt, und zog den Preussen nach. Suwarow that einen Ueberfall auf Landsberg, als Platen von Colberg nach Stettin gieng, um Proviant zu hohlen. Berg hatte mehrere Gefechte mit seinem Corps, und Suwarow schlug den General Curbiere, und nahm ihn gefangen. Hierauf überrumpelte er Golnau, verließ dann 1762 mit den übrigen Russischen Truppen unerkannt jene Gegenden Teutschlands, wo er sich unter seiner Nation schon Ruhm erworben hatte; und Catharina II. beförderte ihn zum Obersten. Graf Romanzow, der die Fähigkeiten dieses tapfern Officiers bey verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt hatte, schätzte ihn sehr, und die Kaiserin ernannte ihn auf dessen Empfehlung bald zum Brigadier. Er vermählte sich nun mit einer Prinzessin Proscurowsky, der Nichte Romanzow's; allein diese Verbindung war von kurzer Dauer, es entstand wechselseitige Abneigung, die eine gänzliche Trennung zur Folge hatte.

Jeder neue Krieg, in den Rußland verwickelt wurde, gab Suwarow'n Gelegenheit, seinen kühnen Muth zu bewähren: besonders sammelte er in Pohlen viele Lorbeeren. Er commandirte als Brigadier in dem wegen der Thronbesteigung des Stanislaus August Poniatowski mit Pohlen 1764 ausgebrochenen Kriege, 1768 den Sturm auf Cracau, welches eingenommen ward. Er wurde darauf nach Warschau vorangeschickt, machte in zwölf Tagen einen Marsch von 80 Meilen, schlug Kotelupowski bey Warschau, zerstreute das Corps der beyden Pulawski, und gieng nach Lublin. Im J. 1770 wurde er Generalmajor, und machte sich den Pohlen in mehreren Gefechten furchtbar; besonders aber schlug er die conföderirte Armee unter Oginski bey Stralovitz: es wurden 1000 Mann niedergehauen, 700 Gefangene gemacht, und die ganze feindliche Artillerie erbeutet. Die Conföderirten hatten Cracau überrumpelt und weggenommen. Suwarow vereinigte sich mit dem Corps des Generals Branizki, und gieng vor Cracau. Nach verschiedenen Gefechten bey Ausfällen der Belagerten und einiger Corps, welche die Stadt zu entsetzen suchten, mußte sich Cracau ergeben. Kaiserliche und Preussische Truppen rückten in Pohlen ein; es kam zur ersten Theilung des Reichs. Suwarow gieng nach St. Petersburg zurück, wo er den Auftrag erhielt, die Finnländische Gränze zu besehen. Nach einer kurzen Ruhe zog er 1773 mit einem eigenen Corps gegen die Türken zu Felde. Schnell setzte er über die Donau, griff die Türken bey Turtukay an, und schlug sie. Bald darauf kam es an eben diesem Orte zu einem zweyten Gefechte. Die Türken wurden wiederum geschlagen, verloren eine ansehnliche Flotille, und Turtukay wurde er-

obert. Hierauf bekam er ein Corps zu commandiren, und schlug die Türken bey Hirsow. Im J. 1774 ward er Generallieutenant, und commandirte die zweyte Division des Reservecorps. Er vereinigte sich mit dem General Kamensky, und schlug die Türken bey Kosludje (am 12. Junius) sehr entscheidend. Nach dem Frieden kehrte er nach Rußland. Kaum aber war er in Jassy angekommen, als er Befehl erhielt, innere Unruhen, die sich unter Pugatschef erhoben hatten, zu dämpfen. Er schlug die Empörer bey Uralsk, und der Rebell Pugatschef wurde gefangen genommen. In dem Kriege mit der Pforte besetzte er die Krimm, drängte eine Türkische Flotille aus dem Hafen Achtjar, und nöthigte den Kapudan Pascha, mit einer starken Flotte (1777) in die See zurückzugehen. Im J. 1782 brach gegen den neuen eingesetzten Chan ein Aufruhr aus. Suwarow bezwang die Nogaer Tatarn, und brachte sie zum Gehorsam und Huldigungseid. Bald aber ergriffen die Besiegten die Waffen wieder, und wurden abermahls besiegt. Suwarow gieng 1785 nach Moskau, die Wolodemirische Division zu commandiren. Im September 1786 wurde er zum commandirenden Chef in der Krimm ernannt. Diesem erhabenen Posten stand er mit der ihm eigenen Vorsicht und Kenntniß so lange mit Ruhm vor, bis die Pforte 1787 Rußland neuerdings den Krieg erklärte. Die Kaiserin reiste bekanntlich in demselben Jahre nach der Krimm. Suwarow commandirte das Corps unweit Kiow und Pultawa, und sprach den Kaiser Joseph II. zu Cherson. Er erhielt den Befehl über das Chersonsche Corps, zu welchem auch Kinburn gehört. Nun war es am 24. October 1787, als die Türken die ersten Feindseligkeiten ausübten, und mit etwa 7000 Mann bey Kinburn in seinem Gouvernement landeten. General Reek, der unter Suwarow commandirte, griff sie in ihren Trancheen an, schlug sie aus denselben, wurde aber gefährlich verwundet, und seine Truppen wichen zurück. Nun kam Suwarow, rückte wieder vor, und trieb die Türken zurück; aber auch er erhielt eine Contusion, fiel in Ohnmacht, wurde für todt weggetragen, und seine Truppen flohen. Doch bald kam er wieder zu sich, jagte den Fliehenden nach, warf sich mitten unter sie vom Pferde herab, und rief ihnen zu: „Ha, Kinder, ich lebe noch!“ Die Fliehenden kamen zu sich, machten Halt, und ließen sich nun von ihrem General gegen die Türken anführen; er griff wiederum an, bekam einen Schuß in die Hand, ließ sich aber nicht eher verbinden, bis alle Türken getödtet, oder in's Wasser gesprengt waren. Jetzt erhielt er das Commando über die Flotte im schwarzen Meere. Potemkin belagerte Okzakow. Suwarow bekam den linken Flügel der Armee zu commandiren, wurde bey einem Ausfall gefährlich in den Hals verwundet, und ließ sich nach Kinburn übersetzen. Hier flog ein Pulverwagen in die Luft, und brachte sein Leben in Gefahr. Okzakow fiel am 6. December 1788 durch Sturm erobert, und Suwarow erhielt im folgenden Jahre das Com-

mando des Corps bey Berlat. In Verbindung mit dem Prinzen (Friedrich Josias) von Coburg schlug er die Türken am 31. July, oder 1. August 1789 bey Fokschany; aber noch rühmlicher war der ebenfalls in jener Verbindung errungene Sieg über das 100,000 Mann starke Heer des Großveziers Hassan Pascha am 22. September desselben Jahres bey Martinestie am Flusse Rimnik in der Wallachey. Kaiser Joseph II. ertheilte ihm mit Genehmigung der Monarchin Catharina II. die Würde eines Reichsgrafen, und diese erhob ihn, unter Begleitung sehr ansehnlicher Geschenke, in den Russischen Grafenstand, mit dem eben von jener Schlacht hergenommenen Beynamen Rimnitzkoi; auch machte sie ihn zum Ritter des militärischen St. Georgordens erster Classe. Das schauderhafteste Ereigniß, das in seinem Leben eine Stelle einnimmt, ist wohl unstreitig die Eroberung von Ismail, einem Orte nicht weit vom Ausflusse der Donau in Bessarabien. Suwarow ward am 11. December 1789 vom Fürsten Potemkin dahin berufen, und am 22. nahm er den Ort mit Sturm unter dem schrecklichsten Blutvergiessen ein: der hartnäckigste Widerstand der Türken reizte ihn zu dem Befehle, keinen Pardon zu geben; und nur erst, als die Besatzung, die sich auf die steinerne Bastion, als den letzten Zufluchtsort, gerettet hatte, um Schonung ihres Lebens bat, hielt das Blutvergiessen an: 11,000 wurden zu Gefangenen gemacht, 24,000 hatte das Schwerdt der Sieger getödtet. Schrecklich und für das letzte Jahrhundert beyspiellos war das Blutbad gewesen, da von beyden Seiten mit der schrecklichsten Wuth sieben Stunden lang war gekämpft und gemordet worden. Acht Tage Zeit waren nöthig, um die 29,000 Gebliebenen von beyden Seiten zu begraben! Die Beute betrug am Werth 10 Millionen Piaster; aber Suwarow behielt in der Theilung kein Stück, nicht einmahl ein Pferd für sich. Als der Krieg mit den Türken geendigt war, ernannte die Kaiserin den Suwarow wegen seiner funfzigjährigen Dienste, die er dem Vaterlande durch ausgezeichnete Kriegstalente erwiesen hatte, zum Chef der Gouvernements Katharinoslow, der Krimm ꝛc.

Bey den Unruhen, welche im J. 1794 auf's Neue in Pohlen unter Kosciusko's Leitung ausbrachen, wo die Russen (am grünen Donnerstage) in Warschau gemordet wurden, rief die Kaiserin Suwarow'n dorthin, und dieser machte dem blutigen Kriege bald ein Ende; aber auch hier mußte wieder ein sehr blutiger Sturm Suwarow's Lorbeeren erhöhen, nachdem Kosciusko bey Radzievice am 10. October eine völlige Niederlage erlitten, und selbst seine Freyheit verloren hatte. Es erfolgte nämlich am 4. November die schreckliche Einnahme von Praga, einem Flecken bey Warschau oder einer Vorstadt von Warschau, obgleich der Ort sehr befestigt, mit einer zahlreichen Artillerie besetzt war, und 30,000 Mann Besatzung hatte. Die Ordre zum Sturme enthielt nur die Worte: „Man stürmt, nimmt die Batterieen, und stößt nieder, was sich widersetzt." Den Säbel

im Munde überstiegen die Russen mit Hülfe ihrer Bajonette die Verschanzungen, und in Zeit von vier Stunden lagen 13,000 Schlachtopfer in ihrem Blute. Das Schrecken war allgemein; was sich nur retten konnte, entfloh, die nicht sehr breite Schiffbrücke über die Weichsel war gepfropft voll von Menschen, durch das Drängen zerbrachen die Geländer derselben, und mehr als 2000 stürzten in das Wasser und ertranken; 10,000 wurden zu Gefangenen gemacht, und nur wenige Hunderte hatten das Glück zu entfliehen. Man eroberte 72 Kanonen, und Alles, was zur Vertheidigung sowohl, als an Lebensbedürfnissen in Praga war. Am 9. November hielt Suwarow seinen feyerlichen Einzug in Warschau, und der Pohlnische Krieg hatte damit ein Ende. Groß war die Belohnung, die jetzt der Held von seiner Monarchin erhielt. Sie beschenkte ihn mit einer Krone von Eichenlaub, worin die Diamanten auf 600,000 Rubel geschätzt wurden, ernannte ihn zum Generalfeldmarschall, und überschickte ihm zu gleicher Zeit einen goldenen Commandostab, reich mit Brillanten besetzt, und ertheilte ihm die Freyheit, sich ein Regiment auszuwählen, das auf immer seinen Namen führen sollte. Uebrigens erhielt er von seiner Monarchin noch ein Geschenk von 7000 Bauern, von dem Teutschen Kaiser sein Bildniß mit Brillanten, und vom Könige von Preussen die beyden Adlerorden. Im J. 1799 wurde er vom Teutschen Kaiser zum Kaiserlich Königlichen Feldmarschall, und zum Oberbefehlshaber der vereinigten Oestreichischen und Russischen Armee in Italien ernannt. Mit reissender Schnelligkeit drang der graue Krieger bis in's Herz der Lombardey, und zwang die Französische Armee, auch der Schlacht bey Cassano (am Heftigsten war sie aber bey Pozzo) am 27. April sich nach Piemont zurückzuziehen.

Suwarow selbst zog am folgenden Tage in Mayland ein, wo er dann die vorige Oestreichische Verfassung wieder herstellte. Nach der Besatzung von Mayland theilte Suwarow seine Macht nach allen Richtungen, um zu gleicher Zeit vier verschiedene Hauptzwecke zu erreichen. 1) Vorwärts gegen Westen, setzte er selbst, mit der Hauptarmee, die Operationen gegen die Trümmer der Armee des Generals Moreau fort, um dessen Rückzug zu beschleunigen, und ihn zu zwingen, Piemont und das Gebiet von Genua zu verlassen, ehe er noch Verstärkungen würde haben an sich ziehen können. 2) Gegen Norden, und auf seinem rechten Flügel, drang ein Theil des von dem Feldmarschall Belegarde zur Armee von Italien detaschirten Corps in die Thäler oberhalb der Seen zwischen Italien und der Schweiz ein, um die Bewegungen des linken Flügels der Armee des Erzherzogs jenseits des Gotthards zu erleichtern. 3) Gegen Osten, und in seinem Rücken, ließ Suwarow durch einzelne Corps die Festungen belagern, die durch den Rückzug der Französischen Armee ihren eigenen Schicksalen überlassen waren. 4) Endlich gegen Süden, und zu seiner Linken, hatte Suwarow den Feldmarschall Ott mit einer starken Division in das Modenesische gesen-

det, um dem General Klenau zu unterstützen, der Französischen Armee von Neapel entgegen zu gehen, sich vor ihr der Pässe über die Apenninen im obern Toscana zu bemächtigen, und ihr die Communication mit dem Gebiete von Genua abzuschneiden. Durch diese Disposition und daraus erfolgte harte Kämpfe ward Moreau gezwungen, seine feste Position (bey Valenza und Alessandria) aufzugeben, worauf er sich (am 22. May) zu Coni am Fuße der Alpen setzte. Wie Macdonald nach einem kühnen Plan sich Moreau zur Vereinigung durch das Toscanische näherte, sammelte Suwarow alle Theile seiner Armee, selbst die, welche vor den belagerten Plätzen irgend entbehrt werden konnten, zwischen Toscana und Piacenza, und vereitelte durch eine fast ununterbrochene hartnäckige Schlacht, vom 12—19. Junius, die Vereinigung; und ganz Italien bis an die Riviera von Genua war nun für die Französische Republik verloren. Die belagerten Plätze fielen, einer nach dem andern, und die neuerschaffenen Republiken verschwanden, eine nach der andern (die Ligurische ausgenommen), von dem Boden von Italien wieder; die Cisalpinische am Ende des Aprils, die Parthenopeische am Ende des Junius, die Römische am Ende des Septembers. Moreau sammelte die Trümmer seiner und der Macdonaldschen Armee, um sie an Joubert zu übergeben. Nach diesen harten Kämpfen ließ Suwarow den größten Theil der alliirten Truppen ein Erhohlungslager an der Orba am Eingange des Thals dieses Namens, das zugleich Tortona und Alessandria deckte, beziehen, entschlossen, sobald die Citadellen Alessandria und Tortona, und das feste Mantua, das Kray belagerte, gefallen wären, durch die Belagerungsarmee verstärkt, einen neuen Feldzug anzufangen. Alessandria fiel am 22. Julius, Mantua am 28. Julius, nun stand die Französische Armee beynahe wieder in derselben Stellung, wie im Frühling 1797, als sie Bonaparte übernahm. Nur Tortona hielt sich noch. Sobald Mantua und Alessandria gefallen waren, eröffnete Suwarow erst den Feldzug wieder, und das Oestreichisch-Russische Heer von etwa 140,000 Mann konnte auf die Unterstützung der Piemontesischen und Cisalpinischen, der Englischen und Neapolitanischen Truppen, und der Insurgenten in Toscana und Piemont rechnen. Suwarow verlegte das Kriegstheater aus den Gegenden von Piemont nach dem Genuesischen, und die alliirte Armee bildete eine Kette, die sich längs der Orba, von Alessandria bis nach Serravalle (am Scriviafluß in der Landschaft Tortona) ausdehnte. Joubert hatte bey Savona eine neue Französische Armee zusammengezogen, und brach mit ihr links durch die Gebirge von Montferrat und das Thal von Aqui, und Rechts auf dem geraden Weg über die Bocchetta nach Novi und Capriata gegen die Oestreichisch-Russische Armee hervor, um Tortona zu entsetzen, und die Verbindung mit Massena's Armee in der Schweiz zu eröffnen. Am 15. August begann der schreckliche Kampf von 20 Stunden bey Novi, in dessen Anfang bereits Joubert gefallen war, und den

endlich, nach unglaublicher Anstrengung beyder Heere, Moreau (damahls bey der Armee ohne öffentlichen Character), der mitten in der Schlacht das Obercommando wieder übernommen hatte, verlor. Moreau zog sich mit seinem geschlagenen Heer gegen Savona hin, nachdem er in dem hungernden Genua bloß eine Garnison zurückgelassen hatte: Graf Klenau näherte sich über die jenseitige Riviera di Levante mit einem Heer dem unglücklichen Genua; Suwarow wendete sich wieder nach Piemont gegen Championnet, den vierten Französischen Feldherrn, der noch zu schlagen war, und Tortona capitulirte am 20. August unter der Bedingung, am 11. September (wie auch nachher geschah) die Festung zu räumen, wenn sie bis dahin nicht entsetzt seyn würde. Seitdem war auch Piemont größtentheils erobert. Von nun an blieb Italien den Oestreichern allein überlassen, und Melas stellte sich dem Französischen General Championnet an der Piemontesischen Gränze entgegen; die Russen aber zogen unter Suwarow nach der Schweiz. Zu Folge des zwischen beyden Kaiserhöfen verabredeten Operationsplans sollte von nun an 1) im Centrum, in der Schweiz, eine grosse Russische Armee unter den Befehlen des Feldmarschalls Suwarow in Verbindung mit einem Oestreichischen Corps unter dem Feldmarschallieutenant Hotze; 2) zur Linken, in Italien, eine Oestreichische Armee, unter dem Commando des Generals Melas; 3) zur Rechten, am Mittel- und Niederrhein, die Kaiserliche und Reichsarmee unter den Befehlen des Erzherzogs Carl agiren. Dem zu Folge brach Suwarow mit allen Russischen Truppen aus Piemont und Italien auf. Sein Zug, den er über den Gotthardsberg durch die Schweiz, trotz aller Hindernisse der Natur, die ihm über die schrecklichen Gebirge und durch die engen Pässe entgegenstanden, und trotz des zahlreichen Feindes, machte, wird gewiß mit Recht zu seinen glänzenden Thaten gerechnet, ob er gleich nachher mit seiner Armee sich zum Rückzug bequemen mußte. Suwarow drang bis in's Muttenthal vor, und stand schon dem General Massena in der Flanke und im Rücken, als er durch die Niederlagen der Generale Hotze und Korsakow, und durch die blutigen Gefechte, die er von Bellinzona bis Glarus ohne Unterlaß hatte liefern müssen, selbst erschöpft, genöthigt ward, seinen Rückzug zu nehmen, auf dem ihn Beschwerden jeder Art verfolgten. Die gesammte Russische Hülfsmacht entfernte sich von dem Revolutionskrieg, ohne weiter an den Kriegsereignissen Theil zu nehmen, und trat ihren gänzlichen Rückmarsch über Mähren und den Oestreichischen Antheil von Schlesien in die Russischen Staaten an. Suwarow kam mit Ruhm bedeckt in's Vaterland zurück. Kein Feldherr war je mit Auszeichnungen aller Art in solchem Grade überhäuft worden, wie Suwarow im Laufe dieses letzten seiner Feldzüge. Ihm ward der Vorzug verliehen, das reich mit Brillanten verzierte Bildniß seines Kaisers auf der Brust zu tragen, und der Ehrenname Italiskoi beygelegt; sein Monarch ernannte ihn auch zum Generalissimus der

gesammten Russischen Kriegsmacht, und gab den Befehl, „ihm, als dem größten Feldherrn aller Zeiten und aller Völker," dieselben militärischen Ehren, wie dem Kaiser selbst zu erweisen; der zuströmenden Geschenke und überfließenden Gunstbezeigungen von andern Fürsten nicht zu gedenken. Suwarow sollte sich aber nicht lange seines höchsten Ruhmes erfreuen: denn er starb im 71. Jahre seines Lebens am 18. May 1800 zu Pollendorf im Esthland; er erlebte also die Schlacht bey Marengo nicht, welche zwar durch die Ueberzahl der Oestreicher und durch ihre unermüdete Tapferkeit in wiederhohlten Angriffen, wie durch die Fehler, welche von einzelnen Corps der Franzosen begangen worden, schon verloren war, aber durch Bonaparte's Dazwischenkunft, der einzelne fliehende Corps wiederum mit Muth zu einem neuen Kampf beseelte, der glorreich endete; und der grosse Tag bey Marengo (der 14. Juny 1800) entschied für die Französische Republik. Wie sehr ihn der Kaiser Paul I. trotz dem, daß Suwarow eine Zeitlang bey ihm in Ungnade gefallen war, werth und hochschätzte, läßt sich auch daraus schließen, daß ihm dieser Monarch auf dem Marsfelde zu St. Petersburg 1801 eine colossale Statüe errichten ließ. Seine ganze Tactik — erklärte er mehrere Mahle — bestehe nur in zwey Worten: vorwärts, und schlage (Stupai i be); dessen ungeachtet hatte er tactische Kenntnisse, wie er denn überhaupt eine grosse Belesenheit fast in allen Theilen der Wissenschaften, vorzüglich im Kriegswesen, und eine grosse Bekanntschaft mit vielen Sprachen, nach dem Urtheil seiner Freunde, besaß. Nur das Kleinliche im Kriegswesen konnte er nicht leiden. Bey seines Monarchen Umformung der Soldaten, welche Zöpfe, Locken ꝛc. erhielten, sagte er: „Locken sind keine Kanonen, Zöpfe keine Piken." Diese und ähnliche Aeusserungen zogen ihm des Kaisers Ungnade zu, und er mußte eine Zeitlang auf einem seiner Güter im Exil leben. Der Kaiser Paul gab endlich den Bitten seiner Familie, und des Oestreichischen Hofes, und den Wünschen der Truppen nach, und rief ihn zurück: Suwarow gieng ohne Murren gegen den Kaiser, der ihn empfindlich gekränkt hatte, wieder zur Armee.

Suwarow's Name erinnert an die furchtbarsten Gräuel des Kriegs, und seit den gräßlichen Tagen von Ismail und Praga fixirte sich in dem öffentlichen Urtheile für ihn der Beyname des Schrecklichen. Gegen den Vorwurf der Grausamkeit suchen ihn seine Lobredner, namentlich Seume, auf's Möglichste zu rechtfertigen, obgleich vielleicht alle Schuld in dieser Hinsicht nicht ganz von ihm zu wälzen seyn möchte. Es sind auch die Stimmen über sein militärisches Verdienst getheilt: doch schwankt sehr sichtbar das Uebergewicht auf der ungünstigen Seite. Unstreitig aber ist es, daß er einen Character voll selbstständiger Eigenthümlichkeit besaß, eine fast unerschütterliche Energie des Willens, einen mit Schnelligkeit umfassenden Blick und das grosse Feldherrntalent, seine Untergebenen, mit welchen er jede Anstrengung redlich theilte, ohne sich die mindeste Bequemlichkeit

zu erlauben, mit blindem Vertrauen auf seine Führung zu erfüllen, daß er ein guter Chef, menschlich gegen seine Leute, und ein edler Mann war. Auf Mannszucht hielt er sehr scharf. „Wenn Sie, schrieb er an einen Russischen General, den Unordnungen nicht Einhalt thun, so werde ich Sie arquebusiren lassen.“ Es hatten auch seine Adjutanten den Auftrag, ihm, wenn er sich bisweilen vergaß, Etwas im Namen des Feldmarschalls Suwarow zu befehlen. Als er einst einen Soldaten wegen eines Dienstfehlers prügelte, kam ein Adjutant zu ihm, und sagte: der Feldmarschall hat befohlen, man solle sich von seinem Zorne nicht beherrschen lassen. — „Wenn er es befohlen hat, so muß man gehorchen,“ sagte er, und ließ ab vom Prügeln. Uebrigens war er sehr uneigennützig, und, wenigstens in Beobachtung des äussern Gottesdienstes, sehr religiös; aber auch ziemlich eitel: man wollte dieß zum Mindesten aus den vielen Orden, mit denen er sich immer zu behängen pflegte, abnehmen. In seinen Sitten hatte er freylich viel Sonderbares: er war aber auch artig, höflich, und zuvorkommend. Von seiner grossen Lebhaftigkeit und Munterkeit gab er noch wenige Monathe vor seinem Tode, als er durch Cracau reiste, Beweise. Hier tanzte er bey dem ihm zu Ehren gegebenen Balle noch Masurisch, und schlug, trotz dem jüngsten Tänzer, immer dabey mit den Füssen in der Luft zusammen.

S. F. Anthing's (der ihn stets als Adjutant begleitete) Leben und Feldzüge des Russisch Kaiserlichen Generalfeldmarschalls Grafen Suwarow-Rimniski, 3. Thle, Gotha 1807. 8. (Auch Leben des Grafen Alex. Wassiliowitsch Suwarow-Rimniskoi, Frkf. 1799.) Eichhorn's Geschichte der drey letzten Jahrh. Bd. 2. S. 222. u. Zeit. für die eleg. Welt, J. 1805. Nr. 151 fg.

Suysken, Constantin, ein gelehrter Bollandist, geboren 1714 zu Hertoghenbos in Brabant, und gestorben 1771.

Er bearbeitete ungefähr 130 Artikel für die Acta Sanctorum, besorgte mehrere Jahre lang die Anordnung des Ganzen, und richtete die historischen Register über jeden Band dieses reichhaltigen Werks zuerst genauer und vollständiger ein. Ohne diese würde fast kein Geschichtforscher aus dieser ergiebigen Quelle zu schöpfen Musse haben. Endlich vermehrte dieser verdienstvolle Gelehrte die Bücher- und Handschriftensammlung der Gesellschaft zum Behuf dieses Werks; weßwegen er besonders 1752 durch Frankreich, Italien, Teutschland und Ungarn reiste. Schmerzhafte Krankheiten beschleunigten aber das Ende seines mühseligen Lebens.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 805.

Swedenborg, (eigentlich Swedberg, auch Swedberg af Swedenborg genannt), Emanuel, Königl. Schwedischer und Reichsassessor im Bergwerkscollegium, und Mitglied der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften, dieser so berühmte Geisterseher des 18. Jahrhunderts war der Sohn Jesper Swedberg's, eines Bischofs von Westgothland, ge-

boren am 29. Januar 1689 zu Stockholm. Schon in der Kindheit ward er Gegenstand der Aufmerksamkeit, und wir finden eine Veranlassung, wodurch er zu seinen Visionen geweckt wurde. In seinem 4. Jahre wunderten sich seine Aeltern, daß er so begierig war, von Gott und göttlichen Dingen Alles auszufragen, so, daß sie aus seinen Gesprächen die Meynung faßten, die Engel redeten aus ihm. Bis in's 10. Jahr war er noch geschäfftiger, vom Glauben und von der Liebe zu sprechen, und den Grund davon zu verstehen: Glaube und Liebe wurden denn auch in der Folge die Grundpfeiler seines Himmelreichs. Man weiß aus mehreren Erfahrungen, daß kein Alter so geschickt ist, religiöse Visionen zu haben, als gerade dieß; man gebe einem Kinde von lebhafter Einbildungskraft die Offenbarung Johannis, das hohe Lied, und darauf gegründete Andachtsbücher in die Hände, und es wird mit der Zeit Offenbarungen zu bekommen glauben. Die Phantasie verwandelt alsdann alle Bilder in Wesen, und weil sie stets mit den Offenbarungen Anderer angefüllt ist, so glaubt sie zuletzt selbst solche zu haben. Doch scheint Swedenborg in den folgenden Jahren von diesem Wege ein Wenig abgeleitet zu seyn. Er studierte nämlich nach seinem eigenen Bericht in dem Buche Lucubratio Theosophica de influxu, aus welchem wir vorzüglich schöpfen, die Philosophie, Mathematik und Algeber, um zur Physik desto tiefer einzudringen. Er gieng im J. 1710 auf Reisen, zuerst nach England, hierauf nach Holland, Frankreich und Teutschland, brachte vier Jahre auf Universitäten daselbst zu, der Weltweisheit, Grössenlehre, Naturgeschichte, Naturlehre, Chemie, Anatomie und Theologie obliegend. Sein Geist umfaßte allerley Wissenschaften, und verband sie, wie auch seine Werke zeigen.

Im J. 1714 kam er nach Schweden zurück, wo er sich in Upsala habilitirte. Im J. 1716 sprach er mehrmahls mit dem Könige Carl XII. welcher sein grosser Gönner war, und ihn bald darauf zum Assessor im Bergwerkscollegium ernannte, wo er sich dann mit mathematisch-mechanischen Erfindungen hervorthat. Zur Belagerung von Friedrichshall schaffte er 1718 zwey Galeeren, fünf grosse Boote und eine Schaluppe mit Rollen über Berg und Thal von Strömstadt nach Idefiol, einen Weg von 21/2 Schwedischen Meilen. Er gab einen hyperboräischen Dädalus, auch Schriften über die Algeber, die Münzen, arithmetische, astronomische Abhandlungen heraus. Bald nachher, im J. 1719, ward er von der Königin, Ulrica Eleonora, unter dem Namen Swedenborg, geadelt, trieb die Chemie, bereiste die Schwedischen Bergwerke, 1721 auch die Sächsischen und den Harz. Seit 1729 ward er ein Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Stockholm. Als ihn die Königin dazu ernannte, antwortete er: „Ich habe nicht gesucht, in irgend eine Gesellschaft zu kommen, seitdem ich in der Engelgesellschaft bin, wo keine andern Materien verhandelt werden, als solche, die den Himmel und die Seele

betreffen, da hingegen in den gelehrten Gesellschaften allein von Welt und Körpern gehandelt wird.“ Seine Werke, die er dazumahl schrieb, zeugen von grossen Kenntnissen, und allenthalben wurden sie sehr gut aufgenommen, auch er selbst von mehreren Akademieen, z. B. ausser der Stockholmer, auch der Petersburger, zum Mitglied ernannt. Er hatte sich bisher stark mit Chemie und Mineralogie beschäfftigt; aber seit dem J. 1733 wandelte er unter höhern Wesen, und schwebte unter Engeln und Verstorbenen. Was er da sah und hörte, hat er erzählt, z. B. in dem Buche von den Wundern des Himmels und der Hölle. In dem erstgedachten Jahre vollendete er seine philosophischen und mineralogischen Werke, indem er 1734 zu Leipzig das Buch: Principia Philosophiae et de Regno minerali in 3 Foliobänden mit 155 Kupfertafeln herausgab. *) Die Französische Akademie der Wissenschaften hat daraus zu ihrer Geschichte der Künste Swedenborg's Werk vom Eisen als das beste in dieser Materie übersetzt. In diesen philosophischen und mineralogischen Werken entwirft Swedenborg ein tiefdurchdachtes Natursystem, mathematisch-mechanisch. Ein im Unendlichen gegebener Punct, mit allen Kräften ausgerüstet, soll durch eine innere Spiralbewegung der Kräfte alle Bewegungen, alle Gestalten der Thätigkeit hervorbringen, die Swedenborg in Elemente ordnet. Elasticität, der Magnet, der Aether, die Luft, Dünste und dergleichen sind diese Elemente, welche er sodann bis in das Reich der Organisationen verfolgt. Zur Erweiterung seiner Kenntnisse machte er selbst wieder Reisen nach den Oestreichischen und Sächsischen Bergwerken, und 1738 noch eine Reise nach Italien, wo er sich zu Venedig und Rom ein ganzes Jahr lang aufhielt. Im J. 1740 gab er seine Oeconomie des Thierreichs (Oeconomia regni animalis) heraus, ein Werk voll Belesenheit und eigener Gedanken. In ihm ordnet er nach Reihen und Stufen die Naturreiche zu einer Harmonie, die er constabilirt nennt, wo in jeder aus dem Einfachsten eine Wirkung sich durch die ganze Reihe verbreitet. Daß diese Ansichten der Natur, als Denkbilder des Verstandes, ihm zur Gewohnheit wurden, war natürlich; Reihen und Stufen der Dinge nach Uebereinstimmungen, aus dem Einfachsten geordnet, sah er allenthalben in der Schöpfung; eine constabilirte Harmonie war sein Hauptgedanke. Nachdem Swedenborg solchergestalt sich durch die ganze sichtbare Natur durchgedacht, durchversucht, durchgearbeitet hatte; geliebt, geehrt und geachtet von allen Verständigen seines Vaterlandes, legte er im J. 1747 sein Amt mit Beybehaltung seiner Besoldung nieder. Swedens

*) S. von Swedenborg's irdischer und himmlischer Philosophie, übersetzt durch F. Christoph Oetinger, Götting. gel Anzeig. J. 1766. S. 201 — 210. Von den Erdkörpern der Planeten und des gestirnten Himmels Inwohnern, aus Erzählung der Geister, aus dem Lateinischen übersetzt mit Reflexionen, ebendaselbst, J. 1771. S. 736 fg.

borg hatte vier Schwestern, die alle an Bischöfe verheyrathet wurden. Er hatte auch, wie er sagt, vielen Umgang mit allen Bischöfen und andern Reichsräthen, welche wußten, daß er mit den Engeln Gemeinschaft hatte. „Der König, die Königin und ihre drey Prinzen, spricht er weiter, erwiesen mir alle Arten von Gunstbezeigungen. Was mir sonst für Ehre wiederfuhr, war nicht zu vergleichen mit der Ehre, da mir der Herr selbst im J. 1743 erschienen, und mir das Gesicht der unsichtbaren Welt aufgethan, von welcher Zeit ich bis diesen Tag ganz ungewohnte Eröffnungen bekommen, besonders vom Zustand nach dem Tode, von der Seele, und von den Beschaffenheiten des innern Menschen, nebst unzähligen in dem Geisterreiche vorfallenden Begebenheiten, davon viele in meinen Büchern beschrieben sind." Nachdem er das Geschlechtsregister seiner Familie aufgerechnet, und Viel von den Bischöfen Filenius und Benzelstierna geredet hat, fährt er fort: „Ausserdem werde ich von allen Bischöfen in meinem Vaterlande, deren zehn sind, wie auch von dem Reichsrath und von allen Grossen geliebt und geehrt. Ich gehe vertraulich mit ihnen um, wie ein Freund mit dem Anderen. Die Ursache dieser Freundschaft ist, weil sie wissen, daß ich in Gesellschaft mit den Engeln stehe. Der König und die Königin selbst, und die drey Prinzen, ihre Söhne, bezeigen sich sehr liebreich gegen mich. Sie haben mich sogar an ihre Tafel gezogen, welche Ehre sonst nur den Vornehmen im Reiche wiederfährt. Auch habe ich bey dem Erbprinzen gespeist. Meine Landsleute wünschen meine Zurückkunft, und dieses ist Beweises genug, daß ich keine Ursache habe, Verfolgung zu fürchten, weßwegen Ihr, wie es scheint, besorgt seyd, und wovor Ihr mich in Eurem freundschaftlichen Briefe warnt. Verfolgt man mich an andern Orten, so rührt es mich nicht. Denn ich habe erfahren, daß es Alles von keinem Belange ist, und daß dasjenige, weßwegen sie mich anfeinden, über ihren Verstand geht, nämlich, daß ich von dem Herrn selbst in eigener Person 1743 mir seinem Diener gnädig offenbart, und meinen Sinn zur Geisterwelt eröffnet, auch mir gegeben hat, mit Geistern und Engeln zu reden, welches bis an den heutigen Tag fortwährt. Von der Zeit fieng ich an, durch Bilder hinter die verschiedenen Geheimnisse zu kommen, die mir offenbart sind, nämlich was Himmel und Hölle, der Menschen Zustand nach dem Tode, Gottes wahre Verehrung, den geistlichen Begriff von der Welt, und andere Dinge betrifft, welche in der Natur besonders merkwürdig sind, und zum Heil und zur Weisheit führen. Meine Reisen aus meinem Vaterlande sind in keiner andern Absicht unternommen, als aus Begierde, die Geheimnisse, die mir anvertraut sind, brauchbar zu machen und zu offenbaren. Uebrigens besitze ich so Viel in der Welt, als für mich genug ist, und weder bedarf, noch verlange ich auch mehr." Man muß sich wundern über

den Verstand und die Einsicht, womit Swedenborg von allen Sachen spricht, und in demselben Augenblick kann er wieder ganz unbegreiflich werden, sobald man ihm die geringste Veranlassung giebt, von der Geisterwelt zu reden. In einer Gesellschaft wurde einmahl von Swedenborg (er war in England) und von seinem Umgange mit den Geistern gesprochen. Einer in der Gesellschaft hatte den Einfall, the new Ierusalem Gentleman (wie er sich nannte) zum Premiermiinister in England vorzuschlagen, zum Versuch, ob das Volk mit der Verwaltung eines Mannes von so geistigen und ungewöhnlichen Einsichten zufrieden seyn würde, da sonst Niemand das Glück hat, diesem unruhigen Volke zu gefallen. So weit geht die Nachricht, welche von Swedenborg, als ein kurzer Auszug seiner Lebensgeschichte, in des Altonaischen gelehrten Merkurs 15. Stück, im Aprilmonath des J. 1771 zu lesen ist. Aus einem Schreiben eines angesehenen Mannes in Amsterdam, welcher mit Swedenborg bekannt war, sind noch etliche besondere Umstände bekannt, die derselbe von ihm einem vertrauten Freunde berichtet, welche wir hier auch mittheilen. Es heißt nämlich in dem Schreiben vom 26. Januar 1771 unter andern: „Sie fragen mich, was dieser — Greis jetzt mache? Das will ich Ihnen sagen, Er ißt und trinkt sehr mäßig, schläft aber ziemlich lange, und 13 Stunden sind ihm nicht zu Viel. Die Nachricht, die ich ihm brachte, daß sein Werk de telluribus etc. übersetzt herausgekommen wäre, machte ihm ein besonderes Vergnügen, und seine ohnehin meistens lächelnden Augen wurden dabey noch einmahl so heiter. Jetzt arbeitet er unermüdet, ja, ich muß sagen, erstaunlich und übermenschlich an seinem neuen Werke. Sechzehn Bogen mit noch einmahl so kleinen Lettern, wie seine vorigen Werke, die schon abgedruckt sind. Denken Sie nur! Zu einem jeden gedruckten Bogen muß er wohl vier Bogen voll beschreiben. Nun läßt er wöchentlich zwey Bogen abdrucken. Die corrigirt er selbst. Folglich muß er acht Bogen wöchentlich schreiben. Und, was vollends unbegreiflich ist, er hat niemahls auch nur eine einzige Zeile im Vorrath. Sein Werk soll, wie er sagt, achtzig Bogen im Druck stark werden. Mithin hat er schon ausgerechnet, daß es vor Michaelis nicht abgedruckt werden kann. Ich will Ihnen auch den Titel dieses unter Händen habenden Werks nennen. Es ist folgender: Vera christiana religio, continens universam theologiam novae ecclesiae, a Domino apud Danielem cap. VIII. 13. 14. et in Apocalypsi cap. XXII. 1. 2. praedictae, ab *Emanuele Swedenborg*, Domini Iesu Christi Servo. Ich konnte, nach meiner offenherzigen Art, meine Verwunderung nicht bergen, daß er sich den Titel eines Knechts des Herrn Jesu Christi auf dem Titelblatt gegeben. Aber ich habe gefragt, und dazu nicht allein die Erlaubniß, sondern auch expressen Befehl erhalten. Es ist nicht zu glau-

ben, mit welcher Zuversicht der alte Mann von seinem Geisterreich, von seinen Engeln, und von Gott selbst redet. Wollte ich Ihnen bloß den Inbegriff unserer jüngsten Unterredung erzählen, ich würde viele Blätter damit anfüllen können. Er sprach von Naturalisten, die er kürzlich nach ihrem Tode gesprochen, und worunter selbst meistens Gottesgelehrte, oder solche, die von der Gottesgelahrtheit ihr Handwerk bey Leibesleben gemacht hatten. Da kamen Dinge vor, wovor mir die Ohren gellten, die ich aber überschlage, um mich in meinem Urtheil nicht zu übereilen. Ich will gern bekennen, daß ich nicht weiß, was ich aus ihm machen soll. Er bleibt mir ein unauflösliches Räthsel. Wie fleißig ich auch nachgespürt, so habe ich doch Niemand finden können, der wider ihn geschrieben hätte, als allein, was in der theologischen Bibliothek vorkommt, und das ist nicht Viel mehr, als eine bloße Recension. In Königsberg ist bey Johann Jacob Kanter 1766 ein Werkchen herausgekommen, unter dem Titel: Träume eines Geistersehers, erläutert durch Träume der Metaphysik. Der Verfasser davon nennt sich nicht. Im 4. Bande der allgemeinen Teutschen Bibliothek, die zu Berlin herauskommt, im 1. Stück, S. 281. wird er J. Kant *) geheissen. Das ist aber eine Satyre mehr wieder die Gelehrten überhaupt, als wider die Geisterseher in's Besondere. Ich wünschte, daß rechtschaffene Männer, die Gott zu Wächtern auf den Mauren Zions gesetzt hat, sich früher mit diesem Mann beschäfftigt hätten. Ich habe seine Schriften gelesen, und unparteyisch geprüft. Aber meiner Einsicht nach finden sich darin Lehrsätze, die von rechtschaffenen Theologen schärfer geprüft zu werden verdienten, andere aber, die sehr gefährlich sind, die gleich Anfangs hätten müssen widerlegt werden." Was ein Freund Swedenborg's urtheilt, ist ein Beweis seiner Rechtschaffen-

*) Immanuel Kant war damahls Magister zu Königsberg, und wurde 1770 Professor der Logik und Metaphysik. In dem dritten Bande der Greifswaldeschen neuen critischen Nachrichten (S. 257) liest man Folgendes: „Der Verfasser dieser Schrift, welches der Hr. Magister Kant in Königsberg seyn soll, ist durch die Swedenborgischen Schriften und Erscheinungen aufmerksam gemacht, und zu den Untersuchungen veranlaßt worden, welche er jetzt der Welt mittheilt. Die Schrift besteht aus zwey Theilen, dem dogmatischen und historischen. In dem letztern erzählt er die vornehmsten Erscheinungen Hrn. Swedenborg's, die dem größten Theil unserer Leser bekannt sind, von Vielen derselben auch noch leicht mit andern vermehrt werden könnten; und macht alsdann einen Auszug von den besondern Meynungen des Verfassers. Eigentlich aber hält er sich nur bey den Auditis und Visis auf, ohne die Arcana coelestia zu berühren, ein Werk von acht Quartbänden, welches ein ganz hermeneutisches und theologisches System enthält. Wir überlassen es dem Hrn. Kant, die zuweilen sehr strengen und bittern Beurtheilungen zu verantworten." S. übrigens Kant's Urtheil in den Träumen eines Geistersehers selbst und vergl. Intellgbl. der Jenaischen allgem. Litteraturzeitung, J. 1805. Nr. 94. S. 799 fg.

heit und Wahrheitsliebe, die ihn allen billigen Gemüthern schätzbar machen müssen. Es ist auch, was er berichtet, desto zuverlässiger, weil er Swedenborg'en genau kannte, dabey aber weder eine parteyische Freundschaft, noch eine zu strenge Tadelsucht in seinen Urtheilen herrschen ließ. Es bestätigt Solches ein anderes Schreiben von demselben, welches er unterm 5. März des 1771. Jahres an einen angesehenen Kaufmann, gleich dem vorigen, abgelassen hat. Er schreibt darin unter andern: „Ich kann nicht umhin, Ihnen von dem Hrn. Swedenborg ganz etwas Neues zu erzählen. Verwichenen Donnerstag besuchte ich ihn, und fand ihn, wie gewöhnlich, beym Schreiben. Er erzählte mir, daß er sich denselben Morgen drey Stunden lang mit dem verstorbenen König von Schweden unterredet habe. Schon am Mittwochen, als gestern, habe er ihn dort angetroffen, da er aber gesehen, daß er in einem tiefen Gespräch mit der noch lebenden Königin verwickelt gewesen, habe er ihn damahls nicht stören wollen. Ich ließ ihn nur immer fortschwatzen, fragte aber endlich, wie es möglich wäre, eine noch im Lande der Lebenden sich befindende Person im Reiche der Geister anzutreffen? Er antwortete mir: Die Königin war es nicht selbst, sondern ihr Spiritus familiaris. Was ist das für ein Ding? fragte ich weiter. Denn dergleichen neue Erscheinungen hatte ich bisher weder gehört, noch gelesen. Hierauf bezeugte er mir, daß ein jeder Mensch seinen guten oder bösen Engel habe, der nicht allein beständig um ihn sey, sondern sich auch zuweilen von ihm entferne, und im Geisterreiche erscheine; davon wisse der lebendige Mensch aber Nichts, der Engel Alles; ein solcher Spiritus familiaris habe Alles mit seinem menschlichen Compagnon überein; er habe im Geisterreiche sichtbar diese Taille, Gesichtsbildung, denselben Ton der Sprache, trage auch dieselben Kleider, wie der Mensch auf Erden, mit einem Wort, dieser Spiritus familiaris der Königin habe gar nicht anders ausgesehen, als wie er die Königin selbst in Stockholm so oft gesehen, und sie reden gehört habe. Um mir meine Bewunderung zu nehmen, setzte er hinzu: der Herr Doctor Ernesti in Leipzig sey ihm auf gleiche Weise im Geisterreiche erschienen, und mit demselben habe er weidlich disputirt. Was wird dieser gelehrte Professor doch sagen, wenn er so Etwas erfährt? Vielleicht: der alte Mann ist verrückt, und in seiner zweyten Kindheit. Er wird darüber lachen, und wer kann's ihm verdenken? Es ist mir unbegreiflich, wenn ich solche abenteuerliche Dinge von ihm höre. Noch mehr. Ich habe ihn oft in grossen Gesellschaften von beyderley Geschlecht dergleichen erzählen gehört, wovon ich nur gar zu wohl wußte, daß Spottvögel darunter waren. Aber zu meinem Erstaunen fiel Niemand das Lachen ein. So lange er redet, ist es nicht anders, als ob ein Jeder, der ihn hört, bezaubert ist, ihm glauben zu müssen. Er ist vor Niemand zurückhaltend. Wer ihn zu Gaste nöthigt, der hat ihn. Ein gewisser junger Herr,

hat ihn vorige Woche zu Gaste gehabt. Ob er ihn gleich gar nicht kennt, ist er doch an dessen Tafel erschienen, und hat daran Juden und Portugiesen angetroffen, mit welchen er sonder Unterschied sich eingelassen. Wer neugierig ist, ihn zu sehen, hat keine grosse Mühe. Er braucht nur nach seinem Hause sich zu begeben, und er läßt einen Jeden vor sich. Man kann leicht erachten, daß ihm dergleichen vielfältiger Besuch viel Zeit wegnimmt. So viel weniger kann ich begreifen, wie er darum doch sein Vorhaben vollbringt, alle Wochen zwey compreß geschriebene Bogen abdrucken zu lassen, und zehn Bogen Manuscript, ohne eine einzelne Zeile im Vorrath, zu concipiren. Er sagt, sein Engel dictire ihm, und er könne geschwind genug schreiben." Der Raum verbietet Mehr von ihm zu sagen. Man findet ausser demjenigen, was in diesen beyden Briefen von Swedenborg gemeldet worden, von demselben noch eine ziemliche genaue Nachricht in des Hrn. Professors und Superintendenten, Dr. Heinr. Wilh. Clemm's zu Tübingen, Einleitung in die Religion und gesammte Theologie, im 4. Bde. S. 205 fg. woselbst auch S. 209 fg. einige zwischen Swedenborg und dem Wirtembergischen Prälaten Oetinger gewechselte Briefe abgedruckt zu lesen. Wäre nicht die Erzählung des Dr. Clemm's zu lang, so würde man sie hier ganz abdrucken lassen. Die Richtigkeit der von ihm S. 206 erzählten Begebenheiten *) hat zu derselben Zeit in Hamburg

*) Doch eine Stelle daraus: „Zum Beweis werden folgende Exempel angeführt: In Stockholm sey eine Witwe (des Holländischen Envoys Marteville am Schwedischen Hofe) von einem Gläubiger nach dem Tode ihres Mannes angelaufen worden; da sie nun wußte, daß ihr Mann Alles in Richtigkeit zu bringen gewohnt gewesen, so hätte sie ihre Zuflucht zu Hrn. Swedenborg genommen, und ihn ersucht, den Geist ihres verstorbenen Mannes deßwegen zu befragen; er habe es auch gethan, und die Antwort gebracht, daß man an einem, von ihm bezeichneten Ort, in einer Commode die Quittung finden werde, worin der Gläubiger das Geld empfangen zu haben bezeuge. Die Sache soll sich auch wirklich so befunden haben. Das andere Exempel ist eine vorhergesagte Feuersbrunst. Als er nämlich von seinen Reisen bey Gothenburg an's Land stieg, so sagte er bald darauf mit grosser Bestürzung, es wüthe zu Stockholm eine erschreckliche Brunst. Einige Stunden hernach aber versicherte er, daß das Feuer ziemlich gedämpft sey. Drey Tage stand es an, als diese Aussage durch Nachrichten mit der Post von Stockholm aus bestätigt ward. Das dritte Exempel vom J. 1763 möchte wohl das interessanteste seyn. Eine grosse Fürstin gab dem Hrn. Swedenborg auf, an ihren verstorbenen Gemahl eine Frage über eine Sache zu thun, davon Niemand, als sie und der Verstorbene wüßte; wenn er die richtige Antwort bringe, so wolle sie ihm glauben; die Antwort sey auch wirklich so beschaffen gewesen, daß die Fürstin darüber in das äusserste Erstaunen gesetzt worden wäre." Eben diese drey Geschichten hat auch Kant zu Königsberg in seinen Träumen eines Geistersehers, S. 85 fg. erzählt. Einen Umstand haben Clemm und Kant anders erzählt, als er sonst durchgängig erzählt wird. Sie gedenken einer grossen Fürstin, die an ihren verstorbenen Gemahl durch Swedenborg eine Frage thun ließ. Es wird sonst gesagt, daß die verwitwete Königin von Schweden ihren verstorbenen

ein Schwedischer Minister, der mit in dem Gefolge des Königs von Schweden war, da dieser als Kronprinz hier durch nach Frankreich reiste, in einer grossen vornehmen Gesellschaft bey Tische, in Stockholm, als wirklich geschehene Sachen, durchgängig bekannt, und gar keinem Zweifel unterworfen zu seyn, versichert. Ernesti, der grosse Philolog und Theolog zu Leipzig, verdenkt im 8. Bande seiner neuen theologischen Bibliothek, S. 874 fg. es dem Dr. Clemm, daß er dergleichen Dinge in seiner Einleitung habe drucken lassen, und fällt von Swedenborg folgendes Urtheil: „Es ist aus Swedenborg's Schriften und den Auszügen, die wir davon gegeben haben, klar, daß er ein Naturalist ist, wie die groben Fanatici, und seine Naturalisterey unter biblische Ausdrücke versteckt, oder die biblische Theologie in einen Naturalismus verwandelt, wie es die Socinianer auf eine andere Art thun. Und das ist der Schlüssel zu der ganzen Sache. Ausser den drey Fällen, die der Hr. Dr. Clemm setzt, daß seine Erzählungen entweder bloße Phantasieen, oder Blendwerke eines bösen Geistes, oder Wahrheit sind, ist noch ein vierter, der sonder Zweifel der rechte ist. Es können Erdichtungen seyn, damit er die Welt betrügen will; und er mag wohl in seinem Herzen die Leute recht auslachen, (wie sie es auch verdienen) die ihm glauben, und seine Kunst nicht verstehen. Hat man nicht Exempel genug in der Kirchengeschichte von solchen Erdichtungen, damit man einfältige, leichtgläubige, oder zur Schwärmerey geneigte Leute betrügen, und seinen irrigen Meynungen in der Religion Ansehen geben wollen, die auch diese Wirkung gehabt haben? Und unsere Zeiten werden immer für solchen Betrug bequemer, da auch sonst gelehrte Leute zu solchen Träumen und Phantasieen so geneigt sich finden lassen und beweisen. Das mag Swedenborg wohl wissen." So sehr achtbar sonst Ernesti's Urtheil ist; so wenig kann man doch, was das Letztere betrifft, mit Swedenborg's Character, wie er durchgängig und zuversichtlich berichtet wird, es reimen. Daher scheint vielmehr Clemm's (S. 214) geäussertes Urtheil der Billigkeit gemäßer zu seyn, daß eine Seele aus einer geometrisch-denkenden Seele eine, von Phantasieen und Einbildungen durchdrungene, Seele werden könne, wovon, wie er erwähnt, der Hr. Professor Gmelin eine grosse Anzahl wichtiger Beyspiele angeführt hat. Das ist und bleibt ausgemacht, daß man in diesem Falle, wie sonst in ähnlichen vormahls, vor einer frommen Leichtgläubigkeit sich zu hüten hat. Wer weiß nicht, was des ehemahligen bekannten Dr. Johann Wilhelm Petersen's und seiner Gattin, was vieler Anderen, vors

Herrn Bruder, den Königlich Preussischen Kronprinzen, habe durch Swedenborg befragen lassen. — Die erste und dritte Geschichte (letztere in einer doppelten Erzählung) theilt auch (Fischer) im Buche vom Aberglauben, S. 315 fg. mit. Neuere Aufklärungen darüber findet man im allg. Anz. der Teutschen, 1809. Nr. 36. 37. 69. u. 115. S. auch Jung's Theorie der Geisterkunde, S. 91. vgl. Morgenbl. 1809. Nr. 107.

gegebene Erscheinungen und Gesichte für Verwirrungen angerichtet, und wie sie mehrentheils, entweder die Verbreitung wichtiger Irrthümer zur Absicht gehabt, oder damit vergesellschaftet gewesen? Doch ist auch auf der andern Seite nicht zu läugnen, daß in Swedenborg's Geschichte viel Besonderes vorkommt, welches man noch genauer untersucht und geprüft zu seyn wünschen möchte. Inzwischen versteht sich's von selbst, daß seine von der heil. Schrift abweichenden, oder derselben widersprechenden Meynungen nirgends einen Beyfall von wahrheitliebenden Gemüthern erwarten können. Zu dem Ende wird man insonderheit nachfolgenden Brief nicht ohne Vergnügen lesen, welchen der angesehene Mann in Amsterdam, von denen wir oben zwey Briefe in einem Auszuge vorgelegt haben, an Swedenborg im J. 1769 geschrieben, und darin, ob er gleich kein Gelehrter ist, bewiesen, daß oft Manche, die zu der ordentlichen Classe der Gelehrten nicht gehören, unter denselben einen Platz fast eben sowohl verdienen, als Viele, die den Namen der Gelehrten führen. Wir liefern, da der Brief in der Lateinischen Sprache geschrieben worden, ihn in einer Teutschen Uebersetzung denen zu Gefallen, die kein Latein verstehen. Er lautet, wie folgt:

„Dem Hochgelahrten und Hochberühmten Herrn Emanuel Swedenborg entbietet seinen Gruß David Paulus ab Indagine.

Ich habe Ihre Bücher, insonderheit das neulich herausgegebene Werk, gelesen, und mit Fleiß daraus bemerkt, was mir gar zu neu und den gewöhnlich richtigen Begriffen widersprechend zu seyn geschienen. Da mir nichts mehr am Herzen liegt, als die Religion und die Wahrheit des christlichen Glaubens, so habe ich es der Mühe werth gefunden, Ihre Schriften nicht nur nicht mit einem flüchtigen Blick zu lesen, sondern auch nach meinem Vermögen zu prüfen und zu untersuchen. Ich kann nicht läugnen, daß ich in Ihren Schriften viel Merkwürdiges angetroffen habe. Viel Schönes schimmert in denselben hervor. Aber auch vieler Flecken bin ich darin gewahr worden. Ich will entweder schweigen, oder eine Nachsicht von Ihnen mir bey meiner Aufrichtigkeit ausbitten. Denn es ist meine Gewohnheit, entweder gar zu schweigen, oder, wenn ich aufgefordert werde, die Wahrheit zu sagen. Sie aber sind gewohnt, willig zu hören. Denn diejenigen lassen sich, nach des Plinius Zeugniß, am Liebsten tadeln, die am Meisten gelobt zu werden verdienen.

Ihr neuestes Werk, nämlich die in's Kurze gezogene Erklärung der neuen Lehre, welche durch das neue Jerusalem in der Offenbarung Johannis verstanden wird, haben Sie mir vorzüglich empfohlen, und mir freundschaftlich aufgetragen, davon mein Urtheil ohne Zurückhaltung und freymüthig zu fällen. Ich habe es genau durchgelesen, und auf der unparteyischen Wagschale der Vernunft abgewogen. Ob ich es recht gemacht, oder nicht, will ich selbst nicht entscheiden. Es

ist weder meiner Fähigkeit, noch meinem Amt gemäß, in theologischen Sachen von so grosser Wichtigkeit Machtsprüche zu wagen. Ein Lehrling bin ich, und kein Meister. Doch, ich soll meine Meynung, und zwar frey, ohne Complimente sagen. Gut, Ihrem Befehl will ich denn gehorchen. Ich bedinge mir aber voraus, daß Sie sich erinnern, Sie haben es nicht mit einem Theologen, sondern mit einem Christen, nicht mit einem Geistlichen, sondern mit einem Layen, nicht mit einem feindlichen Gegner, sondern mit einem Freunde, und einem Manne, mit dem man aufrichtig und vertraulich umgehen darf, zu thun.

Nachdem ich Ihre zu London und Amsterdam, auf ihre eigenen Kosten, herausgegebenen 16 Schriften mit Aufmerksamkeit durchgelesen, und die darin mir dunkel und anstößig scheinenden Stellen besonders gemerkt hatte; so erwartete ich mit Verlangen das binnen zwey Jahren herauszugeben versprochene weitläuftigere Werk von der neuen Lehre, dessen kurzen Auszug Sie an's Licht gestellt, in der Hoffnung, daß ich die bey Durchlesung der ersten Werke vorgekommenen Zweifel daselbst aufgelöst finden würde. Aber meine Erwartung war vergebens. Zu Ihrem Lehrgebäude fügen Sie in Ihrem neulichen Werke Nichts hinzu, das mir ausser dem, was ich schon gelesen, nicht bereits bekannt gewesen wäre. Sie setzen also noch immer dasjenige, als bewiesen, voraus, was doch erst bewiesen werden sollte. Wenn man daher Ihre Grundsätze nicht annimmt, so ist kein Streit mehr da.

Die Grundsätze Ihres Lehrgebäudes habe ich genau untersucht. Sie setzen den vornehmsten Beweis derselben in das, was Sie gesehen zu haben bezeugen. Sie erzählen Wunderdinge, die Sie selbst gehört und gesehen. Sie wollen die Welt benachrichtigen, daß Ihnen gegeben sey, zugleich in der Geisterwelt mit den Engeln, und zugleich in der natürlichen Welt mit den Menschen umzugehen. Sie reden von grossen Dingen, die der ungläubigen Welt nicht gefallen können. Leser, welche um ihre ewige Wohlfahrt wenig bekümmert sind, lachen über einen solchen neuen, und gleichsam zwittermäßigen Lehrer, dessen Möglichkeit fast kein gesunder Menschenverstand sich vorstellen kann, geschweige daß er seinen Neuigkeiten Beyfall geben wollte oder könnte.

Von Ihnen sind bisher die Werke vom jüngsten Gericht und der Zerstörung Babylons, vom Himmel und der Hölle, von dem letzten fortgesetzten Gericht, von dem weissen Pferde, von den Erdkugeln, von der Weisheit der Engel, u. s. f. an's Licht getreten. Ihre himmlischen Geheimnisse, das weitläuftige, aus 8 Theilen bestehende, Werk habe ich noch nicht Gelegenheit gehabt, aufzutreiben, geschweige mit Aufmerksamkeit durchzulesen. Mehr Schriften von dieser Art sind zum Vorschein gekommen. Allen und jeden Bischöfen in England haben Sie davon ein Exemplar zugeschickt. Aber Keiner hat sich die

Mühe geben wollen, sie zu widerlegen. Die Holländer haben eines der letzten Werke von der ehelichen Liebe mit vieler Behutsamkeit und einer rühmlichen Bescheidenheit beurtheilt. Der Kunstrichter zu Amsterdam hält sein Urtheil zurück, und verspart seine völlige Beurtheilung auf die Herausggabe des innerhalb zwey Jahren versprochenen vollständigen Werks. „Wir erwarten also (dieß sind die Worte des Recensenten) zu seiner Zeit eine grössere Entwickelung und Aufklärung. Inzwischen (fügt er am Ende seiner Recension hinzu) können die Gottesgelehrten unserer Einsicht nach ohne Schaden der Wahrheit der Mühe überhoben seyn, die Gedanken dieses ausserordentlichen Mannes zu widerlegen."

Sie haben Ihr letzteres Werk unter die Geistlichen aller Secten in dieser Stadt, nicht nur unter die Reformirten, sondern auch Römisch-Katholischen, vertheilt. Sie haben es auch in andern Städten und auf andern Holländischen Universitäten bekannt gemacht. Es ist aber beynahe ein Monath verstrichen, und ich höre und sehe nicht, daß Jemand sich dagegen regen sollte. Sie suchen also, wie es scheint, Gegner. Aufrichtig zu sagen, so besorge ich, daß Sie keine finden werden. Denn der größte Theil der Menschen verachtet Ihre Wunderdinge, die zwar wunderbar, aber nicht bewiesen sind, und verlacht sie, als bloße Hirngespinnste. Einige ergötzen sich daran, als an poetischen witzigen Einfällen, spotten aber darüber. Andere beurtheilen Sie aus bloßem Hörensagen, als einen Ketzer. Noch Andere betrachten Sie, als einen Wahnsinnigen, und wieder Andere — doch, was soll ich sagen? Unser Jahrhundert ist entweder gar zu klug, oder sieht, was die Religion betrifft, als eine Kleinigkeit an.

Inzwischen steht der Ausspruch der gesunden Vernunft fest, daß derjenige, welcher etwas bejaht, auch das, was er sagt, beweisen müsse. Sie haben, wie Sie selbst in dem Anfange einer Ihrer letzten Schriften gestehen, schon zum Voraus gesehen, „daß Viele, welche Ihre Merkwürdigkeiten nur obenhin und flüchtig lesen sollten, glauben würden, es seyn Erfindungen einer bloßen Einbildungskraft. Aber Sie versichern, daß sie es nicht seyn." Allein, kann auch Jemand in seiner eigenen Sache Zeuge seyn, vornehmlich in einer so wichtigen Sache, wovon die Wohlfahrt des ganzen menschlichen Geschlechts abhängt?

Fern sey es von mir, der göttlichen Allmacht Schranken zu setzen. Meine ganze Metaphysik und Psychologie setze ich bey Seite, damit ich einem verehrungswürdigen Greise von 86 Jahren und darüber, einem braven, rechtschaffenen und gelehrten Manne nicht Unrecht thue, und seinen Verdiensten Nichts entziehen möge. Ich will daher zugeben, daß es dem Herrn gefallen habe, sich Ihnen zu offenbaren, und Sie zu senden, etwas Neues zu lehren, welches die Kirche und das ganze menschliche Geschlecht bisher noch nicht gewußt hat. Ja,

ich will zugeben, daß es Ihnen vergönnt sey, in der Geisterwelt bey den Engeln zu seyn, und zugleich in dieser Welt mit den Menschen zu leben, und das schon 25 Jahre hindurch.

Doch, lieber Freund, warum überzeugen Sie die ungläubige Welt von diesem Ihrem rechtmäßigen Rufe nicht? Ihre Pflicht ist's, Ihren Beruf, welcher Keinem seit der Zeit des ersten Menschen wiederfahren, mit allen Umständen, die nach der Wahrheit sicher erwähnt werden können, öffentlich zu beweisen, und die Zweifel, die Ihren Lesern und Zuhörern von selbst einfallen müssen, zu widerlegen. Wo nicht, so können Sie es nicht übel nehmen, wenn Sie in der ganzen Welt Keinen, der Ihnen Beyfall giebt, finden werden.

Man sagt, daß Sie das Gespräch der Königin von Schweden mit ihren Brüdern, dem Könige und Prinzen von Preussen, welches Sie vormahls in dieser Welt zu Charlottenburg nahe bey Berlin gehabt, aus dem Reiche der Geister von Wort zu Wort wieder erzählt haben, und daß die Königin, welche vorher wußte, daß Niemand bey diesem geheimen Gespräch zugegen gewesen, der Etwas davon nachsagen könnte, genöthigt worden, zu gestehen, Sie hätten die genauesten Umstände des Gesprächs, nach der Erzählung ihres verstorbenen Bruders, erfahren, und die Sache genau getroffen. Es ist bekannt, daß Menschen auf neue wundervolle Dinge aufmerksam zu seyn, und sie begierig zu hören pflegen. Verschiedene Freunde haben mir diese Begebenheit erzählt. Aber so Viele ich sie erzählen gehört, so viele lustige Köpfe haben zu Ihren Wunderdingen ihre kurzweiligen Zusätze hinzugefügt. Daß sich die Sache wirklich also zugetragen habe, haben Sie mir selbst erzählt. Aber erzählen Sie sie der ungläubigen Welt! Die Wahrheit fordert dieß von Ihnen. Sie haben ja wenigstens die Königin und den grossen König zu Zeugen. Vielleicht werden diese Ihre Gewährsmänner seyn.

Ein Augenzeuge gilt mehr, als zehn, die Etwas von Hörensagen wissen. Sie sind Beydes zugleich. Allein, daß Alles in der That sich so verhalte, davon kann die Welt mit Recht ein anderes Zeugniß, als von Ihnen allein, fordern.

Die Königlichen Abgesandten haben ihre Beglaubigungsbriefe oder Creditive, ohne welche man sie weder dafür annimmt, noch hört. Sie dringen sich der Welt ohne Zeugniß, als einen Gesandten vom Himmel, auf, und zwar als einen solchen, dergleichen dem reichen Manne in der Hölle von Abraham abgeschlagen ward. (Luc. 16, 27 fg.) Denn Abraham antwortete dem reichen Manne: Hören sie Mosen und die Propheten nicht, so werden sie auch nicht glauben, ob Jemand von den Todten auferstünde. Welcher unter den Sterb-

lichen wird also einem Sterblichen glauben, der noch unter Lebendigen lebt?

Wir haben Mosen und die Propheten, wir haben den anbetungswürdigen Urheber des Christenthums, den sollen wir hören. Wir haben, nach dem Zeugniß Petri (2 Epist. 1, 19.) ein festes (βεβαιότερον, festeres) prophetisches Wort, und thun wohl, daß wir darauf achten, als auf ein Licht, das da scheint in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in unsern Herzen.

Will daher ein neuer Gesandter vom Himmel oder aus der Hölle etwas Neues lehren, so hüte er sich, daß er nicht Sachen vorbringe, welche wieder die alten und in solchem festen Worte gegründeten Wahrheiten anstossen. Daß in Ihren Schriften Vieles dagegen anstosse, werde ich sehr leicht beweisen können. Zum Exempel, Sie nehmen zwey, sich allezeit entgegenstehende, Urstoffe an, welche mir, nach Ihrem Lehrbegriff, gleich ewig zu seyn scheinen. Eben dieses hat vormahls Manes gelehrt. Darum werden die rechtgläubigen Lehrer Sie ohne Zweifel für einen Anhänger des Manichäismus ansehen. Sie läugnen ferner die Schöpfung der Engel und den Fall des Lucifers, des Urhebers des Stolzes und der Sünden. Von dem Fall der ersten Aeltern schweigen Sie ganz und gar still. Sie versichern, nach Ihrer gewöhnlichen Art, daß in dem ganzen Himmel nicht ein einziger Engel sey, welcher von Anfang erschaffen worden, und in der Hölle sey auch kein Teufel, der ein erschaffener Engel des Lichts, und verworfen sey, sondern daß alle, sowohl im Himmel, als in der Hölle, von dem menschlichen Geschlechte entsprossen seyn. Sie läugnen die Auferstehung des Fleisches, und den Untergang oder vielmehr die Auflösung der Welt durch's Feuer am jüngsten Gericht, welches nach dem Ihnen verliehenen Gesicht schon in der Geisterwelt im J. 1757 vollendet sey, und zwar, wie Sie sagen, über die Holländer am 9. Januar.

Allein, über dieses und das Uebrige besonders mich zu erklären, verschiebe ich auf einen mehr bequemen Ort und Zeit. Ich schreibe einen Brief, und keine Abhandlung. Ich will mich kurz fassen. So lange Sie Ihre Erscheinungen und Gesichte nicht beweisen und mit festern Gründen unterstützen, wird weder ein Theolog, noch ein Kunstrichter die Feder wider Sie ergreifen. Sie haben sich also vergeblich bemüht, und das wird auch künftig geschehen. Mit vielen Unkosten haben Sie Ihre Schriften der Presse übergeben, und, sobald sie gedruckt gewesen, ausgetheilt. Welchen Nutzen aber haben Sie dadurch gestiftet? Gewiß gar keinen. So lange Sie unbewiesene Grundsätze voraussetzen, kein göttliches Zeugniß in göttlichen Sachen beybringen, und einen tüchtigen Beweis von Ihrem ausserordentlichen Ruf schuldig bleiben: so lange wird ein jeder Gottesgelehrter Bedenken tragen, über theologische Fragen mit Ihnen zu streiten, und über die Kenntniß

des geheimen bildlichen Verstandes, die Sie sich allein beylegen, mit Ihnen hadern. Die Weisheit, welche Sie die englische nennen, wird Niemand erkennen, und dieß um desto weniger, weil alle Ihre Geister Menschen sind, welche durch die angenommene Verwandlung gleichsam angelificirt worden, (um Verzeihung, daß ich in fremden Sachen auch fremde Worte brauche) von welcher Metamorphose oder neuen Verwandlung der Engel in ein anderes Geschlecht die Schrift, welche die Christen für göttlich halten, nicht mit einer Sylbe Erwähnung thut.

Daß die Engel am ersten Tage der Schöpfung zugleich mit dem ersten Licht erschaffen worden, ist ein Satz, wenigstens eine glaubwürdige Hypothese, die in der Kirche und gelehrten Welt längst bekannt ist. Daß die Engel nach verschiedenen Rangordnungen, und daher unter verschiedenen Namen, Cherubim, Seraphim, Thronen, Herrschaften, Fürstenthümer und Obrigkeiten genannt, erschaffen worden sind, erhellt offenbar aus dem Zeugniß Pauli. (Col. 1, 16.) Daß ein Theil der Engel gesündigt habe, und aus dem Himmel verstossen sey, liest man deutlich in den Briefen Judä (v. 6.) und Petri (2 Epist. 2, 4.) Und, was Ihre ganze Neuigkeit über'n Haufen wirft, so bezeugt unser Heiland, die selbstständige Wahrheit, beym Johannes (Kap. 8, 44.) mit deutlichen Worten, der Teufel sey nicht in der Wahrheit, (in welcher er also nothwendig erschaffen seyn müssen) bestanden. Was wollen wir Mehr?

Niemand wird läugnen, daß nebst dem buchstäblichen Wortverstande auch eine geistliche Deutung Statt finde. Daß Sie in Erforschung dieses geistlichen Verstandes sehr geübt seyn, das gestehe ich gern, ja mit Verwunderung. Ihre kleine Schrift von dem weissen Pferde würde mir vor allen übrigen gefallen, wenn Sie nicht gegen das Ende derselben den apostolischen Briefen Pauli, Petri, Johannis und Judä die göttliche Eingebung und das göttliche Ansehen verwegener Weise abgesprochen, und den Machtspruch gethan hätten, daß sie nicht göttlich seyn könnten, weil sie, bloß Ihrem Urtheil nach, keinen innern Verstand oder Bedeutung hätten. Doch, dabey will ich mich jetzt nicht weiter aufhalten.

Ich komme nun auf Ihren Umgang mit den Geistern, welchen Niemand glauben, noch glaubwürdig halten wird, bis sich Ihre Aussage auf ein anderes Zeugniß, als Ihr eigenes, gründet. Ihr Umgang, werther Freund, hat mich von Ihrer Redlichkeit und aufrichtigen Liebe zur Wahrheit überzeugt. Ihr Begriff von dem fleischgewordenen Worte, dem Erlöser des menschlichen Geschlechts, welcher nicht genug zu verehren und zu lieben ist, hat mir die tiefste Ehrfurcht eingeflößt. Einzelne und besondere Umstände will ich jetzt nicht berühren.

Erlauben Sie mir, liebster Freund, daß ich dieß Pfand

Ihrer Liebe über Alles hochschätze, wenn ich frey und aufrichtig sagen darf, was Ihre stolzen und neidischen Leser nicht sagen würden. Verzeihen Sie, daß ich Ihr eigenes Zeugniß von dem, was Sie gehört und gesehen haben wollen, nicht bündig genug erkenne. Aus der Kirchenhistorie ist bekannt, daß viele ansehnliche, fromme, gelehrte Männer gewesen, die ihren Meynungen von der Religion über die Gebühr nachgehängt, zuletzt aber auf allerley Abwege gerathen sind, indem sie recht vorsichtig seyn wollen. Ich will nur einen Theophrastus Paracelsus anführen. Dieser grosse Forscher der Natur, zuletzt auch ein Forscher der Geheimnisse der Religion, war eine Zierde seines Jahrhunderts und ein Wunder der Gelehrsamkeit. Seine Zeitgenossen bewunderten ihn, als einen grossen Arzt und Chemiker, und die Nachkommen werden es künftig thun. Allein, an ihm, als einem Mystiker, und der göttliche Dinge aus natürlichen Gründen beurtheilen wollte, hat die Kirche und Christenheit einen Abscheu gehabt. Es ist eine gewöhnliche Schwachheit der Menschen, daß sie zu weit gehen, wenn sie Fehler vermeiden wollen.

Ich will mit Ihren eigenen Worten reden. In Ihrem Werk vom Himmel und der Hölle, S. 95. §. 249. lese ich Folgendes: „Die geistlichen Dingen viel nachdenken, und nachgrübeln, daß sie dieselben gleichsam in sich selbst beschauen, die fangen auch an, Geister zu hören, die mit ihnen reden. Denn alle geistliche Materien dringen, wenn der Mensch ihnen stark nachhängt, und nicht auch andere Betrachtungen, die zur Welt gehören, damit wechseln läßt, tief in's Gemüth, beschäfftigen den ganzen Geist des Menschen, versetzen ihn in die Geisterwelt, und bewegen die Geister, welche da sind. Aber Leute von dieser Art sind Visionäre und Enthusiasten. Welchen Geist sie hören, den halten sie für heilig, da es doch enthusiastische Geister sind. Die so beschaffen sind, sehen das Falsche für etwas Wahres an, und weil sie Solches sehen, überreden sie sich, und Andere, bey welchen sie einen Einfluß haben. Und, weil solche Geister angefangen haben, Irrthümer andern beyzubringen, welchen man Gehör gegeben, sind sie stufenweise verabschiedet. Enthusiastische Geister sind von andern Geistern dadurch zu unterscheiden, daß sie glauben, sie seyn heilig, und was sie sagen, sey göttlich. Jene schaden dem Menschen nicht, weil er sie göttlich verehrt. Mit Jenen habe ich auch einige Mahl geredet, und habe auch dadurch schändliche Dinge entdeckt."

So vortrefflich urtheilen Sie von den Visionären, Enthusiasten und dergleichen Schwärmern mehr. Aber, wo ist das besondere Unterscheidungszeichen, dadurch Sie von ihnen unterschieden sind? Ihre Aufrichtigkeit habe ich niemahls in Zweifel gezogen. Aber Ihre Geister kommen mir zu verdächtig vor, und die ihnen beygelegte Weisheit wird zur Thorheit, z. E. wenn Sie wollen, daß sie nach Ihrer Aussage be-

haupten sollen, daß in dem ganzen Himmel kein einziger Engel sey, welcher anfänglich erschaffen worden. Ich fürchte, diese schändlichen Geister, welche Sie nicht genug geprüft, haben Ihrer spotten wollen. Und das ist kein Wunder. Denn Satanas selbst verstellt, nach dem wichtigen Zeugniß Pauli (2 Corinth. 11, 14.) sich in einen Engel des Lichts.

Ich habe dießmahl meine Absicht erreicht, und glaube mich über den ersten Zweifel ausgedrückt zu haben, wo es mit dem Beweise nicht recht fort will. Forschen Sie selbst nach den Gründen, (denn Sie können es) wodurch Sie Ihren ungläubigen Lesern die übrigen Zweifel zu benehmen im Stande seyn mögen. Diesen Brief haben Sie inzwischen als einen Vorläufer anzusehen. Das Uebrige muß nicht leicht und flüchtig abgehandelt werden. Leben Sie wohl.

Amsterdam, am 8. März 1769."

Er starb unverehlicht auf seiner letzten Reise im 84. Jahre seines Lebens am 29. März 1772 zu London, wo er nach seinem Tode einen schwärmerischen Anhang hatte. Sein Andenken dauert noch fort; eine Religionssecte in England und in Amerika führt sogar seinen Namen. Ein solcher Mann und seine Lehre verdiente eine genauere und schärfere Prüfung. Nicht nur sein naturalistisches System zu unterstützen, sondern aus überzeugender Einbildung sprach er so Viel von Offenbarungen, Erscheinungen und dergleichen. Er war ein kenntniß- und erfahrungsreicher Mann, der von den Einwohnern der Planeten und Sterne, von ihren Geistern, ja von den Geistern aller Himmel und Welträume wachend träumte, der mit diesen Geistern sprach, und sie mit ihm, eine Gedankensprache, der sie in diesem und jenem Theil seines Körpers empfand, vorzüglich in oder vor seinem Haupte mehr und minder entfernt. Bey aller dieser Geisterseherey zeigte er weder Schwäche des Verstandes, noch auch etwa Stolz; die Spötter wußte er in Achtung zu erhalten. Fröhlichen, stillen Gemüths erschien er Jedem, der ihn näher kannte, wirklich als Einer, der mit Engeln umgeht, als ein Muster ungeheuchelter Frömmigkeit, Güte und Wahrheit. Haltet ein, ihr Tadelsüchtigen und Spötter, und erwägt Alles! Swedenborg war ein besonders in der Mineralogie gelehrter Mann, der philosophische und theologische Schwärmerey auf eine seltsame Weise mit einander vereinigte, und kein Betrüger, keines wissenschaftlichen Betrugs fähig; aber ein Betrogener. Er war ein Nachtwanderer mit dem Kopfe, wie Andere mit den Füssen. Seine Visionen waren Träume, es waren aber beynahe willkührliche Träume, weil sie sich an die Phantasieen anreihten, die er wachend angefangen hatte, diese waren der Text, und jene der Commentar. Swedenborg schlief wachend, und wachte schlafend, er glaubte aber nicht zu schlafen, und protestirte dagegen in vielen Stellen seiner Schriften, so wie oft ein Betrunkener auch ungefragt allen Leuten

sagt, daß er nüchtern sey. Sein Geist war lebhafter und stärker, als sein Körper, und wenn der letzte vom Schlaf überwältigt in das gewöhnliche Unvermögen zu handeln hinsank, so blieb doch der erste noch immer in voller Action, und dachte das so fort, was er bey wachendem Körper zu denken angefangen hatte, nur daß das idealische Denken nun im Schlafe mit Bildern verwechselt wurde, die sich ihm, wie jedem Träumer, vor die Seele stellten, und die er selbst nicht für Traumbilder, sondern als etwas Reelles ansah. Ein anderer gesunder Mensch muß vorlieb nehmen, was sich ihm für Bilder im Traume darstellen, und es kommen ihm da oft ganz andere Sachen in den Kopf, als die, welche ihn vor dem Einschlafen beschäfftigten; aber Swedenborg hatte es durch langjähriges Ueben in tiefsinniger Anstrengung seiner Denkkraft dahin gebracht, daß sich seine Seele nicht mehr irre machen ließ, sondern dem Körper zum Trotze nur ihre eigenen, schon vorbereiteten Materien ausführte. Niemand hat wohl besser ihn beurtheilt, als der verewigte Herder in seiner Adrastea (die wir wohl öfters brauchten, aber gerade jetzt nicht bey der Hand haben): daß und wie Swedenborg, als der Sohn eines frommen Bischofs, durch die Religionseindrücke, die schon früh auf's Tiefste auf ihn wirkten, sich selbst täuschte, daß jener Umgang mit Engeln und Geistern ein Gedankenspiel einer Seelen- und Gemüthsdichtung war, in der er sich, wie im Himmel, befand, hat er (im 2. Stück des 3. Bandes) trefflich aus einander gesetzt. Swedenborg's Zustand war von dreyfacher Art: 1) wo er mit Geistern sprach, die vor und neben ihm erschienen: so versicherte er, ein ganzes Jahr lang mit Paulus, dreymahl mit Johannes, einmahl mit Moses, auf hundertmahl mit Luther, auch einmahl mit Maria, der Mutter des Herrn, gesprochen zu haben; 2) eine Entzückung, wo alle Sinne auf's Lebhafteste wirkten; 3) wenn er, vom Geiste fortgerissen, in schneller Zeit unzählige Oerter und Gegenstände sah. Er sah und glaubte alle seine Phantasieen mit Ueberzeugung, und stellte sie als den Sinnen gegenwärtig dar. So lebte er 30 Jahre lang im Umgange mit Geistern, theilte daraus in 20 grössern und kleinern Werken, die er auf eigene und sehr grosse Kosten prächtig drucken ließ, der Welt seine Erscheinungen mit. Wir bemerken und wiederhohlen noch dieß in Absicht auf Swedenborg's Geisterseherey. Zu den Wirkungen in seiner Jugend kam eine gewisse Prädisposition, welche durch das abwechselnde Lesen mystischer, schwärmerischer, und transscendental-metaphysischer Schriften völlig entwickelt und zur Thätigkeit gebracht wurde. Nun verwechselte er die lebhaften Bilder der Phantasie mit Empfindungen. Oft mag von aussen her ein Eindruck in seinen Nerven, welcher vielleicht auch schon vorher mit einer bestimmten Gedankenreihe verknüpft war, geschehen seyn, den seine Einbildungskraft zu einem vollkommenen Bilde erhöhte,

das sie nun selbst für Empfindung und für Wirkung äusserer Objecte hielt. Vielleicht hat auch Nervenschwäche und häufige Wiederhohlung von einerley Phantasiebildern dieselben zu einer solchen Stärke und Lebhaftigkeit erhoben. — Er lehrte ganz neue und unerhörte Dinge in der Theologie, Metaphysik, Pneumatik und anderen abstracten Wissenschaften, und versicherte, sie durch den Umgang mit Geistern erfahren zu haben. Nach ihm ist die Religion sehr verfallen, und die Offenbarungen, welche er erhalten hat, sollen diese Religion, als ein drittes Testament, verbessern. Wer Swedenborg's Werke wie einen christlich-philosophischen Roman liest, dem können sie eine angenehme Unterhaltung gewähren, und der kann ihre Inspiration vielleicht von eben den Geistern herleiten, denen wir Milton's verlornes Paradieß zu danken haben. Von einem Swedenborg kann man nicht anders, als mit Achtung und Billigkeit urtheilen und sprechen: es ist ihm sein Fanatismus zu verzeihen, wenn er selbst an Wahnsinn gränzt. Aber daß ein Lutherischer Prälat Oetinger und Andere an ihn glaubten, und noch glauben, daß seine so theuren Schriften (aus welchen nur das wahrhaft Vernünftige und Treffliche — er war auch ein grosser Metallurg — zu sammeln und in ein Ganzes zu vereinigen wäre) neu aufgelegt und im J. 1787 in's Französische übersetzt wurden, daß er in England stark gelesen wird, ist kaum verzeihlich.

Seine Werke sind unter der Aufschrift: Arcana coelestia in verbo Dei detecta, cum visis et auditis in regno Spirituum im J. 1763 zu Amsterdam in Lateinischer Sprache in 13. Quartbänden erschienen, und durch den Wirtembergischen Prälat Oetinger auch in Teutschland bekannt geworden.

Swedenborg's und Anderer irdische und himmlische Philosophie zur Prüfung des Besten, Frankfurt und Leipzig 1765. 2 Theile in 8. Oetinger (damahls Superintendent und Oberpastor zu Herrenberg) übersetzte, weil das ganze Werk kostbar ist, auf etliche 30 Thaler zu stehen kommt, aus dem 1. Theile Swedenborg's Visa et Audita. Die Nachrichten werden in eigenen sonderbaren Noten nach der Bibel und nach der Analogie der Werke Gottes vom Oetinger geprüft. Im Anfange erhebt er Swedenborg'en sehr; nach und nach aber zeigt er doch Mängel, und glaubt am Ende, alle neue Weissagungen seyn gewissen Gefahren unterworfen: er hielt ihn jedoch für einen göttlichen Seher und Propheten. Oetinger bekam wegen dieses Buchs noch nachher, als er schon Prälat war, nachdem auswärtige gelehrte Zeitungen, besonders die Göttinger, das Buch einer Recension würdigten, und es ärgerlich nannten, einen derben Verweis, mit dem Verbot, fernerhin Etwas zu schreiben, und ohne gehörige Censur drucken zu lassen. Oetinger beklagt sich darüber: wir haben eben das Schreiben in den Händen, das die Aufschrift führt: Der Rath und Prälat Oetinger legt Sr. Herzoglichen Durchlaucht seine Gegen-

erklärung gegen das Consistorium devotest zu Füssen, und beklagt sich über den erhaltenen, einem landschaftlichen Prälaten allzuharten Verweis, Stuttgart in der Landschaft, den 10. October 1767. Eine andere Uebersetzung: Vom Himmel und von den wunderbaren Dingen desselben, wie auch von der Geisterwelt und von dem Zustande der Menschen nach dem Tode, und von der Hölle; so wie es gehört und gesehen worden von Emanuel Swedenborg. Aus der zu London 1758 gedruckten Lateinischen Urschrift getreulich übersetzt und mit Anmerkungen begleitet, nebst einem Vorbericht von des Verfassers rühmlichen Leben und Schriften, 1774. 8.

S. Beurtheilungen der wichtigen Lehre von dem Zustand nach dem Tode und der damit verbundenen Lehren des berühmten Emanuel Swedenborg's, theils aus Urkunden von Stockholm, theils aus sehr wichtigen Anmerkungen verschiedener Gelehrten. Ohne Druckort 1771. 8. Sammlung einiger Nachrichten, Swedenborg's Umgang mit dem Geisterreiche betreffend, Hamb. 1771. 8. Schlegel's Kirchengeschichte des 18. Jahrhunderts, 2. Bd. S. 1088. Berlin. Monathsschrift, 1788. St. 9. S. 287. auch St. 4. S. 303. und St. 8. S. 131. Allgemeine Teutsche Bibliothek, Bd. 107. St. 1. S. 15. Archiv der Schwärmerey und Aufklärung, Bd. 2. Heft 5. S. 301. und Heft 6. S. 346. Herder's Adrastea, Bd. 3. St. 2. (Fischer's) Buch vom Aberglauben, S. 314. und den Wandsbecker Bothen. Von Swedenborg's Grundsätzen s. auch Briefe über die Phänomene des thierischen Magnetismus und Somnambulismus (herausg. von Dr. Joh. Ge. Rosenmüller). Leipz. 1788. 8. auch Französ. ebend. 1788. 8.

Swieten, Gerhard Freyherr van, Commandeur des St. Stephansordens, Kaiserlich Königlicher Rath und erster Leibarzt, der Kaiserlichen Bibliothek Vorsteher, der medicinischen Facultät zu Wien beständiger Präsident, Director aller medicinischen Angelegenheiten in den Kaiserlichen Landen und Bücherrichter, Mitglied der Akademieen der Wissenschaften zu Paris, Petersburg, Stockholm, der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher, des Instituts zu Bologna, der medicinischen Gesellschaft zu Edinburg, der Societät zu Harlem, der botanischen Gesellschaft zu Florenz, der Teutschen Gesellschaft zu Jena, der Gesellschaft degli Agiati u. zu Rovoredo.

Swieten's Name ist selbst den meisten practischen Aerzten, die sonst eben nicht viel Bücher lesen, aus den Commentarien über Boerhaave's Aphorismen oder practische Lehrsätze bekannt.

Wirklich hat dieses musterhafte Werk so viel zur Aufklärung und Verbesserung in der Arzneykunde beygetragen, daß es allein hinreichend ist, dem Swietenschen Namen eine ehrenvolle Unsterblichkeit zu sichern. Allein Swieten hat auch noch in mancher andern Hinsicht grosse und ausgebreitete Verdienste, daß Kaiser Joseph II., der Seine Grösse auch durch die Schätzung des Menschenwerths und der Verdienste bewies, die öffent-

liche Anerkennung und Verehrung selbst zu Leyden dadurch zeigte, daß Er des Professors Boerhaave einzige Tochter, (welche nachher den Grafen Toms heyrathete) auch in Hinsicht seines Swieten's vor den übrigen Damen der Gesellschaft auszeichnete, sie bey dem Weggehen führte, und mit der größten Achtung von ihrem Vater sprach, dabey hinzusetzte, daß Boerhaave auch seiner Monarchie in der Ausbildung des van Swieten grosse Dienste geleistet habe.

Der Freyherr Gerhard van Swieten ist aus einem uralten adelichen Holländischen Geschlechte geboren worden. Seine Ahnen haben bereits die wichtigsten Kriegsbedienungen und Hofämter bekleidet, und ihre Verdienste haben sie mit dem größten Vermögen überhäuft, daß sie in den nördlichen Gegenden Hollands die wichtigsten Güter ankaufen konnten. Sie sind bereits von mehrern Kaisern und Königen mit der Ritter- und Freyherrnwürde belehnt worden. Adrian van Swieten, ein Sohn des Cornelius *), und Mitglied des Brüsselischen Bunds, welcher einen Theil der Niederlande der Herrschaft der Spanier entriß, theilte dieses adeliche Geschlecht in zwey Linien, wovon die eine bey den Bundesgenossen blieb, und noch jetzt sich zur Protestantischen Religion bekeant, die andere aber bey den übrigen zehn Provinzen aushielt, und in Bekenntniß der Römisch-Katholischen Religion verharrte. Aus diesem letztern Zweige des adelichen van Swietenschen Geschlechts ist Gerhard Freyherr van Swieten am 7. May 1700 zu Leyden geboren worden. Er verlor in der zarten Kindheit seine Aeltern. Seine Neigung entschied sich von je her für die Wissenschaften, und da er zum Studium derselben nicht nur grossen Fleiß, sondern auch sehr ausgezeichnete Talente mitbrachte, so mußte er nothwendig in Kurzem bedeutende Fortschritte machen. Nachdem er in seiner Vaterstadt die ersten Gründe in Kenntnissen und Sprachen gelegt hatte, so wählte er Löwen, um daselbst die Weltweisheit zu studieren. In einem Alter von 16 Jahren übertraf er eine Anzahl von sechzehn Mitschülern, welche alle fähige Köpfe waren. Schon in Leyden hatte er neben der Lateinischen Sprache auch die Griechische bis zu einer ziemlichen Vollkommenheit erlernt, und er übte sich zu Löwen neben den philosophischen Wissenschaften noch mehr in diesen Sprachen. Er kehrte nunmehr wieder nach Leyden zurück. Seine vorzügliche Neigung und Boerhaave's berühmter Name widmeten ihn ganz für die Arzneykunst. Er wohnte zu Leyden bey einem geschickten Apotheker, bey welchem er auch speiste, und dieser Mann war auch sein Lehrer in der Chemie und Apothekerkunst. Damahls las Swieten die Griechischen Aerzte in ihrer Grundsprache, vorzüglich den Hippocrates, Galenus und den Alexander Trallianus, mit dem emsigsten Fleiße. Boerhaave war ihm ausserdem Alles. Man weiß es, daß Swieten ein zwanzigjähriger Schüler dieses verewigten

*) S. von diesem Simon van Leeuwen in seinem Buch: Batavia illustrata.

Boerhaave gewesen, und daß er ihn da noch gehört habe, als er schon selbst mit Beyfall die Arzneykunst ausübte. Swieten sagt es selbst in der Vorrede seiner Commentarien: „Rara certe felicitate mihi contigit, *forte unico*, *viginti fere annorum spatio* magni Boerhaavii institutionibus frui, tam publicis, quam privatis: nec defuit occasio consulendi magistrum, si quid minus recte percepissem.“ Jacob van Eems bezeugt dieses ebenfalls in der Vorrede zu der Ausgabe von Boerhaave Praelect. de morbis nervor. wenn er daselbst sagt: „Illustrissimus *Gerardus* L. B. *van Swieten*, licet praxin jam exercens, tamen adsiduus summi Praeceptoris in exercitiis publicis fuit auditor.“

Swieten befliß sich in Boerhaave's Lehrstunden der Ramsayischen Geschwindschreibekunst, wodurch er sich eine solche Fertigkeit im Geschwindschreiben erwarb, daß er noch als Greis im Stande war, die Reden eines Jeden sogleich völlig nachzuschreiben. Diesem Hülfsmittel haben die Aerzte es zu verdanken, daß uns Swieten Boerhaave's eigene Erklärung über seine practischen Lehrsätze aufbehalten konnte. Boerhaave hegte gegen seinen Schüler die zärtlichste Liebe und Freundschaft. Er gab ihm Unterricht, bediente sich seiner Hülfe bey chemischen und practischen Geschäfften.

Im J. 1725 erhielt Swieten zu Leyden die Doctorwürde, und fieng an, seine Wissenschaft auszuüben. Boerhaave besuchte mehrmahls die Kranken, welche sich Swieten anvertrauet hatten, und um dem Schüler noch mehr Ansehen zu geben, so sandte er denselben öfters zu seinen eigenen Patienten. Der Freyherr konnte daher mit Recht von sich rühmen: „Contigit mihi, *forte unico* —“ und Boerhaave pflegte mehrmahls öffentlich zu sagen: „Er wüßte keinen würdigern Nachfolger auf seinem Lehrstuhle, als Swieten, wenn es nur die Landesverfassung zuließe.“ Die Gesetze des Landes erlauben nicht, daß der Katholische Swieten auf einer Evangelischen Universität Lehrer der Arzneywissenschaft würde. Es eröffneten sich aber bald andere Aussichten: denn der Ruf von seiner Geschicklichkeit drang über die Gränze Hollands. Die damahlige Königin von Ungarn und Böhmen, Maria Theresia, verlangte den Freyherrn van Swieten unter den vortheilhaftesten Bedingungen als Leibarzt. Der Hof, die Akademie, und die angebotenen Belohnungen, waren ansehnliche Bedingungen, den Ruf nach Wien annehmlich zu machen. Allein Swieten schlug ihn damahls aus, bis in der Folge ein trauriger Zufall die Ursache werden mußte, den Wünschen der Monarchin zu entsprechen. Die sehr schwere Entbindung der Erzherzogin, Maria Anna, und die darauf erfolgende schwere und zuletzt tödtliche Krankheit derselben, gab nämlich Anlaß, daß die Königin unseren van Swieten, zu dessen Kenntniß sie das größte Vertrauen hatte, ersuchte, sich nach Brüssel zu begeben, und der Versammlung der Aerzte, welche zu Hülfe gerufen waren, vorzustehen. Ob es nun hier gleich hieß: Non est in medico semper, relevetur ut aeger, interdum docta plus valet

arte malum, so wurden doch Swieten's Verdienste noch mehr bemerkt, und auf ferneres Ersuchen des Wiener Hofes übernahm er endlich im J. 1745 die Stelle als erster Kaiserlicher Leibarzt. Die edeln Gesinnungen der Kaiserin Königin, Marien Theresien, für die Wissenschaften, die vortrefflichen Stiftungen bey der Wiener Akademie, das Theresianum, und andere Anstalten zur Aufnahme der Wissenschaften, sind bekannt genug. Der Kaiserlich Königliche Hof wußte die Swietenschen Verdienste zu schätzen, setzte auf seine Einsichten und auf seine Redlichkeit das größte Vertrauen, und übertrug ihm die ansehnlichsten Aemter und Würden: wir haben sie zu Anfange bemerkt.

Swieten verstand die seltene Kunst vortrefflich, den Fürsten die Wissenschaften von der nutzbaren Seite bekannt zu machen, und er bediente sich des Zutrauens seines Hofes auf eine Art, wofür ihn die Nachwelt segnet. Die grosse Reformation der philosophischen, natürlichen und mediciniſchen Wissenschaften in den Kaiserlichen Erblanden schien gänzlich für Swieten aufbehalten zu seyn, und der Erfolg der Swietenschen Unternehmungen war auf alle Weise rühmlich.

Boerhaave, der grosse Arzt, der Weltweise und Christ, lebt noch in seinen grossen Schülern, welche nach seiner Anleitung in der neuern Zeit die Arzneywissenschaft ungemein aufgeklärt haben. Wenn man die Haller und Swieten verehrt, so ehrt man noch die Asche Boerhaave's, der diese Genies gebildet. Aber wie sehr ist nicht das bekannte Mißverständniß zweyer so verdienten Männer zu beklagen, wovon Zimmermann in seinem Leben des Herrn von Haller redet *), welcher auch eben daselbst **) aus der Feder eines der liebenswürdigsten Aerzte, Werlhof's, eine Vergleichung dieser allgemeinen Lehrer angeführt hat. Swieten gab der mediciniſchen Facultät in Wien eine ganz neue Gestalt, und stiftete die dasige berühmte Schule. Er sorgte zuvörderst für die besten Lehrer, und berief sie aus allen Ländern. Er berief auch seinen ehemahligen Mitschüler, Anton von Häen, diesen so berühmten practischen Arzt im Haag, nach Wien, und übergab ihm den practischen Theil der Medicin zu lehren ***); fast zu eben der Zeit den berühmten Pallucci, der aus mehrern Schriften bekannt ist, an den Wiener Hof. Swieten selbst lehrte täglich in einigen Stunden verschiedene Theile der Medicin, und bildete gleichsam selbst Einige der nachherigen Lehrer, von denen wir nur den berühmten Cranz nennen, der nachmahls schon wieder andere Lehrer gebildet hat. Junge talentvolle Männer wurden auf Kaiserliche Kosten in fremde Länder gesandt, und der Hof belohnte Verdienst durch Gehalt und Ehrenstellen. So machte Cranz durch Kaiserliche Freygebigkeit in Paris die wich-

*) S. 220—225. **) S. 221.

***) Von seinen Bemühungen haben wir die beste Nachricht in seiner Ratio medendi in Nosocomio practico, quod in gratiam medicinae studiosorum condidit Maria Theresia. P. I—X. Vienn. 1760—1766. 8. maj.

tigsten Fortschritte seiner Kenntniß in der Kräuterkunde und Geburtshülfe, und Jacquin besuchte sogar die Caraibischen und andern Inseln, um Oestreich die seltensten Pflanzen kennen zu lehren.

Die Vortheile, welche die Kaiserlichen Lande aus dieser grossen Reform der natürlichen und mediciniſchen Wissenschaften empfanden, waren so merklich, daß man auf neue Verfügungen dachte, die Wissenschaften immer mehr auszubreiten. Bis dahin war die Aufsicht über alle theologische, philosophische und mathematische Wissenschaften den Jesuiten überlassen gewesen. Aber jetzt erhielt Swieten den Vorsitz in der philosophischen und mathematischen Classe *). Seinen Verfügungen und Anstalten allein hat man es zu danken, daß in Wien eine Menge angesehener Schriftsteller sich hervorthaten, unter denen von Häen, Cranz, Störk, Heinrich Johann und Matthias Collin, Hafer, Lautter, Leber, Locher, Auenbrugger, Heyden, Quarin, Molinar, von Houmburg, Hasenöhrl, Marherr, Bayer, Scopoli, Jacquin, Winterl und viele Andere aus ihren Schriften in der gelehrten Welt genug bekannt sind. Auch ältere practische Aerzte wurden zum Schreiben ermuntert, von denen wir nur Plenciz nennen, dessen Schriften den Beyfall der Kenner erhielten. Verschiedene Theile der Medicin haben durch Swieten's vortreffliche Anstalten Viel gewonnen. Namentlich haben von Häin, Störk, Collin u. A. die practische Arzneykunst mit Beobachtungen bereichert. Cranz, Jacquin und Scopoli haben interessante Werke zur Pflanzengeschichte geliefert. Auch hat Scopoli für die Insectenlehre, und Cranz für die Geburtshülfe gearbeitet, und ihre Schriften sind nützliche Früchte der Swietenschen Verbesserung der Wiener Schule.

Swieten's Verdienst vervielfältigte sich noch dadurch, daß die Kaiserlichen Lande immer mehr und mehr mit würdigen Aerzten versehen, und daß auch Andere durch den Fleiß der Wiener zur Erweiterung der Arzneykunst ermuntert wurden. Aus der Wiener Schule erhielt man in wenigen Jahren eine Menge der nützlichsten Probeschriften.

Nachdem die Wiener Schule war verbessert worden, so dachte man an eine gleiche Reform der physikaliſchen und mediciniſchen Wissenschaften in Prag. Es wurden dazu die nöthigen Anstalten gemacht, und Bohadsch und Scrinci unternahmen Reisen, die Naturgeschichte von Böhmen zu untersuchen, und sie haben einige ihrer Beobachtungen durch den Druck bekannt gemacht. Polansky, Professor der Naturlehre, machte einige Schriften bekannt, worin mit der Naturlehre die Kenntniß der Mathematik verbunden war. Damahls lehrten die Arzneykunst in Prag die Bohadsch, von Meyerbach, Mac-Neven, Scrinci und du Doy. Scrinci ist durch einige Schriften zur Naturhistorie bekannt, die Andern aber bloß aus Dissertationen, welche zum Theil sehr stark sind, aber auch schleppend weitläuftig, jedoch

*) S. Ludwigii Commentar. de reb. in scient. nat. et med. gest. Vol. II. p 173. und Vol. VIII. p. 227. Von den Verbesserungen der medicinischen Facultät in Wien, s. Götting. gel. Anz. 1758. St. 28.

viele nach Boerhaave's Grundsätzen. Seit dem J. 1750 findet man unter den Prager Dissertationen einige ganz artig geschrieben. Nachdem die meisten Lehrer in Prag mit Tode abgegangen, so sind die dasigen Lehrstellen mit würdigen in Wien gebildeten Männern besetzt worden: es lehrten darauf Klinkosch, Marherr, und Thaddäus Bayer, welche, z. B. Letzterer durch seine Diss. de Animi affectibus. Vienn. 1760. — die beste Schrift von dieser Materie — durch lesenswerthe Schriften bekannt sind. Alle diese verbesserten Anstalten zur Aufnahme der Arzneywissenschaft, und ihre Ausübung, und der Flor der Akademieen zu Wien und Prag, sind Früchte von Swieten's Genie und Eifer, welche ihm ein hohes und unvergeßliches Verdienst erworben haben. Ein nicht geringes Verdienst erwarb sich Swieten auch, nebst einem grossen ausgebreiteten schriftstellerischen Ruhm, durch die Erklärung der Boerhaavischen practischen Lehrsätze, von welcher sein Biograph sagt: „Wenn die Aphorismen das Orakel der Aerzte sind, so ist der Commentar der Priester, der es aus dem Tempel des heilenden Gottes hervorträgt und den Sterblichen verkündigt.“ Es ist in der That ein belohnender Ehrenname, wenn Swieten in den Schriften der Aerzte Commentator magni Boerhaavii genannt wird, oder, wie wir eben so häufig lesen: Magnus Boerhaavii Commentator. Diese Commentarien sind an sich bekannt genug, und fast in den Händen aller Aerzte, wenige ausgenommen, welche sich unwürdig Aerzte nennen. Aber eine ältere Erklärung der Boerhaavischen Aphorismen de cognoscendis et curandis morbis ist nicht so allgemein bekannt, als sie es verdient, ob gleich mehrere Ausgaben von denselben vorhanden sind. Die Aufschrift dieses Buchs ist: Praelectiones in Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis, auctore Hermanno Boerhaave. V. Voll. Patavii, 1728. 8. Es ist eine nachgeschriebene und hier abgedruckte Handschrift der eigenen Vorlesungen Boerhaave's. Der Herausgeber ist, so viel wir wissen, unbekannt. Dieß Buch enthält viel Nützliches, aber Boerhaave's Vortrag ist durch Lateinische Sprachfehler verstellt. Der Herr von Haller sagt in Boerhaavii Methodo studii medici bey der Anzeige dieses Buchs: „In his voluminibus multa bona inter vitia grammatica latent.“ Diese Handschrift hat ein gleiches Schicksal, wie mehrere Boerhaavische Vorlesungen, erlitten. Es ist nämlich dieß Buch getreulich mit allen Fehlern mehrmahls nachgedruckt worden, und Boerhaave's berühmter Name hat mehrmahls die Geldbegierde diebischer Verleger und Buchhändler erregt. Dieß Buch ist auch in derselben Gestalt unter dem Druckort London in 5 Octavbänden erschienen. Wir kennen hier zwey Ausgaben, die eine von 1731 heißt altera, und die von 1738 editio tertia: ganz gewiß ist es noch mehrmahls daselbst abgedruckt worden. Vielleicht muß man jene Ausgabe Patavii u. s. w. als die erste ansehen, so, daß Londinensis editio altera 1731. bloß den zweyten Abdruck überhaupt bezeichnen soll. In eben der Gestalt ist eben dieses Buch mit dem Titel

Ultrajecti, V. Voll. 1745. 8. abgedruckt worden, und in der Ausgabe hieß es editio quarta. Auch zu Turin, ingleichen zu Rotterdam ist es nachgedruckt worden, und vielleicht sind noch mehr Abdrücke vorhanden. Seiner verschiedenen Ausgaben ungeachtet, ist es doch in Weniger Händen, als man glauben sollte. Denn verschiedene Schriftsteller, welche von der Bücherkenntniß geschrieben haben, führen es gar nicht an. Wir kommen aber auf die Commentarien des Herrn van Swieten zurück. Die ursprüngliche Ausgabe derselben ist die Leydner, von denen die ersten 4 Bände in den J. 1742, 1745, 1753, und 1764, und der 5. und letzte 1772 erschienen sind. Sie sind in Paris, Turin, Venedig, selbst zu Leyden, und auch in Hildburghausen, 1747 — 1773 wieder aufgelegt worden. Bey allen wiederhohlten Ausgaben ist Nichts hinzugekommen, als bey der Hildburghäuser, welche von dem ehemahligen Professor Georg Erhard Hamberger eine Vorrede enthält: de praxi medica rationali addiscenda et proponenda. Die ersten Bände der Swietenschen Commentarien sind gar bald Englisch, und der erste 1747 Französisch erschienen. Auch hat Paul ein Paar Stücke einzeln mit Anmerkungen abdrucken lassen. Teutsch hat man die Uebersetzung der Commentarien, einmahl die Danziger Ausgabe in 8., welche nur den 1. Theil enthält, und die Wiener Ausgabe in 4. Man hat fast noch nie ein grosses Werk gesehen, zu dem sich nicht ein Epitomator sollte gefunden haben. Auch dieß Schicksal ist Swieten's Commentarien wiederfahren Schomberg, ein jüdischer Arzt in Holland, erschien in der Ostermesse 1762 mit einem kleinen Büchelchen, welches die Aufschrift führt: Epitome Commentariorum in Herm. Boerhaave Aphorismos, sive *van Swieten* contractus. Rott. 1762. 8. Swieten's Commentarien erscheinen hier wirklich sehr contract und verzerrt. Denn war Schomberg vorhin in seinen practischen Aphorismen, die er überall ohne Wahl ausgeschrieben, ein elender Schriftsteller, so war er es gewiß hier noch mehr. Viele Aerzte hatten sich über den Commentar beklagt, daß sie kaum Zeit finden könnten, ein so grosses Werk zu lesen, und Vielen war es auch im Preis zu kostbar. Denn wenn Boerhaave zu kurz war, so klagte man hier, daß Swieten zu weitläuftig sey. Ein Auszug, eine in's Kurze gefaßte Erklärung, wo man noch die Irrthümer hätte verbessern können, die man Boerhaave'n und Swieten beymißt, hätte aus vielen Gründen nützlich seyn können. Allein Schomberg schrieb nicht, was nützlich war, sondern er schrieb nur das ab, was ihm seine eigene Phantasie eingab, und seine wenigen Bogen sind nach Baldinger's Urtheil das schlechteste, was man in langer Zeit gesehen hat. Noch Etwas von den Commentarien. Boerhaave schrieb seine kurzen Lehrsätze zum Gebrauch seiner jährlichen Vorlesungen. Die grosse Kürze beklagten Viele, welche so viel Nützliches in einem so kleinen Buche fanden. Wer hätte diese Lehren besser erklären können, als Boerhaave's zwanzigjähriger Schüler? Der Commentator zeigt selbst

in der Vorrede die Quellen, woraus er geschöpft hat. Boerhaave's Unterricht und besondere Freundschaft waren Hülfsmittel, die ihm, wie Baldinger sich ausdrückt, forte unico eigen waren. Bey dem Allem sind es nicht bloß nachgeschriebene Vorlesungen, wie der Engländer Dr. William Hillary geglaubt hat. Er muß weder den Commentar, noch weniger aber die Vorrede gelesen haben. Denn gleich in der Vorrede heißt es: „praeter haec cuncta, nämlich Boerhaave's Unterricht und Freundschaft, quae ex optimis auctoribus, et inprimis antiquorum medicorum monumentis, in proprios usus collegeram, addidi: patebitque credo, quam pulchre Boerhaavii dogmata Hippocratis et Galeni placitis, tot Seculorum sensu probatis, consonent. Simul hic *contuli* illa, quae attenta harum rerum meditatio suggessit, vel aliquis jam in arte salutari usus me docuit.“ Das ist doch wahrhaftig kein bloß nachgeschriebenes Collegium. Und hat nicht Swieten jedesmahl die gebrauchten Schriftsteller angeführt? eben die Schriftsteller, die er schon in seiner Jugend fleißig las, und sagt er nicht im Schluß: „ultimo Tomo addam catalogum auctorum et editionum, ex quibus collegi illa, quae *illustrandis* aut *confirmandis* his aphorismis convenire credidi.“ Wir schreiben mit Baldinger bloß historisch, welcher sich auch als Biograph nicht in genaue Critiken einläßt; und theilen also noch die Anzeige einiger Urtheile mit, welche über die Commentarien sind gefällt worden. Die meisten Stimmen sind den Commentarien so günstig, daß sie ihnen einen unvergänglichen Werth beylegen. Gleichwohl sind sie nicht von allem Tadel frey. Die Göttingische Anzeige des 3. Theils der Commentarien enthält das Urtheil: „Der Herr van Swieten sey mehr seinem grossen Lehrer, als der Natur gefolgt.“ Und bey der Ankündigung des 4. Theils hat man ebenfalls einige Fehler bemerkt, welche größtentheils anatomische und physiologische Wahrheiten betreffen, in denen unstreitig der Herr von Haller dem Kaiserlichen Leibarzte überlegen ist. Werlhof's Urtheil über Swieten haben wir oben schon angeführt *). Was man an Swieten sonst noch tadelt, ist, daß man in dem 4. Theile weniger Lectüre in den Neuern findet, als man erwarten könnte, und eine gewisse Härte, welche macht, daß gewisse Schriftsteller gar nicht angeführt sind. Der 5. und letzte Theil der Commentarien erschien 1772. Ein Engländer, Namens Christoph Packe, Baccalaureus der Medicin, wollte dem Herrn van Swieten zuvorkommen, und schon den 4. Theil der Commentarien Englisch ausfertigen. Er ließ zu dem Ende zu London 1754 eine kleine Probe von 38 Octavseiten unter folgender Aufschrift abdrucken: „An explanation of that part of Boerhaav's Aphorisms which treats of the phthisis pulmonalis or the consumptions.“ Er hat aber, so viel man weiß, sein Versprechen nicht erfüllt. Paul, den wir oben schon genannt haben, ist in seinen Anmerkungen zu den beyden Uebersetzungen aus den Commentarien mit seinem

*) S. Leben des Herrn von Haller, von Zimmermann, S. 221.

Text oft nicht zufrieden. Des Hrn. van Swieten kurze Beschreibung und Heilungsart der Krankheiten, welche am Oefterſten in den Feldlagern beobachtet werden, ſoll zugleich in drey Sprachen beſonders erſchienen ſeyn, nämlich in Lateiniſcher, Teutſcher und Franzöſiſcher, unter den Druckorten Wien, Prag und Trieſt. An dem Daſeyn des Lateiniſchen Exemplars wollte Baldinger noch zweifeln. Verſchiedene Mahl ſind die Teutſche und die Franzöſiſche Ausgabe unverändert wieder abgedruckt worden; doch iſt nur die Pariſer Ausgabe von 1760 die von Fehlern gereinigte. Die Göttinger Anzeige erinnert Wenig wider dieß nutzbare Buch, das den Beyfall Tiſſot's und Zimmermann's für ſich hat; allein die Leipz. gel. Zeit. 1762. Nr. 34. enthalten eine ſcharfe Beurtheilung und viele Einwürfe. Man tadelt in denſelben die hitzigen Arzneyen; die ſtärkern Brechmittel; die ätzenden Mittel bey der Krätze, und ſagt: „Es ſind mit neuen und wichtigen Wahrheiten alte Irrthümer fortgepflanzt worden.“ Endlich müſſen wir noch erinnern, daß Swieten den innerlichen Gebrauch des freſſenden Queckſilber-Sublimats wieder eingeführt hat. Zwey Briefe des Herrn van Swieten an den berühmten Italieniſchen Arzt, Benevenuti, hat Profeſſor Ludwig in Leipzig bekannt gemacht *), und einen andern, ebenfalls über den Gebrauch des Sublimats, an Dr. Hundertmark in Leipzig, hat dieſer irgendwo abdrucken laſſen **). Aber in derſelben Schrift iſt auch Hundertmark der Gegner unſeres Swieten, und ſpricht dem Sublimat die Heilkräfte ab. Er hatte ſchon vorhin in ſeiner Schrift von den Heilkräften des Queckſilbers erinnert, daß er ſich wundere, wie Boerhaave den Sublimat mit vielem Waſſer verdünnt, und mit Violenſyrup vermiſcht, in ſ. Chemie innerlich zu geben, habe anrathen können ***). Swieten ſchrieb daher an Hundertmark: „patiaris ut moneam, mercurii ſublimati corroſivi uſum non adeo eſſe periculoſum, ac credis. —“ Er behauptet 128 venerische Kranke ohne Speichelfluß im Krankenhauſe geheilt zu haben. Es hält aber Hundertmark den Sublimat aus zwey Urſachen für verdächtig; einmahl weil er keinen merklichen Auswurf befördert; zweytens, weil auch der Sublimat in der Miſchung mit dem Weingeiſte in ſeinen kleinſten Theilen noch immer giftig bleibe. Kaum hatten die halbgelehrten Aerzte, die weder Boerhaave'n, noch ſeine Chemie kannten, vernommen, daß Swieten den Sublimat empfohlen, als ſie überall mit dieſem Mittel zu heilen anfiengen. Doch waren Einige, welche es als eine himmelſchreyende Sünde anſahen, daß man den Sublimat gebe. Als einige practiſche Aerzte endlich erfuhren, daß Swieten nicht der Erfinder dieſes Mittels wäre, ſo läſterten ſie den Kaiſerl. Leibarzt auf eine ganz unerhörte Weiſe, weil ſie in dem einfältigen Wahn ſtanden, Swieten habe ſich mit einer fremden Erfindung

*) In den Comment de reb. in ſcient. nat. et med. geſt. Vol. V. p. 717.
**) In dem Progr. de Ozoena venerea. Lipſ. 1758. 4.
***) Edit. Lipſ. 1732. 8 maj. p. 426.

einen unsterblichen Ruhm erwerben wollen. Diese dachten nun, Boerhaave sey der Erfinder dieser Panacee. Bona hingegen, ein Italienischer Arzt, ließ ein Bändchen Erfahrungen drucken, welche für den Sublimat günstig waren *). Auch machte Abraham Gordon in England einige Erfahrungen bekannt, welche die Heilkraft des Sublimats bewiesen **).

Man bekümmerte sich nunmehr sorgfältiger um die Geschichte des Swietenschen Recepts, das unter dem Namen Spiritus mercurialis bekannt war. Der Professor Samuel Aurivillius in Upsala ließ 1760 eine lesenswerthe Probeschrift: de Spiritu Vini mercuriali ***) unter seinem Vorsitz vertheidigen, worin er bewies, daß schon Zwelfer sich des Sublimats bedient, daß ihn Wiesemann 1676 gebraucht, daß ihn Sylvius in der Wassersucht gegeben. Endlich benennt er viele Aerzte, welche schon längst den Sublimat in der Lustseuche angewendet. Fast zu eben der Zeit zankten sich in Italien Bassani und Bonelli, Beyde in Rom, über die Wirkung des Sublimats. Bassani vertheidigte ihn und Bonelli verwarf ihn ****). Der Italienische Arzt Zannini mischte sich in diesen Streit, und machte eine Vertheidigungsschrift für den Sublimat bekannt, welche verdient gelesen zu werden †). Der berühmte Professor Spielmann in Straßburg machte schon 1761 eine lesenswerthe Dissertation bekannt, worin Vieles vorkommt, was zur Geschichte des Sublimats gehört ††). Schon vorher hatte der gelehrte Philipp Friedrich Gmelin, in Tübingen, in einer merkwürdigen Dissertation den Gebrauch des Sublimats wider den Krebs beschrieben †††).

In der Zeitordnung folgt die Geschichte des innern Gebrauchs des Sublimats, welche der Pariser Arzt, Le Begue de Presle, bekannt gemacht hat ††††). Er fängt seine Geschichte vom

*) Ioh. Bona Historiae aliquot curationum mercurio sublimato corrodente perfectarum. Veronae, 1758. 4. S. Götting. gel. Anz. 1759. St. 99.

**) In den med. Bemerkungen einer Gesellsch. Aerzte in London, 1. u. 2. Bd.

***) S. Götting. gel. Anz. 1763 St. 57.

****) S. Götting. gel. Anz. 1763. St. 118.

†) Gervasii Ernesti Zannini Mercurii sublimati vindiciae, diss. epist. ad Swietenium. Romae 1761. 4. 3½ Bogen. S. Ludwigii Comment. etc. Vol. XIII. p. 339.

††) de Hydrargyri praeparatorum internorum in Sanguinem effectibus. S. Ludwigii Commentar. Vol. X, p. 3. Die §§. 18—24. dieser Dissertation gehören ganz hierher. In §. 20. stehen auch Swieten's Briefe an Benevenuti, die wir schon oben angeführt haben.

†††) Specifica methodus recentior cancrum sanandi, cuj. hist. analyt. chem. et med. pract. sist. resp. acut. Achat. Gaertner. 1757. S. Vogel's med. Bibl. Bd. 4. St. 2. Götting. gel. Anz. 1757. St. 57. u. 98. Tübinger Berichte, 1757. St. 10. Erlanger Beyträge, 1757. 27. W. Die Diss. ist in Halleri Diss. patholog. pract. T. VI. wieder abgedruckt. Sie enthält den merkwürdigen Brief von Sanchez und viele andere Dinge.

††††) Mem. pour servir a l'histoire de l'usage interne de mercure sublimé corrosif. 2. Voll. à Par. 1763. 12 maj. S. Götting. gel. Anz. 1764. St. 43.

Hhasis an, liefert aus Spielmann's schon angeführten Dissertation einen Auszug, nennt auch den Königlich Englischen Wundarzt Wiesemann, und will Boerhaave'n durchaus zum Erfinder dieses Mittels machen, der es doch offenbar nicht ist. Im 2. Theil dieses Buchs kommen Briefe vom Herrn van Swieten vor. Die Auszüge aus dem Werk des Herrn von Häen *) und ein merkwürdiger Brief von Alvarez, welcher aus einem Schreiben von Sanchez bewiesen, daß dieser Leibarzt dem Herrn van Swieten die bekannte Formel 1742 mitgetheilt, auch durch Schreiber'n den Gebrauch in Petersburg habe einführen lassen. Metzger sagt in seiner von uns oft angeführten Skizze: „Es ist bekannt, daß Swieten den Gebrauch des in Kornbranntwein aufgelösten Sublimats eingeführt hat, und in der Folge von Sanchez beschuldigt wurde, das Mittel von ihm erlernt, aber die dabey nöthige Diät vorzuschreiben unterlassen zu haben." Swieten soll selbst 1747 in einem Schreiben an Sanchez dieß Mittel le votre genannt haben. Le Begue de Presle führt noch die bekannten Erfahrungen von Störk und Locher **) an, welche alle dem Sublimat günstig sind. Auch hat Lentin einige Erfahrungen bekannt gemacht, wo er den Winddorn (Spina ventola) durch den Gebrauch des Sublimats geheilt hat ***). Unter Büchner's Vorsitz in Halle ist eine eigene Dissertation vom Gebrauch des Sublimats erschienen †). Ausser Hundertmark und Bonelli hat der Sublimat noch andere Gegner gehabt, als Malovin ††) und Hirschel †††). Dem Letztern hat Plenk geantwortet. Swieten und Cothenius haben den Gebrauch des Sublimats bey den Armeen eingeführt, und Richard von Hautesierk namentlich bey der Französischen Armee, wie man aus seinen Vorschriften ersehen kann. Wie der Herr von Häen in seinem Brief vom Schierlinge versichert, so ist Swieten und nicht Störk Erfinder des Schierlings.

Ehe wir Swieten's Geschichte beschließen, so erwähnen wir nur noch einige Belohnungen, welche der Kaiserliche Hof diesem würdigen Manne ertheilt hat. Auf Befehl des Kaisers

*) Ratio medendi P. II. cap. XII. und P. IV. cap. VII.

**) Obs pract. circa luem veneream epilepf. et maniam. Vienn. 1762. 8.

***) Obs. med. Fascic. I. Lipf. et Guelpherb. 1764. 8. obs. 29.

†) De mercurii sublimati corrosivi usu medico interno. Hal. 1758. resp. Stockhausen. Der Verf. ist Prof. Hartmann in Frankf. an der Oder.

††) In s. med. Chemie.

†††) Hirschel's Betrachtung, ob die Wirkung des Mercurii sublimati corrosivi, in den venerischen Krankheiten innerlich gegeben, gegründet sey, u. s. w. Berlin, 1763. 8. 2. vermehrte Ausgabe. Ebendas. 1765. 8. — Joseph Jacob Plenk's Schreiben an Hrn. Rumpelt, worin die Wirksamkeit des ätzenden sublimirten Queckfilbers und des Schierlings wider Hrn. Hirschel dargethan wird. Wien, 1766. 8. — Hirschel's Beyträge zu seinen Betrachtungen über den innerlichen Gebrauch des Mercurii sublimati corrosivi und des Schierlings, Berlin, 1767. 8.

ward das Bild unseres Freyherrn mit folgender Aufschrift in dem Wiener Hörsal der mediciniſchen Facultät aufgestellt:

FRANCISCVS et MARIA THERESIA, Augg.
Hanc Effigiem
*Gerhardi* L. B. *van Swieten*
ob ſtudium medicum ab ipſo
feliciter emendatum
in Auditorio hujus Facultatis Pub.
Append. juſſerunt.
Die XXX. Decembr. 1763.

Als die Kaiserin im May des J. 1767 von den Blattern befallen, und durch Swieten's Cur so wieder hergestellt wurde, daß sie am 22. July ein öffentliches Dankfest in der St. Stephanskirche begehen konnte, erhielt auch Swieten an diesem Tage ein vorzügliches Merkmahl von der Gnade seiner Monarchin. Er wurde in einem prächtigen mit sechs Pferden bespannten Kaiserlichen Wagen von den Kaiserlichen Aerzten nach der Kirche begleitet, und an diesem feyerlichen Dankfeste zum Commandeur des heiligen Stephans ernannt. Ausserdem bekam er ein Kaiserliches Geschenk von der Kaiserin Portrait mit Brillanten reich besetzt, das 20,000 Gulden am Werthe hielt, und 3000 Stück Ducaten *). Obgleich in grossem Ansehen blieb Swieten, wie Düval am Kaiserlichen Hofe, seiner alten Einfachheit in Kleidung meistens treu, und zierte sich nur mit den Manschetten, welche die Kaiserin selbst ihm genäht hatte, fuhr auch fort, sein abgeschnittenes Haar zu tragen. Im Leben und im Sterben bewies er viel Religion. Von seinem Ersparten gehörte der Zehente den Armen, andere Mildthätigkeiten nicht zu rechnen. Er war heftig, in einmahl gefaßten Meynungen hartnäckig, und, bey einem eigenen Geist der Strenge gegen sich, auch gegen Andere hart, besonders wenn sie gegen Ordnung und Wahrheit fehlten. Seine Wahrheitsliebe war groß; aber auch an Andern konnte er Unwahrheit fast nicht vergeben. Oft suchte er aber doch wieder gut zu machen, wenn er im Jähzorne sich vergangen hatte. — Das Andenken der Swietenschen Verdienste wird den spätesten Zeiten allemahl wichtig bleiben, und Swieten's Commentarien werden der Nachkommenschaft sein Verdienst bekannt machen, und noch in spätern Zeiten wird man sich dankbar erinnern, wie viel Swieten zur Verbesserung der Arzneywissenschaft und ihrer Ausübung beygetragen hat.

Vor Cranz Materia medica, vor der allgemeinen Teutschen Bibliothek, und in Haid's Kupferstichen, hat man gesucht, ein genaues Bild der Gesichtszüge eines so verdienten Mannes zu liefern.

*) In den Comment. de reb. in scient. nat. et med. gest. Vol. XIV. p. 364 heißt es: „Swietenius praeter imaginem Augustissimae Imperatricis gemmatam pretii, uti narratur, viginti millenorum florenorum, ter mille aureorum Hungaricorum dono accepit."

Er starb am 18. Juny 1772, im 72. Jahre seines Alters, zu Maria-Hiezing bey Wien, seiner Sommerwohnung.

Von seinen Schriften diese:

Commentaria in Hermanni Boerhaave Aphorismos de cognoscendis et curandis morbis. Tom. I. Lugd. Bat. 1742. 8 maj. 5 Alph. 5 Bog. S. Götting. gel. Anz. 1742. S. 252. 268. recus. ibid. 1745. Turini, Venet. 1745. Paris. 1745. Enthält §. 1—556. der Aphorismor. und also den ganzen chirurgischen Theil. — Tom. II. Lugd. Bat. 1745. 4 maj. recus. Turini, Venet. 1745. Paris. 1745. Enthält §. 557—874 der Aphorismor. und erklärt febrim, febris symptomata et species. T. I. et II. recus. Hildburghus. 1747. 4 maj. Accedit Geo. Erh. Hambergeri Praefatio: de praxi medica rationali addiscenda et proponenda. S. Götting. gel. Anz. 1747. S. 431. — Tom. III. Lugd. Bat. 1753. 4 maj. 685 Seiten. Enthält §. 875—1195. und beschließt mit dem Empyema. S. Comment. Lipsi. de rebus in scient. nat. et med. gest. Vol. III. P. III. p. 457 sq. Vogel's neue medicinische Bibliothek, Bd. 2. St. 4. und Götting. gel. Anz. 1754. St. 49. — Tom. IV. Lugd. Bat. 1764. 751 Seiten. S. Götting. gel. Anz. 1764. St. 137. Commentar. Lipsi. de rebus in scient. nat. et med. gest. Vol. XIII. p. 293 sq. Vogel's med. Bibl. 6. Bd. S. 483 fg. Enthält §§. 1196—1378. und die Abschnitte: Phthisis pulmonalis, Phthises aliae, Hydrops, Podagra, morbi virginum, gravidarum, partus difficilis, morbi puerperii et infantum. Wir haben schon gesagt, daß Swieten's Commentarien in Paris, Turin, Venedig, und Hildburghausen nachgedruckt worden sind. Man wünschte aber auch über dieses weitläuftige und fruchtbare Werk ein hinlängliches Realregister, zumahl da dasjenige, welches dem 5. Bande beygefügt worden, nicht Alles das anzeigt, was man im gedachten Werke zu suchen und zu nutzen hat. Hr. Hofrath Gladbach in Zerbst erfüllte den Wunsch durch folgende Arbeit: Indicis in *Swietenii* Commentariorum Tomos quinque, supplementum continens notata maxime digna in Commentariis reperiunda, realis indicis vices supplens et observationes indicans rel. Hilperhus. 1775. gr. 4. 231 Seiten. Man kann aus der Bogenzahl auf die Menge der angezeigten Materien schließen, und so mit auf die Brauchbarkeit des Realregisters für die Leser des Swietenschen Werks, und derer, die überhaupt über gewisse medicinische Materien eben Etwas aufsuchen wollen, welches bey dem reichen Vorrath der Sachen ihnen nun um so leichter wird. S. Götting. gel. Anz. 1773. S. 129—36. 1776. S. 94. — Wir haben folgende Uebersetzungen. Englisch: A translation of the Commentaries upon the Aphorisms of Dr. Boerhaave by *Gerard van Swieten*, Lond. 8. Enthält die beyden ersten Theile; bis 1754 erschienen 8 Theile; denn man hat das Buch in der Octavausgabe getrennt, und 1754 erschien noch Vol. IX. X. und XI. Von dem Uebrigen können wir aus Mangel der Nachricht Nichts sagen. Franzö-

fisch: Der 1. Theil erschien schon 1747 ganz Französisch in 4. abgedruckt, und eine Duodezausgabe in 2 Bänden 1753. — Stückweise sind von dem 2. Theil folgende Schriften bekannt: a) Traité de la Peripneumonie de Boerhaave Comm. par *Swieten*, avec un Discours preliminaire de Mr. Paul. à Paris, 1761. 12. 336 Seiten. S. Götting. gel. Anz. 1763. St. 11. b) Traité de la Pleuresie, traduit du Latin de Mr. v. *Swieten*, avec un Discours preliminaire, par Mr. Paul. à Paris, 1763. 12. S. Götting. gel. Anz. 1764. St. 42. Teutsch: 1) Boerhaavische Lehrsätze von Erkenntniß in Heilung der chirurgischen Krankheiten, nach den Swietenschen Commentarien. 4 Theile. Danzig, 1751. 8. 2) Erläuterungen der Boerhaavischen Lehrsätze von Erkenntniß und Heilung der Krankheiten. Wien, 1755. 4. Man ist in der Abtheilung der Bände völlig den Lateinischen Theilen gefolgt. — Description abregée des maladies qui regnent les plus communement dans les Armées, avec la methode de les traiter, par Mr. *Gerard van Swieten*, premier medecin de S. M. I. la Reine de Hongrie, à Vienne, 1759. 8. pl. 13. it. 1760. it. à Paris, 1760. it. à Amst. et à Leipsic, 1762. 12. S. von der ersten Ausgabe Comment. Lipf. Vol. VIII. P. IV. p. 707. Götting. gel. Anz. 1760. St. 99. Von den neuern Erlanger Beytr. 1762. 3r W. Leipz. gel. Zeit. 1762. Nr. 34. — Kurze Beschreibung und Heilungsart der Krankheiten, welche am Oefterften in den Feldlägern beobachtet werden. Wien, Prag und Triest, 1758. gr. 8. 193 Seiten. S. Götting. gel. Anz. 1760. S. 888. Hier steht so wenig, als auf der ersten Französischen Ausgabe der Name des Verfassers, der aber gar bald bekannt wurde. Baldinger hatte zwey Züricher Abdrücke der Teutschen Ausgabe von 1760, einmahl in grösserm Octavformat, und das zweyte Mahl in kleinerm in Händen gehabt. In der Aufschrift der Züricher stand noch: Allen Aerzten zu Stadt und Land zum Gebrauch zum Druck befördert. 2. Auflage. Und noch eine Ausgabe bloß mit folgender Aufschrift: Kurze Vorschrift für die Königl. Französische Armee. Diese Ausgabe unterschied sich noch durch einen Anhang: Vorschrift für die Feldapotheke. Diese Vorschrift enthielt aber die Verordnung für die Aerzte, Wundärzte und Krankenwärter bey der Kaiserlich Königlichen Armee. Man findet mehr Nachricht in Baldinger's Introductio in notitiam scriptor. medicin. militaris. — Endlich hat Swieten noch Antheil an der Ausgabe folgender Werke: 1) An Gorter Compend. wie Gorter selbst gesteht, und auch Börner vor Baldinger'n bemerkt hat. 2) An Jacobi van Eems Ausgabe von Boerhaave Praelect. de morbis nervor. Lugd. Bat. 1761. 8. wie Solches der Herausgeber in der Vorrede dankbar erinnert. S. Götting. gel. Anz. 1763. St. 57. 3) An dem Aetius Amidenus, von dem Hebenstreit 1757 ein Specimen abdrucken ließ, nach der Handschrift, welche vorhin Günz besaß. Diese Handschrift verglich unser Swieten mit derjenigen, welche in der Wiener Bibliothek befindlich ist. S. Leipz. gel. Zeit. 1757. St. 56. 4) Und in der

Zuschrift, welche der Rath und Professor Cranz seiner Materia medica an den Freyherrn van Swieten vorangesetzt, wird von dem berühmten Verfasser in den dankbarsten Ausdrücken des Schülers erinnert, daß den Grund zu diesem nützlichen Lehrbuche die ehemahligen Swietenschen Vorlesungen, und die besonderen Rathschläge, welche dieser Arzt seinen Schülern ertheilt, gelegt haben.

Eben kommt uns die Denkmünze in die Hand, welche die Kaiserin Maria Theresia auf den Baron van Swieten schlagen ließ, und die der erste Kaiserliche Leibarzt Störk an die Kaiserliche Akademie der Naturforscher, von welcher er unlängst das Diplom erhalten hatte, gefällig übersandt. Wir schließen damit. Die eine Seite dieser Denkmünze zeigt das Brustbild des Barons van Swieten, mit dem Ordenskreuz, und der Umschrift: *Ger.* L. B. *v. Swieten*, Ord. S. Steph. Com. A. Con. Aul. Arch. Co. Bib. R. Die andere Seite zeigt ein Monument, mit einer Büste und Wappen des Freyherrn van Swieten, zwey Genien und andern Verzierungen, mit der Umschrift: Ob doctrinam et integritatem. Am Fußgestell steht: M. Theresia Aug. Memoriae *Ger.* L. B. *v. Swieten.* Nat. 7. May 1700. † 18. Jun. 1772. Sie wiegt in Silber 3 Loth.

S. Baldinger's Biographieen jetztlebender Aerzte und Naturforscher in und ausser Teutschland, 1. Bd. S. 1. Gruner's Almanach für Aerzte und Nichtärzte J. 1784. S. 18. Blumenbachii Introd. in hist. med. litt. p. 424. Hamberger's und Meusel's gel. Teutschland.

**Swieten**, Gottfried Freyherr van, Präses der ehemahligen Kaiserlichen Schulcommission, und nachher der Kaiserlich Königlichen Hofbibliothek. Als der Sohn des berühmten Gerhard van Swieten, der unter der Kaiserin Maria Theresia so vielen Einfluß auf die Litteratur und das Medicinalwesen Oestreichs hatte, und als nachheriger Gesandter zu Berlin, erwarb er sich Einsichten in die Litteratur, welche ihn dazu eigneten, an die Spitze der Studiencommission gestellt zu werden, die Kaiser Joseph II. errichtete, und durch die er für seine Staaten, was das Schulwesen betrifft, so viel Gutes bewirkte, als bey der Mangelhaftigkeit der Normalmethode möglich war, in Hinsicht auf die Litteratur aber eine Preßfreyheit und Liberalität einführte, die den günstigsten Einfluß hatte.

Nach Aufhebung dieser Studiencommission unter Josephs Nachfolger lebte van Swieten als bloßer Präses der K. K. Hofbibliothek, zurückgezogen, der classischen Litteratur, und der Musik, für welche er in Wien eine Gesellschaft stiftete, auf deren Kosten Hendel's Messias und andere grosse Werke, so wie Haydn's Schöpfung und Jahreszeiten, zu welchen letztern der Text von ihm herrührt, zuerst in Wien aufgeführt wurden. Er hat auch sonst Vieles für Instrumente gesetzt. In den grossen Musikniederlagen Teutschlands befinden sich sechs Sym-

phonieen in Mscpt. von seiner Arbeit. Auch hat man von seiner gelehrten Feder: Dissertatio sistens Musicae in medicina influxum et utilitatem, Lugd. Bat. 1773. 4.

Als Präses der K. K. Bibliothek war er nicht frey von dem Vorwurfe, vorzüglich nur für seine Lieblingsfächer gesorgt zu haben.

S. den Biograph, 4. Bd. 1. St. S. 105. und Gerber's Lexic. der Tonkünstler, Th. 2. S. 612.

Swift, Jonathan, Doctor der Theologie, Dechant von St. Patrick zu Dublin, dieser berühmte sogenannte Englische Rabelais, zu Dublin am 30. November 1667 aus einer guten Familie geboren, wurde mehr bey seinem Oheim Godwin Swift und in der Schule zu Kilkenny erzogen. Die Verbindungen seiner Mutter mit dem Ritter William Temple erweckten einige Zweifel gegen die Ehelichkeit seiner Geburt. Man behauptet, Swift selbst habe nicht Wenig dazu beygetragen, diesen Verdacht zu accreditiren, indem er nicht zweifelte, daß es rühmlicher für ihn wäre, der natürliche Sohn Jupiters, als der rechtmäßige Sohn des Philippus zu seyn. Aber dieser Verdacht war ohne Grund. Swift's Mutter war eine Muhme der Madame Temple, und der Ritter besuchte seine Schwägerin bisweilen: dieß ist Alles, was an der Geschichte wahr ist.

Er legte sich besonders auf Geschichte und Dichtkunst. Auf der Universität zu Dublin verachtete er die Logik und Metaphysik, und die Mathematik und Physik machte er lächerlich: daher wurde er wegen seiner Ungeschicklichkeit abgewiesen, als er Baccalaureus werden wollte, und am Ende nur kümmerlich aus besonderer Begünstigung *) zugelassen. Dieses unrühmliche Zeugniß sah man zu Oxford als die größte Anpreisung an, und da wurde er unbeschautes Dings stracks Baccalaureus der Künste. Die von der Universität zu Dublin erfahrne Kränkung hatte die Wirkung, daß der ehrbegierige Swift von nun an täglich 8 Stunden dem Studieren zu widmen beschloß, und mit einem Eifer, dessen Erfolg zur Genüge bekannt ist, sieben Jahre hindurch bey diesem Vorsatz beharrte. Im J. 1688 wurde er durch den Tod seines gedachten Oheims seiner bisherigen Unterstützung beraubt, worauf er zu seinem Verwandten, dem Ritter William Temple, dem Vertrauten und Lieblinge Wilhelms III. seine Zuflucht nahm, und sich einige Tage auf dessen Landgute zu Moorpark aufhielt. Im J. 1692 ertheilte ihm die Universität zu Oxford das Diplom eines Magisters der Künste, und weiterhin das Doctorat. Vereitelte Hoffnungen zu Beförderungen veranlaßten ihn hierauf, sich von Moorpark zu entfernen, und eine kleine Pfründe zu Kil-

*) Special favour, ein Ausdruck, womit man auf dieser Akademie Mangel an Verdienst zu bezeichnen pflegt.

root in Connor anzunehmen. Er trat sie indessen bald wieder an einen Freund ab, da sie ihn zu sehr von England und seinen Lieblingsgesellschaften entfernte; und kehrte zu seinem Beschützer, dem Ritter Temple, zurück, der ihn dem Könige Wilhelm zur ersten in Westminster oder Canterbury ledig werdenden Pfründe dringend empfohlen hatte. Froh sah er einer ehrenvollen Versorgung entgegen. Aber Temple starb 1699, und der König vergaß ihn. In dieser Laye hielt er es für ein Glück, dem Lord Berkeley als Secretär nach Irland folgen zu können. Kaum war er aber zu Dublin angelangt, als er verabschiedet wurde, weil sich sein Principal hatte überreden lassen, daß sich ein Geistlicher nicht zu seinem Begleiter schicke. Indessen erhielt er doch durch die Vermittelung dieses Mannes die ziemlich einträglichen Pfründen von Laracor und Rathbeggin in der Diöcese von Meath. Er ließ sich nun zu Laracor nieder, und lud die so oft von ihm besungene Stella zu sich nach Irland ein. Dieß eben so geistreiche, als wohlgebildete Frauenzimmer hieß eigentlich Johnson, und war die Tochter eines Haushofmeisters des Sir William Temple. Swift lebte mit ihr in einer räthselhaften Verbindung. Er hat sie, wie man sagt, im J. 1716 geheyrathet, sie aber nie öffentlich für seine Gattin anerkannt, es sey nun, wie Orrery meynt, aus Stolz, oder weil er, wie Einige, die ihn zu Temple's natürlichem Sohn machen wollen, behaupten, kurz nach seiner ehelichen Verbindung die unglückliche Entdeckung gemacht hatte, daß sie seine Schwester sey. So viel ist indessen gewiß, daß er in ihrer Gesellschaft die angenehmsten Stunden seines Lebens hinbrachte. Wir dürfen nicht vergessen, daß Swift während seines Aufenthalts bey dem Ritter Temple alle hier zugebrachte Zeit dazu anwandte, den Geist und die Talente dieser in seinen Werken verewigten Stella auszubilden. Er lebte nach seiner Verheyrathung mit ihr, wie vorher, und man bemerkte in ihrem gegenseitigen Betragen Nichts, das die Gränzen einer Platonischen Liebe überschritten hätte. Stella konnte sich an diese Art zu leben nicht gewöhnen; es mußte ihr auch, da sie tugendhaft war, sehr empfindlich seyn, daß sie sich in den Augen derer, die von ihrer Verheyrathung Nichts wußten, allem Scheine des Lasters unterwerfen mußte. Sie fiel in eine schwarze Melancholie, sie welkte mit verhaltenem Schmerz dahin und starb 1727 als das Opfer eines eben so traurigen, als sonderbaren Schicksals.

Lange vor dem Tode seiner Stella hatte Swift seinen Beschützer verloren, und alles Beystandes, aller Unterstützung beraubt, kam er nach London, und suchte beym Könige Wilhelm um eine neue Präbende an; allein es glückte ihm nicht, und so entstanden die bittern Ausfälle gegen König und Hofleute, die man häufig in seinen Schriften trifft. Nach einiger Zeit erhielt er aber doch mehrere Präbenden, unter andern auch das einträgliche Decanat zu St. Patrick in Irland, und

hier widmete er sich nun ganz den Wissenschaften. Wir müssen aber wieder zurückgehen, um ihn näher zu betrachten. Swift war nicht für die Unthätigkeit. Er hatte sich bekanntlich dem geistlichen Stande gewidmet, aber eine Landpfarre, die er nach manchen vergeblichen Supplicationen erlangte, befriedigte seinen regen Geist nicht. Er begab sich öfters nach London, und blieb nicht lange ein müssiger Zuschauer bey den philosophischen Gährungen, welche die Regierung der Königin Anna auszeichneten. Niemand kannte die Englische Constitution genauer, als Swift, Niemand hieng ihr so eifrig an, und würde, so wie er, Alles gewagt haben, um sie zu erhalten. Er gab verschiedene politische Schriften heraus, die allgemeines Aufsehen erregten. So manchfaltige Talente, so ausgebreitete Kenntnisse im politischen Fache, eine solche Kraft und Würde des Ausdrucks, mit einem so reinen, meisterhaften Style verbunden, und besonders so viel Witz und eine so ungewöhnliche Stärke in der Satyre, erregten die gewisseste Erwartung, daß er der fähigste und furchtbarste Vertheidiger der Partey seyn könne, zu der er sich schlagen würde. Er schlug sich auf die Seite der Minister, und stritt für ihre Sache in kleinen Schriften, Gedichten und Wochenblättern. Die Geissel der Satyre wurde in seiner Hand zu einer Keule, gegen deren Streiche kein Panzer sichern konnte. Kein Wunder, daß die Minister ihm auf alle Art schmeichelten, und seine Talente auf's Beste benützten. Er wurde zu den geheimsten Berathschlagungen über politische Gegenstände gezogen, und auch in den fröhlichen Cirkeln der Höflinge spielte er eine bedeutende Rolle.

Sein erstes Werk, Dissentions in Athens and Rome, politischen Inhalts, erschien im 34. Jahre seines Alters. Sein Meisterstück, das Mährchen von der Tonne, kam 1704 heraus. Erst seit dem J. 1708 ward er ein erklärter Schriftsteller. Es folgten sich in kurzen Zwischenräumen: Sentiments of a church of Englandman; Bickerstaff, eine Satyre auf die Astrologie; An argument against abolishing christianity, eine feine Ironie; Defence of the sacramental test; A project for the advancement of religion; Vindication of Bickerstaff und Explanation of an ancient prophecy. Nun nahm die geschäfftige Periode seines Lebens ihren Anfang. Im J. 1710 schickte ihn der Primas von Irland in Angelegenheiten der Kirche an die Königin Anna. Er wandte sich an Harley, nachmahligen Grafen von Oxford, dem er sich als einen von der vorigen Regierung unterdrückten Mann vorstellte, und bald dadurch werth und nothwendig zu machen wußte, daß er sich zum Verfechter der Sache der Tories aufwarf. Er gab zu diesem Zweck eine Menge Pamphlets heraus, die Sensation erregten, und mit grosser Begierde gelesen wurden. Dahin gehört vorzüglich: The condoct of the allies (1712), worin er das Volk zum Frieden geneigt zu machen suchte, welches

ihm auch gelang. Ferner: Reflexions on the barrier treaty; Remarks upon the Bishop of Saram's Introduction to his third Volume of the reformation etc. Im J. 1713 wurde er für seine dem Ministerium geleisteten Dienste zum Dechanten von St. Patrick in Dublin ernannt, eine Beförderung, die seinen Wünschen so wenig entsprach, daß er sie eine Verbannung nannte: im J. 1714 nahm er erst von der Dechantey Besitz. Kaum war er in Irland angelangt, als er zurückberufen wurde, die Lords Oxford und Bolingbroke zu versöhnen, welche jetzt in offener Fehde lebten. Dieß gelang ihm nicht; und so kehrte er denn, zumahl da Anna's Tod bald darauf das ganze System der Tories vernichtete, nach Dublin zurück. Uns gilt es gleich, sagen wir mit Herder'n, ob die Sache, welche er damahls politisch vertheidigte, rein oder unrein gewesen; das Unreine davon, wen schmerzte es am Meisten? Ihn selbst. Warum mußte er unter einem schwachen Minister, einer noch schwächern Königin, und einem unzuverlässigen Bolingbroke, dazu untergeordnet, fast ohne Beruf dienen? Warum überhaupt war er ein Tory? In Allem, was Swift durch sich thun konnte, handelte er nicht nur strenge und rein, sondern war die Ordnung und Gerechtigkeit selber. Unter der Gestalt eines Züchtigers und Censors ein helfender Patriot, mit der Gebärde eines Menschenfreundes, durch kalte Vernunft, den Reichen und Mächtigen zu Trotz, war er ein thätiger Freund der Menschheit. Das Bittere und Böse, das er voraussah, ist eingetroffen; manches Gute, das er gegen die harte Unvernunft auszurichten nicht vermochte, hat nach einem Jahrhundert, von Umständen erzwungen, geschehen müssen. Die eiserne Noth gebot, was Vernunft und Billigkeit nie haben erreichen mögen.

Im J. 1720 gab er ein Pamphlet heraus, in welchem er den Irländern den Gebrauch ihrer Manufacturwaaren empfahl. Durch diese und andere Schriften zu Gunsten der Irländer machte er sich bey dem Volke beliebt. Man schätzte ihn dann vorzüglich, als er 1724 durch seine Drapier's letters das Königreich von den Plünderungen eines gewissen Wood's befreyete, der die Erlaubniß erhalten hatte, 180,000 Pfund an halfpence und farthings zu münzen, und offenbaren Betrug dabey zeigte. Man kannte ihn von dieser Zeit an nur unter dem Namen The Dean, und zog ihn bey allen Angelegenheiten, die das öffentliche Wohl betrafen, zu Rathe: man begrüßte ihn allenthalben mit freudigen Hurras, und betete ihn fast an. Und wirklich können die Irländer erst von der Zeit, wo sich Swift ihrer annahm, ihren Wohlstand datiren. Seinem Spleen über die Laster und Thorheiten der Menschen machte er in Gulliver's Reisen Luft. Dieses Werk ist auf die üppigste Erfindung gegründet. Bald ein Mehreres von demselben. Wir haben schon bemerkt, daß die unglückliche Stella im J. 1727 starb: diesen Verlust empfand Swift um so tie-

fer, da sie das einzige Band war, das ihn an die Menschheit knüpfte, von der er sich vernachlässigt hielt. Er versank in eine dumpfe Schwermuth, die endlich in Wahnsinn ausartete, und in Vereinigung mit Taubheit, Schwindel und anderen Zufällen seinem Leben im J. 1745 ein Ende machte: er hatte jedoch in dem kläglichen Zustande einige helle Augenblicke vor seinem Tode, in welchen er sein Testament, und einen Theil seines Vermögens zur Stiftung eines Hospitals für Narren aller Art vermachte.

Der Graf Orrery, der mit dem Swift vielen Umgang gehabt, stellt ihn als einen Mann vor, der wohl wußte, was er werth war. Aber Swift nahm sich unfehlbar in Acht, daß er diese Eigenliebe in Gesellschaft nicht merken ließ; wer würde sonst gern mit ihm umgegangen seyn? Seine Gespräche giengen meistentheils auf die Politik, die er aus Geschmack studierte; und er würzte sie, so wie seine Schriften, mit satyrischen und witzigen Einfällen. Man hat Swift's Character häßliche Flecken anzuhängen gesucht, als: Neid, Heucheley, Wankelmuth, Menschenhaß, Bosheit. Allein diese Beschuldigungen rühren von seinen erklärten Feinden her: Undank seiner Freunde, die ihm ihr ganzes Glück zu danken hatten; schlechte Belohnung für seine Dienste; Fehlschlagung einiger seiner schönsten Hoffnungen; traurige Entdeckungen über die Schwächen und Gebrechen der weltgepriesensten Menschen, die er zu machen Gelegenheit hatte; nebst dem Gefühle einer beträchtlichen Ueberlegenheit seines eigenen Geistes und Characters, — waren wohl die Motive, die ihm eine Art von Verachtung gegen das Menschengeschlecht im Ganzen beybrachten, und seinen spätern Schriften einen so finstern Anstrich gaben. In den frühern findet sich Nichts von dieser Misanthropie in seinen Handlungen. Vielmehr war er äusserst dienstfertig gegen seine Freunde; nachsichtig und schonend selbst gegen seine Feinde — zu einer Zeit, da es ihm ein Billet kostete, sie zu vernichten; offen, heiter und mittheilend im Umgange, und im höchsten Grade wohlthätig gegen Arme. In seinen blühenden Jahren war er großmüthig, menschenfreundlich, wohlthätig. Er war z. B. das Haupt und die Seele der berühmten Gesellschaft von Sechzehn, die sich so sehr durch Wohlthun auszeichnete. Auch als er seine Dechaney hatte, wandte er den dritten Theil seiner Einnahme an Arme und Unglückliche. Um seine Frömmigkeit nicht sehen zu lassen, gieng er zu London in die Frühkirche; um seine Wohlthätigkeit nicht durch eitles Menschenlob zu entweihen, verschwieg er den Armen stets seinen Namen, und einige seiner schönsten Handlungen wurden erst nach seinem Tode bekannt. Er war von Jugend auf ökonomisch — erst aus Noth, dann aus Grundsatz; lebte aber doch gut: hatte häufig Gesellschaft und Freunde bey sich, und vergab seiner Würde nicht das Geringste. Dieser Oeconomiegeist ward bald bey ihm Gewohn-

heit, und im Alter wurde Geiz daraus. Als sein Ruhm einmahl fest gegründet war, und er sich von den ersten Männern aus allen Fächern huldigen sah, nahm er eine gewisse Sattheit oder Sprödigkeit im Verkehr mit Menschen an, die seine erste Bekanntschaft unangenehm und zurückstoßend machte. Er verlangte von Höheren oder Fremden stets die erste Ehre; war diese aber dargebracht und die Bahn gebrochen, so öffnete sich sogleich seine ganze Seele, und er kam ihnen fast in allen nachfolgenden Schritten zuvor. Der Grund, warum man ihn so allgemein fürchtete, war sein Ruhm, seine bekannte satyrische Ader, und die vielen Anecdoten, welche von ihm umherliefen, besonders solche, wo er angesehene Personen an grossen Tafeln durch ein plötzliches Impromtü dem Gelächter Preis gegeben hatte. Dieß that er aber nie, wenn er nicht dazu gereizt worden war; im Gegentheil steckte er manche beissende Replik ein, sobald er sich getroffen fühlte. Bisweilen artete seine Freymüthigkeit in Unanständigkeit aus. Er war einst bey dem Lordmajor in Dublin zur Tafel, und hatte einen reichen und sehr unbescheidenen jungen „Menschen neben sich. Nachdem Swift seine Spöttereyen eine Weile angehört hatte, sagte er zu dem Herrn des Hauses: „Mylord, ich habe einen Narren neben mir, der mir schon seit einer Stunde sehr beschwerlich ist; thun Sie mir doch die Gefälligkeit, und schicken ihn fort." Wegen seiner Klugheit und Rechtschaffenheit wurde er oft um Rath gefragt, und überhaupt hatte er bey seinen Landsleuten ein Ansehen ohne Gleichen. Unter dem Namen: der Dechant, war er allgemein als grosser und kluger Mann im Lande bekannt, verehrt, ja von den untern Ständen fast angebetet. Die Stadt Dublin ließ ihm in der St. Patrickskirche ein Ehrendenkmahl errichten. Die größten Männer seines Jahrhunderts waren seine Freunde. Vorzüglich stand er mit dem Grafen von Oxford, dem Vicomte von Bolingbroke und dem berühmten Pope in der engsten Verbindung.

Swift hat bey allen seinen Vorzügen auch seine Gegenseite: bedauernd schildert sie Herder. Swift war ein Unglücklicher, dessen scharfer und tiefer Verstand von einer Leidenschaft beherrscht ward, die ihm zuletzt die wahre Ansicht der Dinge, mithin allen Genuß des Lebens raubte. Stolz war diese Leidenschaft; zwar der edelste Stolz, der Nation mit seinem Verstande thätig zu dienen: da er dieß aber auf der ihm gebührenden Stelle nicht thun konnte, und schon unter Oxford und Bolingbroke auf einer Spitze des Bollwerks zwischen zwey ungleichen Seiten gegen eine Partey, die in Manchem sehr Recht hatte, wirken mußte, so giengen, als seine Staatspartey fiel, nie zwar seine Grundsätze, wohl aber seine Seelenkräfte, am Frühesten aber sein guter Humor und sein Glück unter. Die hohe Kirche, welcher er fast über Gebühr das Wort geredet, und über Verdienst ausgeholfen hatte, fürchtete ihn; die Whigs, deren Grundsätzen er über die Linie entgegengetreten war, haßten ihn; seine

Freunde, denen er fast zu treu blieb, (eine edle Schwachheit!) ob er wohl ihr System haßte und ihre Fehler kannte, vergaßen ihn; da nagte das Unrecht, das ihm geschehen war, ihm wie eine Schlange am Herzen. Die Grossen, die ihn betrogen oder getäuscht hatten, von jener Hofdame, die sein erstes Unglück machte, bis zur metaphysischen Teutschen Königin, den Hof und mit ihm alle Teutsche verachtete er; seinen Verfolger Walpole haßte er als Menschen und als Minister, so, daß die jüngere Welt, die er doch in seiner einsamen Entfernung theils nicht kannte, theils nach seiner ältern Denkart nicht immer billig genug beurtheilen konnte, ihm zuletzt wie eine Grube erschien, aus welcher er sich hinauswünschte. Einzelne Verhältnisse seines Lebens, z. B. seine Verbindung mit der seltenen Stella, die mit verhaltenem Schmerz vor seinen Augen welkte und hinschwand, die Thorheit der Vanhomrigh, Vanessa genannt, an der er doch auch durch eine kleine, von ihm unbewachte Eitelkeit Schuld war; Umstände der Art machten ihm auch von der zartesten Seite Erinnerungen an's Loos der Menschen unerfreulich, und so kam er dahin, wohin wir unserm Feinde nie zu kommen wünschen, daß ihm die menschliche Natur selbst fade, und in Lasterhaften abscheulich ward. Er, der die Reinheit des Körpers äusserst liebte, er, ein kalter, züchtiger Mann, der Unflätereyen im Gespräche sowohl, als im Leben bis auf's kleinste Merkmahl nicht dulden konnte, ward vom gewöhnlichen Trost der Menschen gleichsam exhumanisirt. Die Menschenform ward ihm verleidet, so, daß er diese, wo sie sich mit Schminken deckte, am Wenigsten ausstehen konnte, und lieber den verworfensten Theil, gleichsam den Vorwurf und die Schande der Schöpfung, zu seinem Augenmerk machte. In solchem Geiste sind Gulliver's Reisen geschrieben. Young's Declamationen (über die Originalcompositionen am Ende), daß Swift die menschliche Natur mit geheimer Schadenfreude heruntergesetzt habe, ist eben so flach, als unwahr. In seiner Geistes- und Herzenskrankheit sah er die Yahoo's vor sich, und da ihm kein anderes Geschlecht zu Gebote stand, eine vernünftige, reine, billige Gesellschaft zu zeichnen: (denn im Monde und im Saturn war er nicht gewesen,) so wählte er sich die Gestalt des Thiers, das der Schöpfer der Menschen selbst als eine edle Gestalt dargestellt hat *), des Rosses. Swift's Rosse aber sind vernünftige, billige Geschöpfe, wie Menschen es seyn sollten; nicht der Zweck, nicht die erhabenen Fähigkeiten und Anlagen des Menschengeschlechts, wohl aber Name und Gestalt des Menschenthiers war ihm, wie dem lebenssatten Hamlet verleidet. „Ihr seyd, sagt dieser, von dem Könige und der Königin geschickt, mich zu erfragen. Seit einiger Zeit habe ich, ich weiß nicht wie? all' mein Frohseyn verloren, alle meine Leibesübungen aufgegeben. Und gewiß! es geht so übel mit meinem Befinden, daß dieses gute Gerüst, die Erde,

*) Hiob XXXIX. 19—25.

mir nur ein wüstes Vorgebirge, dieser treffliche Lufthimmel, dieß fest überhangende Firmament, dieß majestätische Dach, ausgelegt mit goldenen Sternen — wie? — mir nur eine faule pestilenzialische Sammlung von Erddüften scheint. Welch' ein Meisterstück vom Werk ist der Mensch! Wie edel in seiner Vernunft! An Fähigkeiten wie unendlich! in Gestalt und Bewegung, wie voll Ausdruck, wie bewundernswerth! in Handlung, wie gleich dem Engel! im Begreifen, wie gleich einem Gott! die Schönheit der Welt! das Urbild der Geschöpfe! Und doch mir? Mir? was ist sie, diese Quintessenz von Staube? Der Mann gefällt mir nicht; das Weib auch nicht." Was Hamlet der Orphelia, sagte Swift im stummen Anblick seiner Stella täglich.

Was den Dechant am Meisten niederdrückte, waren die obern Stände. Sie hielt er für unverbesserlich; und an sie hatte er sich so sehr gehangen! *) auf sie so sehr getrauet! Nur aus dem mittlern Stande, meynte er, könne etwas Gutes entspringen; der Unterste sey unterdrückt. Gerade dem Untersten des untern Standes suchte er also aufzuhelfen, und knirschte gleichsam, indem er wohlthat. Gehab dich wohl, ernster Geist, in deiner jetzigen höheren Wohnung! wo dir mit der ganzen Nebelinsel die schmutzige Hof- und Staatswirthschaft deiner Feinde verschwunden ist. Uns giebt dein Leben und der Ausgang desselben die strenge Lehre: „Der Menschheit überhebe sich Niemand, Extra humanitatem homini nulla est salus!" So Herder in seiner Adrastea. — Stolz war Leidenschaft im Swift; aber sein Stolz war edler Art, und setzte ihn über den Neid hinweg. Man muß ihm auch die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er Verdienste zu schätzen wußte, wo er sie fand, und nie war er vergnügter, als wenn er einen verdienten Mann aus der Dunkelheit hervorgezogen hatte. Es ist davon folgendes Beyspiel bekannt. Der Dechant führte einst den Doctor Parnell, einen berühmten Dichter, bey dem Großschatzmeister und Premierminister, dem Grafen von Oxford, zur Audienz; anstatt aber den Dichter dem Grafen vorzustellen, nahm er diesen, und suchte mit ihm den Parnell unter dem Haufen auf, der sich im Vorzimmer befand, und dem Minister die Aufwartung machen wollte. Der Dechant freuete sich, dem Talent diese Ehre erwiesen zu haben, da er dasselbe dem Range und der Würde weit vorzog. Swift war auch ein sonderbarer Mann. Er hatte von der gesellschaftlichen Unterredung Grundsätze, welche, so vernünftig sie auch an sich selbst seyn mögen, doch durch die seltsame Art, mit der er sie vorbrachte, sonderbar scheinen. „Die Unterredung," sagte er, „ist ein Capital, an welchem

*) Sie und die Geistlichen vergalten ihm seine Parteylichkeit für sie übel. Für Charles Boyle hatte er gegen Bentley ungerecht gestritten; und Lord Orrery schrieb über ihn die väterlichen Briefe. Eine Lordsvergeltung.

ein Jeder seinen Antheil hat, so wie bey einem jeden andern gesellschaftlichen Handel, oder wie bey einer jeden Speise, die man einer ganzen Gesellschaft vorsetzt. Ich rede nie länger, als eine Minute hinter einander, und wenn ich aufgehört habe, warte ich wenigstens noch eine Minute, um zu sehen, ob ein Anderer das Wort nimmt; wenn nun Niemand das Gespräch fortsetzt, so glaube ich mich berechtigt, wieder anzufangen."

Seine Art zu reisen kam mit der Seltsamkeit seines Characters überein. Er reiste insgemein mit Fuhrleuten, oder gieng zu Fuße, und blieb in der Herberge allemahl unter den Fuhrleuten und gemeinen Pöbel. Er ließ sich gern mit solchen Leuten in ein Gespräch ein, und die ehrbare Ohren beleidigenden Ausdrücke, welche man in seinen Schriften hier und da antrifft, rühren unfehlbar von diesem Umgange mit dem gemeinen Volke her. So auf Reisen. Aber sonst suchte er die Freundschaft und den Umgang der Grossen, und klagte darüber, daß er mit gemeinen Leuten reden müßte. Noch eine Bemerkung von dem Grafen Orrery. Wenn man die Aufführung des Doctors Swift untersucht, sagt derselbe, so findet man, daß er die Weiber nur als halbe Menschen ansah. Indeß war sein Haus doch eine Akademie der Frauenzimmer geworden, wo sie ihn vom Morgen bis an den Abend mit einer Emsigkeit und Geduld anhörten, die ihres Gleichen nicht hatte, und jeden Liebhaber verschmäht haben würden, wenn es auch der grosse Mogul gewesen wäre. Das Publicum hat diesen Damen die Bekanntmachung seiner Verse meistentheils zu danken, als welche sonst wohl schwerlich an's Tageslicht gekommen wären. Wenn er ein Stück fertig hatte, theilte er es seiner weiblichen Rathsversammlung mit, welche darüber einen Ausspruch that, und Abschriften davon nahm. Swift, der eine sitzende Lebensart liebte, arbeitete Viel; und keine von seinen Areopagisten wagte es, ihn zu stören. Er entließ sie ohne Umstände, wenn er keine Versammlung halten wollte. — Ueber den Character dieses grossen, durchaus originellen Mannes kann man nichts Interessanteres lesen, als Johnson's Urtheil, in Lives of the English poets, Vol. 3.

Swift's grosses schriftstellerisches Talent in Hinsicht auf treffende Satyre, auf Stärke des Witzes und der comischen Wendungen, auf Reichhaltigkeit der Gedanken und auf Anwendung der Ironie ist entschieden. Mit Unrecht nennt man aber diesen vielumfassenden, tiefeindringenden Geist fast immer nur als Satyriker; und zwar in dem schlaffen Sinne, nach dem die Satyre ein müssiger Spott ist, oder zunächst an's Pasquill gränzt. Keine Sylbe bey Swift (seine Puns oder andere Spielwerke ausgenommen) die sein Spruch: Vive la Bagatelle! entschuldigen möge) ist bloß der Satyre wegen da; er umfaßt jeden seiner Gegenstände, und erschöpft ihn mit eben so treffendem Witz, als scharfem Verstande. Vorurtheil

oder Laster, Thorheit oder Albernheit, sind bey ihm und zwar in der Einkleidung, die ihm gebührt, von der Wurzel aus untersucht und zum Ideal ihrer Gattung gehoben. Sehet seine drey Brüder, Lord Peter, Martin und Johann; leset seinen John Bull und Hokus; seine Yahoo's und Huyn-hins; sie leben und werden leben, so lange der Grund, worauf diese Gestalten dastehen, dauert. Das Verhältniß der Freydenker zur Englischen Kirche, des armen Irlands zu England, der Religionsverächter gegen die Menschheit, den armseligen Stolz der Grossen, die Grobheit des Hofes, der Critiker, und der Schwärmer, die Tollheit der Philosophen, die Bettelarmuth der schlechten Poeten, den leeren Wind der Projectmacher und Enthusiasten hat kaum Jemand, wie er, erfaßt und geschildert. Wo es Einkleidung oder Inhalt litt, ist auch das Bessere dem Schlechten, dem Nutzlosen das Nothwendige entgegengestellt, nicht etwa mit lauen Wünschen, sondern mit dringender Thätigkeit, fordernd. Um den in seiner Art einzigen Swift ganz richtig zu beurtheilen, ist schlechterdings Kenntniß der Englischen Verfassung überhaupt, und dann in's Besondere der Gegenstände nöthig, über welche Swift schrieb. So muß man, wenn er am Ende die menschliche Natur schilt, dieß in seinen Verhältnissen suchen, da er sich von Grossen getäuscht, und verfolgt, von seinen Freunden vergessen, um seine liebsten Freuden (z. B. um seine Stella) gebracht sah, wodurch ihm denn natürlich alle Erinnerungen an das Loos der Menschheit zuwider gemacht wurden. Auf seinem Lebenswege war diesem Clergy-Man, sagt Herder, überall ein Genius entgegengetreten, der Addison's vorlaufender Glücksgöttin nicht gleich sah. Arm geboren, hart erzogen, von W. Temple so gut als verlassen, von König Wilhelm, wie von seinen Gönnern und Freunden, getäuscht, blickte er ernst in's Leben, und sah zuletzt von der Höhe seines Geistes und seiner Gesinnungen verächtlich auf die Unwürdigen hinab, die vor und über ihm standen. Noch verächtlicher auf seine dummen Verläumder; er nährte Flammen in sich, die nie verglimmten, die ihn gemach verzehrten. Zuerst wurde er der Welt taub, nachher zu seiner Gemüthserhohlung dem Verstande entrückt, indeß sein Körper eine Reihe von Jahren hin noch athmete und lebte. Hätten seine Gönner, wie seine Gegner, ihre Sache verstanden; gemeinschaftlich hätten sie ihn zu dem Stande gehoben, der ihm gebührte. Fröhlicher hätte er dann bewirkt, wozu er da war, Geschäffte, ohne die er nicht leben konnte. Hätte er aber auch in dieser Region das bewirkt, was er jetzt als Mann des Volks bewirken mußte? Den Klagen, dem Druck, dem Elend der Nation näher, vom Haß und Neide unwürdiger Grossen, von ihren Thorheiten und Aergernissen gereizt, ward der Dechant von St. Patrick, was er sonst kaum geworden wäre, Rathgeber aller geschäfftigen Stände, Vater, Freund, Retter Irlands, so weithin sein Ver-

stand, weit über seine Macht, weit über sein Amt und seine Pflicht reichte. Sein Schriftstellerruhm ist so entschieden und groß, daß man sich über den berühmten Samuel Johnson wundern muß, welcher behauptete: Swift stehe in grösserem Ansehen, als er verdiene. Seine Stärke, spricht er, sey gründlicher Verstand; sein Humor, wenn gleich nicht zu verachten, sey doch nicht hervorstechend. Er zweifelte ferner, daß das Mährchen von der Tonne von ihm sey, indem darin viel mehr Gedachtes, mehr Kenntniß, mehr Kraft, mehr Colorit, als in irgend einem von den Werken, die unstreitig von ihm sind, sich fände. Wäre es wirklich von ihm, so müßte er sagen, Swift sey darin impar sibi gewesen. Man weiß aber auch vom Johnson, daß er wider Swift auf eine unerklärbare Art eingenommen war, und da das Mährchen von der Tonne wirklich von Swift ist, so ist Johnson's Urtheil das größte Lob für Swift. Orrery hat in seinen Briefen über Swift's Schriften dem Vater Swift volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Swift hat im historischen, politischen, romantischen und poetischen Felde Meisterstücke für alle Zeiten aufgestellt, und mit höchster Klarheit, Popularität, Präcision, eine bewundernswürdige Tiefe und Gründlichkeit vereint. Er steht unter Allen, die sich eines schlichten ungekünstelten Styls bedient haben, oben an. Wenig Schriftsteller haben mehr Fähigkeit bewiesen, als er. Jeden Gegenstand, den er vornimmt, er sey ernsthaft oder lästig, behandelt er auf eine meisterhafte Art. Er kannte fast besser, als irgend Jemand, die Reinigkeit, den Umfang, die Präcision der Englischen Sprache, und ist daher das lehrreichste Muster für Jeden, der einen reinen und correcten Styl zu erlangen wünscht. Nach viel Schmuck und Grazie in seiner Sprache darf man sich aber nicht umsehen. Sein stolzes, mürrisches Genie, verachtete alle Verschönerungen dieser Art, als Etwas, das unter seiner Würde sey. Er trägt seine Gedanken ungekünstelt, geradezu und auf eine positive Art vor, wie ein Mann, der überzeugt ist, daß er Recht hat; und kümmert sich wenig darum, ob er gefällt, oder nicht. Seine Sentenzen sind gewöhnlich sehr nachlässig zusammengestellt; deutlich genug, in Ansehung des Sinnes, aber ohne alle Rücksicht auf Wohlklang, oft auch ohne besondere Achtung auf Gedrungenheit oder Eleganz. Konnte eine Metapher, oder irgend eine andere Figur etwa seine Satyre beissender machen, so ließ er sich vielleicht herab, Gebrauch davon zu machen, wenn sie ihm in den Weg kam; diente sie aber bloß zur Verschönerung oder Erläuterung, so warf er sie lieber bey Seite. Daher gränzt in seinen ernsthaften Schriften sein Styl oft an's Trockene und Unangenehme; in seinen launigen aber giebt diese schlichte Manier seinem Witz eine besondere Schärfe, und zeigt ihn im vortheilhaftesten Lichte. Er ist frey von Schaum und Affectation; er ergießt sich ganz natürlich, ohne alle

studierte Vorbereitung; und indem er selbst kaum zu lächeln scheint, zwingt er dem Leser ein lautes Gelächter ab. Für einen Schriftsteller von solchem Character, wie Swift, schickte der schlichte Styl sich ganz vortrefflich. Swift schreibt freylich oft niedrig, zumahl wo er für's Volk schrieb: die gemeinsten Gleichnisse sind ihm beynahe die liebsten. Konnte er aber dafür, daß das Volk damahls so sprach und am Liebsten also zu sich reden hörte? In Staatsabhandlungen schrieb er mit einer Würde, die dem Inhalt geziemte. Oft sind seine niedrigen Gleichnisse Parodieen anderer, sehr erhabener, die er dadurch auf ihren rechten Weg hinabsetzte. Seine Kunst zu sinken zog damit eine andere Kunst zu fliegen lächerlich nieder. Und wo der gesittete, ernste Mann, dem im Umgange das kleinste Unanständige Gräuel war, wo er faule Schaden der Menschheit mit eigenen Namen nennt und in ihrer ganzen Häßlichkeit schildert, wer fühlt nicht, daß dieß im bittersten Unmuth geschehe? Hätte er auch aus Rache die Yahoo's mit einer Art Freude gemahlt; die Verräther des Staats, die Verläumder, die Heuchler mahlte er gewiß nicht also. Oft entwirft er mit zwey Strichen ihr Bild, unvergänglich. Auch in seinen Briefen lebt der Character jeder Person, die er kannte, gezeichnet wie er sie ansah, oft in wenigen Worten aus dem Innersten gehoben. Die Reinigkeit der Diction war ihm ein heiliges Gesetz; eine genaue Sorgfalt für Sprache und Schreibart hielt er der Nation werth, ob er gleich auch hier seinen Zweck nicht erreichte. Swift verband als Gelehrter und Schriftsteller Welt- und Bücherkenntniß in einem höchst seltenen Grade mit einander, und hatte seinen Genius groß gezogen auf dem alten classischen Boden. Daher war er seinen gelehrten Gegnern so sehr überlegen; und daher wirkten seine Schriften so mächtig auf sein Vaterland. Was er schrieb, war nicht aus Büchern, sondern aus den Tiefen seiner eigenen goldhaltigen Seele geschöpft. Es half ihm Nichts, seinen Namen überall hinwegzulassen. Man erkannte den Löwen sogleich aus seinem Fußtritte. In seinen meisten Versen findet man eben die reiche Ader des Witzes und der Laune wieder, die seine Prose so reich durchströmt. War aber Swift auch Dichter? So fragt Herder, und antwortet: Wenn's in der Dichtkunst auf leere Formen solcher und solcher Gattung ankommt: so hat Niemand diese leeren Formen glücklicher dargestellt, als er, nur wie billig mit der Schellenkappe geziert. Er haßte jedes Geklingel wie in Tönen, so auch in Worten, ja das ganze mißbrauchte Bretergerüste. Ist aber Uebersicht und Zusammenfassung eines Ganzen in allen seinen Theilen, ist eine natürliche Einkleidung jedes Gegenstandes nach seiner Weise, so, daß ihm kaum eine andere gegeben werden kann, ist eine inhaltreiche Form, schwer in Gedanken, leicht in der Ausführung nach dem damahligen freylich sehr ungriechischen Geschmack, sind diese Dicht-

kunst; so ist Swift mehr, als hundert Andere, die sich des Namens anmaßen, ein verstandreicher Dichter.

Als Kunstrichter zeigt ihn sein Antilogin, so manche Anrede an Schriftsteller und Critiker, in Poesie und Prose; ja jedes Urtheil in seinen Briefen. Die Richtigkeit seines Geistes erwies auch dieß, daß er seine Schranken kannte, und nur selten Wissenschaften oder Kenntnisse verachtete, deren Werth ihm fremd war. Und auch diese setzte er nur in ihrem Uebermaß, in ihren Thorheiten, die Critiker in ihrem Bauernstolz, in ihrer anmaßenden Grobheit herunter: sonst zeigt er sich gegen jeden vorzüglichen, auch nur hoffnungsvollen Schriftsteller in völliger Selbstvergessenheit; half, wo und wie er konnte, obgleich ihm Niemand half; kannte im Felde des Wissens und Könnens weder Whigs, noch Tories, keine Parteyen; desto inniger aber haßte er die Kabale. — Wie flach und schief dieser thätige Schriftsteller in Teutschland gewöhnlich angesehen wird, ist nur aus der Lage unserer Nation erklärlich. Sein Schweizer-Uebersetzer (Salomon Geßner) fühlte seinen Werth, und suchte ihn nach Vermögen der Teutschen Lesewelt zu empfehlen; ohne Kenntniß der Englischen Verfassung aber, ohne nähere Kenntniß der Angelegenheiten, über welche Swift schrieb, der Zeitumstände und Characteren, in und mit denen er lebte, wie kann er verstanden und seinem Werthe nach geschätzt werden? Seine Bemerkungen und Anspielungen fordern nicht nur Verstand, sondern auch den prüfenden vielseitig freyen Blick, das zarte Mitgefühl endlich jenes seltenen Humors, der im leichtesten Scherz eben den strengsten Ernst liebt. Ein solcher war Swift's Genius. Wer das Mährchen von der Tonne, oder den Gulliver, die Brobdignaks und Liliputs nur der Geschichte wegen, wer die politen Gespräche und den Unterricht für Bediente gar gläubig liest (und sie sind so gelesen worden), der ist ein gar zu Teutscher Leser. — Thätig sind alle Schriften Swift's; nicht müssige Declamationen. Wie seine besten Aufsätze aus wirklichen Anlässen hervorgehen und auf wirkliche Personen sich beziehen; so strebt jeder zu einem bestimmten Endzweck. Seine Predigten selbst, (von denen er, eben eines fehlenden bestimmten Zwecks wegen, so klein dachte) auch sie sind Reden der thätigen Vernunft und Menschengüte, keines Declamators. Leerer Worte war Swift unfähig bis auf den kleinsten seiner Briefe. Wo aber zu handeln, wo ein bestimmter Zweck zu erreichen war, da kämpfte Swift, in den Tuchhändlerbriefen, wie in jedem politischen Pamphlet. — Wie unschicklich hat man Swift's Schriften nachgeahmt, da doch das erste Gefühl lehren konnte, daß Swift in Teutschland nur durch einen neuen Swift ersetzt werden mag, der, eben so national und zeitgemäß, wie jener ihn nur dadurch darstellt, daß er ihn durchaus nicht nachahmt. Eher ließe sich Herkules seine Keule nehmen, als

Swift seinen Stachel, der allenthalben aus der Materie selbst organisch hervorgeht, und mit seinem ernsten Geiste Eines ist. Die Teutsche und Englische Verfassung, die Englische und Teutsche Nation sind in Manchem so verschieden, in Anderem so gerade Antipoden, daß Swift, Teutschland angehörig, gerade das tiefste Mitleid geäussert haben würde, wo er in England Pfeile des Spottes und der Verachtung schoß; in andern Fällen würde er in Teutschland nicht Pfeile, sondern Bolzen geschleudert haben. Die politen und politischen Gespräche unserer Nation in allerley Cirkeln, unsere Titulaturen, unser Curialstyl, unser John Bull (eine arme meckernde Ziege), unsere Verhältnisse der Stände in so mancherley Gegenden und Situationen, der ganze Drol de Corps, le Corps Germanique, Teutschlands Ius publicum genannt, fordern andere Darstellungen, als Swift im damahligen England gegen Englische Thorheiten gebrauchte. Ob aber auch ein Teutscher Jonathan für seine geleisteten Dienste mit einer Decaney von einigen tausend Pfund jährlich, oder mit den Ehren, die die Irländische Nation ihrem Drapier erwies (dieß war der Ehrenname, mit dem sie ihn dankbar nennt), wäre belohnt worden? ist die Frage.

Noch Einiges von Swift's Schriften in's Besondere. Der größte Theil seiner zahlreichen Schriften ist prosaisch, und hat auf die Geschichte seiner Zeit Beziehung. Seine Geschichte der letzten Regierungsjahre der Königin Anna ist — nach Sprache und Inhalt im historischen, wie im philosophischen Betracht — ein classisches Werk. Seine Briefe sind die zierlichsten und besten Muster in dieser Schreibart, die man in England besitzt. Sie haben zwar nicht die leichte ungezwungene Vertraulichkeit und die gesprächige Munterkeit der Franzosen; dagegen sieht man ihnen aber weder Pope's Mühe an, nach Bolingbroke's nichtssagenden Wortprunk. Cedenus und Vanessa in Versen geschrieben enthält die Geschichte seiner Liebe, oder hat zum Gegenstand einen Theil seines Verhältnisses mit einer gewissen Dame, die, wiewohl vergebens, für ihn brannte. Ihr wahrer Name war Esther Vanhomrigh. Sie war die Tochter eines Amsterdamer in England reich gewordenen Kaufmanns. Nach dem Tode ihres Vaters begab sie sich nach Irland, wo sie der Stolz, für einen schönen Geist gehalten zu werden, Swift's Gesellschaft suchen machte, der sie ohne Gefühl für ihre Liebe in eine Melancholie stürzte, in welcher sie auch starb. Seine berühmtesten prosaischen Werke sind Gulliver's Reisen, und das Mährchen von der Tonne. Gulliver's Reisen (Gulliver's Travels) zu den entferntesten Nationen der Welt, sind in vier Theile getheilt; der erste enthält die Reise nach Lilliput, der andere nach Brobdingnag, der dritte nach Laputa, und andere Inseln, und der vierte und ausserordentlichste die Reise in das Land Houyhnhums. Es sollen diese Reisen ein moralisch-politischer Roman seyn.

Die Satyre ist hier so giftig, daß nicht nur alle menschliche Handlungen, sondern auch die menschliche Natur selbst auf das Allerärgste vorgestellt wird. Die Einwohner von Lilliput werden gleichsam in einem erhabenen geschliffenen Spiegel vorgestellt, wodurch ein jedes Ding zu einer verächtlichen Kleinheit gebracht wird; die Einwohner von Brobdingnag aber werden durch einen Hohlspiegel vergrössert, und dadurch äusserst häßlich gemacht. In Lilliput beschäfftigen sich kleine Insecten in menschlicher Gestalt mit wichtigen Dingen; und in Brobdingnag beschäfftigen sich Ungeheuer von erstaunlicher Grösse mit Kleinigkeiten. In der Beschreibung von Lilliput scheint Swift besonders auf England, und in der Beschreibung von Blefuscu auf Frankreich zu zielen. Der dritte Theil dieser Reisen ist überhaupt wider die Chemisten, Mathematiker, die Liebhaber der Mechanik und Projectmacher aller Art geschrieben. Sein Mährchen von der Tonne ist das vorzüglichste satyrische Stück, eine bittere Rüge aller Art theologischer und litterarischer Thorheiten und Mißbräuche, und ist um so viel merkwürdiger, da Swift, als ein Geistlicher, von den Spaltungen der christlichen Religion so denken und schreiben konnte: er bekannte sich aber dazu nie, weil er bey aller Lauterkeit seiner Absichten als Geistlicher ein Aergerniß zu geben fürchtete. Unter seinen Satyren zeichnen sich ferner aus: 1) Vollständiger und wahrhafter Bericht von der feyerlichen Procession zum Galgen bey der Execution William Wood's. Der Verfasser läßt den Wood, der den Irländern wegen seiner Halbpfennige so verhaßt war, und der durch einen Klotz vorgestellt wird, von verschiedenen Künstlern und Handwerkern nach dem Galgen begleiten, dabey Jeder seine Rache in der Sprache seines Handwerks ausdrückt. Der Koch will ihn rösten, der Buchhändler will ihn zum Kasdenhüter machen, der Schneider will ihn platten u. s. w. Alsdann folgt die Procession, die höchst lächerlich beschrieben wird. 2) Bescheidener Vorschlag zu verhüten, daß armer Leute Kinder ihren Aeltern oder ihrem Vaterlande nicht zur Last gereichen, und zu machen, daß sie dem gemeinen Besten nützlich werden. Er schlägt vor, die Kinder der Bettler zu mästen, und sie an Gastwirthe oder Standespersonen zu verkaufen, die sie könnten braten, in Essig legen und auf andere Weise zum Verspeisen geschickt machen lassen. 3) Verse auf den Tod des Dr. Swift, durch die Lesung einer Grundregel des Rochefaucault veranlaßt. Eine höchst beissende Satyre und voller Witz. 4) Das Fragment, oder die Abhandlung von der mechanischen Wirkung der Seele. Eine Satyre wider die Schwärmerey und die vorgeblichen Begeisterungen, die gemeinschaftlich mit Thorheit anfangen und sich mit Laster endigen. 5) Politische Gespräche, worin das Spielen mit gewissen Redensarten in der Conversation an den Pranger gestellt wird. Die

Einleitung dazu ist ein Meisterstück der ironischen Schreibart. 6) Wahrhafte und eigentliche Beschreibung dessen, was sich am letzt verwichenen Dienstag, in der Mittwoche, am Donnerstag und Freytag während des allgemeinen grossen Schreckens in London zugetragen hat. Der Verfasser dichtet, Whiston hätte den jüngsten Tag bey der Annäherung eines Cometen auf einen gewissen Tag verkündigt, und beschreibt höchst satyrisch die Unternehmungen und Gedanken der Leute, die es glaubten. Die erste Ausgabe von Swift's Werken wurde zu Dublin in 8 Octavbänden gedruckt. Die ersten 4 Bände kamen 1735 heraus, worauf der 5. und 6. noch bey Lebzeiten des Verfassers folgte; und die 2 letzten sind nach seinem Tode herausgekommen. Im J. 1755 erschien zu London eine Ausgabe in 4. mit erläuternden Anmerkungen und einem Essay on the life, writings and character of Dr. Swift, mit Swift's Leben von Dr. John Hawkersworth in 6 Bänden; auch in 12 Octavbänden. Diese Ausgabe wurde nachher häufig aufgelegt, z. B. zu Dublin 1774 in 15 Octavbänden, zu London 1776 — 1779 in 25 Octavbänden, 1784 in 17 Octavbänden. Die Teutsche Uebersetzung von Waser erschien unter folgendem Titel: Satyrische und ernsthafte Schriften von Dr. Jonathan Swift, Hamburg und Leipzig (Zürich) 1756 ff. in 8 Octavbänden.

Zu den vorzüglichsten Schriften über Swift gehören ausser der gedachten Biographie von Hawkersworth, die Remarks on the life and writings of Dr. S. by Iohn Earl Orrery, London 1752. 8. und the Life of the reverend Dr. I. S. by Sheridan, Dublin 1787. 8.

S. Sammlung histor. Schilderungen und Anecdoten ber. Männer. Aus dem Französ. Th. 3. S. 583. Baur's Lebensgemählde, B. 1. S. 61. Bergk's Kunst Bücher zu lesen, S. 301. Flögel's Geschichte der comischen Litteratur, Th. 2. S. 396. (Nolte's und Ideler's) Handbuch der Englischen Sprache, S. 31. 103. u. 346.

**Swistunow**, Peter von, Russisch Kaiserlicher Oberstlieutenant des adelichen Cadettencorps zu St. Petersburg.

Wir haben von ihm einige sehr schöne Lieder und andere kleine Gedichte, durch welche er (nach öffentlichen Urtheilen) uns überzeugt hat, daß seine Arbeiten die Zierde der schönen Wissenschaften seyn würden, wenn ihm seine Pflichten nicht zu viel Hindernisse aufgelegt hätten.

Seine Prose ist auch ungemein anmuthig; davon zeugen manche schöne Uebersetzungen für die Schaubühne und andere Theile der schönen Wissenschaften von ihm. Wenn aber dieser ausgezeichnete Mann geboren wurde, und wenn er starb, dieß, und andere Nachrichten von ihm sind uns unbekannt. Warum hält es doch so schwer, zum Besitz, oder Lesen Russischer Zeitschriften zu gelangen? Die Russische Litteratur verdiente besonders unter Rußlands hochgepriesenem Alexander,

einem Monarchen, der über unser Lob erhaben, und besonders für die Wissenschaften, für die Erhöhung und Verbreitung der Cultur ausserordentlich wirksam ist, bey uns Teutschen weit mehr bekannt zu seyn.

S. die Bibliothek der schönen Wissenschaften.

Syder, Daniel, in Italien il Cavaliere Daniele genannt, wurde 1647 zu Wien (nach Andern an den Gränzen der Schweiz) geboren, und ist daselbst gestorben 1705. Er kam frühzeitig nach Venedig, und lernte bey J. Carl Loth: er studierte aber auch nach den größten Meistern dieser Schule. Zu Rom benützte er die Unterweisung des Ritters Maratti, der ihn an den Turinischen Hof empfahl. Der Herzog daselbst — es war noch kein König von Sardinien — erhob ihn in den Adelstand, und gab ihm den St. Mauritiusorden.

Syder verfertigte sowohl für den Hof, als für die dasigen Kirchen grosse und vortreffliche Gemählde. Zuweilen mahlte er auch Bildnisse. Da er einst an dem Bildnisse des Herzogs arbeitete, und keinen Mahlerstock bey sich hatte, gab ihm der Fürst seinen Stock, dessen Knopf reich mit Diamanten besetzt war, um sich desselben zu bedienen. Nach vollbrachter Arbeit wollte er ihn zurückgeben; aber der Herzog überließ ihm denselben zum Geschenk.

Aus seinen Werken sieht man, daß er die Charactere sehr gründlich studiert hatte, indem er sie vollkommen auszudrücken wußte. Man bewundert in seinen Deckenstücken die richtige Stellung der Gebäude, und stehenden Figuren, die gute Färbung und Verschießung der Tinten.

S. Allgem. Künstlerlexic. und Grohmann, Th. 7. S. 305.

Sykes, Arthur Ashley *), ein gelehrter Engländer, der sich durch seine zur Vertheidigung der christlichen Religion herausgegebene Schriften besonders verdient gemacht hat, ward um das J. 1684 zu London geboren. Die Schulwissenschaften erlernte er unter Anführung des berühmten Postlethway in der St. Paulsschule. Im J. 1701 bezog er die Universität zu Cambridge, wo er sich bald durch einige Hebräische Verse auf den Tod des Königs Wilhelm, die in einer bey dieser Gelegenheit gedruckten Sammlung zu finden sind, bekannt machte, und im J. 1708 die Magisterwürde annahm. Das erste Amt, welches er bekleidete, war das eines Unterlehrers bey der Paulsschule zu London. Weil er aber dadurch in seinen eigenen Studien unterbrochen

*) Johann Disney, Doctor der Gottesgelahrtheit und Mitglied der Gesellschaft der Alterthumsforscher, der seine ziemlich einträgliche Pfarre in der Englischen Kirche um des Gewissens willen verließ, hat in einem eigenen Werke, unter dem Titel: Memoirs of the Life and Writings of A. A Sykes, Lond. 1785. 8. von dem Leben und Schriften dieses Gelehrten Nachricht gegeben, von welchen die gegenwärtigen ein Auszug sind.

ward, so verließ er es bald, und legte sich mit allem Fleiß auf das Studium der heil. Schrift.

Seine erste Beförderung in der Kirche war die Pfarre von Godmersham in der Grafschaft Kent, die ihm im J. 1712 vom Erzbischof Tennison, der ihn sehr liebte, ertheilt ward. In eben diesem Jahre gab Dr. Thom. Brett eine Predigt, mit einer Vorrede an die Dissentienten heraus, darin er die Rechtmäßigkeit der Kindertaufe, und die gänzliche Unfähigkeit dissentirender Lehrer zur Verrichtung derselben zu beweisen suchte. Sykes schrieb dagegen: „eine Beantwortung des Theils von Dr. Brett's Predigt, der sich auf die Unfähigkeit solcher Personen, die nicht von Bischöfen ordinirt sind, zur Verrichtung der christlichen Taufe bezieht." London, 1712. 8.

Im J. 1714 erhielt Sykes, auf Empfehlung der verwitweten Herzogin von Bedford, die Oberpfarre von Dey-Drayton in der Grafschaft Cambridge, und legte nun sein Amt zu Godmersham nieder.

Im nächsten Jahre kam von ihm, unter dem Namen Eugenius Philalethes heraus: „eine Vertheidigung der Unschuld des Irrthums," von welcher in demselben Jahre eine 2. verbesserte, im J. 1729 eine 3. und 1742 eine 4. sehr vermehrte Ausgabe erschien. Die Veranlassung zu dieser Schrift soll seine Behauptung des Satzes gegeben haben: „daß keine Ketzerey für die Religion so gefährlich sey, als ein lasterhaftes Leben, daß keine Spaltung so verdammlich sey, als ein sündlicher Wandel." Diesen Satz suchte er in dieser Schrift zu vertheidigen, und ausser allen Streit zu setzen, „daß keine Irrthümer, wenn sie unvorsätzlich sind, bestraft werden können." Gegen diese Schrift kamen bald Anmerkungen eines Ungenannten, (den man für Thomas Sherwell hält) heraus, auf welche Sykes in der 2. Ausgabe antwortete. Fünf Jahre nachher (1720) erschien vom Dr. Potter, damahligem Bischofe von Oxford: „eine Ermahnungsrede an die Geistlichkeit seines Kirchsprengels," worin er unter andern auch Sykes's Lehre von der Unschuld des Irrthums angriff, der sich aber dagegen vertheidigte in der „Vertheidigung der Unschuld des Irrthums ꝛc. gegen den Bischof Potter; in einem Briefe an den Bischof, v. A. A. Sykes ꝛc." 1720. 8.

Als nach der Gelangung des Hannöverischen Hauses zur Krone von Großbritannien über die Sicherheit der Kirche und des Staats Viel gestritten ward, gab Sykes 1715 heraus: „Untersuchung der Sicherheit der Kirche unter dem gegenwärtigen Ministerium; in einem Briefe an — — von einem Landgeistlichen," 8. wovon 1716 die 2. Ausgabe erschien.

Die nächste Schrift, die von ihm in der Zeitordnung folgte, war von einer allgemeinen Wichtigkeit. Die Streitigkeiten über den Umfang der christlichen Freyheit wurden damahls mit vieler Hitze geführt, und beschäfftigten einen guten Theil der Aufmerksamkeit des Publicums. Sykes hielt es daher für rathsam, den Eifer der Streitenden dadurch zu mäßigen, daß er behaup-

tete, „der äusserliche Friede der Kirche sey nur durch einen Eifer für die heil. Schrift in seinem weitesten Umfange, und durch wechselseitige Liebe; nicht aber durch Ansprüche auf Einförmigkeit der Meynung zu erhalten.“ Dieses that er in einer Abhandlung unter dieser Aufschrift, die 1716 erschien, und bey welcher er sich „einen Freund der Wahrheit und des Friedens“ nannte.

Bald darauf beschäfftigte er sich mit der Untersuchung einer politischen Frage, wegen der Dauer des Parlaments, und gab 1716 heraus: „die Aufhebung der dreyjährigen Bill, als das beste Mittel zur Vereinigung der Nation; in einem Briefe an — —;“ von welcher Schrift noch in demselben Jahre die 2. Ausgabe herauskam.

Im J. 1715 hatte ein gewisser Wilhelm Paul, ein Geistlicher unter den Nonjurern, sich in die damahls entstandene Rebellion gegen den König eingelassen. Er war bey dem Treffen von Preston gegenwärtig, bewies aber dabey sehr viel Feigherzigkeit. Man bemächtigte sich seiner, verurtheilte ihn zum Tode, und vollzog das Urtheil zu Tyburn am 13. July 1716. Bald nach seiner Hinrichtung wurden seine, nach der Verurtheilung, an den Erzbischof von Canterbury und den Lord Townshend geschriebenen Briefe, wie auch seine Bittschrift an den König, die insgesammt äusserst kriechend und voller scheinbaren Reue waren, durch den Druck bekannt gemacht, und denselben seine Rede auf dem Gerichtsplatz beygefügt, die sehr aufrührische Stellen enthielt, und wodurch er seinen vorherigen Bezeigungen von Reue und Gehorsam offenbar widersprach. Dieß gab unserm Sykes Anlaß zu einer kleinen Schrift, die er nennt: „Danksagung eines ehrlichen Geistlichen für Paul's Rede zu Tyburn;“ und von welcher in kurzer Zeit 4 Ausgaben herauskamen. In demselben J. 1716 erschien auch von ihm: „eine Beantwortung der Beschuldigung der Nonjurer, nach welcher sie der Kirche von England eine Spaltung vorwerfen.“ Im Anfange des folgenden J. 1717 hatte Dr. Hoadly, damahliger Bischof von Bangor, vor dem Könige seine berühmte Predigt über die Beschaffenheit des Reichs oder der Kirche Christi gehalten, die kaum im Druck erschienen war, als auch schon eine fast unzählbare Menge von Schriften dagegen zum Vorschein kamen, worin die verschiedenen Verfasser für ihre verschiedenen Vorstellungen von der Beschaffenheit des Reichs Christi, und von dem Umfange der kirchlichen Regierung stritten. Sykes war auf Hoadly's Seite, und um so mehr dazu verbunden, weil er selbst schon vor Hoadly am Ende des J. 1716 über eben diese Materie eine Predigt gehalten hatte, die er unter dem Titel drucken liess: „Der Unterschied zwischen dem Reiche Christi und dem Reiche dieser Welt,“ 1717. Hierdurch geschah es, daß Hoadly's Gegner auch die seinigen wurden, und er mit Sherlock, Hare, Snape und vielen Andern zu streiten hatte.

In eben diesem Jahre liess er sich in eine politische Strei-

tigkeit ein, und schrieb „einen Brief an einen Freund, in welchem die unverletzliche Beschaffenheit der öffentlichen Sicherheiten dargethan wird. Von einem Freunde seines Vaterlandes.“ Er kehrte aber bald wieder zu solchen Materien, die die Religion betrafen, zurück. Hoadly hatte 1716 seine „Verwahrungsmittel gegen die Grundsätze und Maßregeln der Nonjouror“ herausgegeben. Diese Schrift ward vom Marshall in „einer Vertheidigung der Brittischen Verfassung in der Kirche und im Staate“ angegriffen. Dieser widerlegte Sykes in folgender Schrift: „einige Bemerkungen über Hrn. Marshall's Vertheidigung unserer Verfassung in der Kirche und im Staate. Nebst einem Anhange, enthaltend eine kurze Untersuchung der Meynung der Worte des 20. Artikels: die Kirche hat eine Autorität in den Streitigkeiten des Glaubens,“ 1717.

Thomas Sherlock, der damahls Dechant von Chichester war, und hernach Bischof von London ward, hatte sich in dem Streite gegen Hoadly besonders ausgezeichnet, und als ein Mitglied der Convocation der Geistlichkeit, die Hoadly's Meynungen untersuchte, den Bericht gegen ihn abgefaßt. In diesem Berichte tadelte er Lehren, die er einige Jahre vorher (1712) selbst behauptet hatte. Dieses Verfahren war auffallend, und Sykes warf ihm Solches vor in „einem Briefe an den Dr. Sherlock, Einen von den Abgeordneten der Convocation, der ernannt war, die Repräsentation gegen des Bischofs von Bangor Verwahrungsmittel und Predigt abzufassen; worin man die gefährlichen Sätze und Lehren, die in des Doctors den 5. November 1712 gehaltenen Predigt enthalten sind, mit denen vergleicht, die in dem neulichen Berichte der Abgeordneten dem Bischofe zur Last gelegt werden,“ 1717. Sherlock suchte sich zu vertheidigen; er zog sich aber dadurch einen zweyten, dritten und vierten Brief von Sykes zu, darin ihm seine gegebenen Blößen noch mehr aufgedeckt wurden. Dieser sogenannte Bangorische Streit hatte übrigens den Nutzen, daß die Beschaffenheit des Reichs Christi und das eigentliche Gebiet der bürgerlichen Obrigkeit besser untersucht ward, denn die Streitfrage war in allen ihren verschiedenen Gestalten, auf der einen Seite von Hoadly, Sykes, Jackson, Pyle und Balguy, und auf der andern von Sherlock, Snape, Trapp, Hare und Stebbing betrachtet worden.

Am Ende des J. 1718 erhielt Sykes die Oberpfarrstelle zu Rayleigh in der Grafschaft Essex, die er, so lange er lebte, behielt, und legte seine Stelle zu Dey-Drayton, nahe bey Cambridge, nieder. Bald darauf ward er auch, auf Dr. Clarke's und Newton's Empfehlung, zum Nachmittagsprediger bey der Kapelle der Jacobskirche erwählt.

Im folgenden J. 1719 nahm Sykes sich des verfolgten berühmten Bentley an, und schrieb: „die wahren Umstände des Dr. Bentley's, Königlichen Professors der Gottesgelahrtheit ꝛc.“ und als Middleton darauf antwortete, vertheidigte er sich noch in eben diesem Jahre in einer zweyten Schrift. Middleton

schwieg zwar auch hierauf nicht still; seine Antwort war so unsgezogen, daß Sykes ihm nicht darauf antworten wollte.

In eben diesem Jahre ließ Sykes sich in den Streit wegen der Dreyeinheitslehre ein, und trat auf Clarke's Seite. Unter dem Namen eines Landgeistlichen gab er heraus: „eine bescheidene Vertheidigung des schriftmäßigen Begriffs von der Dreyeinheit, worin die Meynungen des Dr. Bennet und Dr. Clarke verglichen werden ꝛc.“ Um das J. 1718 hatte Clarke einige auserlesene Psalmen und Lieder für seine Gemeine wieder auflegen lassen. Bey dieser Gelegenheit änderte er die Doxologie, und eignete Ehre und Anbetung dem Vater durch Jesum Christum zu. Einige von den Exemplaren dieses Gesangbuchs wurden von der Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß gekauft, und von ihr, ohne von der vorgegangenen Veränderung Etwas zu wissen, ausgebreitet. Dr. Robinson, damahliger Bischof von London, ward darüber aufgebracht, und ließ in einem gedruckten Briefe die unter ihm stehenden Geistlichen warnen, sich irgend einiger neuen Formeln der Doxologie zu bedienen. Whiston schrieb gegen diesen Brief, und ein Gleiches geschah auch von Sykes in „einer bescheidenen Schutzschrift für Paulus und die übrigen Apostel, oder einer Vertheidigung derselben und ihrer Doxologieen gegen die Beschuldigung der Ketzerey,“ 1719. Diese Schrift kam unter dem erdichteten Namen von Cornelius Paets heraus.

Zu einer Zeit, in welcher über das Ansehen der Kirche Viel gestritten ward, gab Rogers heraus seine „Abhandlung über die sichtbare und unsichtbare Kirche Christi, in welcher dargethan wird, daß die von den Dienern der sichtbaren Kirche sich zugeeignete Macht weder der höchsten Macht Christi, als des Hauptes, noch den Rechten und Freyheiten der Christen, als Gliedern der unsichtbaren Kirche widerspreche.“ Diese Schrift ward von vielen Vertheidigern des kirchlichen Ansehens sehr gelobt; Sykes ließ sich dadurch bewegen, sie etwas genauer zu prüfen, und gab dagegen heraus: „wahre Bestimmung und Vertheidigung des Ansehens der Geistlichkeit und der Freyheiten der Layen; zur Beantwortung der Abhandlung des Hrn. Rogers über die sichtbare und unsichtbare Kirche Christi,“ 1720.

Wie vielen Antheil der berühmte Whiston an dem Streit über die Dreyeinheit gehabt hat, ist bekannt. Unter seinen vielen Gegnern war auch Daniel Finch, Graf von Nottingham, dessen Schrift gegen ihn den Titel führte: „die Antwort des Grafen von Nottingham auf Hrn. Whiston's Brief an ihn, betreffend die Ewigkeit des Sohnes und des heiligen Geistes,“ 1720, von welcher in kurzer Zeit sechs Ausgaben herauskamen, und für welche, als für die edelste Vertheidigung des christlichen Glaubens, ihm die beyden Englischen Universitäten eine öffentliche Danksagung abstatteten. Auch der Archidiaconus von London munterte seine Brüder, die Stadtgeistlichen, auf, dem Grafen Dank zu sagen. Dieses Verfahren der Stadtgeistlichen

bewog unseren Sykes, unter dem angenommenen Namen eines Pfarrers von London, den Werth der Antwort des Grafen etwas genauer zu betrachten in einem Briefe an den Hochgebornen Grafen von Nottingham, auf Veranlassung einer neulichen von dem Archidiaconus von London, bey seiner Visitation, an die Geistlichkeit der Stadt ergangenen Ermahnung, dem Grafen für seine Antwort an Hrn. Whiston Dank abzustatten." 1721. Die 2. Ausgabe dieses Briefs erfolgte noch in eben diesem Jahre, und er ist auch in Baron's Pillars of Priesteraft and Orthodoxy shaken Vol. III. wieder aufgelegt worden. Sykes beschuldigt den Grafen, daß er ein Vertheidiger der Verfolgung sey, und dieselbe auf den Rath des Mäcenas an den Augustus gründe, „daß er in der Religion nie eine Neuerung dulden solle, weil die Ruhe des Staats davon abhienge." Wäre diese Staatsursache, sagt er, richtig und gegründet, so würden Christus und seine Apostel nicht haben predigen dürfen, so würde auch hernach die Reformation vom Papstthum nicht zu Stande gekommen seyn, Ludwig XIV. würde seine Protestantischen Unterthanen und der Herzog von Savoyen die Waldenser mit Recht verfolgt haben; und die herrschende Religion in einem jedem Lande würde sich gleicher Maßregeln bedienen können. Und ob man gleich zugiebt, daß bey Einführung der Neuerungen in der Religion insgemein in den Staaten Unruhen entstanden sind, so ist doch die Ursache solcher Unruhen in dem Staate, der sich in Sachen mischt, wozu er kein Recht hat, zu suchen, und nicht auf die Rechnung der Neuerung zu schreiben.

Als die Vormittagspredigerstelle bey der Kapelle durch die Beförderung des Dr. Wilcox zum Bisthum Gloceſter 1721 erledigt war, erhielt Sykes dieselbe durch einmüthige Wahl, besonders auf Clarke's und Newton's Empfehlung.

Waterland hatte in diesem Jahre herausgegeben: „Betrachtungen über die Arianische Unterschreibung, und über ihre verschiedenen Vorwände und Entschuldigungen." Hingegen schrieb Sykes: „Betrachtung über den Zustand der Unterschreibung der 39. Artikel, auf Veranlassung der Waterlandischen Schrift über die Arianische Unterschreibung," 1721. Sykes meynt, daß man dergleichen Sätze unterschreiben und bezeugen müsse, und daß man solche allgemeine Sätze dem Worte Gottes gemäß halte, ohne Rücksicht auf den Sinn weder der Verfasser, noch der Aufbürder der Artikel. Allein die in den Artikeln enthaltenen Sätze sind zu bestimmt ausgedruckt, als daß sie eine weder Arianische, noch Arminianische Unterschreibung zulassen sollten, wenn man nicht zu einigen spitzfündigen Erklärungen der deutlichen und offenbaren Bedeutung der Worte seine Zuflucht nimmt. Waterland gab 1722 ein Supplement zu seiner Schrift heraus, auf welches Sykes bald darauf eine Antwort drucken ließ. Ein gewisser gelehrter Mann versichert in einem Briefe, „er habe vom sel. Dr. Foster gehört, daß Sykes in den letzten Jahren seines Lebens nicht gern von seinem Streit mit Waters

land sprechen gehört habe. Foster bemerkte, wie ich mich erinnere, daß Sykes und Waterland sich Nichts vorzuwerfen, und Beyde gleich Unrecht hätten."

Im J. 1722 ward bey dem Parlamente eine Bill vorgeschlagen, „daß man den Quäkern solche Formeln der Bekräftigung oder Versicherung zugestehen sollte, dadurch die Schwierigkeiten, unter welchen sie sich befänden, weggeschafft werden könnten." Diese Bill fand vielen Widerspruch, und ward endlich verworfen. Sykes nahm sich der Quäker an, in „einem Briefe an Robert Moß, Thomas Gooch, und an die andern Prediger, die sich in der neulichen Bittschrift an das Oberhaus die Geistlichkeit von und um London genannt hatten," 1722. Dieser Brief kam unter dem erdichteten Namen Josua Freeman heraus. Als der Bischof Hoadly 1721 nach Hereford, und 1723 nach Salisburg versetzt war, war er kaum 3 Monathe im Besitz dieses letzten Bisthums, als er auch schon unserem Sykes eine Pfründe in seiner Kathedralkirche ertheilte. Und drey Jahre nachher, nach dem Tode ihres beyderseitigen gemeinschaftlichen Freundes, das Dr. Daniel Whitby, verschaffte er ihm die Präcentorstelle bey eben dieser Kirche.

Im J. 1725 ward Sykes, auf Clarke's Empfehlung, zum Gehülfen im Predigen bey der Jacobskirche in Westminster ernannt.

Im vorhergehenden J. hatte Collins seine „Abhandlung über die Gründe der christlichen Religion" herausgegeben. Er urtheilt darin so: Jesus und seine Apostel hätten den ganzen Beweis des Christenthums einzig und allein auf die Weissagungen des alten Testaments gelegt; wären nun diese Beweise gültig, so sey das Christenthum auf seinen wahren Grund befestigt; wären sie aber ungültig, und die daraus hergeleiteten Beweisgründe nicht bündig, und die Weissagungen daraus nicht erfüllt, so habe das Christenthum keinen Grund, und sey also falsch. Hierauf will er zeigen, daß die im neuen Testamente aus dem alten, zur Bestätigung des Christenthums, angeführten Weissagungen, von welchen er vier oder fünf besonders betrachtet, nur typische und allegorische Beweise, und folglich als solche gar keine Beweise wären. Die offenbare Absicht des Verfassers ist also zu beweisen, daß der einzige Grund, worauf das Christenthum beruht, falsch sey, und daß die ersten Verkündiger des Evangeliums die ganze Stütze und das ganze Ansehen der göttlichen Sendung Jesu und seiner gepredigten Religion auf vorgegebene jüdische Weissagungen gelegt hätten, die sie in einem Sinne zueigneten, der in den Weissagungen selbst keinen Grund hatte, und der deutlichen ursprünglichen Meynung und Absicht jener Weissagungen zuwider war; welche die Juden nie in diesem Sinne verstanden, noch zugeeignet hätten, und die zu ihrer Unterstützung Nichts haben, als Allegorie, d. i. die bloße Phantasie dessen, der sie zueignet.

Es ist bekannt, daß die gelehrtesten Männer damahliger Zeiten sich mit Widerlegung dieses Buchs beschäfftigt, und dadurch

Ruhm erworben haben. Der Bischof Chandler, Samuel Chandler, Sherlock, Bullock, Whiston, Lowman, und Andere haben sich hier um die christliche Religion verdient gemacht. Unser Sykes zeichnete sich dabey durch sein Buch aus, das den Titel führt: „Versuch über die Wahrheit der christlichen Religion: worin ihre wahre Gründung auf dem alten Testament dargethan wird.“ 8. Dieses Werk erschien zuerst 1725, und sein Hauptzweck war, deutlich und richtig zu beweisen, daß Jesus der Christ sey. Ich weiß, sagt er in der Einleitung, daß es Viele giebt, die sich einbilden, die Wahrheit des Christenthums sey hinlänglich bewiesen, wenn die Wunderwerke und die Auferstehung Jesu wahr sind, auch ohne irgend einige Rücksicht auf die Weissagungen, auf welche er sich oft beruft. Allein gesetzt auch, die Wunderwerke wären wahr, so können doch keine Wunderwerke beweisen, daß das, was an sich falsch ist, wahr sey. Wenn demnach der Messias im A. T. nicht vorhergesagt ist, so können keine Wunderwerke darthun, daß Jesus der vorher verkündigte Messias sey; ja, es ist noch ein stärkerer Grund zu beweisen, daß Jesus ein Betrüger sey, da er sich auf Weissagungen berief, die keine Weissagungen waren, und auf solche Weise das unwissende Volk hintergieng; als es ist, daß er von Gott kam, weil er Wunderwerke verrichtete; denn es werden falsche Christi und falsche Propheten aufstehen, und grosse Zeichen und Wunder thun: daß verführt werden in den Irrthum (wo es möglich wäre) auch die Auserwählten; Matth. XXIV. 24. Dennoch wird Niemand daraus schließen, daß solche falsche Christi wahre sind, noch wird Jemand behaupten, daß ein Mensch, ob er gleich Wunderwerke verrichten könnte, von Gott gekommen sey, wenn er sich auf die Schrift für Etwas beriefe, das nirgends darin steht.“ Am Ende dieses Werks zieht Sykes selbst den Inhalt desselben so in die Kürze zusammen; „ich habe, sagt er, in den vorhergehenden Kapiteln einen einzigen Faden von Schlüssen zu verfolgen gesucht, und viele andere Beweisgründe, die auch ihr Gewicht haben, ausgelassen. Damit aber der Leser den Zusammenhang des Ganzen übersehen kann, so will ich hier den Beweis in wenigen Worten zusammenfassen. Die Juden waren um die Zeit, als Jesus erschien, in grosser Erwartung eines von ihnen sogenannten Messias, der eine allgemeine Herrschaft haben sollte; und diese Erwartung gründete sich auf ihre heiligen Bücher. Dem Abraham und dem David war eine Verheissung gegeben, daß einer von ihren Nachkommen aufstehen würde, der ewig herrschen sollte. Im Daniel ist eine ausdrückliche Weissagung, daß Gott ein Königreich aufrichten würde: und daselbst ist eine Nachricht von einem, wie des Menschen Sohn, dem Gott eine ewige Herrschaft gegeben habe, daß alle Völker, Nationen und Sprachen ihm dienen sollten. Auch ist daselbst eine deutliche Weissagung, daß in einem gewissen Zeitraum der Messias ausgerottet werden sollte. — Als Jesus erschien,

bezeugte er dem Volke, daß Gott, durch ihn, das vorher verkündigte Himmelreich aufrichten wolle, und daß er des Menschen Sohn, der Messias, der Christ sey, den es erwartete. Dieses that er, nicht ein; oder zweymahl, sondern einige hundert Mahl, während seines Lebens; ja, in der That, jedesmahl, wenn er von dem Himmelreiche, von des Menschen Sohn, oder von dem Christ redete, berief er sich auf diese Weissagungen Daniels. — Um zu beweisen, daß er dieses nicht als ein Betrüger, sondern als ein wirklich von Gott Gesandter, that, verrichtete er viele Wunderwerke; sagte seinen Tod und seine Auferstehung vorher; und stand auch wirklich so auf, wie er vorher gesagt hatte: welches deutlich beweist, daß er durch eine Macht aus der Höhe regiert worden sey. Da nun diese Thatsachen wahr sind, und der Erfolg mit den Weissagungen Daniels genau übereinstimmt; und da, seit den Zeiten unseres Heilandes, der Erfolg auch den Weissagungen des N. T. ganz genau gemäß ist, wie wir selbst sehen, und nach einer 1700jährigen Erfahrung beurtheilen können, so ist es unstreitig gewiß, daß das Christenthum wahr sey. — Die einzigen Einwendungen, die den Schein von Gewicht an sich haben, sind entweder von falschen Begriffen einiger Ausdrücke der Verfasser des N. T. oder von einer unrichtigen Beurtheilung der Beweisarten der Apostel hergenommen. Allein sie verschwinden gänzlich, wenn diese so verstanden werden, als sie, wie man zugestehen muß, verstanden werden können; und wenn nur eine Möglichkeit vorhanden ist, daß sie so, wie ich sie erklärt habe, verstanden werden können, so steht die Wahrheit des Christenthums unerschüttert; weil die Stärke der dagegen angeführten Gründe lediglich auf der Voraussetzung beruht, daß es unmöglich sey, das A. und N. T. in diesen Puncten zusammen zu vereinigen. — Wollte Gott! daß die Christen sich mit der Lauterkeit und Einfalt des Evangeliums begnügten! daß sie entschlossen wären, keine andere Bedingungen der Gemeinschaft festzusetzen, als die Jesus selbst festgesetzt hat! daß sie die ungereimten und widersprechenden Einfälle unwissender und böser Menschen nicht unter dem Namen evangelischer Wahrheiten verkauften! daß sie die Last des Unraths wegwürfen, die unter ihrer Schwere die nachdenkenden Menschen fast erdrückt, und zum Unglauben so viel Anlaß giebt! daß sie doch zwischen menschlichen Meynungen und geoffenbarten Wahrheiten, zwischen Autorität und Vernunft, einen Unterschied machten! daß sie nur Jesum als den Anfänger und Vollender des Glaubens betrachteten! daß sie glauben möchten, sie seyn nicht geschickt, irgend einige andere Bedingungen der Begnadigung bey Gott zu machen, als die schon von unserm Heiland bekannt gemacht sind! daß sie alle ernstliche Christen als Glieder eines Leibes Christi betrachteten! und daß sie einmahl aufhören möchten, einander, wenn sie den Worten der Menschen nicht wie den Worten Gottes beystimmen wollen, unchristlich und unmenschlich zu verdammen, zu verfol-

gen und zu verbrennen! Dann würde das Christenthum bald die Freude der ganzen Erde werden, und der Unglaube seine vornehmste einzige Stütze verlieren." Wegen der erneuerten Anfälle auf die christliche Religion von Bolingbroke und Hume kam 1755 eine 2., verbesserte und vermehrte Ausgabe von diesem Werke heraus.

Im J. 1726 nahm Sykes die höchste Würde in der Gottesgelahrtheit an.

Collins gab 1727 heraus: „Betrachtung über den Entwurf der buchstäblichen Weissagung," und suchte darin sein vorhergehendes Buch zu vertheidigen, besonders gegen den Bischof Chandler, wiewohl auch seine andern Gegner nicht ganz übersehen wurden. Einige von seinen Gedanken wegen der Erwartung der Juden von einem Messias, der aus ihrer Nation entstehen sollte, schienen unserm Sykes einige Aufmerksamkeit zu verdienen, und daher ließ er über diese Materie in dem Londner Journal 1727 einen Brief, unter dem Namen Philalethes, einrücken. Collins hatte zugestanden, daß in und um die Zeit Jesu unter den Juden eine grosse Erwartung von einer kommenden Person war, die sie aus dem Zustande des Elendes und der Sclaverey, unter welchem sie seufzten, durch die Waffen erlösen sollte. Zugleich aber wollte er auch behaupten, daß eine solche Erwartung in dem A. T. keinen wirklichen Grund hatte, und daher nur aus dem Gefühl des Drucks, unter welchem sie waren, entstehen konnte; und eben dieser Grund, sagt er, gilt auch für die Fortdauer dieser Nation. Sykes beweist aber in seinem Briefe, daß der wahre Freund solcher Erwartung in antiquis sacerdotum libris anzutreffen sey, und nach dem Bericht des Tacitus waren sie belehrt, daß sie darin enthalten sey, nämlich im A. T. Collins antwortete hierauf am Ende eines an einen Andern geschriebenen Briefes, und macht nun nicht die Noth und das Elend, sondern den Enthusiasmus der Juden, zum Grunde ihrer Erwartung eines Messias. Hierauf antwortete Sykes; in einem zweyten Briefe wurden unter dem Titel zusammengedruckt: Die wahren Gründe der Erwartung des Messias, in zwey Briefen ꝛc. von Philalethes," 1727. 8.

Als die 2. Ausgabe von Whitby's letzten Gedanken 1728 erschien, fand man vor denselben „eine kurze Nachricht von dem Verfasser, und ein Verzeichniß seiner Werke." Sykes ist Verfasser von diesem Aufsatze, der aber starker Zusätze fähig ist.

Der Tod des berühmten Dr. Samuel Clarke im May 1729 verschaffte unserm Sykes Gelegenheit, demselben in der periodischen Schrift: „der gegenwärtige Zustand der Republik der Wissschaften" ein Ehrengedächtniß aufzurichten. Man findet es darin unter dem Titel: „Lobschrift auf den seligen, sehr gelehrten, ehrwürdigen und frommen Dr. Samuel Clarke." Während der Zeit, daß Clarke Oberpfarrer bey der Jacobskirche war, pflegte er jährlich in einigen Monathen, an jedem Donnerstage des Vormittags, über den Katechismus der Englischen Kirche Predigten zu halten. Gegen das Ende seines Lebens sah er dieselben mit

grosser Sorgfalt auf's Neue durch, und hinterließ sie unter dem Titel: „eine Erklärung des Katechismus der Englischen Kirche", völlig zum Druck bereitet. Diese Erklärung ward, nach seinem ausdrücklichen Willen, bald nach seinem Tode dem Druck übergeben. Kaum war sie aber erschienen, so gab Waterland auch schon seine Anmerkungen darüber heraus, die mehr eine Vertheidigung der Meynungen des herrschenden theologischen Lehrbegriffs, als das ehrliche und freymüthige Urtheil eines unpartheyischen Untersuchers enthielten. Sykes hielt sich durch Pflicht und Freundschaft verbunden, dieselben zu beantworten, und seine Schrift hat den Titel: „eine Antwort auf die Anmerkungen über Dr. Clarke's Erklärung des Katechismus der Englischen Kirche," 1730. 8. Waterland antwortete unserm Sykes in der Schrift: „Betrachtung über die Natur, Verbindlichkeit und Kraft der Sacramente ꝛc." Und diese fertigte Sykes noch in demselben J. 1730 ab, mit „einer Vertheidigung der Antwort auf die Anmerkungen ꝛc." Waterland setzte den Streit fort in „einem Supplemente zu seiner vorhergehenden Schrift über die Natur, Verbindlichkeit und Kraft der christlichen Sacramente," 1730. Worauf Sykes antwortete, auch noch im J. 1730, in „der Vertheidigung der wahren Gründe der natürlichen und geoffenbarten Religion." Waterland ließ es hierbey noch nicht bewenden, sondern setzte den Streit fort in „einer Nachschrift zum zweyten Theile seiner Vertheidigung der heil. Schrift." Hingegen schrieb Sykes: „eine Antwort, worin gezeigt wird, daß, wenn die Vernunft, in Sachen der Religion, keine hinlängliche Führerin ist, der grosse Haufe der Menschen, vier tausend Jahre lang, gar keine hinlängliche Führerin in Sachen der Religion hatte," 1731.

Hiermit hatte der Streit mit Waterland ein Ende. Allein bald darauf war Sykes mit Whiston, Chapman und Douglas in einen neuen verwickelt, der die Finsterniß betraf, die sich zur Zeit der Leiden unseres Heilandes ereignet hatte. Die Veranlassung zu diesem Streite war folgende: Clarke hatte kurz vor seinem Tode angefangen, seine Predigten, die er nach der Boylischen Stiftung gehalten hatte, auf's Neue durchzusehen, zu verbessern und davon eine neue Ausgabe zu besorgen. Unter andern Gedanken, die ihm Sykes bey dieser Gelegenheit mittheilte, sagte er ihm auch, er glaube, daß die von Phlegon erwähnte Sonnenfinsterniß mit der, die sich zur Zeit der Leiden Jesu zugetragen hatte, in keiner Beziehung stehe, und daß sie nicht zu dem Zwecke angeführt werden sollte, zu welchem er, und schon Grotius und Andere vor ihm, sie angeführt hatten. Durch seine damahls vorgetragenen Gründe ward Clarke bewogen, diese Stelle auszustreichen. Da also sein Buch ohne dieses Zeugniß erschien, so hielt Sykes sich verpflichtet, der Welt die Gründe vorzulegen, die ihn und Clarke'n bewogen hatten, zu glauben, daß die von Phlegon gedachte Sonnenfinsterniß mit der bey dem Tode Jesu sich ereignenden übernatürlichen Finsterniß nicht dieselbe sey. Sykes hielt sich hierzu um so mehr verbun-

den, da Whiston, in seinen historischen Nachrichten von Clarke, dieser Sache auf eine besondere Art gedacht hatte. Eine solche Untersuchung konnte bey Manchen die Besorgniß erregen, als ob man der guten Sache des Christenthums, das damahls so öffentlich angegriffen ward, dadurch einigen Schaden zufügte, wenn man ein Zeugniß, wo nicht gänzlich verwürfe, doch wenigstens schwächte, das, zum Behuf desselben, von berühmten Gelehrten oft angeführt sey. Allein Sykes konnte sich nicht enthalten zu glauben, daß man der Sache des Christenthums einen wahren Dienst erweise, wenn man es gegen solche Zeugnisse verwahrt, von welchen man nicht gewiß beweisen kann, daß sie sich darauf beziehen. Das Christenthum hat nie durch dergleichen Zeugnisse gewonnen, und wird auch nie dadurch gewinnen. Die größte Stärke einer richtigen Vertheidigung desselben liegt in solchen Beweisgründen, die aus den Weissagungen des A. und N. T. hergenommen sind; in den Zeugnissen, die aus den von Jesu und seinen Aposteln verrichteten Wunderwerken angeführt werden können; und wenn man darthut, daß darin Nichts zu finden sey, das Gott zu offenbaren, oder vernünftigen Geschöpfen anzunehmen unwürdig wäre; daß es alle tüchtige Bewegungsgründe zur Aufmunterung der Tugend enthalte; und daß die Person, die diese Bewegungsgründe der Welt vorstellte, wirklich von Gott gesandt sey. Wenn diese Puncte, sagt Sykes, bewiesen werden können, so wird der Zusatz von sehr zweifelhaften, wo nicht ganz unschicklichen, Zeugnissen die Gewißheit nur schwächen, und die Stärke dessen, was für die Wahrheit des Christenthums angeführt ist, nicht vermehren. Die erste Schrift, die Sykes über diese Materie herausgab, hatte den Titel: „eine Abhandlung über die vom Phlegon gedachte Sonnenfinsterniß; oder eine Untersuchung, ob diese Sonnenfinsterniß irgend eine Beziehung auf die Finsterniß hatte, die sich zur Zeit der Leiden unseres Heilandes zutrug." 1733. 8. Er zeigt darin, daß, was auch die Finsterniß bey der Kreuzigung Christi gewesen, und aus welcher Ursache sie auch entstanden sey, dieselbe dennoch aus keiner natürlichen Finsterniß der Sonne habe entstehen können; nicht nur darum, weil diese Begebenheit sich zur Zeit des Osterfestes, d. i. des Vollmondes, zutrug, wenn keine Sonnenfinsterniß seyn kann; sondern auch, weil diese Finsterniß beynahe, wo nicht ganze drey Stunden fortdauerte, da doch die längste Sonnenfinsterniß keine längere Finsterniß, als etwa auf sechs Minuten hervorbringen kann. Noch in demselben Jahre erschien auch Whiston's „Vertheidigung des Zeugnisses Phlegon's ꝛc." auf welche Sykes bald antwortete in „einer Vertheidigung seiner Abhandlung ꝛc. worin des Hrn. Whiston's Bemerkungen besonders untersucht werden." 1733. 8. Whiston suchte sich in der dritten seiner sechs Abhandlungen, die er 1734 herausgab, zu vertheidigen. Zu diesem Streite gehört auch eine Schrift ohne Namen des Verfassers, die zu Oxford 1733 unter dem Titel herauskam: „Beweis, daß Phlegon's Zeugniß sich

auf die Finsterniß bezieht, die sich zur Zeit der Leiden unseres Heilandes zutrug, in einem Briefe an den Dr. Sykes." Diese Schrift eignete man dem Douglas zu. Auch Chapman, der damahls Mitglied des Königscollegiums zu Cambridge war, trat auf Whiston's Seite, und gab heraus: „Critische und unparteyische Prüfung Phlegon's; zur Beantwortung einer neulichen Abhandlung und Vertheidigung des Dr. Sykes." Cambridge 1734. Sykes schrieb hierauf: „eine zweyte Vertheidigung der Abhandlung über die vom Phlegon gedachte Sonnenfinsterniß." 1734. Er beantwortete darin die Einwürfe von Chapman und Douglas, und nahm von diesem Streite Abschied; wiewohl Chapman es nicht dabey bewenden ließ, sondern herausgab: „eine neue Prüfung Phlegon's; zur Beantwortung des Dr. Sykes in der zweyten Vertheidigung seiner Abhandlung, den Phlegon betreffend." Cambridge 1735.

Kaum hatte Sykes in diesem Streite die Feder niedergelegt, als er sich auch schon in einen andern verwickelt sah. Dr. Gibson, Bischof von London, stand damahls in einem solchen Ansehen, daß die meisten ansehnlichen geistlichen Beförderungen, die von der Krone abhiengen, und selbst die Bisthümer, auf seine Empfehlung vergeben wurden. Das Bisthum Gloucester ward erledigt, und der Lordcanzler Talbot schlug dazu den Dr. Rundle, der bey seinem Vater, dem Bischof von Durham, viele Jahre im Hause gewesen war, vor. Allein der Bischof Gibson widersetzte sich, unter dem Vorwande, daß Rundle hierzu nicht der rechte Mann sey. Gibson war noch sehr für das herrschende Religionssystem und für die kirchliche Gewalt; und da Rundle ihm hierin verdächtig vorkam, so war das hinlänglich, ihn von dem Bisthum auszuschließen. Diese Widersetzung gegen Rundle's Beförderung brachte verschiedene kleine Schriften hervor. Der Erste, der auftrat, war Sykes, in einer Schrift unter dem Titel: „ernsthafte und unparteyische Prüfung der gegen Dr. Rundle's Beförderung angeführten Gründe ꝛc." 1734, von welcher noch in demselben Jahre die 2. Ausgabe erschien. Sykes eifert darin mit vielem Nachdruck gegen jenen intoleranten Geist, der sich damahls oft bey ansehnlichen Geistlichen von der hohen Kirche äusserte, die gewisse Männer, wenn sie auch noch so viel Gelehrsamkeit, Geschicklichkeit, Rechtschaffenheit und gute Sitten besaßen, bloß darum bey Beförderungen zurücksetzten, weil sie sich unterstanden, für sich selbst zu denken und zu untersuchen, oder Andere dazu aufzumuntern. — Eine andere Schrift, die Sykes bey dieser Gelegenheit herausgab, führte den Titel: „einige fernere Betrachtungen über die gegen Dr. Rundle's Beförderung zum Bisthum Gloucester angeführten Gründe." 1735.

Ganz im Anfange des J. 1736 erschien Sykes als ein Sachwalter für die Erweiterung der Duldung der Protestantischen Dissentienten, und bewies in einer Schrift „die Vernunftmäßigkeit und Billigkeit, um die Widerrufung der Corporations- und Test-Acten anzuhalten." Diese Materie führte er in einer

andern bald darauf folgenden Schrift noch weiter aus, unter dem Titel: „Beweis, daß die Corporations- und Test-Acten für die Englische Kirche von keiner Wichtigkeit sind." 1736. Vor dem Ende dieses Jahres ließ Sykes noch drucken: „einen Brief an den Präsidenten, und die Mitglieder des Sions-Collegiums, auf Veranlassung der damahls dem Bischof von London überreichten Bittschriften."

Im Anfange des J. 1737 gab er heraus: „Untersuchung über die dämonischen Leute im neuen Testamente (en Enquiry in to the meaning of Demoniaces in the N. T.)" von welcher noch in demselben Jahre die 2. verbesserte Ausgabe erschien. Er nahm darin die Meynung des berühmten Joseph Mede an, daß durch Dämonen die Seelen verstorbener Menschen angezeigt würden, von welchen man glaubte, daß sie allerhand Krankheiten hervorbringen könnten. Der Erste, der gegen diese Untersuchung schrieb, wer Twells, der herausgab: „Antwort auf die Untersuchung ꝛc. darin gezeigt wird, daß die Dämonen, deren im N. T. gedacht wird, gefallene Engel, und die dämonischen Leute wirkliche Besessene waren." 1737. Für eben diese Meynung erschien auch: „ein Versuch zur Vertheidigung des buchstäblichen Sinnes der dämonischen Leute im N. T.; zur Beantwortung einer neuerlich erschienenen Untersuchung ꝛc." 1737. Whiston gab um dieselbe Zeit heraus: „eine Nachricht von den dämonischen Leuten, und von der Macht, die Dämonen auszutreiben, deren im N. T. und in den vier ersten Jahrhunderten gedacht wird; auf Veranlassung der neuerlich vom Dr. Sykes herausgegebenen Schrift ꝛc." 1737. Den beyden erstern Gegnern antwortete Sykes in „einer weitern Untersuchung ꝛc. worin die erstere gegen die Einwürfe des Hrn. Twells und des Verfassers des Versuchs ꝛc. vertheidigt wird." 1737. Auch Warburton schrieb nicht nur in seiner göttlichen Sendung Mosis gegen Sykes's Meynung, sondern ließ auch dagegen „eine besondere Predigt über den Fall Satans" drucken, die man im 3. Bande seiner Predigten findet. Twells antwortete dem Dr. Sykes in „einer Antwort auf die weitere Untersuchung." 1738. Und Dr. Hutchinson ließ dagegen 1738 zu Oxford eine Predigt drucken. Es kam auch heraus von einem Ungenannten, „eine Beantwortung der ferneren Untersuchung," ingleichen „einige Gedanken über die Wunderwerke Jesu," von einer unparteyischen Hand. Diese wurden besonders betrachtet in einer Schrift, betitelt: „eine Uebersicht der Streitigkeit über die Meynung von den dämonischen Leuten im N. T. von einem Freunde der Wahrheit." 1739. Der Verfasser dieser letzten Schrift war Gregorius Sharp. Ausser den angeführten Schriften sind noch viele andere gegen des Dr. Sykes Meynung herausgekommen.

Im J. 1739 ward Sykes zur Dechaney von St. Burien in Cornwall befördert; und im folgenden Jahre erhielt er vom Bischof Hoadly eine Pfründe in der Kirche zu Winchester.

Um diese Zeit kamen heraus seine „besondern Betrachtungen

über die Grundsätze und Verbindung der natürlichen und geoffenbarten Religion." 1740. Dieses Werk ward sehr gut aufgenommen. Hierauf folgte seine „kurze Abhandlung über die Glaubwürdigkeit der Wunderwerke und Offenbarung; worin die Glaubwürdigkeit der evangelischen Wunderwerke dargethan wird, wenn auch gleich alle neuere Wunder, als erdichtet, verworfen werden können." 1742. Die 2. Ausgabe kam 1749 heraus.

So deutlich und einfältig das heil. Nachtmahl nach seiner ersten Absicht und Stiftung ist, so sehr ist es doch, nicht nur durch die gröberen Verfälschungen des Papstthums, sondern auch durch die Erfindungen und Zusätze verschiedener Parteyen unter den Protestanten, verunstaltet worden. Sykes suchte von dieser Einsetzung, als von einem religiösen Gedächtnißmahl, eine leichte und verständliche Erklärung zu geben in dem „vernünftigen Communicanten; oder einer deutlichen Vorstellung von der Natur, den Absichten und Vortheilen des heiligen Nachtmahls, nach den geringsten Fähigkeiten eingerichtet." 1743. Die 7. Ausgabe erschien 1783.

Die nächste Schrift von Sykes war seine „Prüfung der Vorstellung des Hrn. Warburton's von dem Verfahren der alten Gesetzgeber; von der zwiefachen Lehre der alten Philosophen; von der Theocratie der Juden; und von Newton's Zeitrechnung." 1744. Dieses Buch ward durch eine Unterredung mit einem gewissen P. (vermuthlich dem gelehrten Thomas Pyle) veranlaßt, der Warburton's Werk über die göttliche Sendung Mosis einen gelehrten Roman nannte, mit dem Beyfügen, daß die darin befindlichen Digressionen über die Mysterien, Hieroglyphen und das Buch Hiob, als eben so viele sinnreiche Mährchen angesehen werden können, die zur Erhohlung und Belustigung des Lesers dienen. Pyle zeigte dem Sykes einige falsche Vorstellungen an, die in Warburton's Buche anzutreffen sind, und erregte dadurch einen Verdacht gegen die Zuverlässigkeit seiner Nachrichten, und dieses bewog ihn, Alles genauer zu prüfen. Warburton beantwortete diese Prüfung auf seine gewöhnliche beleidigende Art in seinen „Bemerkungen zur Beantwortung der Hrn. Stebbing und Sykes." Unser Verfasser gab daher heraus: „eine Vertheidigung der Prüfung von Hrn. Warburton's Vorstellung der Theocratie der Juden; als eine Beantwortung seiner Bemerkungen, so fern sie den Dr. Sykes betreffen." 1746. Warburton behielt in diesem Streit, wie gewöhnlich, das letzte Wort; denn in seinen Anmerkungen zu seiner göttlichen Sendung Mosis, dem gewöhnlichen Platze seiner litterarischen Executionen, wie Bischof Lowth sagt, suchte er sich noch zu vertheidigen. Sykes aber schwieg still, und ließ das Publicum urtheilen.

Bey Gelegenheit der letzten Rebellion, die der Prätendent in Großbritannien erregte, ließ Sykes folgende zwey Schriften drukken, nämlich 1) „eine Untersuchung, wie fern die Papisten hier als gute Unterthanen zu behandeln, und auch wie fern sie der ihnen insgemein zugeschriebenen Meynungen zu beschuldigen sind."

1740. Und 2) „die Billigkeit, die Gesetze gegen die Papisten zu verbessern und zu vollziehen.“ 1746. Als ein Freund Warburton's „eine critische Untersuchung über die Meynungen und das Verfahren der alten Philosophen“ herausgab, die Warburton mit einer Vorrede begleitete; antwortete Sykes auf diese Schrift in „einer Vertheidigung der Vorstellung von der doppelten Lehre der Alten.“ 1747. Die Materie von den Opfern ist schon oft untersucht worden, und so wenig man es dabey an Gelehrsamkeit und Fleiß hat fehlen lassen, so sind doch noch immer viele Schwierigkeiten übrig geblieben. Sykes wollte zur Aufklärung dieser Materie auch das Seinige beytragen, und schrieb daher „einen Versuch über die Natur, den Zweck und den Ursprung der Opfer.“ 1748. 8. in welcher Schrift viel theologische Litteratur anzutreffen ist.

Das nächste Werk unseres Verfassers bezog sich auf den zwischen Middleton und seinen Gegnern geführten Streit wegen der Dauer der Wunderkraft in der christlichen Kirche. Jackson, Dodwell, Church, Whiston und ein Ungenannter, vereinigten sich in Verwerfung der Meynung Middleton's und Locke's, daß die Wunder mit dem Ende des apostolischen Zeitalters, oder um dasselbe, aufgehört hätten; zum Unglück aber waren nicht zwey derselben einerley Meynung, wie lange sie nach dieser Zeit noch fortdauerten. Sykes ließ sich eigentlich nicht in diese Frage ein, sondern schlug zwey andere vor, die vorläufig untersucht werden mußten, nämlich: „auf welchen Gründen beruht die Glaubwürdigkeit der Wunder überhaupt?“ und „aus welchen Gründen sind die Wunder des Evangeliums in's Besondere glaubwürdig?“ Seine Schrift führt daher den Titel: „Zwey vorläufige Fragen zu Dr. Middleton's freyer Untersuchung unparteyisch erwogen.“ 1750. 8. Am Ende dieser Schrift findet man noch angehängt „eine Abhandlung über Marc. XVI. 17. 18.“ Zwey Jahre nachher sah er sich genöthigt, diese Schrift gegen Dodwell und einen Ungenannten zu vertheidigen, im „zweyten Theile der vorläufigen Fragen zu Dr. Middleton's freyer Untersuchung ꝛc.“ 1752. 8.

Im J. 1755 gab Sykes heraus: „eine Paraphrase und Anmerkungen über den Brief an die Hebräer.“ Voran steht eine Untersuchung über den Verfasser dieses Briefes; über die Zeit, wenn er geschrieben worden; über die Art, das A. T. anzuführen, und über die Schlußart in demselben; nebst einigen Anmerkungen über Bolingbroke's Behandlung Pauli.“ 4. Auf dieses Werk folgte seine „schriftmäßige Lehre von der Erlösung des Menschen durch Jesum Christum. In 2 Theilen. Im 1. werden die vornehmsten, wo nicht alle die Stellen, die sich auf diese Materien beziehen, angeführt, und die Meynung einer jeden Stelle, wo es nöthig ist, untersucht und erklärt. Im 2. wird die Lehre von unserer Erlösung in 48 Sätzen vorgetragen.“ 1756. ein starker 8. Bd. In eben dies-

sem J. 1756 erschien auch von ihm, wiewohl ohne seinen Namen: „eines Lehrers Unterricht für solche, die sich zur Confirmation wollen zubereiten lassen. In 2 Theilen, der erste vor und der andere nach der Prüfung derer, die sich zu diesem Behuf melden.“ 24. Sein bestes Werk kam erst nach seinem Tode heraus unter dem Titel: „eine Untersuchung, wenn der Artikel von der Auferstehung des Leibes, oder des Fleisches zuerst in die öffentlichen Glaubensbekenntnisse eingerückt worden.“ 1757. 8. Sein Bruder G. Sykes besorgte die Ausgabe aus des Verfassers hinterlassener Handschrift.

Unser Sykes war viele Jahre von Podagra und Steinschmerzen sehr geplagt worden, hatte sich aber 15 oder 16 Jahre vor seinem Tode, durch den Gebrauch des Mittels, welches das Parlament von der Frau Stephens zum allgemeinen Besten erkauft hatte, gegen die Steinschmerzen sehr erleichtert gefunden. Ueberhaupt genoß er eines guten Gesundheitszustandes, bis er, als er dem Leichenbegängniß eines Freundes beywohnen wollte, am 15. November 1756 vom Schlage gerührt ward. Die übrige Gesellschaft, die bey dieser Gelegenheit zugegen war, bemerkte bald die Veränderung in seinem Gesichte und das Stammern in seiner Sprache, und bewog ihn, sich noch vor der Beerdigung seines Freundes nach seinem Hause bringen zu lassen. Er überlebte diesen Anfall nur acht Tage, und starb am 23. im 73. Jahre seines Alters.

In seinem Privatleben war Sykes angenehm und verbindlich, von Natur munter und aufgeräumt, bescheiden und ohne Anmaßung, ohne Bitterkeit bey Streitigkeiten, und nicht stolz auf seine Gelehrsamkeit. In allen seinen Verhältnissen mit Andern war er aufs Genaueste gerecht, treu in seinen Versprechungen, gutthätig gegen die Armen, ungemein sorgfältig in seinen Amtsgeschäfften, und pünctlich in seinen Bezahlungen. In seinen Predigten befliß er sich mehr der Deutlichkeit, als Zierlichkeit. Sehr zeitig legte er sich auf das Studium der heil. Schrift, und setzte seinen Fleiß darin bis zu seinem hohen Alter fort. Er war auch in den Schriften der Kirchenväter, in den alten Philosophen, sehr bewandert, und vereinigte mit diesen Vollkommenheiten eine schnelle Unterscheidungskraft und eine gründliche Beurtheilung. Mit seinen Gegnern, in allen seinen politischen und gelehrten Streitigkeiten, gieng er allezeit höflich und bescheiden um, und man wird schwerlich ein Beyspiel finden, darin er die Schranken der Anständigkeit und Höflichkeit überschritten hätte. Wenige haben für das Beste des Christenthums und der Protestantischen Religion unermüdeter gearbeitet; denn indem er die Wahrheit und die Beweisgründe unseres gemeinen Glaubens vertheidigte, entdeckte er denselben Eifer für die heiligen Rechte des Privaturtheils, ohne welches der geoffenbarte Wille Gottes aufhören würde, uns zu einem vernünftigen Glauben zu führen, oder zu einem ver-

nünftigen Lebenswandel zu bewegen. Er eiferte sehr für die bürgerlichen Freyheiten seines Vaterlandes und für die Grundsätze der Staatsveränderung in der Protestantischen Thronfolge.

S. Anecdoten von den berühmtesten Großbritannischen Gottesgelehrten, Bd. 2. S. 13.

Sylverstain und Pilnikau, Rudolph Ferdinand Freyherr von, Erbherr auf Kraschen, Dober, Pausse, Kleineila, Buchwalde und Barg, ist zwar weder ein Oberlausitzer, noch ein Schriftsteller, um einen Platz in Otto's Schriftstellerlexicon zu verdienen; aber er wurde darin aufgenommen, und soll auch hier aufgenommen werden, wegen seiner namhaften Vermächtnisse zum Besten des Görlitzer Gymnasiums und der daselbst Studierenden. Er stammt aus Böhmen her, und ist daselbst 1628 geboren. Sein Vater war Adam Freyherr Sylver von Sylverstain und Pilnikau, und die Mutter Rosina Mirschkowska von Stroppitz. Um der Evangelischen Religion Willen ergriff er den Exulantenstab, und verließ lieber Haus und Hof, Habe und Güter, in seinem Vaterlande Böhmen, als seinen allertheuersten Glauben. Er wurde auch für diese Treue in dem gesegneten Schlesien, wohin er seine Zuflucht genommen, so reichlich belohnt, daß er von seinem Uebrigen viel Evangelische sowohl, als Römisch-Katholische Kirchen, Schulen und Hospitäler mild versorgen, und sich so viele Prediger und Schullehrer, und eine Menge armer lehrbegieriger Studierenden durch gute Legate verbindlich machen konnte.

Er starb am 3. Februar 1720, seines Alters 92 Jahre. Unter andern legirte er in seinem zu Buchwalde am 27. May 1715 errichteten, bey dem Magistrat in Görlitz niedergelegten Testamente: 1) dem Gymnasium zu Görlitz, zu besserm Unterhalte der Präceptoren, 1000 Rthlr. 2) 7500 Rthlr. Capital zu einem akademischen Stipendium in Leipzig, dergestalt, daß die jährlichen Interessen an 450 Rthlr. drey daselbst Studierende, als ein Schlesier, ein Ober- oder Niederlausitzer, und ein Meißner, aus jeder Facultät, 3 Jahre nach einander, jeder jährlich 150 Rthlr. zu den Studien, wobey sie jährlich am 17. April eine Rede zum Andenken des Stifters halten sollen, zu genießen haben. 3) 400 Rthlr. Capital den 3 Facultäten in Leipzig, wovon selbige die Zinsen, für die Vollziehung der Stiftung, zu genießen haben. 4) 2500 Rthlr. Capital zu einem Schulstipendium bey dem Gymnasium zu Görlitz, für 3 aus Görlitz, Sagan und Sprottau gebürtige Schüler, auf 3 Jahre, jedem 50 Rthlr. unter der Bedingung, am 17. April zum Andenken des Stifters eine Rede zu halten. 5) 4000 Rthlr. Capital für 3 Studierende in Leipzig, abermahls einem Schlesier, einem Lausitzer, und einem Meißner, aus allen 3 Facultäten; dem einen ein Stipendium zu

150 Rthlr., dem andern zu 80 Rthlr., und dem dritten zu 50 Rthlr. nebst derselben Bedingung, jährlich zum Andenken eine Rede zu halten.

S. Otto's öfter angeführtes Lexicon, Bd. 3. S. 363. vergl. Schulze's Abriß einer Gesch. der Leipz. Universit ꝛc. S. 310. u. Lodhardi's Erdbeschr. der Sächs. Lande, B. 2. S. 665. u. B. 4. S. 213.

Szad, Samuel Klein von, Religiose des Ordens des heil. Basilius, Censor und Corrector der Ofener Universitäts-buchdruckerey in Bezug auf Walachische Schriften, starb am 14. May 1806 zu Ofen.

Er ist durch sein Walachisches Wörterbuch und durch seine in 5 Quartbänden bearbeitete Walachische politische und kirchliche Geschichte der Walachischen Nation in Ungarn, Siebenbürgen, in der Walachey und Moldau, welche er hinterlassen hat, rühmlich bekannt. Aber durch seinen Tod wurde der Druck des Wörterbuches unterbrochen, und von seiner Geschichte ist zu besorgen, daß sie, bey der geringen Unterstützung litterarischer Geschäffte in jenen Gegenden, nicht sehr bekannt werden wird.

S. Intellzbl. der Jenaischen allgem. Litt. Zeit. J. 1806. Nr. 99.

Szalkai, Anton von, ein glücklicher Ungarischer Dichter, welcher Blumauer's travestirte Aeneide in's Ungarische übersetzte, und das erste Lustspiel schrieb, das in der Ungarischen Sprache aufgeführt wurde.

Er starb im August 1804.

S. den Biograph, 4. Bd. 3. St. S. 360.

Szembeck, Christoph Andreas Johannes Graf von, Bischof von Ermeland, gestorben am 16. März 1740.

Er stammte aus dem sehr alten hochansehnlichen und berühmten Szembeckischen Geschlechte, aus welchem der folgende Reichsprimas und Erzbischof, Christoph Anton Graf von Szembeck, entsprossen ist; welches im heil. Römischen Reiche, schon zu Kaiser Carls des Grossen Zeiten, durch rühmliche Thaten bekannt, in Pohlen aber, vom Könige Siegmund August, mit dem Einzöglingsrechte begnadigt, und in demselben Reiche, von den Königen August II. und III. zu den allervorzüglichsten und wichtigsten Ehrenstellen erhoben wurde.

Nachdem er eine Zeitlang Bischof zu Chelm, und darauf zu Premislau gewesen, erhielt er im J. 1724 das wichtige Ermeland. Nach dem Tode König Augusts II. bekannte er sich, wie fast alle andere Bischöfe, zur Partey des Stanislaus, unterwarf sich aber am 5. Januar 1735 dem Könige August III. Sein Eifer für die Freyheiten seines Vaterlandes, und sonderlich des Königreichs Preussen, davon er in Ansehung seines Bisthums der vornehmste Reichsstand war, bewog

ihn, in dem kurz darauf zu Warschau gehaltenen grossen Consilium eine wohlgesetzte Lateinische Rede zu halten, als er in Begleitung der sämmtlichen Preussischen Deputirten vom Senat und Ritterstande um Erhaltung ihrer bisherigen Rechte, Immunitäten und Privilegien demüthigst Ansuchung that.

Im J. 1736 ward er auf dem damahls gehaltenen Reichstage zu Warschau wegen Großpohlens ernannt, die neue Reichsconstitution abzufassen, worauf er am 11. August das Ordenszeichen vom weissen Adler empfieng. Im J. 1737 wurde er zum Königlichen Commissar bey Regulirung der Curländischen Succession, welche am 21. October desselben Jahres zu Danzig eröffnet, und am 12. November glücklich zu Stande gebracht wurde, ernannt.

Er hat verschiedene Schriften hinterlassen: Synodus dioecesana Chelmensis, Crasnostaviae in ecclesia cathedrali, praesente universo dioecesis clero, celebrata. Zamoscii 1717. Fol. 1 Alph. 10 Bog. — Synodus dioecesana Premisliensis, praesente universo dioecesis clero, celebrata, in ecclesia praepositurali Brzozovienſi, anno Domini 1723. Cracoviae, in Fol. 1 Alph. — Epistola pastoralis ad Clerum dioeceseos Varmiensis exarata, die 29. Decembr. a. 1724. 4. — Synodus dioecesana Varmiensis, Heilsbergae instituta, die 14. Iul. 1726. Brunsbergae 4. 16 Bog. — Meditationes de passione Christi. Brunsbergae 1730. 12. 3 Bog. — Doctrinae christianae compendium, Brunsbergae 1735. 8. 13 Bog. — Orationes in diversis dioeceseon suarum ecclesiis recitatae, Brunsbergae 1740. Fol. 2 Alph. 6 Bog. in Pohlnischer Sprache, wobey sein Bildniß in Kupfer gestochen ist. — Ausserdem hat man von ihm noch verschiedene Reden sowohl in Pohlnischer, als Lateinischer Sprache, welche Daneykowicz in seine Suadam Polonam et Latinam (Tom. I. p. 56 sq. T. II. p. 8 sq.) eingerückt hat. Es sind auch durch seine Veranstaltung des ehemahligen Primas und Erzbischofs zu Gnesen, Stanislaus Grafen von Szembeck, heilige Reden, in Pohlnischer Sprache, zu Brunsberg 1721. in 4. 1 Alph. stark, an's Licht getreten.

S. Ianozki Polonia litterata nostri temporis, P. I. p. 150. und Genealogisch-historische Nachrichten, Th. 2. S. 50.

Szembeck, Christoph Anton Graf von, Reichsprimas von Pohlen und Erzbischof zu Gnesen, gestorben am 6. July 1748.

Er war aus dem schon gedachten uralten, sehr edlen und weitläuftigen Gräflichen Szembeckischen Geschlechte, welches ehemahls in der Mark Brandenburg unter dem Namen Schönbeck geblüht, nachher aber in Pohlen sich ausgebreitet, und diesem Reiche verschiedene berühmte Bischöfe und angesehene weltliche Senatoren, wie auch schon einen um das gemeine Beste wohlverdienten Primas geschenkt hat. Er ward gleich

von Kindheit auf zur Erlernung aller ihm anständigen Künste, Wissenschaften und Sprachen auf das Sorgfältigste angehalten, und weil er solche überaus leicht begriff, von seinen Aeltern dem geistlichen Stande gewidmet.

Nachdem er seine gelehrten Uebungen auf der Universität zu Cracau glücklich geendigt, und von derselben die höchste Würde in der Weltweisheit mit grossem Gepränge erhalten hatte, besah er fremde Länder, und in Italien insonderheit das durch alle Welt für sehenswürdig gepriesene Rom, wo er sich auch noch eine Zeitlang von einem geschickten Manne in den Kirchengebräuchen und Rechten unterrichten liess. Bey seiner Zurückkunft ward er alsbald mit einer Lowiczer Prälatur, wie auch mit einem Cracauischen Kathedralcanonicat versorgt, und kurz darauf zu dem Grossecretariat des Reichs befördert. Als nach der Zeit der grosse Kenner und weise Beurtheiler geschickter Köpfe, König August II. dessen Treue und Erfahrenheit bey verschiedenen wichtigen Reichsangelegenheiten näher kennen lernte, ward er von demselben anfänglich zum Liefländischen, darnach zum Posener, und endlich zum Cujavischen Bischof ernannt, in welcher letztern Eigenschaft er im J. 1733 den Todesfall Augusts II. erlebte, und sich auf die Seite des Stanislaus wandte, dem er auch bey der Wahl seine Stimme gab. Ob er nun wohl nicht mit ihm nach Danzig flüchtete, hielt er doch seine Partey bis 1735, da er sich am 17. November dem neuen Könige August III. unterwarf. Er erwies sich darauf sehr eifrig, den Thron dieses Monarchen bestätigen zu helfen, in welcher Absicht er sich viele Mühe gab, die Stanislaisch gesinnten Magnaten vollends auf des Königs August Seite zu bringen. Am 11. August 1736 erhielt er den Ritterorden des weissen Adlers, und am 19. December 1738 ward er zum Bischof von Cracau ernannt. Es bekam jedoch weil der bisherige Bischof daselbst, Cardinal Lipski, seine Nomination zur Würde eines Primas und Erzbischofs von Gnesen im Januar 1739 in die Hände des Königs resignirte, unser Szembeck dagegen diese Würde, und ward zugleich mit den Einkünften der reichen Benedictinerabtey zu Tiniec begnadigt. Er war ein frommer, stiller und mehr um das Geistliche, als Weltliche besorgter, aber dabey etwas eigensinniger und in der Religion allzueifriger Prälat; daher auch die Dissidenten in Pohlen mit ihm nicht zufrieden waren. Er führte im Uebrigen einen tugendhaften und unsträflichen Lebenswandel. Alle seine Einkünfte wandte er zum Unterhalt der armen Witwen und Waisen an, und liess keinen Nothleidenden ohne Hülfe von sich gehen. Den Dürftigen pflegte er seine Gabe in Geheim mit eigener Hand auszutheilen, und wenn er vom Gelde entblösst war, schonte er bey dieser Gelegenheit auch seines kostbarsten Schmuckes nicht. Sein Leben, welches er bis in das 85. Jahr gebracht, führte er bis an sein Ende in äusserster Strenge. Er hielt alle Fasten mit, und brachte

die meiste Zeit mit Gebet und heiligen Betrachtungen zu. Das Volk verehrte ihn daher bey seinem Leben schon als einen Heiligen, und nannte ihn in der Mutterspracbe Swienta Dussza, oder die heilige Seele. Bey den vielen und übermäßigen Kasteyungen seines Leibes war er dennoch bis in das höchste Alter sehr munter und frisch; wiewohl ihm einige Monathe vor seinem Absterben das Gedächtniß auf einmahl dergestalt ablegte, daß er sich kaum seines hohen Standes und Namens erinnern konnte. Seine Fürsorge für das Aufnehmen der gelehrten Wissenschaften hat er durch die Aufrichtung des Radziejower Collegii scholarum piarum und durch verschiedene andere dergleichen Stiftungen zu erkennen gegeben.

Seine Schriften sind folgende:

Clementis Papae XI. duae constitutiones, quarum una incipit: *Unigenitus Dei Filius;* altera initio habet: *Pastoralis Officii.* Adjiciuntur Eminentiss. Thomae Philippi Cardinalis de Alsatia de Boussu, Archiepiscopi Mechlinienfis, Belgiique Primatis, Epistolae pastorales et plura alia, in constitutionum illarum apostolicarum defensionem edita. Varsaviae, 1719. 4. 10 Bog. — Synodus dioecesana Posnanienfis, per biduum Varsaviae in insigni ecclesia collegiata S. Iohannis Baptistae celebrata, anno Domini 1720. diebus 27. et 28. mensis Febr. Varsaviae 1720. 4. 1 Alph. 5. Bog. Am Ende ist beygefügt: Collectio nonnullorum jurium regni Poloniae contra haereticos. — Monita pastoralia, universo clero et populo dioecesis Cujavienfis et Pomeraniae data, adversus eos, qui cognitiones de sagis sinistre instituunt. Vratislaviae in majori Polonia. Die 26. Septembr. anni 1727. Latine et Polonice. Hiervon findet man auch eine Teutsche Uebersetzung in dem Preussischen Todestempel, S. 322 fg. — Oratio, quam ad regni ordines, Stanislai Regis servandi caussa, mutuo foedere junctos, habuit. Czenstochoviae, die 9. mens. Febr. anni 1735. in Pohlnischer Sprache. Diese Rede hat Johann Ostrowski Daneykowicz seiner Suadae Polonae et Latinae Tom. I. p. 204 sqq. einverleibt. — Commentatio de cardinalitia Cracovienfis Episcopi dignitate Archiepiscopi Gnesnenfis juribus non derogante, 1741. Fol. Diese Schrift ist in Pohlnischer Sprache ohne seinen Namen gedruckt worden; man hält ihn aber für den Verfasser.

S. Ianozki Polonia litterata nostri temporis, P. I. p. 132. und Genealogisch-historische Nachrichten, Th. II. S. 512 u. 1016.

## T.

**Tabarrani**, Peter, Doctor der Medicin und Professor der Anatomie zu Siena, geboren am 3. May 1702, und gestorben am 5. April 1779.

Er hat sich durch viele gedruckte Schriften, und noch mehr durch seinen Briefwechsel mit auswärtigen Gelehrten, unter welchen auch Muschenbroek in Holland war, bekannt und berühmt gemacht.

Im 73. Jahre wurde er blind, und zwey Jahre ungefähr vor seinem Tode schritt er zur ersten Ehe mit einem Frauenzimmer von 21 Jahren, Namens Maria Anna Bretagna, welcher er sein Vermögen von 40,000 Scudi hinterließ.

So liest man in Fritze's medicinischen Jahrbüchern, (J. 1781. S. 405.) und daher, oder aus Einer Quelle, hat es der fortgesetzte Ladvocat, Th. 8. S. 807.

**Tafinger**, Friedrich Wilhelm, Doctor der Philosophie, und der Rechtsgelehrsamkeit, der letztern ordentlicher Professor auf der Universität zu Tübingen, wie auch Herzoglicher Rath, des Weinmännischen Stipendiums Administrator, der Akademie der Wissenschaften zu Roveredo, der Jenaischen und Markgräflich Badenschen Lateinischen, der Göttingischen und Helmstädtischen Teutschen Gesellschaften Mitglied.

Er war am 2. November 1726 zu Tübingen geboren, sein Vater, Wilhelm Gottlieb Tafinger, Doctor der Theologie, Herzoglicher Consistorialrath, Generalsuperintendent, und Stiftsprediger zu Stuttgard, auch Prälat des Klosters Adelberg und der Wirtembergischen Landschaft Mitglied, und seine Mutter Regina Barbara, eine Tochter des berühmten Gottesgelehrten, Andreas Adam Hochstetter's.

Den Grund seiner Studien legte er mit seinem Bruder, dem nachfolgenden Johann Andreas Tafinger, zu Stuttgard und Ludwigsburg, in dem Hause seines Vaters, welcher damahls die Stelle eines Hofpredigers bekleidete, und hatte anfänglich den nachherigen Professor Knaußen zu Stuttgard, und den nachherigen Professor Jäger im Kloster Denkendorf zu seinen Lehrern. Er besuchte bis in das 4. Jahr das Gymnasium zu Stuttgard, in welchem er den Unterricht des Rectors Weyhenmayer, des Prälaten Lentilius, der Consistorialräthe Fischer und Rößler, des nachherigen Rectors Göritz, und des gedachten Knaußen, wie auch der Professoren Ramsler und Osiander genoß. Im J. 1743 wurde er in die Zahl der akademischen Bürger zu Tübingen von dem damahligen Rector der dasigen hohen Schule, dem Dr. Clemm, Professor der Gottesgelahrtheit, aufgenommen, und hörte darauf die berühmtesten Weltweisen, Maichel, Canz und Kraft in der Moral, Metaphysik, Astronomie, Physik und Algebra, übte sich auch öfters unter diesen drey Männern im Disputiren. Da er sich aber der Rechtsgelehrsamkeit gewidmet hatte; so besuchte er fleißig die Vorlesungen der berühmten Rechtslehrer zu Tübingen, hörte den Dr. Schöpff über das Ius Criminale, Doctrinam actionum, und Praxin, den Dr. Helferich über die Teutsche Reichshistorie, das Lehn- und Staatsrecht, und Numismatik, den

Dr. Christoph Friedrich Harpprecht über die Institutionen, Pandecten, und über das Päpstliche und Protestantische Kirchenrecht, den Dr. Mögling über die Pandecten und das Wirtembergische Landrecht, den Dr. Smalcalder über die Institutionen und das geistliche Recht, und den Dr. Hoffmann über das Staats- und Lehnrecht lesen, vertheidigte auch unter vorgedachtem Dr. Harpprecht das Exercitium disputatorium circulare tertium ex omni Iurisprudentiae parte miscellas theses delibans, öffentlich, und privatim übte er sich, unter der Direction des nachherigen Secretärs der Universität, des Lic. Hofer's, in der Kunst zu disputiren. Als er auf diese Weise in das 6. Jahr den Studien obgelegen hatte, wurde er im J. 1749 beyder Rechte Licentiat, und vertheidigte zu dem Ende seine Probeschrift, unter dem Vorsitz vorerwähnten Dr. Harpprecht's, de eo, qui extremam voluntatem in alterius dispositionem committit; s. ad Innocentii III. P. R. Cap. XIII. X. de testam. et ult. volunt. Observationes.

Nachdem er hierauf von dem regierenden Herzoge zu Wirtemberg mit Reisegeldern gnädigst bedacht worden, trat er in nur gedachtem J. 1749 seine gelehrte Reise wirklich an, begab sich über Durlach, Carlsruhe und Rastadt nach Straßburg, lernte die dasigen berühmten Lehrer, Scherz, Böcler, Silberrad und Schöpflin, kennen, gieng sodann durch das Elsaß, über Speyer, Mannheim, Darmstadt und Frankfurt am Mayn, an welchen Orten er alles Sehenswürdige in Augenschein nahm, nach Wetzlar, um sich daselbst vornehmlich in dem Reichskammergerichtsproceß zu üben. Er hatte auch das Glück, mit gesammten ansehnlichen Mitgliedern dieses höchsten Reichsgerichts, und unterschiedlichen andern gelehrten und berühmten Männern bekannt zu werden, und durch ihren Vorschub seinen dasigen Aufenthalt sich besonders nützlich zu machen. In's Besondere aber hatte er einen täglichen Zutritt zu den Beysitzern von Harpprecht und von Nettelbladt, und folglich eine vorzügliche Gelegenheit, den Zustand dieses höchsten Reichsgerichts kennen zu lernen. Er ließ es aber hierbey nicht bewenden, sondern besuchte auch von Wetzlar aus von Zeit zu Zeit die Universitäten Marburg, Giessen und Herborn, auf welchen er nicht nur den Baron von Cramer, sondern auch Estor, Hombergk, Kayser, Jenichen, Koch, Balser und Andere kennen zu lernen das Vergnügen hatte. Da er aber inzwischen von seiner Landesherrschaft zu einem öffentlichen Lehramte bestimmt, und mit einem nochmahligen Reisegelde begnadigt worden; so hielt er für nöthig, mehrere Universitäten zu besuchen, und auf selbigen die Lehrart auswärtiger Professoren sich bekannt zu machen. Er verließ daher seinen in Wetzlar gehabten Aufenthalt im April 1751 und begab sich über Eisenach nach Gotha, wo er die Herzogliche Bibliothek mit Nutzen besah, gieng sodann über Erfurt nach Leipzig, woselbst er sich einige Zeit aufhielt, und nicht nur die Königl. Pohlni-

schen Herrschaften, welche die damahlige Messe besuchten, sah, sondern auch die Vorlesungen, welche die Professoren Barth, Platz und Gottsched, in höchster Anwesenheit des Königl. Churprinzen und der Churprinzessin von Sachsen, auf der Universitätsbibliothek hielten, mit anhörte, und die berühmten Männer, Mascov, Hommel, Rivinus, Christ, Jöcher, Gottsched und Andere kennen lernte. Nachdem er daselbst die Universitäts- und Rathsbibliotheken gesehen, auch von da aus die Friedrichsuniversität zu Halle besucht, und den Freyherrn von Wolff, auch Carrach, Nettelbladt, König, Knorr, Wolff und Andere gesprochen, wählte er die Jenaische hohe Schule zu seinem Aufenthalt, wo er nicht nur von dem Kirchenrath, Dr. Walch, den Professoren Buder, Heimburg, Engau, Brockes, Dietmar, Hellfeld, auch den jüngern Professoren Walch, mit besonderer Gewogenheit aufgenommen wurden, sondern auch den ausnehmenden Vortheil hatte, bey gedachtem Buder die ganze Zeit seines dasigen Aufenthalts zu speisen, und dieses vortrefflichen Mannes täglichen Umgang zu geniessen. Um sich auch mehr und mehr zu einem akademischen Lehramte vorzubereiten, hielt er daselbst Vorlesungen über den Reichskammergerichtsproceß mit gutem Fortgange, und legte dabey einen von ihm verfaßten Entwurf, aus welchem nachmahls seine Institutiones Iurisprudentiae Cameralis erwachsen sind, zum Grunde. Während dieses Aufenthalts in Jena wurde er am 11. November 1751 zum Doctor in beyden Rechten in Tübingen renuncirt, auch bald hernach zu einem Ehrenmitglied der in Jena blühenden Lateinischen Gesellschaft aufgenommen. Da er nun auf diese Weise 10 Monathe in Jena zugebracht, gieng er über Weimar, wo er die Fürstliche Bibliothek, welche er von Jena aus mehrmahls besuchte, nochmahls besah, und Arnstadt nach Gotha, und, nachdem er daselbst die Gnade gehabt, dem damahligen Rectori Magnificentissimo der Jenaischen hohen Schule, dem im J. 1758 verstorbenen Herzoge von Sachsen-Weimar und Eisenach, vorgestellt zu werden, reiste er über Erfurt, wo er unter andern Schorch und von Bellmont besuchte, zurück nach Wetzlar. Daselbst hatte er das Vergnügen, nicht nur seinen oberwähnten einigen Bruder, und seine Aeltern einige Tage zu sprechen, sondern er genoß auch bey seinem neuen Aufenthalt in diesem Sitz des Reichskammergerichts allen Vorschub und Gewogenheit, sowohl von obgedachten Herren von Harpprecht und von Nettelbladt, als auch von dem Baron von Cramer, welcher inzwischen die Stelle eines Reichskammergerichtsbeysitzers angetreten hatte; gieng auch vorgedachten Entwurf seiner Institutionum Iurisprudentiae Cameralis nach und nach wieder durch, und hatte erwünschte Gelegenheit, selbigen mit beträchtlichen Zusätzen zu vermehren. Weil seine Gesundheit ein Wenig zu wanken schien, begab er sich nach Schwalbach, und bediente sich des dasigen Gesundbrunnens, hatte auch bey dem grossen Zusammenflusse von

Fremden Gelegenheit, grosse und nützliche Bekanntschaften zu machen. Nachdem er auch hierauf Wißbaden, Maynz und das Schlangenbad gesehen, gieng er über Giessen, Marburg und Cassel nach Göttingen, woselbst er bey seinem Bruder, der kurz vorher aus England zurückgekommen war, und sich daselbst aufhielt, eine Zeitlang verblieb, und Mosheim, Feuerlein, Heumann, Oporin, Gebauer, Wahl, Schmauß, Ayrer, Böhmer, Pütter, Haller, von Segner, Brendel, Geßner, Hollmann und Andere kennen lernte, auch ihren gelehrten Umgang sowohl, als die vortreffliche Bibliothek dieser hohen Schule sich zu Nutzen machte. Von Göttingen gieng er nach Hannover, wo er dem geheimen Rath von Münchhausen aufwartete, und auch unterschiedliche von den dasigen Gelehrten kennen lernte. Nachdem er hierauf in Braunschweig und Wolfenbüttel, und vornehmlich in der am letzten Orte befindlichen Bibliothek sich umgesehen, begab er sich nach Helmstädt, und machte mit den Professoren Menke, Häberlin, Toppe und Lodtmann Bekanntschaft; gieng sodann über Magdeburg und Spandau nach Berlin, woselbst er nicht nur den König von Preussen mit dem gesammten Königlichen Hause zu sehen Gelegenheit, sondern auch die Gnade hatte, den zwey Brüdern seines Landesherrn urterthänigst aufzuwarten. Dabey hatte er auch das Vergnügen, unterschiedene angesehene und gelehrte Männer kennen zu lernen, und einer Versammlung der Königlichen Akademie der Wissenschaften beyzuwohnen. Von Berlin reiste er nach Dresden, wo er den Königl. Pohlnischen Hof, den er vorgedachtermaßen schon einige Zeit vorher in Leipzig gesehen, zum zweyten Mahl, zugleich die daselbst befindliche Bibliothek, das grüne Gewölbe und andere Seltenheiten sah, und sodann über Prag sich nach Wien begab, wo er sich drey Monathe aufhielt, und öfters Gelegenheit hatte, beyde Kaiserliche Majestäten zu sehen, und den angesehensten Ministern des Kaiserlichen Hofes aufzuwarten. Wie er sich aber vornehmlich angelegen seyn ließ, den Reichshofrathsproceß sich recht bekannt zu machen; so brachte er sich vor allen Dingen die Gewogenheit der meisten Reichshofräthe zuwege, erhielt auch insonderheit zu den Freyherren von Senkenberg und von Bockel einen freyen Zutritt, und vermittelst einiger Reichshofrathsagenten bekam er Manches, das zu seinem Vortheil diente, zu sehen. Vornehmlich aber genoß er von dem damahls in Wien subsistirenden Herzoglich Wirtembergischen Gesandten, und nachherigen Herzogl. Wirtembergischen Vicepräsidenten in Mümpelgard, geheimen Rath von Faber, viele und ausnehmende Gunstbezeigungen. Da er nun hierauf Preßburg und einen Theil von Ungarn besehen, gieng er nach Regensburg, wo er von dem damahligen Wirtembergischen und Bayreuthischen Comitialgesandten, dem geheimen Rath, Baron von Rothkirch, gleichermaßen wohl aufgenommen wurde, und durch sein gütiges Fürwort Gelegenheit bekam, mit den meisten Ge-

fandten bekannt zu werden, und sich in Reichstagsfachen umzusehen. Hierauf gieng er nach Erlangen, lernte die akademischen Lehrer Pfeiffer, Huth, Roßmann, Gonne, Braun und Schierschmidt kennen, und nachdem er den Bayreuthischen Hof gesehen, auch unterschiedenen der dasigen Minister aufgewartet, begab er sich über Nürnberg nach Altdorf, wo er mit Deinlin, Heumann und Link Bekanntschaft machte, und seinen Bruder, der von Berlin kam, erwartete, mit welchem er sodann nach Stuttgard zu seinen geliebten Aeltern reiste, und hiermit seine vierjährige Reise beschloß, nachdem er den gehabten Endzweck, sich die Lehrart auswärtiger Rechtslehrer, und den Proceß beyder höchsten Reichsgerichte bekannt zu machen, so viel, als möglich erreicht hatte.

Gleichwie er aber, da er sich noch in Wien aufhielt, von seinem Landesherrn, dem Herzoge von Wirtemberg, unterm 9. Januar 1753 zu einem ausserordentlichen Lehrer der Rechte bey der hohen Schule zu Tübingen in den gnädigsten Ausdrücken war ernannt worden; so trat er, nach seiner Zurückkunft in sein Vaterland, dieses Lehramt, vermittelst einer am 26. Juny 1753 vertheidigten Inauguraldisputation de suprema in Imperio Romano-Germanico Iurisdictione, und am folgenden Tage darauf durch eine gehaltene Antrittsrede de praerogativis Almae Eberhardinae, a Principibus Wirtembergiae concessis, et a Serenissimo Duce Carolo auctis, wirklich an, worauf er nicht nur über unterschiedene Theile der Rechtsgelehrsamkeit Vorlesungen anstellte, sondern auch einige Schriften herausgab, die von der gelehrten Welt mit Beyfall aufgenommen wurden.

Im J. 1754 verheyrathete er sich mit des ehemahligen Consulenten der Reichsstadt Eßlingen, des Dr. Johann Fricke, zweyten Tochter, Christina Friederika, die ihn mit Kindern erfreuete.

Durch die Schriften, welche Tafinger an das Licht gestellt, hat er nicht nur seine Gelehrsamkeit, sondern auch seinen unverdrossenen Fleiß öffentlich gezeigt. Insbesondere ließ er sich angelegen seyn, die auf seinen gelehrten Reisen erworbene Gunst und Freundschaft vornehmer und gelehrter Männer durch einen beständigen Briefwechsel zu erhalten. Es fehlte ihm nicht an Gelegenheit, auf auswärtigen Akademieen als Professor mit Vortheil angestellt zu werden; er war aber nicht gesonnen, seine Geburtsstadt zu verlassen. Als hierauf der Tübingische Rechtslehrer, Dr. Christian Ferdinand Harpprecht, am 25. December 1758 verstarb, so wurde er zwar von dem akademischen Senat an dessen Stelle gewählt, aber von seinem Landesherrn nicht bestätigt, vielmehr wurde der Lic. Eberhard Christoph Canz als ordentlicher Rechtslehrer eingesetzt, und Tafinger, eine künftige Vacanz abzuwarten, angewiesen.

Je schmerzlicher ihm nun diese damahlige Fatalität war, je

gröſſer war auch hingegen die Freude, als zu Ende des J. 1759 sein Landesherr ihm wiederum seine Gnade auf eine aufserordentliche Weise schenkte, und ihn, bey Gelegenheit eines nach Rinteln erhaltenen Berufs, sogleich auf der hohen Schule zu Tübingen als ordentlichen Rechtslehrer in den Senat und in die Facultät einzusetzen, in den gnädigsten Ausdrücken befahl. Er hielt sodann am 22. December 1759 seine Inauguraldisputation de Iure Principis circa Ecclesiam, ejusque Ministros in genere, et Sacramenta in specie, und am folgenden 28. December seine Antrittsrede de peiperam neglecta in Academiis rei judiciariae Imperii scientia. In demselben Jahre wurde er auch Herzoglicher Rath; Doctor der Philosophie dagegen 1763.

Er hat insonderheit den Reichsproceß und die damit in Verbindung stehenden Staatsrechtsmaterien in mehreren brauchbaren Schriften erläutert. Die von ihm gründlich abgefaßten, und von der gelehrten Welt wohl aufgenommenen Schriften sind folgende: Diss. inaug. de eo, qui extremam voluntatem in alterius dispositionem committit; sive: Ad Innocentii III. P. R. Cap. XIII. X. de testam. et ult. volunt. Observationes. Tubingae 1749. Praeside Christoph. Frid. Harprechto. Dieses ist Tafinger's Inauguralprobeschrift, als er die Licentiatenwürde annahm. — Diss. de suprema in Imperio Romano - Germanico Iurisdictione. Ibid. 1753. Pro capessendo munere Professoris Iurium Extraordinarii. In den Tübing. Ber. von gel. Sachen, J. 1753. St. 28. wird gemeldet, daß diese gelehrte Streitschrift mit allgemeinem Beyfalle vertheidigt worden. Und in den Göt:. Anz. von gel. Sachen, J. 1754. St. 5. wird gerühmt, daß hierin mit ungemeiner Belesenheit die ganze wichtige Lehre von der Jurisdiction der beyden höchsten Reichsgerichte abgehandelt sey. — Institutiones Iurisprudentiae Cameralis. Ibid. 1754. 8. Es erschien auch eine neue vermehrte Ausgabe. In den Tübing. Ber. von gel. Sachen, J. 1754. St. 25. und 27. wird von diesem Werke folgendergestalt geurtheilt: „Der gelehrte Verfasser, welcher bey seinem zweymahligen Aufenthalt an dem Kaiserlichen und Reichskammergericht zu Wetzlar erwünschte Gelegenheit gehabt hat, nicht nur die besten Nachrichten von diesem höchsten Gerichte zu bekommen, und dessen wahre und innere Verfassung einzusehen, sondern auch sich in der Praxis zu üben, liefert uns hier die Früchte seines Fleißes, welche er schon vor einigen Jahren gröſtentheils in Wetzlar gesammelt, und nach diesen in die hier befindliche Ordnung gebracht; auch bald hernach in Jena, und sodann in Tübingen mit Vorlesungen erläutert hat. Er handelt im 1. Abschnitt von dem Zustande des Kammergerichts; in dem 2. von dem Iure Camerali; der 3. begreift die Scientiam potestatis et Iurisdictionis Cameralis; und der 4. den Proceß dieses höchsten Reichsgerichts. Den Beschluß macht ein Register derjenigen Schriftsteller und akade-

mischen Disputationen, auf welche sich der Verfasser hin und wieder bezogen hat. Es kann dasselbe erst als eine Bibliotheca Scriptorum Cameralium angesehen werden, und giebt ein unverwerfliches Zeugniß von dem ausnehmenden Fleiß, welchen der Verfasser auf die Ausarbeitung dieses sowohl gründlichen, als auch gelehrten Werks verwendet." — Oratio inaug. de praerogativis Almae Eberhardinae, a Principibus Wirtembergiae conceſſis, et a Sereniſſimo Duce Carolo auctis, d. 27. Iulii 1753. recitata, Ibid. 1754. Dieses ist die Rede, die Tafinger bey dem Antritt seines ausserordentlichen Lehramts gehalten hat. — Diſſ. de ſuprema in Imperio Romano-Germanico Iurisdictione tempore Interregni. Ibid. 1755. 4. Diese Schrift wird nach ihrem Inhalte recensirt in den Gött. Anz. von gel. Sachen, J. 1755. St. 112. und dabey gesagt: „Diese ganze Abhandlung zeigt von einer guten Ordnung und reichen Belesenheit ihres Verfassers." — Selecta Iuris Cameralis, ad illuſtrandas ſupplendasque Inſtitutiones Iurisprudentiae Cameralis edita. Ibid. 1756. 8. S. Tübing. Ber. von gel. Sachen, J. 1756. St. 38. auch Gött. Anz. von gel. Sachen, J. 1757. St. 9. wo gesagt wird: „Diese Selecta gehören zur Erläuterung seiner wohl aufgenommenen Inſtitutionum Iurisprudentiae Cameralis. Der Verfasser zeigt überall seine gute Belesenheit und Kenntniß von dem Kameralproceß." — Abhandlung von der Sprache des Kaiserlichen und Reichskammergerichts. Diese Abhandlung befindet sich in den Carlsruher nützlichen Sammlungen, J. 1758. St. 23 — 26. — Diſſertatio Iuris Evangelicorum Eccleſiaſtici de Iure Principis circa Eccleſiam, ejusque Miniſtros in genere, et Sacramenta in ſpecie, Tubingae 1759. Pro loco in facultate Iuridica rite obtinendo. S. Tübing. Ber. von gel. Sachen, J. 1760. St. 5. und Regensburg. wöchentl. Nachr. von gel. Sachen, J. 1760. St. 7. wo gesagt wird: „Gründlichkeit, Ordnung und Fleiß herrscht in dieser Abhandlung, und geben die vielen Allegata besonders von der starken Belesenheit des Autors einen Beweis ab." — Von andern kleinen Schriften nur noch diese, als die vorzüglichern: Commentatio de caſtrenſibus exercituum imperialium atque circularium Sacris, Tub. 1764. 4. — Ein Programm, worin das Andenken des berühmten Rechtsgelehrten, Joachim Myusinger's von Frundek, erneuert wird, Tübing. 1767. 4. — Eine Vorlesung in Gegenwart des Durchl. H. Herzogs, von der Polizey, ihrem Rechte und Besorgung in dem Teutschen Reiche; in der Sammlung der Vorlesungen und Reden ꝛc. S. 96 — 103. — Commentatio de Directoriorum equeſtrium poteſtate judiciaria ſuperiorique tutela, Tub. 1768. 4.

Er starb am 2. Juny 1777.

S. Neues gelehrt. Europa, Th. 13. S. 106. Bök's Geschichte der Herzogl. Wirtemb. Eberhard Carls, Universität zu Tübingen, S. 238. Pütter's Litter. des Teutschen Staatsrechts,

Th. 2. S. 122. und Meusel's gel. Teutschl. 3. Ausg. S. 1196. und der 4. Ausg. 4. B. S. 451.

Tafinger, Johann Andreas, Doctor der Philosophie, Churfürstlich Wirtembergischer Rath und Prälat oder Abt zu Hirsau, der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, und mehrerer Gesellschaften Mitglied, der jüngere Bruder des Vorhergehenden, wurde am 18. May 1728 zu Ludwigsburg auf die Welt gesetzt.

Anfänglich in dieser seiner Geburtsstadt, und hernach zu Stuttgard genoß er eine Zeitlang des besondern Unterrichts verschiedener geschickten Männer, und ward darauf im J. 1744 in das obere Gymnasium zu Stuttgard befördert. In demselben legte er den gehörigen Grund unter der Anführung der damahligen berühmten Lehrer derselben, Weyhenmayer, Lentilius, Fischer, Göritz, Rößler, Ramsler, Knauße und Ostander, in den Sprachen und Wissenschaften, und ward folglich im J. 1744 in das theologische Seminarium zu Tübingen aufgenommen. Daselbst hörte er zwey Jahre lang in der Weltweisheit die durch Ruhm und Verdienste verewigten Weltweisen, Maichel, Canz, Ostander, Biberstein und Kraft, mit einem so erwünschten Erfolge, daß ihm im J. 1746, nach gewöhnlicher Ablegung der erforderlichen sogenannten öffentlichen und Privatverdienste, die Magisterwürde, und unter 27 Candidaten die erste Stelle, ertheilt wurde. Nachdem er diese erste Bahn seiner akademischen Studien mit allem Ruhm zurückgelegt, wandte er sich zur Gottesgelahrtheit, und legte sich mit äusserstem Fleiße und Eifer auf dieselbe. Die Lehrer, deren Unterricht darin er sich zu Nutze machte, waren der Canzler Pfaff, Dr. Weißmann, Dr. Clemm, Dr. Canz und Dr. Cotta: auch vertheidigte er am 6. September 1748, unter dem Vorsitz des Ersten, dessen Diss. theol. casualem de invocatione S. Christophori ad largiendos numos, deren Inhalt man in den vollständigen Nachrichten von dem ordentlichen Inhalte der kleinen und auserlesenen akademischen Schriften, J. 1749. S. 1025 fg. recensirt findet. Im folgenden J. 1749 ward er zum theol. Examen, und zwar nach Stuttgard, berufen, und im J. 1750 zum Magister repetens oder legens des Stipendii theologici zu Tübingen ernannt. Dieß Amt verwaltete er bis zu Anfange des J. 1752. Eine edle Begierde, fremde Länder zu sehen, und auch ausserhalb seines Vaterlandes wachsende Früchte der Gelehrsamkeit zu kosten, trieb ihn, in Gesellschaft des damahligen berühmten Lehrers an dem Kloster Maulbrunn, M. Sprenger's, eine gelehrte Reise zu unternehmen, und er erhielt dazu von seiner Landesherrschaft die Erlaubniß. Dieß ist eine höchstpreisliche Gewohnheit sehr vieler angehender Wirtembergischer Gelehrten, welche sich über den gemeinen Haufen ihrer Mitbrüder hervorzuthun gedenken, und wir wissen aus mehr als einer Erfahrung, wie einnehmend ihre Aufführung an

fremden Orten zu seyn pflege, wie wohl sie daher aufgenommen, und wie sie unterschieden und geachtet worden sind. Unserm Tafinger wiederfuhr ein Gleiches auf seinen Reisen durch einen grossen Theil von Teutschland, Frankreich, England und Holland. Er hatte auf denselben nicht nur das Glück, die größten Monarchen zu bewundern, und die hauptsächlichsten Merkwürdigkeiten eines jeden Orts, wo er hinkam, in Augenschein zu nehmen, sondern auch, welches sein Hauptzweck war, mit den berühmtesten Männern der gelehrten Welt bekannt zu werden, und vieler besondern Gütigkeiten von denselben zu genießen. Um nur eine und die andere Begebenheit auf seinen Reisen und den Folgen derselben anzuführen, so mußte er die Gnade des unsterblichen Musenbeförderers, des grossen, so verdienstreichen geheimen Staatsministers von Münchhausen, zu Hannover, nie genug zu erheben. Zu Paris predigte er am Feste der heil. Dreyeinigkeit vor der Königl. Schwedischen Gesandtschaft, und zu London legte er in der Hamburger Kirche von dem Splitterrichten eine heilige Rede ab. Beyde Akademieen der Wissenschaften, zu Paris und zu London, gestatteten ihm den freyen Zutritt zu ihren besondern Versammlungen. Berlin, dessen Gelehrte eine etwas vorzügliche Neigung gegen die Wirtembergischen Gelehrten bewiesen zu haben scheinen, nahm ihn gleichfalls mit Unterscheidung auf, und die Königliche Akademie der Wissenschaften gab ihm das ausnehmendste Merkmahl ihrer besondern Achtung für seine Person und Gelehrsamkeit, da sie ihm 1753 das Diplom eines auswärtigen Mitgliedes ertheilte. Nicht weniger machten sich die Lateinische Gesellschaft zu Jena und die Teutsche zu Göttingen 1752, wie auch die Teutsche zu Helmstädt 1755, eine Ehre daraus, ihn mit dem Diplom ihres Ehrenmitgliedes zu beehren. Zu Göttingen stellte er, bey seinem dortigen Aufenthalt, zwey kleine Schriften an's Licht, die eine de nuptiis Batavorum, und die andere, Reflexions sur le caractere sacré d'un ministre etranger. Zu Halle vertheidigte er am 31. Januar 1753 unter dem Vorsitz seines grossen Wohlthäters, des Dr. Baumgarten, eine von ihm selbst niedergeschriebene Streitschrift de Sacramentis generatim spectatis.

Nachdem er in sein geliebtes Vaterland wieder zurückgekehrt, ward ihm nicht lange darauf im December 1753 die Stelle eines ausserordentlichen Lehrers der Gottesgelahrtheit und der Morgenländischen Sprachen bey dem illüstren Gymnasium zu Stuttgard aufgetragen, und 1755 ward er zum ordentlichen Professor gemeldeter Wissenschaften angestellt.

Uebrigens lebte er seit 1753 in einer vergnügten Ehe mit der Tochter des Tübingischen Professors der Arzneywissenschaft, Alexander Camerarius. Seit 1783 war er Rector des Herzoglichen obern Gymnasiums zu Stuttgard, und Pädagogiarch der Lateinischen Schulen in dem Lande unter der Staig, vorher

Professor der Religion, der Griechischen und Hebräischen Sprache an diesem Gymnasium zu Stuttgard.

Zuletzt ward er, und zwar seit 1796, Churfürstlich Wirtembergischer Rath und Abt zu Hirsau, und starb am 2. Aug. 1804.

Von seinen Schriften diese: Tractatus de nuptiis Batavorum. Goett. 1752. 8. 2. Bog. Gleichwie der Verfasser hier Vieles von demjenigen bekräftigt, was Bentheim von dieser Materie geschrieben hat, so entdeckt er doch auch bisweilen einen Fehler seiner Nachrichten. Z. B. es ist falsch, was dieser schreibt, daß des Sonntags keine Hochzeiten in den Niederlanden gehalten werden *). Bisweilen vergleicht er die Holländischen Sitten mit den Gebräuchen seines Vaterlandes, des Herzogthums Wirtemberg. So findet er von der Trauung durch eine Magistratsperson, die auf dem Rathhause vorgenommen wird, und welcher sich alle nicht Reformirte Einwohner der vereinigten Niederlande **) unterwerfen müssen, eine Aehnlichkeit einer Befragung der Verlobten, die im Wirtembergischen vorgeht, ehe der Consens zur Trauung an den Prediger gegeben wird. S. Gött. Zeitung, J. 1752. S. 1238. — Reflexions sur le caractere sacré d'un ministre etranger. Goett. 1752. 8. 2. Bog. Diese kurze und deutliche Schrift stellt im Auszuge das Wesentliche desjenigen vor, was man aus dem Völkerrechte wegen der Sicherheit der Gesandten lehrt. Man unterscheidet die verschiedenen Ordnungen von Gesandten, sowohl der gekrönten Häupter, als des Papstes. In Ansehung der Sicherheit der Person des Gesandten, glaubt Tafinger, er stehe nicht unter dem Fürsten, zu dem er gesandt ist, sondern unter dessen Gerichtsbarkeit, der ihn gesandt hat. Hingegen steht er unter dem Fürsten, an dessen Hofe er ist, wenn er Etwas wider ihn oder seinen Staat vornimmt. Das Recht der Freystatt fließt nicht aus dem Völkerrechte, und kommt den Gesandten nicht zu. S. Gött. Zeitung, J. 1752. S. 1150. — De Sacramantis generatim spectatis Disp. Praes. Sigism. Jac. Baumgarten. Hal. 1753. 4. 5 Bog. Tafinger trägt in dieser Kathederschrift die Lehre seiner Kirche von den Sacramenten überhaupt ordentlich und gründlich vor, begleitet solche hin und wieder mit guten Anmerkungen, läßt auch die vornehmsten Verschiedenheiten einiger Lehrer derselben nicht unbetrachtet, und rettet solche endlich wider die Einwürfe und Irrthümer der Katholiken und anderer Gegner, unter welchen auch der Präsident von Loen vorkommt, welcher die Sacramente für bloße Ceremonieen will gehalten wissen. S. Nachr. v. akad. Schr. J. 1753. S. 408 fg. — Prolusio de utilitate peregrinationum doctarum. Stuttg. 1754. Clemm thut desselben Mel-

*) Auf dem platten Lande, und in den kleinen Städten, werden sie beynahe an keinem andern Tage gehalten.

**) Dieß ist nicht durchaus allgemein. In der Twende z. B. verrichtet der Reformirte Prediger auch bey den Katholischen die Trauung in der Reformirten Kirche. Die jungen Eheleute lassen sich aber gleich darauf von ihrem Priester noch einmahl trauen.

dung in ſeinen Amoenit. acad. p. 100. — Poemata Latina ill. ſocietati Latinae Jenenſi conſecrata. Stuttg. 1756. und verſchiedene andere Gedichte. — De Cautelis in itineribus litteratis obſervandis. Tubingae 1766. 4. — De ſolemni apud veteres Natalium celebratione. Stuttg. 1772. 4.

S. Neues gel. Europa, Th. 14. S. 447. Haug's Schwäb. Magaz. 1776. S. 671. Meuſel's gel. Teutſchl. Bd. 8. S. 5. Bd. 10. S. 734. Bd. 11. S. 717.

Taiſand, Peter, Schatzmeiſter von Frankreich, und erſter Advocat bey dem Parlamente zu Bourgogne, war zu Dijon am 7. Januar 1644 von Johann Taiſand, Rath bey dem daſigen Amte, und von Margarethen Vallot, Anton Vallot's, eines berühmten Advocaten Schweſter, geboren.

In ſeinem 12. Jahre ward er nach Pont-a-Mouſſon geſchickt, um hier bey den Jeſuiten in die Schule zu gehen. Ein lebhafter und feuriger Geiſt, ein bewundernswürdiges Gedächtniß, nebſt einer ausnehmenden Wißbegierde, machten, daß er ſich in allen Claſſen vorzüglich auszeichnete. Nachdem er ſich in dieſen erſten Auftritten ſeines Lebens rühmlich hervorgethan hatte, kam er wieder nach Hauſe, und legte ſich zwey Jahre lang auf die Rechtsgelehrſamkeit. Sein Vetter, der gelehrte Vallot, gab ſich um ſeine Unterweiſung alle Mühe, und ſah die ſchönſten Früchte davon. So ſehr aber auch der junge Taiſand unter einem ſo geſchickten Lehrer zugenommen hatte, ſo wollten doch ſeine Anverwandten, daß er nach Toulouſe gieng, und auf der daſigen hohen Schule ſeine Studien noch weiter fortſetzte. Er blieb hier zwey Jahre, und gieng von da nach Orleans, wo er die Gradus annahm. Die Disputationen, welche er bey dieſer Gelegenheit hielt, brachten ihm den rühmlichſten Beyfall zuwege. Der Canzler ſagte zu ihm, da er ihm das Doctordiplom aushändigte: „Si eodem pede pergas, non tantum eris decus facultatis, quin imo totius orbis.“ Eine Prophezeihung, von der man wohl ſagen kann, daß ſie durch den groſſen Namen erfüllt worden iſt, den ſich dieſer gelehrte Mann in der Welt gemacht hat.

Seine erſten Verſuche vor Gerichte erwarben ihm eine allgemeine Hochachtung; und der Ruf, in welchen er ſich durch ſeine Geſchicklichkeit und Stärke in der Beredtſamkeit geſetzt hatte, machte, daß er beynahe alle Rechtsſachen führen ſollte, die nur Etwas zu bedeuten hatten. Man hat in dem Tagebuche des Königlichen Gerichtshauſes einige von ſeinen gerichtlichen Reden aufbehalten, die man leſen muß, wenn man ſich einen richtigen Begriff von ſeinen ausnehmenden Gaben machen will.

Seine Geſchicklichkeit kam ſonderlich bey Gelegenheit einer Reiſe an den Tag, die er im J. 1672 nach Paris that. Verſchiedene Proceſſe, die er vor dem Parlamente geführt hatte, machten, daß man ihn als Einen der größten Redner ſeiner Zeit anſah. Seine Freunde, der berühmte Boſſuet, ſein Anverwand-

ter, lagen ihm inständig an, sich in Paris niederzulassen. Der erste Präsident, Herr von Lamoignon, that ihm die Ehre, ihn zu den Versammlungen zu bitten, die in seinem Hause gehalten wurden, wo sich gewöhnlicher Weise alle diejenigen einzufinden pflegten, welche wegen ihrer Gelehrsamkeit am Meisten berühmt waren. In einer von diesen Zusammenkünften hielt Taisand einmahl eine Rede, die Lamoignon hernachmahls auch drucken ließ, und die selbst von den Meistern der Kunst als ein Meisterstück der erhabensten Beredtsamkeit ist betrachtet worden.

Aber die geneigte Aufnahme, die man seinen Verdiensten überall wiederfahren ließ, und die Hoffnung zu einem ansehnlichen Glücke zu gelangen, ließen ihn doch nicht vergessen, was er seinem Vaterlande schuldig war. Er kam im J. 1673 von Paris zurück, und heyrathete noch in demselben Jahre die Demoiselle Dubois, die aus einer guten Familie in Dijon geboren war.

Nach einer Abwesenheit von einem ganzen Jahre fieng Taisand sich wieder vor Gerichte zu zeigen an, und legte daselbst neue Ehre ein. Als er im J. 1674 von D'Aligre, ernanntem Canzler von Frankreich, erwählt worden war, dem Parlamente seine Bestellungsbriefe zu übergeben, so hielt er in Gegenwart des Herzogs von Bourbon, Gouverneurs der Provence, eine Rede, die mit allgemeinem Beyfalle aufgenommen ward. Eben so glücklich war er mit einer Rede, die er im folgenden Jahre hielt, als er dem Parlamente die Bestallung des Grafen von Roussillon überreichte, den der König zum Generallieutenant bey dem Gouvernement von Bourgogne ernannt hatte.

Colbert, welcher damahls die Gegenrechnung bey den Königlichen Einkünften führte, erhielt von den Verdiensten dieses grossen Mannes Nachricht, und hatte ihn deßwegen bestimmt, seinen Söhnen die Rechtsgelehrsamkeit zu lehren. Aber, ob er ihn gleich bat, sich mit seiner Familie in Paris niederzulassen, so war doch die Gesundheit Taisand's zu sehr geschwächt, als daß er das gütige Anerbieten des Ministers hätte annehmen können.

Ob er sich aber gleich ausser Stand gesetzt sah, länger vor Gerichte diejenigen Geschäffte zu besorgen, die er seit langen Jahren mit so vielem Ruhme verwaltet hatte, so unterließ er doch nicht, der Welt durch die Verfertigung der vortrefflichen Werke, die er hinterlassen hat, nützliche Dienste zu leisten. Mit dem J. 1678 ließ er seine Geschichte des Römischen Rechts an's Licht treten, die Bossuet, damahligem Lehrer des Dauphins, zugeschrieben war. Zwey Jahre hernach bekam er das Amt eines Schatzmeisters bey der Generalität von Bourgogne. Damahls machte er den Entwurf von dem gelehrten Werke, das er zur Erläuterung des, in dem ganzen Lande und Herzogthum Bourgogne hergebrachten Rechts hinterlassen hat. Auf dieses Werk sollte ein anderes folgen, worin der Verfasser eine grosse Anzahl von Fragen aus dem geistlichen und bürgerlichen, dem Französischen

oder durch die Gewohnheit eingeführten Rechte untersuchen wollte, worüber die Befehle des Königs, und die Schlüsse des Staatsraths, der Parlamente oder des grossen Rathes, den Ausspruch gethan haben. Aber dieses Werk ist im Manuscripte liegen geblieben, so wie viele andere Schriften des Verfassers, deren Verzeichniß man in seinem Leben findet, das Taisand, ein Cistercienser, geschrieben hat, der auch die Ausgabe der Leben der berühmtesten sowohl alten, als neuern Rechtsgelehrten bey allen Völkern besorgt hat.

Beym Anfange des J. 1715 hatte Taisand die Ehre, dem Könige verschiedene noch ungedruckte Werke übergeben zu lassen, die er zur Ehre des Königlichen Hauses verfertigt hatte. Der König nahm sie sehr gnädig auf, und schickte dem Verfasser ein schönes grosses goldenes Schaustück, wo auf der ersten Seite sein Bild geprägt war, mit der Umschrift: Ludovicus, Rex Christianissimus. Auf der andern Seite standen die vier Prinzen, seine Söhne und seine Enkel, mit der Umschrift: Felicitas domus Augustae. Aber Taisand starb eher, als er dieses Geschenk erhalten konnte, welches von der Hochachtung, damit ihn dieser grosse König beehrte, ein so rühmlicher Beweis war. Er starb am 12. März 1715 in einem Alter von 72 Jahren, und ward in der Kirche St. Stephan begraben. Auf seinem Grabe liest man folgende Schrift:

D. O. M.

*Petrus Taisand*, Regi a consiliis, apud Burgundos, Sebusianosque quaestor; qui post oratas olim feliciter caussas in senatu Divionensi, et peractum in leges municipales Burgundiae commentarium, permultis aliis operibus tam in Jure canonico, quam civili, ac praesertim vitis Jureconsultorum scribendis vitam propriam insumpsit. Quapropter a Christianissimo Rege Ludovico XIV. numismate aureo insignitus. Tandem pietate in Deum, charitate in proximum, misericordia in pauperes aliisque virtutibus christianis ornatus emisit spiritum.

Seine Gesichtsbildung verkündigte alle die Eigenschaften, mit welchen seine Seele geziert war. Gesprächigkeit, Sanftmuth, Redlichkeit, Freymüthigkeit, eine großmüthige Neigung, Andere zu verbinden, waren die Tugenden, welche ihm die Freundschaft und Hochachtung Anderer zuwege brachten. Sein Witz, seine artige Aufführung und sein angenehmer Umgang, machten, daß Leute von dem höchsten Range seine Gesellschaft suchten. Seine Bescheidenheit war seiner grossen Fähigkeit gleich, und erhob den Glanz seiner übrigen Tugenden noch mehr. Die Liebe zur Arbeit war in seinem ganzen Leben seine einzige Leidenschaft, und seine Erkenntniß erstreckte sich beynahe auf Alles und Jedes. Das bürgerliche und canonische Recht, die Griechische, Lateinische, Italienische und Spanische Sprache, die Sittenlehre, Naturwissenschaft, Alterthümer, geistliche und weltliche Geschichte, alten und neuern Dichter hatte er vollkommen inne. Die geschriebenen Werke, die er über alle Theile der Litteratur hinter-

lassen hat, beweisen, wie manchfaltig und ausgebreitet die Gelehrsamkeit dieses grossen Mannes gewesen sey; und was sein Lob endlich noch beschließt, ist dieses, daß sein Studium allemahl durch Religion und Gottesfurcht ist geheiligt worden.

S. Lambert's gelehrte Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. (Th. I.) S. 460.

**Tallemant**, Paul, Prior von Ambierle und Saint Albin, ist zu Paris am 18. Juny 1642 von Gedeon Tallemant, Supplikenmeister, und Maria dû Buget de Montmoron, Tochter des Hrn. von Montmoron, Generaleinnehmers der Schatzkammer, geboren worden. Durch seinen Verstand, durch seine gute Beurtheilungskraft und Höflichkeit ward er mit den Vornehmsten des Hofes und der Stadt sehr zeitig verbunden. Ja alle diese Eigenschaften fanden sich in gewisser Rücksicht als eigen bey seiner Familie: denn er war ein naher Verwandter des Geschichtschreibers de la Serre, des gelehrten Pomeuse, welcher als Bischof von Marseille gestorben, des Abts Tallemant, des Uebersetzers der Lebensbeschreibungen des Plutarchus, der Madame Pelissari, und der Madame de la Sabliere, welche beyderseits durch ihren freyen und erhabenen Verstand berühmt sind.

Eine gewisse Artigkeit machte das Unterscheidungszeichen der damahligen Zeit in gewisser Maße aus. Man verlangte beynahe Nichts, als kleine zärtliche Gedichte, oder grosse in unaufhörliche Abenteuer verwickelte Gedanken. Mit einem Worte, das Opernreich fieng sich an, und man hatte ein übermäßiges Verlangen nach Liebesgeschichten. Dieser Modegeschmack bemeisterte sich des Abts Tallemant, und erhielt dabey von seiner Jugend und Lebhaftigkeit allen Vortheil. Er that sich anfänglich durch kleine Gedichte, durch Liebes- und Schäfergedichte hervor, hernach durch ordentliche Singespiele, welche Musikverständige fanden, und in Privathäusern mit Beyfall aufgeführt wurden. Er war noch nicht älter, als 24 Jahre, da ihn im J. 1666 die Französische Akademie an Gombauld's Stelle erwählte. Das Glück folgte dem Beyspiel der Musen nicht. Der Abt Tallemant, welcher im Schooße des Ueberflusses geboren, unter vornehmen Leuten erzogen worden, und zur obersten Stufe der Ehre in Absicht seines Verstandes gekommen war, verlor auf einmahl seinen Vater, Großvater und mit denselben die doppelte Hoffnung einer grossen Erbschaft. Sein Vater hatte durch seine Verschwendung bey seinen Oberaufseherstellen und durch den öftern grossen Verlust beym Spiel mit dem Cardinal Mazarini Güter, welche über 100,000 Livr. jährlich eintrugen, ganz aufgezehrt. Der Herr von Montmoron hatte auf seiner Seite die erstaunlichen Reichthümer eben so leicht durchgebracht, als er dieselben erlangt hatte, und die Kammer des hohen Gerichts hatte kurz vor seinem Tode dasjenige sorgfältig aufgesucht, was seine Pracht noch nicht erschöpft hatte. Madame Tallemant fand in den Ueberbleibseln dieser beyden Verlassenschaften kaum

so Viel, wovon sie mit einer Familie von fünf Kindern den Lebensunterhalt haben konnte. Die künftige Versorgung derselben bekümmerte sie: denn sie hatten gar keine zu hoffen; wenn sie indessen von ihren Freunden auf diese Sache gebracht wurde, so sagte sie: „Zum Glück ist er Einer von den Versorgten," (heureusement en voila un de pourvûs), und meynte dadurch den Abt, weil er in der Französischen Akademie war; welcher Satz sich indessen in der Folge wahr machte. Der Abt Tallemant überließ sich mit aller Anständigkeit dem Eigensinne seines Schicksals, und anstatt daß sein Geist dadurch hätte niedergedrückt werden sollen, wuchs vielmehr sein anfangender Ruhm von Tage zu Tage durch tausend kleine Werke, besonders aber durch die in der Akademie gehaltenen Reden. Eine von den erstern war die Lobrede des verstorbenen Canzlers Seguier. Hernach erhob er den Ruhm des Königs, wozu ihm die Zunahme der Künste und Wissenschaften, die in Holland gemachten Eroberungen und der Nimägische Friede von Zeit zu Zeit den Stoff darreichten. Der Ruhm, welchen er sich durch diejenigen Reden erwarb, welche er gemeiniglich an den Tagen öffentlich hielt, da es Jedermann erlaubt war, den Versammlungen der Akademie beyzuwohnen, erregte Colbert's Neugierde, welchem die Gaben dieses jungen Mitgliedes der Akademie ungemein gefielen, dergestalt, daß er sich des Unglücks seiner Familie annahm, und ihm endlich eine Stelle in der Akademie der Inschriften mit einem jährlichen Gehalt von 500 Livr. gab. Der Abt Tallemant war der Gesellschaft sogleich eine grosse Hülfe. Er ist es, welcher nebst le Brun den Entwurf der Gemählde der langen Gallerie zu Versailles verabredete, und Inschriften beyfügte, welche man aber in der folgenden Zeit zu weitläuftig fand, und an deren Stelle die allerungekünstelteften setzte. Hierauf trug man ihm die Beschreibung beynahe aller Königlichen Häuser auf, und er hatte schon viele gemacht, als Colbert starb. Durch diesen Tod verlor er Viel; denn, ausser dem vorgedachten Jahrgelde und den ihm von Zeit zu Zeit gemachten Geschenken, hatte er auch Sorge getragen, ihm eine ziemlich beträchtliche Pfründe zu verschaffen: er hatte ihm die Stelle eines Oberaufsehers der sinnbildlichen Wahlsprüche und Inschriften der Königlichen Gebäude geben lassen, als dieselbe durch Desfontaines Tod erledigt worden, ja er hatte dem Könige vorgeschlagen, ihn nach Rom als Rath und Beysitzer des dasigen Oberappellationsgerichts zu senden. Daher seufzte der Abt Tallemant nicht allein in Geheim über den Verlust seines grossen Wohlthäters, sondern widmete seinem Gedächtniß auch eine Lobrede. Zu Anfange des J. 1694 ward er an des de la Chapelle Stelle Secretär der Akademie der Inschriften; und nach der im J. 1701 geschehenen Erneuerung dieser Akademie fieng er der neuen Einrichtung zu Folge an, die Lobreden der verstorbenen Mitglieder derselben zu machen. Das Alter, welches sich seiner unvermerkt bemächtigte, bewog ihn, sich im J. 1706 von

dem Amte eines Secretärs loszumachen, und sich mit dem Titel eines Ausgedienten zu begnügen. Allein er fuhr dennoch fort beyde Akademieen fleißig zu besuchen, dieser Entziehung von Geschäfften ungeachtet.

Sein Geschlecht stammte aus Rochelle her, wo es die Grundsätze und Lehren des Calvin eingesogen hatte. Tallemant, der Vater, und Einer von seinen Brüdern, waren fast nur die Einzigen, welche dieselben abgeschworen hatten; die Uebrigen würden denselben beharrlich zugethan geblieben seyn, wo der Abt Tallemant sich nicht bemüht hätte, dieselben durch seine Sorgfalt davon abzuwenden. In dieser Absicht hatte er die streitigen Lehren gründlich studiert, und eine grosse Anzahl Predigten davon verfertigt, welche er bey den Karmelitern in der Strasse du Boulay und bey den neuen Katholiken geendigt hatte, wo er oft die Ehre gehabt vor der Königin zu reden.

Er besaß alle Eigenschaften, welche einen Menschen in der Gesellschaft liebenswürdig machen. Seine bloße Gegenwart erregte ein gewisses angenehmes Gefühl, dem man nicht widerstehen konnte. Sein Gemüth, welches von Allem frey war, was man Verwirrung mit Geschäfften nennt, schien Andern gleiches freyes Wesen in einem Augenblicke beyzubringen. Vornehmlich that er es Andern in glücklichen Einfällen und unerwarteten sinnreichen Antworten zuvor.

Er starb am 30. July 1712. Sein Tod war die Folge eines Anfalls vom Schlagflusse, wider welchen seine gute Natur ungefähr anderthalb Jahre gekämpft hatte. Er gieng eben in sein 71. Jahr, von welchen er seinem eigenen Geständniß nach über 50 Jahre ohne die geringste verspürte Krankheit und so zugebracht hat, daß er nicht einmahl zur Vorsicht Arzney gebrauchte, wenn sie auch noch so ungekünstelt gewesen wäre.

Verzeichniß seiner Schriften: Le voyage de l'Isle d'Amour, Paris 1663. 12. auch im Recueil de quelques pieces nouvelles et galantes. Cöln 1667. 12. Dieses kleine Werk verfertigte er, als er 19 Jahre alt war. Es ist eine sinnreiche verblümte Abhandlung, worin er unter dem Bilde einer gewöhnlichen Reise den ganzen Weg beschreibt, den eine blinde Neigung führt, die Fallstricke, welche ihr unterweges gelegt sind, die wenige Sicherheit, welche man auf ihren Ruhestätten findet, und die verschiedenen Klippen, welche sich am Ende des Weges darstellen. Er war nicht Willens, diese Schrift herauszugeben; sie kam aber durch einen gelehrten Diebstahl an's Licht. — Eloge de Pierre Seguier, Chancelier de France, Paris 1672. 4. — Remarques et decisions de l'Academie Françoise recueillies par M. L. T. Paris 1698. 12. Abt d'Olivet belehrte uns in seiner Histoire de l'Academie Françoise vom Ursprunge dieses Werks. „Das Wörterbuch der Französischen Akademie, sagt er, kam im J. 1694 zum ersten Mahl heraus. Es fieng dieselbe nicht eher, als im J. 1700 die Durchsicht desselben an. Folglich waren sechs Jahre dazwischen, welche auf Sammlung und Auflösung der in

der Sprache vorkommenden Zweifel in der Absicht verwandt werden, daß Solches eine vorläufige Sammlung zu einer Grammatik seyn solle, welche nach dem Entwurfe des Cardinals von Richelieu unmittelbar auf das Wörterbuch folgen sollte. Man verabredete, daß sich die Gesellschaft oft in Absicht dieser nur vorläufigen Arbeit theilen; und der Abt von Choisi bey der einen, der Abt Tallemant aber bey der andern Beschäfftigung die Feder führen solle. Anfänglich arbeiteten beyde Theile mit einem Eifer, welchen die neuen Unternehmungen bey ihnen erweckten. Man sammelte in den drey ersten Monathen so Viel, daß man zwey kleine Sammlungen machen konnte, von denen die eine im J. 1698 unter der Aufschrift der Remarques et decisions de l'Academie Françoise par M. L. T. gedruckt ward. Diese drey Anfangsbuchstaben bezeichnen den Herrn Abt Tallemant. Er ward befehligt sich vor dieser Schrift durch gewisse Buchstaben zu bezeichnen, weil theils die Schreibart einzig und allein von ihm war, theils die Gesellschaft, wie ich muthmaße, nicht alle diese Entscheidungen auf sich nehmen wollte, welche nur von einer besondern Abtheilung herrührten, die aus nicht mehr als fünf oder sechs Mitgliedern der Akademie bestand." — Discours sommaire touchant la vie de M. de Benserade. Paris 1697. 12. Der Pater le Long irrt, wenn er diese Schrift dem Franz Tallemant zueignet. — Medailles sur les principaux evenemens du regne entier de Louis le Grand, avec des explications historiques. Paris 1702. Fol. u. 4. wovon er die Einrichtung des Drucks besorgte. — Eloge funebre de Charles Perrault de l'Academie Françoise. Paris 1704. 4. auch in den Sammlungen dieser Akademie. — Reponse aux discours de M. l'Abbé de Louvois et de M. le Marquis de S. Aulaire à leur reception à l'Academie Françoise. Paris, 1706. 4. — Le ver luisant, traduction d'une eglogue de M. Huet, ancien Eveque d'Avranches, intitulée Lampyris. Paris 1709. 12. — Les eloges de M. le Duc d'Aumont, de M. Pavillon, de M. Duché, de M. Pouchard et de M. Barat de l'Academie des Inscriptions; im 1. Theile der Geschichte dieser Akademie.

Seine Eloge (durch Herrn von Boze) steht in der Histoire de l'Academie des Inscriptions, T. 3.

S. Niceron, Th. 16. S. 240.

**Tallien, Therese-Cabarrus,** Eine der achtungswürdigsten Personen ihres Geschlechts, und weit erhaben über alle die Frauenzimmer, welche durch die Revolution merkwürdig geworden sind. Die seltene Vereinigung geistiger Vollkommenheiten, schuldloser Herzensgüte und körperlicher Schönheit findet sich in ihr. Sie war die Tochter des Grafen Cabarrus, der Bordeaux als Banquier verließ, nach Madrid gieng, daselbst die reiche Witwe seines Principals heyrathete und so emporstieg, daß er Stifter der Spanischen Nationalbank und der Ostindischen Compagnie wurde. Der Finanzminister, Graf Lopez von Lerena,

STAATS-BIBLIOTHEK

stürzte ihn unter dem Vorwande, daß er bey dem Ausbruche der Französischen Revolution grosse Summen nach Frankreich geschickt habe, um die Patrioten zu unterstützen. Cabarrus wurde aller seiner Aemter entsetzt, in's Gefängniß geworfen, und erhielt erst, nachdem Spanien und Frankreich Frieden gemacht hatten, nämlich am 22. July 1795, Freyheit und Würden wieder, und ward nachher Geschäfftsträger des Königs von Spanien. — Seine Tochter war schon im J. 1786 nach Frankreich zurückgekehrt, und hatte sich daselbst, einigen Nachrichten zu Folge, mit einem alten Parlamentsrath ehelich verbunden. Die düstere und melancholische Laune dieses Mürrkopfs mußte dem jungen 14jährigen Mädchen die Ehe freylich sehr verleiden. Sie ließ sich daher bald nach dem Ausbruch der Revolution von ihm scheiden, und begab sich nach Bordeaux, dem Geburtsorte ihres Vaters, zurück. Hier lebte sie ganz eingezogen. Der Ruf ihrer ausserordentlichen Schönheit bewog den Repräsentanten Tallien, der zum Ausgange des J. 1795 nach Bordeaux als Conventionscommissär gesandt wurde, ihre Bekanntschaft zu machen. Tallien, der damahls dem Terrorismus mit allen seinen Abscheulichkeiten noch von ganzem Herzen anhieng, sah die schöne Cabarrus, und verwandelte auf einmahl die Strenge seiner proconsularischen Gewalt in Milde und Menschlichkeit. Bordeaux blieb von solchen Blutscenen befreyt, dergleichen Lyon und Nantes, und andere Städte Frankreichs ausgesetzt waren. Robespierre wurde unwillig über Tallien's Nachsichtigkeit, bewirkte seine Zurückberufung, und ließ auch die unschuldige Cabarrus gefangen nach Paris führen. Schon war ihr Tod beschlossen, als Tallien in der äussersten Verzweiflung den Tyrannen selbst, am 27. July 1794, anzugreifen wagte, und auch so glücklich war, ihn zu stürzen. Cabarrus war nun gerettet, und ward bald darauf die Gattin ihres Befreyers. Wie wenig Antheil auch immer ihr Herz bey dieser Wahl haben mochte — wie hätte sie bey dem trefflichen Character, der durchgängig an ihr gerühmt wird, einen Mann wählen können, den, ausser dem Laster der Unmäßigkeit in Liebe und Wein, die unmittelbare Theilnahme an grausamen Mordscenen besudelte? — so blieb doch immer die Handlung politisch nothwendig, und gereichte dem Herzen der Tallien zur wahren Ehre. Kaum sah sich diese edle Frau mit Tallien verbunden, als sie allen Einfluß, den dieser damahls hatte — er saß nach Robespierre's Sturz im Wohlfahrtsausschuß — dazu anwendete, unschuldig Eingekerkerte aus dem Gefängnisse zu befreyen. Das war auch das einzige politische Geschäfft, in welches sie sich einließ. Sie floh übrigens alle Verbindungen, worauf ehemahls Madame Roland so stolz war. Keine Partey fand an ihr eine Stütze. Wäre nicht ganz Paris von dem edlen Character der Tallien überzeugt gewesen, so würde wenigstens der Neid, den sie ihrer ausgezeichneten Schönheit wegen unter den übrigen Damen erregen mußte, ihr manchen höhnischen Streich versetzt haben. Aber überall wurde sie mit Achtung auf-

genommen, überall bezeugten die wahren Patrioten, daß sie die Liebe der Frau der guten Hülfe vom J. 1794 noch nicht vergessen hatten.

S. Conversationslexic. Th. 6. S. 47.

**Tam**, Franz Werner, ein Mahler, der durch die Geschicklichkeit, mit welcher er die Thiere, Wildpret, Geflügel, Blumen und Früchte mahlte, sehr berühmt geworden, wurde zu Hamburg am 6. März 1658 geboren.

Er gieng nach Rom, wo er sich zuerst auf das Historienmahlen legen wollte, hernach aber Blumen und Früchte nach Art des Carlo Fiori zu mahlen anfieng. Er hatte sich zu Wien gesetzt, reiste aber gegen das Ende seines Lebens auf einige Zeit nach Hamburg, und starb endlich zu Wien am 19 Juny 1724. Er hat verschiedene Manieren gehabt, die alle ihren Werth haben. Er mahlte immer nach der schönen Natur. In Fleiß und Colorit glich er den besten Niederländern.

S. (von Hagedorn's) Lettre à un amateur de la Peinture etc. (Dresd. 1755. gr. 8).

**Tanner**, Thomas, geboren im J. 1674 in England, gestorben 1735, und zwar zu Oxford. Er studierte in der gedachten Stadt, und bekleidete verschiedene geistliche Aemter. Er hat den Ruhm eines vortrefflichen Alterthumskenners. Noch vor seinem 22. Jahre gab er Notitia Monastica, oder eine kurze Geschichte der Klöster in England und Wallis, heraus, welche im J. 1731 mit vielen Zusätzen von seinem Bruder, Johann Tanner, neu gedruckt wurde. Seine Bibliotheca Britannico-Hibernica, an welcher er 40. Jahre gearbeitet hatte, erschien im J. 1743 in Fol. Manuscripte von ihm werden in der Bodleyischen Bibliothek zu Oxford verwahrt.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 808.

**Tardieu**, Nicolaus Heinrich, Mitglied der Königlichen Akademie zu Paris, und Tardieu, Jacob Nicolaus, der Sohn, auch Mitglied der Akademie und Hofkupferstecher des Churfürsten von Cöln, zwey berühmte Französische Kupferstecher. Jener, der Vater, lernte bey Anton le Pautre, und bey Johann Audran. Er wußte durch eine geschickte Vermischung freyer Schraffirungen mit der Nadel und regelmäßiger Grabstichelzüge die verschiedenen Charactere seiner Gegenstände wohl auszudrücken, und hat, durch die Verschiedenheit im Gebrauche dieser beyden Werkzeuge, seinen Kupferstichen einen grossen Geschmack und grosse Wirkung gebracht. Der berühmte Anton Coypel ließ ihn die vornehmsten Stücke der Decke in der Gallerie des Palais royal radiren. Er arbeitete in die besten Werke seiner Zeit; als in die Gallerie von Versailles, in die Sammlung von Crozat u. s. f. Auch Jacob Nicolaus, der Sohn, geboren um 1704, arbeitete in die Gallerie zu Versailles, verfertigte Bildnisse und

historische Blätter nach verschiedenen Meistern; in Bildnissen und Geschichten war er sehr geschickt. Seine Gattin, Louise de Vivier, des vortrefflichen Medailleurs Tochter, radirte gleichfalls einige Blätter. Der Vater, Nicolaus Heinrich Tardieu, starb zu Paris 1749 im 75. Jahre seines Alters.

Peter Franz Tardieu war ein Neffe und vermuthlicher Schüler des Nicolaus Heinrichs: dieser arbeitete für die Gallerie des Grafen von Brühl; an den Fabeln des La Fontaine nach Oudry, an Büffon's Naturgeschichte u. s. w.

S. Allgem. Künstlerlexicon, S. 640.

Targny, Ludwig de, Abt zu St. Lo, Doctor der Sorbonne und Königlicher Aufseher über die Manuscripte in der Königlichen Bibliothek.

Die Streitigkeiten der Constitution Unigenitus haben diesem Manne viel zu schaffen, und seinen Namen unvergeßlich gemacht. Er arbeitete fleißig dabey, und hat sogar die Pastoral-Instruction der Vierziger entworfen. Im J. 1700 ward ihm nebst dem Parlamentsadvocaten le Mere von der allgemeinen Versammlung der Geistlichkeit aufgetragen, unter der Aufsicht des Cardinals von Noailles und des Erzbischofs von Rheims, die Sammlung der Schlüsse der Französischen Geistlichkeit in bessere Ordnung zu bringen, und solche vermehrter an's Licht zu stellen, worauf er auch mit Dorsanne's Zuziehung 1716 sechs Bände in Folio von diesem Werke mit Anmerkungen herausgegeben hat. Er wurde bald darauf Aufseher über die gedruckten und ungedruckten Bücher in der Königlichen Bibliothek. Nach seinem Tode fand man unter seinen hinterlassenen Schriften verschiedene Entwürfe zu einem gütlichen Vergleiche in den Constitutions-Irrungen.

S. Genealogisch. Archivarius, 1737. S. 474.

Tartini, Joseph, erster Violinist an der Kirche des heil. Antonius zu Padua, Einer der berühmtesten Violinspieler und Lehrer auf diesem Instrumente im 18. Jahrhundert, geboren zu Pirano, einem Landgute in Istrien, im April 1692. Er besuchte Anfangs die Schule der Priester dell' Oratorio di S. Filippo Neri. Da er aber einen lebhaften Geist und viel Fassungskraft verrieth, ward er in die Schule der Padri delle scuole pie zu Capo d'Istria geschickt, wo er sich vornehmlich auf die Humaniora legte, nebenher aber die Anfangsgründe der Musik und der Violine erlernte. Er hatte ausserdem eine grosse Neigung zur Fechtkunst, in welcher er nicht allein seine andern Mitschüler übertraf, sondern es auch seinem Meister bald gleich that.

Seine Aeltern hatten sich geschmeichelt, daß er in den Franciscanerorden der Minoriten treten würde, und ließen ihm zu dem Ende auf eigene Kosten ein Paar Zellen im Kloster auszieren. Da sie ihn aber nicht dazu bereden konnten, schickten sie ihn im J. 1710 auf die Universität nach Padua, um daselbst die

Rechte zu studieren, und sich zu einem Advocaten geschickt zu machen. Sein fähiger Kopf machte ihm dieß Studium so leicht, daß ihm noch Zeit genug übrig blieb, seine Geschicklichkeit in der Fechtkunst, selbst in verschiedenen Schlägereyen mit andern Studierenden, auszuüben, so, daß er doch noch endlich seinen Entschluß, als Fechtmeister nach Frankreich oder Neapel zu gehen, würde ausgeführt haben, hätte er sich nicht in ein junges Frauenzimmer, die er unterrichtete, so heftig verliebt, daß er selbige in der Stille heyrathete, ohne seinen Aeltern Etwas davon zu melden. Diese waren sehr darüber aufgebracht, als sie die Nachricht davon erhielten, und versagten ihm auf immer ihre Unterstützung. Noch schlimmer war der Umstand bey der Sache, daß seine Frau aus einer Familie war, die von dem damahligen Bischofe zu Padua, dem Cardinale Georg Cornaro, abhieng. Da auch Dieser, gegen ihn aufgebracht, ihm nachstellen ließ; so sah er sich genöthigt, seine Gattin in Padua zu lassen und als Pilger verkleidet nach Rom zu fliehen. Unstät und flüchtig irrte er nun von Ort zu Ort, bis er in das Minoritenkloster zu Assisi kam, wo ihn der Küster des Klosters, Einer seiner nächsten Verwandten aus Pirano, auf die Nachricht von seinen Unfällen, im Kloster heimlich behielt, so, daß alle Nachstellungen des Cardinals seinetwegen durchaus fruchtlos gemacht wurden. Hier blieb er ein Paar Jahre; und da er sich nie aus dem Kloster wagen durfte, so suchte er seine Violine, die er bisher zu Padua doch nicht ganz vernachlässigt hatte, wieder hervor, und legte sich nun mit Ernst darauf. Glücklicher Weise fand er in diesem Kloster den Pater Boemo, welcher hernach als Organist an der Kirche dieses Klosters berühmt ward, und genoß von selbigem öftern Unterricht in der Musik, so, daß er durch dessen Hülfe und seinen eigenen ununterbrochenen Fleiß bald den besten Fortgang in der Musik und auf der Violine in's Besondere spürte. Eine andere grosse Wohlthat verschaffte ihm noch dieser verborgene Aufenthalt, indem sie seinen Character gänzlich umschuf, so, daß er der bescheidenste, demüthigste und frömmste Mann wurde, der er auch bey den widerwärtigsten Zufällen des Lebens unveränderlich geblieben ist.

Noch immer war sein Aufenthalt der Welt unbekannt, als er einstens an einem Feste in der Kirche auf dem Chore die Violine spielte, und ein heftiger Windstoß den Vorhang des Orchesters eine ganze Zeitlang aufhob, so, daß er von dem Volke in der Kirche ohne Hinderniß gesehen werden konnte. Ein Paduaner, der sich unter diesem befand, erkannte ihn sogleich, und verrieth sofort seinen Aufenthalt, als er nach Hause kam. Seine Frau meldete ihm sogleich die Aussöhnung des Cardinals und dessen Zufriedenheit mit ihrer Verbindung, und bewog ihn auf diese Weise, seinen bisherigen Aufenthalt zu verlassen und wiederum zurück nach Padua zu kommen. Nicht lange nach seiner Ankunft, wurde er nach Venedig zu einer grossen musikalischen Akademie verschrieben, welche daselbst dem damahligen

Königlichen Churprinzen von Sachsen zu Ehren angestellt werden sollte. Er gieng mit seiner Gattin dahin, fand aber den Violinisten Veracini aus Florenz daselbst, dessen kühne und ganz neue Spielart ihn so erstaunt machte, daß er, trotz seines Ruhms, den folgenden Tag Venedig wieder verließ. Er schickte seine Gattin zu seinem Bruder nach Pirano, und begab sich nach Ancona, um den Gebrauch des Bogens zu studieren, und es dem Veracini je eher, je lieber gleich zu thun. Während dieser Bemühung im J. 1714 entdeckte er auch das Phänomen des dritten Klanges, oder das Mitklingen eines tiefen Tons, wenn zwey höhere consonirende angestrichen werden, (S. dessen Tractat oder den Artikel Systeme in Rousseau's Dictionn.) welches er hernach zur Grundregel aller musikalischen Zusammenstimmung bey seiner Schule machte. Im J. 1721 ward er bey der Kirche des heil. Antonius zu Padua, Einer der besten Kapellen Italiens, welche aus 16 Sängern und 24 Instrumentisten besteht, als erster Violinist angenommen. Vielleicht verursachte aber seine Gattin, die eben nicht von dem sanftesten Character gewesen seyn soll, daß er schon im J. 1723 einer Einladung nach Prag zur Krönung Kaiser Carl's VI. folgte, und nebst dem damahls berühmten Violoncellisten Dr. Antonio Vandini, seinem vertrauten Freunde, drey Jahre lang in Diensten des Grafen Kinski daselbst blieb. Hier war es, wo ihn Quanz hörte, der in seiner Lebensbeschreibung also von ihm schrieb: „Er war in der That Einer der größten Violinspieler. Er brachte einen schönen Ton aus dem Instrumente. Finger und Bogen hatte er in gleicher Gewalt. Die größten Schwierigkeiten führte er, ohne sonderliche Mühe, sehr rein aus. Die Triller, sogar Doppeltriller, schlug er mit allen Fingern gleich gut. Er mischte, sowohl in geschwinden, als langsamen Sätzen, viele Doppelgriffe mit unter, und spielte gern in der äussersten Höhe. Allein sein Vortrag war nicht rührend, und sein Geschmack nicht edel, vielmehr der guten Singart ganz entgegen." Ohne Zweifel hat Tartini in der Folge jene Vollkommenheiten sich zu eigen gemacht, welche ihm damahls noch fehlten. Da zumahl von ihm erzählt wird: Er habe, so oft sich ein Violinist durch bloße Fertigkeit der Finger und des Bogens vor ihm gezeigt habe, gesagt: „Das ist schön! das ist schwer; aber hier (wobey er die Hand auf die Brust legte) hat es mir Nichts gesagt.

Nachdem die drey Jahre bey dem Grafen Kinski verflossen waren, kehrte er, nebst seinem Freunde Vandini, wieder nach Padua zurück. Und nun konnten ihn keine, selbst die ansehnlichsten Versprechungen, durch sein ganzes Leben hindurch, zu auswärtigen Diensten bewegen. Er errichtete im J. 1728 eine Musikschule, und schwerlich wird sich ein Meister so vieler würdigen Schüler rühmen können, als er. Die Italiener nannten ihn deßwegen nur il Maestro delle nazioni. Und gewiß leben noch in Frankreich, Teutschland, England und Italien mehrere berühmte Männer, als Schüler von ihm. Nardini war unter

seinen Schülern der Erste und Vornehmste. Im J. 1744 wurden ihm noch einmahl vom Lord Middlesex 3000 Pfund Sterling angeboten, wenn er mit ihm nach London gienge. Tartini schrieb an den Marchese degli Obizzi, welcher Unterhändler bey diesem Antrage war: „Ich habe eine Frau, die mit mir gleiches Sinnes ist, und habe keine Kinder. Wir sind mit unserm Zustande sehr zufrieden; und wenn sich ja ein Wunsch in uns regt, so ist es doch der nicht, mehr zu haben.“ Mehr aber als dieß bewies sein Verhalten, seine Uneigennützigkeit. So unterstützte er arme Witwen und Waisen, ließ Kinder armer Aeltern auf seine Kosten in der Religion und andern nützlichen Dingen unterrichten, auch verschiedene seiner Schüler unterrichtete er theils um einen sehr geringen Preis, theils gar umsonst.

So verfloß die übrige Lebenszeit dieses würdigen Mannes in ununterbrochener Thätigkeit zum Besten seiner Nebenmenschen, theils beym Unterrichte seiner Schüler, theils bey theoretischen Beschäfftigungen, und theils bey der Abwartung seines Amts. Er war, für einen Gehalt von 400 Ducaten, zwar nur verbunden an hohen Festen in seiner Kirche zu spielen: allein, sein Eifer für den Dienst seines Schutzheiligen war so groß, daß er, selbst noch bey seinen schwachen und kranken Nerven, selten eine Woche vorbey ließ, ohne einmahl zu spielen. In seinen ältern Jahren bekam er einen Krebsschaden an einem Fuße, bey dem er heftige Schmerzen auszustehen hatte. Als sich das Uebel verschlimmerte, kam sein Liebling Nardini von Livorno, ihn zu besuchen, und da er fand, daß es sich mit seinem Lehrer zum Ende neigte, blieb er bey selbigem, und wartete ihn mit wahrer kindlicher Zuneigung und Liebe bis an seinen Tod, welcher am 26. Februar 1770 erfolgte. Vorher hatte er noch dem Grafen von Thurn und Taxis von Venedig, seinem Schüler und Gönner, seine sämmtlichen geschriebenen Musikalien vermacht, und dem Professor P. Colombo, seinem alten Freunde, aufgetragen: ein Werk von der Theorie des Klanges nach seinem Tode herauszugeben. Er ward in der Parochialkirche der heil. Catharina begraben, und Giulio Meneghini, sein Schüler und Nachfolger im Amte, veranstaltete ihm zu Ehren am 31. May in der Kirche der Serviten eine solenne Function, wobey der Abt Fanzago die Rede hielt, und die ganze Kapelle des heil. Antonius das Requiem von der Composition des P. Balloti aufführte. Als Componist gehörte er unter die Originalgenies, indem er beständig aus seiner eigenen Quelle schöpfte. Sein Gesang war voller Feuer und Phantasie, und seine Harmonie war, obgleich gelehrt, doch ungekünstelt und rein. Als Violinspieler war er der Erste, der die Kraft des Bogens kannte und lehrte, und seine Kenntniß des Griffbretes beweisen die kunstvollen Passagieen in seinen Werken und mehr als alles dieß seine grossen Schüler, die er gebildet hat. Auch als Theoretiker hat er seinen Werth, welcher sich auf seine grossen Kenntnisse und Erfahrungen in der Kunst gründet. Daß er seine Sätze in so mancher-

ley mathematische und algebraische Dunkelheiten eingehüllt hat, soll nach dem P. Colombo daher kommen, weil er ein schlechter Rechenmeister, und noch ein schlechterer Mathematiker war, und sich deßwegen bey seinen musikalischen Rechnungen eine ganz eigene Verfahrungsart ausgedacht hatte, die ihm durch die Uebung eben so leicht geworden war, als sie Andern unverständlich blieb. Auch konnten vielleicht neue und unbekannte Ideen nicht auf gewöhnliche Weise dargestellt werden. Burney erklärte sich hierüber mit dem Socrates also: „Was ich verstehe, ist vortrefflich, und deßwegen bin ich geneigt zu glauben, daß das, was ich nicht verstehe, gleichfalls vortrefflich ist."

Die theoretischen Werke des Tartini sind folgende: Trattato di Musica secondo la vera scienza dell'armonia. Padua 1754. 4. S. Hiller's Musikal. Nachrichten, B. 2. S. 68 fg. Da Serre in Genf Verschiedenes gegen diesen Tractat zu erinnern fand, so folgte 1767 Risposta di Giuseppe Tartini alla critica del di lui Trattato di Musica di M. Serre di Geneva. Venedig, 8. — Dissertazione dei Principi dell'armonia musicale contenuta nel Diatonico genere. Padua 1767. 4. So wie er in seiner Antwort an Serre ein grosses Uebergewicht an Gründen gegen selbigen zeigt, so suchte er in diesem letzteren die Dunkelheiten zu heben, welche man in seinem ersten Tractate wollte gefunden haben. — Noch kam kurz nach seinem Tode heraus: Lettera del defunto Giuseppe Tartini alla Signora Maddalena Lombardini, inserviente ad una importante lezione per i Suonatori di Violino. Dieser, für angehende Violinisten so wichtige Brief ist dem Lehrbegierigen schon durch Hiller'n in seinen Lebensbeschreibungen berühmter Tonkünstler in einer schönen Uebersetzung bekannt gemacht worden, woraus selbigen Cramer in den ersten Jahrgang seines Magazins eingerückt hat. Die Sig. Lombardini ist Niemand anders, als die uns bekannte Madame Sirmen. — Ob das nach seinem Tode zu Paris herausgekommene Werk: Traité des Agremens de la Musique, von seiner Feder ist, ist nicht bekannt. — Von seinen practischen Werken sind gestochen: 1) XII Sonate et un Pastorale a Violino e Basso. Op. I. Amsterd. 1743. 2) XII Sonate a Viol. e B. Op. II. Roma 1745. 3) VI Sonate a due Violin. e Bass. Lib. I et II. Amsterd. 4) L'Arte dell'Arco, ou l'art de l'Archet, contenant 38 Var. composées sous la plus belle Gavotte de Corelli. Paris, 4. Ferner sind noch zu Amsterdam 5) XXIV. Violinconcerte unter seinem Namen, doch ohne sein Wissen, gestochen worden, welche er aber wegen der vielen darin vorkommenden Veränderungen nicht für seine Arbeit erkennen wollte. Gleiche Bewandtniß wird es noch mit 6) VI. Violinsolos, zu Amsterdam gestochen, und 7) VI. dergleichen, in Paris gestochen, haben. In Mspt. befinden sich über 200 Violinconcerte und eben so viel Violinsolos in den Händen seiner Landsleute. — Da man hier größtentheils Hiller's vortrefflichem

Aufsatze von Tartini's Leben in seinen Lebensbeschreibungen gefolgt ist, der selbigen nach einem in Italien gedruckten Lebenslaufe des Tartini verfaßt hat: so ist auch Nichts weiter von der berüchtigten Teufelssonate erwähnt worden. Wovon die Liebhaber in Burney's Reisen, B. I. S. 87. in de la Lande Voyage de François en Italie, T. 8. und in Volkmann's Reise, B. III. S. 363. die gewünschten Nachrichten finden können.

S. Gerber's Lexic. der Tonkünstl. Th. 2. S. 617.

Tasker, Wilhelm, Prediger von Exeter, gestorben am 4. Februar 1800 zu Iddesleig Parsonage.

Er ist bekannt durch eine treue Uebersetzung des Pindar's, und durch eigene Gedichte. Von seinen Oden erschien eine neue Auflage 1791 — 1793 in 3 Bänden. Man hat auch eine Tragödie: Arviragus 1796 von ihm. Kurz vor seinem Tode beschäfftigte er sich noch mit einer Geschichte der Physiognomik von Aristoteles bis auf Lavater.

S. Ladvocat, Th. 9. S. 991.

Tassaert, Johann Peter Anton, Königlich Preussischer Bildhauer, zu Antwerpen 1729 geboren. Er war Rector der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin, und Mitglied der Pariser Akademie. Man rühmt ihn als einen erfindungsreichen Künstler; er war aber auch ein sehr fleißiger Arbeiter, ein liebreicher Ehemann und Vater, und ein redlicher treuer Freund. Er hatte in Paris und London mit vielem Beyfall gearbeitet. Aber Friedrich der Einzige berief ihn im J. 1775 mit einem ansehnlichen Gehalt nach Berlin, und bey der folgenden Regierung wurde ihm die Oberaufsicht über alle Königliche Bildhauerarbeiten mit einer Gehaltsvermehrung übertragen, und die Verfertigung verschiedener grosser Werke bestellt. So blieb er zu Berlin bis an seinen Tod, der am 20. Januar 1788 erfolgte. Von ihm sind verschiedene Arbeiten zu Sanssouci, und die auf dem Wilhelmsplatze in Berlin öffentlich aufgestellten marmornen Bildsäulen des Preussischen Generals Friedrich Wilhelm von Seydlitz und des Preussischen Feldmarschalls Keith.

S. Ladvocat und Nicolai's Beschreibung von Berlin, Th. 2. S. 1034.

Tassin, Renatus Prosper, Mitglied und Priester der Congregation von St. Maur und vornehmster Verfasser des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik: so lautet der eigene Nahmenstitel auf dem Titel seiner Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur Benedictinerordens.

Er ward am 17. November 1697 zu Coulai, einem Flecken in der Diöces Mans, und in der Generalität Alençon, geboren. Nachdem er die gehörige Zeit im Collegium St. Ger-

mer den schönen Wissenschaften obgelegen hatte, so trat er in's Noviziat der Abtey Immiege, worin er seine Gelübde am 3. August 1718 ablegte. Seit dem Februar 1747 hielt er sich zu Blancsmanteaux auf, und starb 1777 zu Paris. Dieser wegen seiner Frömmigkeit und Gelehrsamkeit gleich schätzbare Mönch setzte die neue Diplomatik seines Freundes Toustain — s. den Artikel Toustain — fort, und schrieb L'Histoire litteraire de la Congregation de St. Maur, à Bruxelles 1770. 4. welche, in's Teutsche übersetzt, in unseren Händen ist, worin man nämlich das Leben und die Arbeiten der Schriftsteller antrifft, welche die Congregation von St. Maur Benedictinerordens seit ihrem Ursprunge von 1618 bis auf die neueste Zeit hervorgebracht, nebst den Aufschriften, den Anzeigen, dem Inhalt, den verschiedenen Ausgaben ihrer Schriften, und den Urtheilen, welche die Gelehrten darüber gefällt, sammt der Beschreibung vieler handschriftlicher Werke, die von Benedictinern eben dieser Gesellschaft verfertigt worden, (2 Bände, Frkf. und Leipzig 1773 u. 1774. 8.) Wir theilen hier mit, was Tassin selbst in seiner Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur Benedictinerordens von sich als Fortsetzer der neuen Diplomatik Toustain's berichtet. Obschon Tassin beynahe unter der Last des Schmerzes erlag, den er durch Absterben des Toustain empfand, mit dem er beynahe 40 Jahre eine zärtliche Freundschaft unterhalten; so sah er sich doch allein mit der Fortsetzung des grossen Werks beladen, das sie mit einander angefangen hatten. Er vollendete den 2. Band, und gab ihn heraus, und arbeitete auch an den folgenden. Da sein würdiger Gehülfe ihm viel Stoff und verschiedene Stücke des Werks hinterlassen hatte, die beynahe im Stande waren, gedruckt zu werden, so hielt er's für seine Schuldigkeit, auf das Titelblatt der 4 letzten Bände die Worte ferner setzen zu lassen: Par deux Religieux Benedictins etc. Den 3. Band gab er im J. 1757 heraus. In der Vorrede antwortete er auf die Anmerkungen, die dem 2. Band der neuen Ausgabe der Geschichte von Frankreich des P. Daniel von dem Jesuiten Griffet waren einverleibt worden. Da der Endzweck des Verfassers dieser Anmerkungen gewesen, alle Diplome verdächtig zu machen, die von Frankreichs Königen des ersten und zweyten Stamms ertheilt worden, ja sogar eines Theils vom dritten Stamm; so war es nöthig, seine spitzfündigen Einwürfe von Grund aus zu untergraben, folglich auch die Zweifelsucht der P. P. Harduin und Germon. Man hat sich in diesem 3. Bande vorgesetzt das Lesen zu erleichtern, und die Aechtheit aller Lateinischen alten Schriften darzuthun, die in den Handschriften und Diplomen seit dem 4. bis zum 16. Jahrhundert üblich gewesen sind. Acht und dreyßig Kupfertafeln von Capital-, Uncial-, Halbuncial-, vermischten, Minuskel-, Cursiv-, diplomatischen, Italogothischen, Lombardischen, Merovingischen, Westgothischen, Sächsischen, Carolins-

gischen und Capetingischen Schriften, die systematisch geordnet und treulich abgebildet worden, zeigen eine stufenweise Fortführung, und eine Verbindung von Buchstaben, welche besser, als alle Vernunftschlüsse der Welt die Gewißheit der alten Denkmähler, und den Wahnsinn des angenommenen Satzes von ihrer Verfertigung in den spätern Zeiten darthun. Man giebt in diesem Bande Nachricht von den kostbarsten und berühmtesten Lateinischen Handschriften in Europa. Man erklärt nach einer gewissen Lehrart die Zusammenfügungen der Buchstaben, die Monogrammen, die Ziffern, die Siglen, die Abkürzungen, und die Tironischen Zeichen. Man hatte keine Abhandlung von Schriftarten, die so weitläuftig und so umständlich wäre, als diejenige, die man in diesem Bande, und in den beyden vorhergehenden liefert. Ein Alterthumsforscher wird leicht denken, daß sie eben sowohl zur Palaeographie, als zur Diplomatik gehören. Der 4. im J. 1759 herausgekommene Band begreift fast Alles, was den Grund und das Wesen der Diplomatik ausmacht. Er fängt mit dem 5. Abschnitt des 2. Theils des ganzen Werks an. In diesem Abschnitt, der in 10 Hauptstücke eingetheilt worden, hat man eine vollständige Abhandlung von den Siegeln und Gegensiegeln, eine Abhandlung, die der Französischen Litteratur fehlte. Man fügt neue Anmerkungen hinzu, die zur Bekräftigung der Handschriften und der alten Charten nöthig sind. Darauf folgt der 3. Theil, darin man einen allgemeinen Begriff von der Schreibart, von der Rechtschreibung, und den Formeln der Diplome und anderer Urkunden ertheilt. Man bestimmt die Zeit, zu welcher sie angefangen, die Landsprachen zu reden. Man handelt mit aller möglichen Sorgfalt die Materie von den Zeitangaben und Unterzeichnungen von allerley Gattungen ab, welche von den 1. Jahrhundert her bis zum 16. üblich gewesen sind. In der Vorrede dieses Bandes widerlegt man die Meynung des Professors Ihre, zu Upsala, das berühmte Evangelienbuch des Ulphilas mit silbernen Buchstaben sey nicht mit der Feder, noch mit einem Rohr oder Pinsel geschrieben, sondern mit heissen Stempeln auf die Art eingeprägt worden, wie unsere Buchbinder es machen, um auf den Rücken der Bücher Buchstaben zu drucken. Man beweist endlich, daß alle oder doch wenigstens die meisten unserer gemeinen Ziffern bey den Meßkünstlern vom 10. Jahrhundert her üblich gewesen, und verbessert einen Fehler, der das erste Siegel der Aebte von Corbey betrifft. Der 5. Band, der im J. 1762 herausgekommen, fängt mit den letzten Hauptstücken des 3. Theils des Werks an. Es folgt darauf der 4., 5. und 6. Theil. In diesen Hauptstücken beweist man den beständigen Gebrauch, die Urkunden durch abwesende Personen, oder die noch nicht geboren gewesen, unterzeichnen zu lassen; man handelt von Monogrammen, von Sprüchen, welche die Stelle der Unterzeichnungen vertreten,

und von Unterschriften der Personen, welche bey der Verleihung der Diplome Unterhändler gewesen; man stellt die unterscheidenden Buchstaben der gegengesiegelten Urkunden dar, handelt von den Referendarien, Canzlern von verschiedener Gattung, von Kapellänen, Erzkapellänen, Secretarien, alten und neuen Notarien, und stellt Untersuchungen an über ihre Concepte. Wir wenden uns zu dem 4. Theil des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik. Man erklärt darin historisch die allgemeinen und besondern Buchstaben der Päpstlichen Briefe und Bullen, die in jedem Jahrhundert ausgefertigt worden. Es ist dieß eine critische Geschichte von der Schreibart, von den Formeln und Gebräuchen, die in den Rescripten der Päpste beobachtet worden. Der 5. folgende Theil enthält die Geschichte oder die Erklärung der Formeln und der Gebräuche, die in den Briefen und Urkunden beobachtet worden, welche in jedem Jahrhundert durch die Bischöfe, Aebte, weltliche und reguläre geistliche Gemeinheiten ausgestellt worden. Man handelt zu verschiedenen Mahlen von dem Alterthum, von der Gewißheit und von der Rechtmäßigkeit der Exemtionsprivilegien, die den Klöstern verwilligt worden, und beweist, man dürfe sie nicht als etwas Gehässiges ansehen, ohne die beyderley Gewalt zu beschimpfen. In dem 6. Theil giebt man einen richtigen Begriff von der Schreibart, von den diplomatischen Formeln und Gebräuchen, die von Jahrhundert zu Jahrhundert durch die Kaiser, Könige, Fürsten, Herren, obrigkeitliche Personen, und die andern Layen beobachtet worden. Nachdem man in der Vorrede die Lehrart erklärt hat, die man in dem 4., 5. und 6. Theil des neuen Lehrgebäudes der Diplomatik beobachtet hat, untersucht man eine Begebenheit, die den Staat und die Kirche angeht. Man beweist gegen Blondel, daß der König Ludwig VI. mit Philipp I. regiert habe, und gegen Rymer, daß der Sohn, dem wider seinen Vater ausgesprochenen Bann zu Folge, den Königlichen Titel nicht geführt habe. Der 6. und letzte Band ist im J. 1765 erschienen. Er faßt die Fortsetzung des 6. Theils in sich, worin man die Erklärung der Formeln und Gebräuche zu Ende bringt, die in den Charten und Urkunden der Layen beobachtet worden von dem Anfange des 13. Jahrhunderts an bis zu Ende des 16. Darauf folgt der 7. Theil der neuen Diplomatik, darin man aus gewissen und manchfaltigen Begebenheiten darthut, daß in jedem Jahrhundert vom Anfange des Römischen Reichs bis auf unsere Zeiten die Unternehmungen und Kunstgriffe der Urkundenverfälscher entdeckt, und durch beyderley Gewalt scharf bestraft worden sind. Nachdem man die Folgen daraus gezogen, welche nothwendig aus den Gesetzen und Strafen erfolgen, die auf solche Betrüger, und ihre Arbeit gesetzt worden, so zeigt man, daß das Priesterthum und das Reich niemahls unterlassen hätten, die ungegründeten Beschuldigungen der Verfälschung mit Abscheu zu verwerfen,

die wider aufrichtige Urkunden und unschuldige Männer angesponnen worden. Ueberdieß beweist man aus auserlesenen Beyspielen, daß zum Oeftern die Charten und die Personen selber von angesehenen Kunstrichtern in bösen Ruf gebracht worden, aus gewissen Vorwand oder Beweisthümern, bey denen die Täuschung augenscheinlich ist. In dem 8. und letzten Theil theilt man die allgemeinen und besondern Regeln mit, durch deren Beyhülfe man die falschen Urkunden von den ächten leicht unterscheiden kann, und rettet Mabillon's Regeln, die von dem Dr. Georg Hickes, Dechanten von Worchester, angegriffen worden. In der Vorrede dieses Bandes führt Tassin die vornehmsten Beweggründe an, die den Toustain und ihn bewogen, sich auf so weitläuftige Untersuchungen einzulassen, als die von dem neuen Lehrgebäude der Diplomatik sind. Nach dieser Vorrede trifft man ein alphabetisches Verzeichniß der Schriftsteller und der Bücher an, die von dieser Wissenschaft handeln. Endlich wird dieser Band mit dem allgemeinen Verzeichniß über das ganze Werk beschlossen, das beynahe um drey Viertheile weitläuftiger geworden, als das Werk des P. Mabillon. Die beyden ersten Bände des neuen Lehrgebäudes sind in's Teutsche übersetzt worden. *) Man kann die Urtheile nachsehen, welche die gelehrten Tagebücher von Frankreich, Leipzig **) und Italien über die neue Diplomatik gefällt haben.

Tassin hat dem Johann Baptist Bausonnet, seinem bereitwilligen Mitbruder, Viel zu danken, der nicht unterlassen hat, ihm bey seiner beschwerlichen Arbeit seit dem Absterben des Toustain beyzustehen. Die Quelle, woraus Bausonnet mehrere Denkmähler hernahm, war die Sammlung der hier und da zusammengebrachten Stücke, und hauptsächlich auf dem Rathhause zu Rheims, von Aluse, Pfarrer des Kirchsprengels, einem arbeitsamen Manne, und Liebhaber der Geschichtkunde.

Der Statthalter zu Troyes besaß eine Sammlung von Nachrichten, die diese Stadt betreffen: Bausonnet brachte dieselbe an sich. Ohne von der Entlehnung gedruckter Bücher zu reden, borgte er viel wichtige Stücke aus der Büchersammlung des Joly de Fleury, alten General-Procurators, welcher ihm seine Papiere gütigst nutzen ließ. Obschon in der Rechnungskammer zu Blois die Urkunden und Acten in Fässern über einander lagen, so nahm er doch daraus so viel Auszüge, als ihm die Zeit zuließ, die er an solchen Oertern zubrachte. Bey Durchreisung der Städte Meaux, Provins, Chalons, Tonnere, Sens, Langres sammelte er eine Menge von Handschriften und Nachrichten,

*) Der letzte Band der Uebersetzung ist bereits 1769 herausgekommen.

**) Tassin würde nicht bloß Leipzig genannt haben, wenn er die gründliche Prüfung seines Werks im 1. Theil der historischen Bibliothek gelesen hätte, die man dem Herausgeber derselben, dem Hofrath Gatterer in Göttingen, zu danken hat.

welche nebst den vorhergehenden eine weitläuftige Sammlung ausmachten.

Da sein Gehülfe das Vorhaben mit der Geschichte aufgegeben, gesellte sich Baussonnet zu Tassin auf Gutbefinden seiner Obern. Er übergab seine Sammlung auf ihren Befehl dem Claudius Rousseau in die Hände, der es vor ungefähr 14 Jahren unternahm, daraus nebst seinen neuen Untersuchungen die Geschichte der Provinzen Champagne und Brie auszuarbeiten. Rousseau, gebürtig von Rheims, hat seine Gelübde in der Abtey St. Faron am 7. März 1739 im 17. Jahre seines Alters abgelegt. Die Schriften, die er in gebundener und ungebundener Schreibart für die Stadt Rheims verfertigte, haben die Erkenntlichkeit seiner Landsleute verdient *).

Tassin's besondere Schriften sind folgende:

Lettre d'un Appellant aux Religieux Benedictins de la Congregation de Saint Maur, qui ont donné des marques publiques de leur opposition à la Bulle Unigenitus. 1733 4. Dieser Brief ohne Namen des Verfassers hat zur Absicht, diese Ordensleute zu bewegen, die Klosterzucht aufrecht zu erhalten, welche wegen der Ausschließung mehrerer würdiger Mitglieder von der Superiorwürde in Verfall gerathen war. Diese Schrift ist sehr selten geworden; das Verzeichniß der Königlichen Bibliothek thut deren Meldung. — Refutation de l'ecrit d'un Anonyme, intitulé: Defense d'un acte, qui fait foi qu'un Moine de S. Medard de Soissons, nommé Guetnon, fabriqua de faux privileges au nom du S. Siege, en faveur de plusieurs Eglises, vers le commencement du XII. siecle, contre les remarques du R. P. Constant, qui pretend que cet acte est supposé. à Rouen 1743. 4. Diese Widerlegung steht hinter der Defense des titres et des droits de S. Ouen. Der Ungenannte, den Tassin Schritt vor Schritt widerlegt, ist Clerot, ein Sachwalter zu Rouen, dessen Werk in den Memoires de Trevoux, vom J. 1716. S. 536 fg. abgedruckt worden. Es werden unterschiedliche Puncte der Critik über die Geschichte, und über die Kirchenversammlungen der Normandie, wie auch über die Zeitrechnung der Erzbischöfe von Rouen aufgeklärt, sowohl in der Defense des titres de Saint Ouen, als in der Refutation de l' Anonyme. Man trifft darin verschiedene wichtige Stücke an, davon die Geschichtschreiber keinen Gebrauch gemacht haben. Das Werk wird mit einem von Beurtheilungen begleiteten Verzeichniß der Urkunden der Abtey von St. Ouen beschlossen, welche die Gerechtsame und die Oberherrschaft dieses Klosters über das zu St. Victor in Caux beweisen. — La Notice des manuscrits de la bibliotheque de l'Eglise metropolitaine de Rouen, par M. l'Abbé

*) Von diesem Rousseau hat man vor nicht langer Zeit einen langen critischen Brief gegen Mille, Verfasser eines Abrégé chronologique de l'Histoire de Bourgogne, gelesen: er steht im Journal encyclopédique, Juillet 1773.

Saas, revue et corrigée par un Religieux Benedictin de la Congregation de Saint Maur. à Rouen 1747. 12. Als im J. 1746 der Abt Saas, Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Rouen, damahliger Pfarrer von St. Jacob und nachheriger Domherr, eine Nachricht von den Handschriften der Metropolitankirche zu Rouen herausgegeben hatte, so setzte Tassin diese Beurtheilung darüber auf. — Lettre à M. Bonnamy, Directeur de l'Academie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, et auteur de Journal historique, touchant le Prospectus d'une Histoire synoptique du royaume et de la maison de France. Dieser Brief ist in dem Journal von Verdun, vom Aug. 1751 S. 100 fg. abgedruckt worden. — Lettre à M. Bonnamy etc. sur le *Nouvel Abrégé chronologique de l'Histoire de France*, 4. Edition, à Paris 1752. 12. Dieser Brief ohne Namen des Verfassers findet sich ebendas. im December 1753. S. 448 fg. — Lettre d'un des auteurs du nouveau Traité de Diplomatique à M. M. les auteurs du Journal des Savans. Er ist gegeben am 1. December 1755 und befindet sich im Journal des Savans vom März 1756 abgedruckt. Im 1. Theil vertheidigt der Verfasser den Entwurf, und die Ausführung der beyden ersten Bände der neuen Diplomatik gegen die Beurtheilung eines dieser Journalisten. In dem 2. beantwortet er den Brief des Abts Carpentier, der in das Journal des Savans vom October 1755. eingerückt worden. Tassin zeigt ihm, daß sein Alphabet Tironien kein wirkliches Alphabet sey, und daß seine Lehrart die Tironischen Zeichen zu erklären nicht als eine glückliche und sonderbare Entdeckung angesehen werden könne. Carpentier hätte in seinem Zusatz zu der neuen Ausgabe des Wörterbuchs des Du Cange noch einmahl antworten müssen. Aber er verweist bloß in einer Anmerkung der Vorrede seinen Leser auf den Französischen Merkur, worin sein Alphabet Tironien erhoben werde, und auf seinen Brief vom J. 1755, der vom Tassin widerlegt worden. — Lettre à un Magistrat sur les dimes, en reponse au Memoire pour les Curés à portion congrue, par M. Le Clerc, Avocat au Baillage de Caen. à Paris 1766. 4. Dieser Brief enthält 22 Artikel oder Summarien. Man beweist in dem 2. daß keine Zehnten nach göttlichen Rechten den Dienern des Evangeliums gebührten. In dem 3. zeigt man, daß das gemeine Recht der Pfarrer zu den Zehnten das Recht der weltlichen und regulären geistlichen Gemeinheiten nicht ausschließe. In dem 4. unterscheidet man verschiedene Gattungen von Zehnten, und entdeckt den Ursprung derselben. In dem 5. giebt man Beweise an, daß der Zehnte von den ersteren Zeiten her den Klöstern geliefert worden sey. Die andern Artikel betreffen merkwürdige und gemeinnützige Puncte. — Histoire litteraire de la Congregation de S. Maur, Ordre de S. Benoit, où l'on trouve la vie et les travaux des auteurs qu'elle a produits depuis son origine etc. à Bruxelles 1770. 4. Tassin wollte durch Verfertigung dieser Geschichte ein Denkmahl seiner zärtlichen und auf-

richtigen Ergebenheit gegen die Congregation hinterlassen, davon er ein Mitglied war.

S. Taffin's Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur Benedictinerordens, Bd. 2. S. 500.

Taube, Friedrich Wilhelm von, Doctor der Rechte, Kaiserlich Königlicher Niederöstreichischer Regierungsrath, Einer der würdigsten Gelehrten, von dem wir verschiedene treffliche Werke besitzen, und von dem Büsching eine eigene Lebensbeschreibung in seinen bekannten Beyträgen gab. Die weit, und selbst bis in Schweden, Curland, England und Nordamerika ausgebreitete Familie Taube (in England Dove) stammt von dem aus Niedersachsen gebürtigen Taube her, welcher Prior im Augustinerkloster zu Erfurt gewesen, nachdem er aber das Kloster und den Orden verlassen hatte, von Dr. Luther'n 1524 zum Evangelischen Prediger eingeweiht worden. Desselben Sohn starb 1616 als Superintendent zu Warberg im Fürstenthum Wolfenbüttel, und dieser Sohn verschied 1626 als Bürgermeister zu Halberstadt. Dieser war der Aeltervater des Dr. Taube, Leibarztes der Königin Carolina, gebornen Markgräfin von Brandenburg-Ansbach, Gemahlin König Georgs II. von Großbritannien, welcher auf solche Weise nach London kam, woselbst dieser sein Sohn am 12. März 1728 geboren wurde. Die Königin starb am 1. December 1737. Da es nun gewiß ist, daß der Leibarzt Taube schon in eben diesem Decembermonathe zu Celle mit seiner Familie angekommen ist, und sich wohnhaft niedergelassen hat: so muß er gleich nach der Königin Tode London verlassen haben.

Unser Taube muß für einen frühzeitigen Kopf geachtet und erkannt worden seyn, weil man ihn schon in einem Alter von 15 Jahren für tüchtig zu der Universität gehalten hat; denn er begab sich schon im J. 1743, ein Jahr nach des Vaters Tode, nach Göttingen, und machte die Rechtsgelehrsamkeit zu seiner Hauptwissenschaft. Fast alle seine Collegien hörte er bey dem Rath und Professor Dr. Johann Christian Claproth. Er hörte auch bey dem Hofrath (nachherigen geheimen Justizrath) und Professor Dr. Georg Ludwig Böhmer einige Vorlesungen. Er studierte hier bis 1747. Ehe er die Universität verließ, versuchte er schon die Schriftstellerey, und ließ eine Schrift de differentiis juris civilis a jure naturae drucken, in welcher er zu beweisen suchte, daß viele Satzungen des Römischen, canonischen und Teutschen Rechts den Gesetzen der Natur und des Völkerrechts widersprächen. Dieses Wagestück konnte sich den Beyfall der Rechtsgelehrten nicht versprechen, den es auch nicht erhielt; ja es wurde nicht einmahl in den Göttingischen Zeitungen von gelehrten Sachen angezeigt, vermuthlich weil man des fähigen und muntern, aber zu dreisten Jünglings schonen wollte. Der junge Taube fand sich durch dieses in seinem 19. Lebensjahre begangene schriftstellerische Versehen

so gedemüthigt, daß er 19 Jahre lang Nichts mehr schrieb. Nach den Universitätsjahren reiste er durch Europa, Afrika und Amerika. Nach seiner Zurückkunft von den grossen Reisen ließ er sich, vermuthlich von der juristischen Facultät in Göttingen, zum Doctor der Rechte erklären, auch hierauf beym Oberappellationsgericht zu Celle in allen Theilen der Rechtsgelehrsamkeit prüfen, und als Advocat in Eid und Pflicht nehmen. Er fieng die Advocatur zu Hannover mit der Vertheidigung einiger Missethäter an, deren Zweyen er das Leben rettete, und sich dadurch rühmlich bekannt machte. Taube ward der Advocatur in wenigen Jahren so überdrüssig, daß er sie fahren ließ. Denn weil er ein so lebhafter Vertheidiger des Rechts war, daß er nicht nur die Verweigerung, sondern auch die Verzögerung desselben nicht ertragen konnte: so verklagte er die Gerichtshöfe bey der Landesregierung, und deßwegen ward er gehaßt und verfolgt. Er ergriff also 1754 die Gelegenheit Hausachwalter des Kaiserl. Königl. Kammerherrn und Reichshofraths Baron von Hammerstein zu werden, kam aber, wie man zu sagen pflegt, aus dem Regen in die Traufe, weil dieses Mannes einziges Vergnügen im Processiren bestand. Es war aber Taube's Sache nicht, alle und ganze Tage sich mit Nichts, als mit Processen, zu beschäfftigen, und also suchte er schon 1755 von diesem streitbaren Herrn wieder loszukommen, welches doch auch nicht ohne Proceß möglich war, den er aber gewann. Er wurde nun Hausadvocat und Secretär des Freyherrn Philipp Ludwig von Moltke, Kaiserl. Königlichen wirklichen geheimen Raths und Generalfeldmarschalls, Burgherrn zu Wulften ꝛc. Er brachte desselben Processe beym höchsten Reichsgericht, welche in Verwirrung gerathen waren, in Ordnung. Bald hernach, als er in des geheimen Raths und Feldmarschalls Haus gekommen war, fieng der 7jährige Krieg an, und da fuhr der kriegerische Geist in ihn, welcher ihn antrieb, der blutigen Schlacht bey Collin als Freywilliger beyzuwohnen, aus welcher er mit einer leichten Wunde am Haupte davon kam. In dem Hause und Dienst des Freyherrn von Moltke ist er frühzeitig von der Evangelisch-Lutherischen zu der Römisch-Katholischen Kirche übergetreten, vermuthlich in der Hoffnung, daß er desto leichter in Kaiserlich Königliche Dienste kommen werde, welches ihm auch gelungen ist. Im J. 1763 wurde er wegen seiner Kenntniß Englands, und wegen seiner Fertigkeit in der Sprache desselben dem Kaiserlich Königlichen Gesandten nach London, Grafen von Seilern, als dessen Secretär zur Begleitung gegeben.

Als 1764 der Kaiserlich Königliche Gesandtschaftssecretär zu London, der Freyherr von Locella, nach Kopenhagen gesandt wurde, hoffte Taube ohne Schwierigkeit in desselben Stelle zu kommen, weil die Kaiserin Königin Maria Theresia ihm solche zugedacht hatte; es schrieb aber der Graf von Seilern an den Hof zu Wien, er könne zwar der Treue und Ver-

schwiegenheit des Taube das gebührende Lob nicht versagen, müßte aber doch anzeigen, daß er ein geborner Unterthan des Königs von Großbritannien sey. Das war keine günstige Gesinnung, und Taube befürchtete im September, daß er die ihm zugedachte Kaiserliche Gnade verlieren werde. Das traf nun zwar nicht völlig ein, vielmehr ward ihm die Verwaltung des Gesandtschaftssecretariats anvertrauet; er bekam aber keinen Gehalt dafür, sondern nachdem er es drey Jahre lang verwaltet hatte, schickte ihm die Kaiserin Königin 1766 durch den obersten Hofcanzler Grafen von Chotek, zum Zeichen ihrer gnädigsten Zufriedenheit mit seiner Dienstleistung, eine goldene Medaille. Er hatte sich von seiner Geburtsstadt London eine gute Kenntniß verschafft, auch nach gründlicher Einsicht in die Staatsverfassung Großbritanniens, der Nordamerikanischen Provinzen, des Finanzwesens und des Handels, gestrebt, und wollte seine Untersuchungen noch weiter treiben, als der bisherige Secretär der Intendenza zu Triest von Raigersfeld zum ordentlichen Kaiserlich Königlichen Gesandtschaftssecretär in London ernannt ward, und Taube am 27. September Befehl erhielt, nach Wien zurückzukehren, um bey der Intendenza oder Regierung zu Triest angesetzt zu werden. Dieses sah er als die längst gewünschte Gelegenheit an, die Küsten des Adriatischen Meerbusens, insonderheit auf der östlichen Seite, zu besichtigen. Er erreichte die Stadt Wien am 8. November. Die Kaiserin hatte für ihn die unerwartete Gnade, und ernannte ihn zum wirklichen Hofsecretär beym Commerciensrath, befreyete ihn auch von der gewöhnlichen Taxe, und vom Abzuge des vierteljährigen Gehalts. Den Weg zu dieser Stelle hatte ihm die Nachricht von Englands Handel gebahnt, welche er auf des Commercienraths Verhandlungen in eben diesem Jahre zu London aufgesetzt hatte, und die er nachher dem Obercons sistorialrath Büsching für sein Magazin schickte. Er bekam 1200 Gehalt, und Majorsrang; und nun glaubte er, nach so vielen Unruhen, zur Ruhe gekommen zu seyn. Dem geheimen Rathe und Feldmarschall von Moltke war seine Zurückkunft nicht unangenehm, und er trat auf's Neue in einige Verbindung mit ihm. Noch im 1769. Jahre verheyrathete er sich sehr glücklich mit Miß Fanny Lightowler, 16jährigen Tochter des vom Kaiserlichen Hofe nach Wien aus England berufenen Baumeisters T. Lightowler, und Nichte des Lords Clifton zu Cobham-Hall in Kent. Das Jahr 1771 war ein recht widriges Jahr für ihn; denn er mußte in Handelssachen bald nach Triest, bald nach Temeswar in Siebenbürgen, bald nach Brüssel und Ostende reisen, und war nicht 14 Tage lang in einem Zusammenhange zu Wien. — Gegen das Ende des J. 1775 plagte ihn ein fieberhafter Husten, den er in das folgende Jahr nahm, mit dessen Anfang sein Hofsecretäramt, und der Hofcommercienrath selbst, aufhörte. Taube, der die ersten Monathe nach der Aufhebung des Hofcommercienscollegiums nicht wußte, was aus ihm werden

würde, war Willens, die Stadt Brüssel zu seinem Wohnsitz zu erwählen, weil sie ihm besser als Wien gefiel, und damit er alle Jahre ohne grosse Geld- und Zeitverlust nach England reisen, und seine Verwandten besuchen könnte. Er bat sich also dazu Erlaubniß aus, welche er aber nicht erhielt, sondern zur Antwort bekam, man gedenke ihn gelegentlich in Wien zu gebrauchen. Die Witwe seines ältesten Bruders, welche in London wohnte, und einige dasige Verwandte seiner Ehegattin, hatten ihm ihre Häuser angeboten, wenn er dahin kommen würde; dafür mußte er sich aber nun bedanken. Er ließ sich von dem Buchhändler Kraus zu Wien überreden, Schatz's Kern der Geographie zu verbessern, dessen Verlagsrecht, nachdem der erste Verleger zu Straßburg bankerot geworden war, der Wiener Buchhändler Felix Bader an sich gekauft, hernach aber es wieder an gedachten Kraus verkauft hatte; er schränkte aber seine Antwort darauf ein, daß er nur eine Anzahl der größten Fehler verbesserte. Am 30 August 1776 bekam er den Kaiserlichen Befehl unverzüglich nach Slavonien, und von da nach Siebenbürgen zu reisen, um zu Carlowitz der Synode der zusammenberufenen sieben Bischöfe, und des Metropoliten der Illyrischen Nation, oder der nichtunirten Griechen, im Namen des Landesfürsten beyzuwohnen, alsdann aber die streitigen Gränzen zwischen Hermannstadt und Cronstadt zu untersuchen, allenfalls auch nach Belgrad zu gehen. Er stellte dagegen vor, daß er sowohl der Illyrischen, als Türkischen Sprache ganz unkundig, und kein Ingenieur sey; bekam aber zur Antwort, der Kaiser wisse, daß er in Religionssachen kein schwärmerischer Eiferer sey, habe also das Vertrauen zu ihm, daß er Alles auf eine göttliche und glimpfliche Weise beyzulegen suchen werde, und deßwegen habe er ihn zu den Geschäfften, die ihm aufgetragen werden sollten, erwählt. Taube war also gehorsam, bat sich aber eine schriftliche Anweisung, einen Illyrischen und Türkischen Dolmetscher, einen Ingenieur und einen Canzlisten zu der Schreiberey aus, welches Alles ihm endlich bewilligt wurde. Taube hatte alle Posttage die Schlüsse der Synode nach Hofe berichtet, und aus diesen Berichten war die Verordnung mit ihren zehn Beylagen verfertigt worden. Man hätte sie bis zu seiner Zurückkunft liegen lassen, und sie ihm alsdann zur Untersuchung, auch zur Verbesserung der fehlerhaften, rauhen und unangenehmen Schreibart, vorlegen sollen; das geschah aber nicht, sondern als er wieder nach Wien kam, war sie schon unter der Presse. — Taube selbst hatte sich durch sein Verhalten auf der Synode bey den gegenwärtig gewesenen Personen beliebt gemacht. Als aber seine Beschreibung von Slavonien gedruckt erschien, mißfiel es den Bischöfen sehr, daß er in derselben ihre wahren Einkünfte bekannt gemacht hatte, weil sie dieselben immer ganz gering angeben, um sowohl vom Hofe, als von ihren Klöstern und den Layen Beysteuern zu erhalten. Im September ruhte er zu Daruwar, mitten in Slavonien, im Posegener Comitat, aus, und

bemerkte, einen Flintenschuß vom Schlosse Daruwar, eine Mistpfütze, in deren Mitte das Wasser zuweilen aufsprudelte. Er ließ einige Breter über die Pfütze legen, und fühlte, daß das aufwallende Wasser warm war. Sogleich ersuchte er den Grafen von Daruwar um ein halbes Dutzend Bauern, die einen Graben ziehen, das faule Wasser dahin ableiten, und nun an dem Orte der Aufwallung nachgraben mußten. Als sie zwey Klaftern tief gekommen waren, zeigte sich eine Quelle, deren Wasser so heiß war, daß er die Hand nicht eine Minute lang in dieselbe halten konnte. Er ließ noch 5 Klaftern tief graben, und da zeigte sich zu seiner Freude ein altes marmornes Bad. Nun verlangte er noch mehr Bauern, und als er dieselben erhielt, mußten sie die Erde und den Schutt weitherum wegräumen. Da erschienen endlich die Trümmer eines prächtigen mit gebrochenen Bildsäulen gezierten grossen Bades; und zuletzt fand sich auch eine lange und noch leserliche Inschrift, deren Inhalt kurz dieser war: Commodo Caesari has thermas dedicavit respublica Jasorensis. Auf einer andern Seite stand: Respublica Jasorn. Die alten Röhren, welche bis zum Ursprunge der Hauptquelle giengen, waren von Eichenholze, und versteinert. Im October konnte er sich nicht satt an der Römerschanze, Vallum Trajani, und der Bacser Gespannschaft, sehen, welches erstaunliche Werk unterschiedene Meilen lang ist, und sich von der Donau bis an die Theiß also erstreckt, daß ihre Fronte, vor welcher ein tiefer nun zu Wiesen gemachter trockener Graben ist, gegen Nordwesten sieht, der Rücken aber gegen den Winkel gekehrt ist, den die Donau und Theiß bilden. Hier hatten die Römer ihren Schiffbau, und zu desselben Beschützung zogen sie diese Schanze. Von dem Bezirk der Tschaikisten, welcher in dem Winkel ist, den die Donau, Theiß und Römerschanze machen, der sich aber nicht ganz bis an die Römerschanze erstreckt, nahm er im December, als alle Moräste so stark zugefroren waren, daß er über dieselben gehen konnte, eine Zeichnung auf, die er dem Oberconsistorialrath Büsching zuschickte, und welche besser ist, als diejenige, die der Baron von Hohenhausen in seinen 1774 gedruckten Alterthümern Daciens, im heutigen Siebenbürgen, von dem Tschaikisten-District geliefert hat. Denn dieser bekannte selbst, als Taube mit ihm sprach, daß seine Zeichnung nicht richtig sey, weil er sie mitten im Sommer gemacht habe, da ihm die Moräste allenthalben im Wege gestanden. Taube richtete auch Aufträge in dem Banat Temeswar aus, welches er noch in dem elenden Zustande fand, in welchem es 1739 gewesen, als das Haus Oestreich es wieder bekommen hatte. Damahls ward der Banat Temeswar, als Provincia regis armis recuperata, den Ungarn nicht wieder gegeben, womit sie nicht zufrieden waren; und sie blieb in demselben schlechten Zustande, in welchem sie sich befand, weil keine geschickten Leute zu ihrer Verbesserung gebraucht wurden, vornehmlich aber deßwegen, weil, wenn die Böhmische Canzley einen Theil der Einkünfte

der Provinz zu derselben Verbesserung anwenden wollte, die Kaiserliche Finanzkammer sich heftig dawidersetzte, und vorgab, daß sie von denselben keine 1000 Gulden missen könnte. — Taube kam erst im Februar 1777 wieder nach Wien zurück, und wurde bald darauf von dem Kaiser, ohne sein Gesuch, und ohne alle Kosten, in den Adelstand erhoben, und bey der Niederösterreichischen Regierung als Rath angestellt. Die Geschäffte dieser Regierung waren dazumahl von weitem Umfange; denn sie betrafen das Schulwesen, die Beförderung der Künste und Wissenschaften, der Manufacturen, Fabriken, Handwerke und des gesammten Nahrungsstandes, den Verkauf und die Verwaltung der Jesuitergüter, die Oberaufsicht über alle milde Stiftungen, Kirchen, Spitäler, die Handhabung der Landesfürstlichen Regalien, die Erhaltung der öffentlichen Ruhe und Sicherheit, die Abwendung der Pest und aller ansteckenden Krankheiten, die Aufsicht über die Lehnssachen, Münzpatente, Privatzölle, und über die Landesfürstlichen Städte und Märkte, über den Preis der Lebensmittel, über Maß und Gewicht, über die Feuerlöschungsanstalten, über die Juden und Türkischen Unterthanen, die Versorgung der Armen und Abschaffung der Betteley, die Handhabung aller Edicte, Patente und Generalien, Verwaltung des Justizwesens, Entscheidung aller Facultätssachen, Abforderung in Untersuchung aller vormundschaftlichen Rechnungen, und noch andere Sachen: es waren auch, nach Aufhebung des Hofcommercienraths und der Commerciencommission, viele Geschäffte derselben der Regierung zugefallen. Dieses Collegium hatte wegen seiner vielen Geschäffte auch viele Mitglieder, aber Wenige konnten und wollten arbeiten, und daher mußten einige Wenige fast Alles thun. Zu diesen gehörte unser arbeitsamer und geschickter Taube, der seine Geschäffte mit musterhaftem Amtseifer antrat und fortsetzte. Seine nicht starke Gesundheit wurde schon durch die Amtsarbeiten zu viel angestrengt, und doch konnte er sich von seinen Liebhabereyarbeiten nicht losreissen. Er hatte schon seit mehreren Jahren alle Sommer 16, 18 bis 20 Flaschen Spaawasser auf dem platten Lande getrunken, sich dabey von aller Arbeit, und selbst vom Briefwechsel, losgerissen, und sich bloß mit Gehen, Reiten, Fahren, Schießen, Fischen, und Jagen beschäfftigt; und eben so war sein Verfahren im Sommer 1777 gewesen. Aber seine gewöhnliche Lebensordnung muß doch der Gesundheit nicht gemäß, und insonderheit die neue Arbeit, welche er als Regierungsrath bekommen, für seine Leibesbeschaffenheit zu stark gewesen seyn. Denn im März 1778 ward er von einer leichten Entzündung in der Lunge befallen; weil er aber nicht wußte, was es war, so machte er auch Nichts daraus, sondern setzte seine Lebensart fort, trank eine Flasche starken Ungarischen Wein, und gieng täglich aus. Nun nahm das Uebel täglich zu, und sein Arzt sagte, es sey aus der Entzündung ein Geschwür in der Lunge entstanden. Er wurde nun täglich kraftloser, und konnte um die Mitte des Aprils kaum

schreiben; wenigstens brauchte er zu jeder Zeile einige Minuten. Er sah sein Lebensende vor Augen, welches auch am 16. Juny 1778 im 50. Jahre seines Alters erfolgte.

Taube war in Ansehung des Gemüthscharacters ehrlich, redlich, offenherzig, freymüthig, gegen Jedermann dienstwillig, und zum Nutzen seiner Freunde ausserordentlich geschäfftig. Sein Kopf war zu Allem aufgelegt, geübt, und mit viel Gelehrsamkeit angefüllt. Er dachte gründlich, und forschte auf eine anhaltende und scharfsinnige Weise. Den Umfang seines Kopfs zeigte die Menge und Manchfaltigkeit der Materien, auf welche er Fleiß verwendete, und die er vernünftig beurtheilte. Schriften, aus welchen er zur gründlichern Einsicht in Materien, die ihm schon etwas bekannt waren, gelangte, waren ihm überaus angenehm, und diesen Geschmack, welcher ihn als einen Gelehrten characterisirte, behielt er, bis an seinen Abschied von der Erde. Man kann leicht denken, daß ihm die Wiener Censur, welche selbst die Wahrheit liebenden und suchenden Gelehrten im Schreiben und Lesen so sehr einschränkte, höchst unangenehm gewesen sey, zumahl da sie alle seine Bücher unter die verbotenen setzte. Er war auch mit de Serione unzufrieden, daß er in seiner zu Wien gedruckten Schrift, la Liberté de penser et d'ecrire, diese Freyheit für schädlich erklärte, und behauptete, daß sie nicht geduldet werden müßte, ob er gleich selbst urtheilte, daß sein Buch schön und einnehmend geschrieben sey. Weil er auf der Universität zu Göttingen studiert hatte, und in seinen Gedanken den Zustand derselben mit der Wiener Universität verglich, so darf man sich nicht wundern, daß er von dem größten Haufen der Wiener Universitätslehrer keine grosse Meynung hatte, und wohl gar schrieb, sie wären nur innerhalb der Linien der Stadt berühmt. Von dem Professor von Haen schrieb er 1776, er sey der Allerletzte auf der Wiener Lehrschule, der auswärts berühmt sey, und um den zu hören, junge Leute aus Holland und England nach Wien kämen. Als ein gewisser Mann 1777 zum Oberaufseher aller Künste und Wissenschaften in Wien ernannt wurde, von welchem man daselbst sagte, daß er mehr von der Tonkunst, als von den Wissenschaften verstehe, wünschte er, daß er die letzten aus der Verachtung, in welcher sie zu Wien wären, herausziehen, und blühend machen möchte, und setzte, als seine eigenen Gedanken von demselben hinzu: „er ist doch wenigstens kein Scheinheiliger, sondern ein Freund der Freyheit im Denken, welche uns die Büchercensur, und andere vielgeltende Scheinheilige, ganz geraubt haben.“ Taube war, so wie ein wirklicher Geschäfftsmann, also auch ein arbeitsamer Gelehrter, welcher ohne viele Arbeit nicht seyn konnte und wollte. Er hatte die Freundigkeit, in der Zuschrift seiner Abhandlung der Engländischen Manufacturen, Handlung ꝛc. welche an den Kaiserlich Königlichen wirklichen geheimen Rath, Freyherrn von Reischach, gerichtet ist, zu schreiben: „es erhelle aus diesem Buche, daß er die Stunden, die ihm seine Amtsge-

schäffte übrig ließen, nicht nach der Wienerischen Mode mit Schauspielen, Lustreisen, Spazierfahrten, Bällen, Gesellschaften, Concerten, Musiken, Kartenspiel, und dergleichen mehr, verderbe, sondern sie zu nützlichen und ernsthaften Dingen anzuwenden pflege." Von den wirklich gelehrten und fleißigen Männern zu Wien hielt er Viel.

Er hat sich vorzüglich durch geographische und historische Schriften berühmt gemacht, als: Gründliche Vertheidigung der Ober- und Untergerichtsfreyheiten und anderer Hoheitsrechte, welche auf der uralten Westphälischen Feste, der nur seit ungefähr dritthalbhundert Jahren her sich zum Hochstift Osnabrück haltenden Burg zu Wulften, unläugbar haften, und so nachher von allen Osnabrückischen Herren Bischöfen, oder deren Regierungen und Beamten, als rechtmäßig erkannt sind ꝛc. ꝛc. Wien 1766. Fol. Der Titel ist, nach Art der Englischen Bücher und der Teutschen Deductionen, sehr weitläuftig, und das Buch ist groß, so, daß man im Scherz sagen könnte, es sey grösser, als das Burggut Wulften. Man findet in diesem Werk von den alten Königshöfen und Schlössern, von den Burgherren und Dynasten, von dem Teutschen Stammsadel und desselben Ministerialen, und Burgleuten, von den Vorrechten der Landstände u. s. w. Viel gesammelt, und Alles mit Urkunden reichlich belegt, davon viele vorher noch nicht gedruckt waren. Er hat freylich des Barons von Knigge Schrift de natura et indole castrorum in Germania und andere Schriften und Bücher, viel gebraucht, aber Alles mit eigenen Gedanken, Bemerkungen und Beobachtungen durchwebt, und überhaupt durch starke Belesenheit angenehm gemacht. — Historische und politische Abschilderung der Engländischen Manufacturen, Handlung, Schiffahrt, und Colonieen, nach ihrer jetzigen Einrichtung und Beschaffenheit, theils aus eigener Erfahrung, theils aus zuverlässigen und glaubwürdigen, sowohl schriftlichen, als mündlichen Nachrichten, im Grundriß entworfen —; mit untermischten Nachrichten von dem Handelswesen anderer Länder, Wien 1774. gr. 8. Er konnte auch von dieser Materie besser, als andere Gelehrte schreiben, weil er wegen seines Amts mit allen Consuln, welche das Haus Oestreich in Europa und Asien hat, auch mit Englischen Kaufleuten in England, Hamburg, Lissabon, Cadix und Livorno im beständigen Briefwechsel stand. — Geschichte der Engländischen Handelschaft, Manufacturen, Colonieen und Schiffahrt, in den alten, mittlern und neuern Zeiten bis auf das laufende Jahr 1776. Im Grundriß entworfen. Mit einer zuverlässigen Nachricht von den wahren Ursachen des jetzigen Krieges in Nordamerika und andern dergleichen Dingen. Wien 1776. gr. 8. Sie steht in dem Wiener Catalogo librorum prohibitorum. — Historische und geographische Beschreibung des Königreichs Slavonien, und des Herzogthums Syrmien, sowohl nach ihrer natürlichen Beschaffenheit, als auch nach ihrer jetzigen Verfassung und neuer Einrichtung in kirchlichen, bürgerlichen und militärischen Dingen.

Aus eigener Beobachtung und im Lande selbst gemachten Wahrnehmungen entworfen, 1. Buch Wien 1777. 2. Buch, 1777. 3. Buch 1778. gr. 8. Durch dieses Buch sind zwey beträchtliche Provinzen weit besser bekannt geworden, als sie vorher gewesen, und es hat also einen beträchtlichen Werth. Nichts desto weniger hat dieses so vollständig und angenehm beschriebene Buch, das allein seinen Namen mit Ruhm der Nachwelt überliefern würde, wenn er auch sonst Nichts geschrieben hätte, die Censur zu Wien verboten. Als Taube'n nach seiner Zurückkunft aus Slavonien und Syrmien aufgetragen wurde, diese Länder zu beschreiben, weigerte er sich dessen: denn, sagte er, schreibe ich die Wahrheit, so wird mein Buch verboten, verhehle und verdrehe ich aber die Wahrheit, so ist meine Arbeit nichts werth. Es half aber diese Gegenvorstellung nicht, und er schrieb also das Buch. Am 12. November 1777, als die Büchercensoren eine Versammlung hielten, verdammten sie ein Paar Dutzend Bücher von einheimischen und auswärtigen Schriftstellern, und unter denselben war auch dieses, von welchem damahls die beyden ersten Abtheilungen fertig waren. — Critische Nachricht von unterschiedlichen neuen Entdeckungen, welche 1776 und 1777 in Slavonien, Syrmien, und in den angränzenden Ländern gemacht sind, und sowohl die Alterthümer, als auch die Naturgeschichte betreffen, mit Kupfern, Rissen und Landcharten, Leipz. 1777. 4. So gab der Verfasser dem Oberconsistorialrath Büsching am 26. März 1777 den Titel des Buches an; und zugleich den Inhalt desselben. Er hatte es eher verfertigt, als die Beschreibung Slavoniens und Syrmiens: ob es aber wirklich vollendet erschienen ist, wissen wir nicht.

S. Büsching's Beyträge zu der Lebensgeschichte denkw. Personen, insonderheit gel. Männer, Th. 4. S. 221. Dessen wöchentl. Nachr. 1778. S. 333. Ladvocat, Th. 6. S. 2011. und Hamberger's gel. Teutschl. fortg. von Meusel, 3. Ausg. S. 1198.

**Tauber**, Johann Leonhard, Doctor der Rechte und Rathsconsulent zu Augsburg, geboren am 4. September 1724. Sein Vater war **Johann Leonhard Tauber**, Müller auf der sogenannten Sandmühle zu Nürnberg. Sobald die Umstände es zuließen, kam er in die Lorenzer Schule, und legte daselbst die ersten Gründe zum Studieren, welche er in Gesellschaft des nachherigen Altdorfer Professors Will, vermittelst getreuer Privatanweisung der nachherigen Pfarrer, Knopf's und Kiener's, so wie auch allein beym Diaconus Riesen, fortsetzte. Im J. 1742 gelangte er zu den öffentlichen Vorlesungen der Professoren im Auditorium, Mörl's, Regelein's und Herdegen's, und bezog 1743 wohl zubereitet die Universität zu Altdorf. Weil er Anfangs entschlossen war, die Theologie zu studieren, so erlangte er eine solche Stärke in der Hebräischen und Griechischen Sprache, den biblischen Grundsprachen, daß er auch nachgehends, als ein grosser Rechtsgelehrter, die Bibel in diesen Sprachen nicht nur

fertig lesen konnte, sondern dieselbe auch darin zu lesen sich zum besondern Vergnügen machte. Nachher widmete er sich aus besonderer Veranlassung der Jurisprudenz, hatte aber auch in der Mathematik, die er sich zu seinem Lieblingsstudium erwählte, eine nicht gemeine Stärke: seine besondere Neigung zu mathematischen Wissenschaften, die sich schon in seiner Vaterstadt zeigte, wurde in Altdorf, unter Anleitung des berühmten Professors Adelburner sehr gestärkt. In Altdorf waren überhaupt Schwarz, Spieß, Nagel, bey welchem er im Hause wohnte, und Adelburner über drey Jahre seine Lehrer in der Philologie, Philosophie und Mathematik. Im J. 1747 um Ostern begab er sich nach Wittenberg, um die Rechte zu studieren: Leyser, Crell und Rivius unterrichteten ihn in der erwählten Hauptwissenschaft, nämlich der Jurisprudenz. Engau, Stenger und Schmid in Jena thaten ein Gleiches, da er von Wittenberg nach Jena gieng. Als er aber 1749 nach Hause berufen wurde, absolvirte er vollends in diesem Jahre zu Altdorf, und ließ sich vom Wolfgang Albrecht Spieß zur juristischen Praxis anführen.

Im J. 1752 wurde er zu Altdorf mit einer Inauguraldisputation de licita in criminalibus prosopoleptia der Rechte Licentiat, und sogleich um die österliche Zeit ausserordentlicher Advocat zu Nürnberg. Am 12. July desselben Jahres wurde er Registrator in dem Nürnbergischen Archiv, 1753 ordentlicher Advocat, und 1754 der Republik Syndicus. Im J. 1758 wurde er zu der Würde eines Rathsconsulenten in seiner Vaterstadt erwählt, worauf er im folgenden Jahre den Grad eines Doctors beyder Rechte annahm. Im J. 1760 wurde er auf den zu Augsburg gehaltenen Münz-Probationstag abgeordnet, lernte daselbst Frau Maria Magdalena, verwitwete von Köpf, geborne Wolf, kennen, und verband sich mit derselben feyerlich zu Anfange des J. 1761. Im J. 1763 wurde er nach Augsburg zu einer erledigten Rathsconsulenten-Stelle berufen; wurde Kreisabgesandter und Scholarch, und leistete Augsburg sehr ersprießliche Dienste.

Seine Nebenstunden widmete er der Astronomie und Physik, verfertigte mancherley Instrumente, zumahl aerometrische, und machte manche wichtige, vorzüglich meteorologische Beobachtungen. Auch in der Architectur und Mechanik hatte er schöne Einsichten. Er war überhaupt nirgends fremd, sondern überall zu Hause; daher auch sein Umgang für Jeden lehrreich und nützlich wurde.

Er starb am 3. Juny 1777 nach vorhergegangenen dreyjährigen grossen Leiden.

Von seinen gelehrten und brauchbaren Arbeiten ist anzumerken, daß sie dem Publicum, und zwar größtentheils seiner Vaterstadt, gewidmet waren, und deßwegen auch, wie Will bemerkt, nicht genauer bekannt gemacht werden können. Von seinen Deductionen nennt einige Hr. Pfarrer Nopitsch im 4. Supplementband. Man sehe auch Herrn von Holzschuher's Deductionsbibliothek, Bd. 1. S. 115.

S. M. H. A. Mertenſii (des Augsburger verſtorb. Rectors) Memoria I. L. Tauberi, welche der Steinerſchen Trauerrede (gehalten am 7. Juny 1777) angehängt iſt, Will's Nürnb. Gelehrtenlexicon, Th. 4. S. 3. Nopitſch's 4. Suppl. Bd., oder 8. Th. S. 321. wie auch Paul von Stetten's Kunſt-Gewerbs- und Handwerksgeſchichte der Reichsſtadt Augsburg, S. 176.

Taylor, Eduard, geſtorben am 6. December 1797 auf ſeinem Landſitze zu Steaple Aſton in Oxfordſhire.

Er ſtudierte in Göttingen, und durchreiſte nachher die mehreſten Länder Europens. Er war ein Mann von vielen humaniſtiſchen Kenntniſſen, der ſich beſonders als den Verfaſſer der 1774 erſchienenen Curſory remarks on Tragedy and ou Shakespeare rühmlich bekannt machte. Er hat auch handſchriftlich eine Abhandlung über das Trauerſpiel und viele Gedichte und Ueberſetzungen hinterlaſſen.

S. Ladvocat, Th. 9. S. 992.

Taylor, Johann, Canzler der Diöces Lincoln, und Vicepräſident der antiquariſchen Societät zu London, ein berühmter Critiker, geboren 1703 zu Shrewsbury, und eben daſelbſt erzogen.

In ſeinem 27. Jahre wurde er im Johanniscollegium zu Cambridge als Mitglied aufgenommen, und zwey Jahre nachher Bibliothekar. Das Bibliothekaramt verwaltete er aber nicht lange. Er kündigte ſchon damahls eine neue Ausgabe des Lyſias an, welche aber erſt 1739 erſchien, und jetzt ſehr ſelten iſt. Auf dieſe Ausgabe folgte eine andere vom Demoſthenes in 3 Bänden, und da er ſich in der Folge mit der Erziehung zweyer Edelleute beſchäfftigte, ſo ſchrieb er ſeine erſten Gründe des bürgerlichen Geſetzes, welche 1755 und 1769 in 4. gedruckt wurden. Er verwaltete verſchiedene geiſtliche Aemter, kam 1757 als Reſidentiarius an die Paulskirche in London, wurde zum Mitglied der Königlichen Societät der Wiſſenſchaften, und zuletzt zum Vicepräſident der antiquariſchen Societät aufgenommen.

Man ſchätzte ihn nicht nur als Einen der gelehrteſten Männer ſeines Standes, ſondern auch als Einen der uneigennützigſten und liebenswürdigſten Menſchen ſehr hoch.

Er ſtarb am 4. April 1766.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 810.

Teichmeyer, Hermann Friedrich, Doctor der Medicin, Herzoglich Sachſen-Eiſenachiſcher Hofrath und Leibmedicus, wie auch ordentlicher Profeſſor der Anatomie, Chirurgie und Botanik zu Jena, der Königlich Preuſſiſchen Societät der Wiſſenſchaften, und der Kaiſerlichen Leopoldiniſchen und Caroliniſchen Akademie der Naturforſcher Mitglied, Erbherr auf Camsdorf und Wenigen-Jena, erblickte das Licht der Welt zu Hannöveriſch-Münden am 30. April 1685 (nicht 1680, wie Götten meldet). Sein Vater, Hermann Theodor Teichmeyer, war Licentiat der Me-

dicin, Stadtphysicus und ausübender Arzt, auch vieler grosser Fürsten Leibmedicus; und sein Großvater, Joachim Philipp Leichmeyer, Braunschweig-Lüneburgischer Amtmann zu Brackenberge bey Göttingen. Nachdem er eine Zeitlang die Unterweisung der Privatlehrer genossen, wurde er der dasigen öffentlichen Stadtschule übergeben; worauf er auf Anrathen Dr. Johann Weissenborn's, des damahligen Superintendenten zu Jena, die gelehrte Schule zu Altenburg bezog, und da dem Gymnasiums-Director Dr. Johann Christoph Wentzel anvertraut, auch von ihm ganz besonders in den Sprachen, in der Philosophie und in der Medicin unterrichtet wurde. Er war auch bey demselben im Hause und am Tische. Es unterrichteten ihn ferner auf dem Gymnasium zwey Jahre hindurch M. Friese und M. Stern. Nachdem er sich also in den Schulwissenschaften genugsam umgesehen hatte, begab er sich 1702 auf die Universität zu Leipzig, und hörte daselbst in der Physik Cyprian, in der Mathematik Pfauz, in allen Theilen der Philosophie M. Abicht. In der Arzneywissenschaft aber waren Dr. Bohn, Dr. Rivinus, Dr. Welsch und Dr. Petermann seine Lehrer, unter welchem Letztern er auch Gelegenheit hatte, die Anatomie zu treiben. Von Leipzig wendete er sich nach Jena, und suchte sich in der Experimentalphilosophie bey Hamberger'n vollkommener zu machen. Weil aber die Arzneykunde sein Hauptwerk war, so zog er Krause's, Georg Wolfgang Wedel's, Slevogt's und Ernst Heinrich Wedel's Unterweisungen allen andern vor. Er wohnte verschiedenen von Slevogt vorgenommenen Zergliederungen menschlicher Körper beyderley Geschlechts bey, und unter des jüngern (Ernst Heinrich) Wedel's Vorsitz hielt er eine Disputation de Salvia (Götten hat gelesen de Saliva, vom Speichel). Nach einem sowohl geführten Lauf seines Studiums suchte er die Doctorwürde in der Medicin, welche ihm auch nach einer unter Georg Wolfgang Wedel'n in Gegenwart des regierenden Herzogs Ernst August zu Sachsen-Weimar gehaltenen Disputation de Cubebis 1705 ertheilt wurde, und 1707 erhielt er auch die Magisterwürde in der Philosophie. Er diente jetzt der studierenden Jugend mit verschiedenen gelehrten Vorlesungen, und machte sich dadurch geschickt, die ihm 1717 aufgetragene Profession der Experimentalphysik nicht nur anzunehmen, sondern auch mit solchem Ruhm zu verwalten, daß die regierenden Herzoge zu Sachsen bewogen wurden, ihm bald eine ausserordentliche Profession der Medicin anzuvertrauen, welche 1727 (nicht 1723, wie Götten) in die ordentliche Profession der Botanik, Anatomie, und Chirurgie verwandelt wurde. Während der Zeit ist er nicht allein Gräflich Harzfelder Leibmedicus, ein Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Berlin, der Kaiserl. Akademie der Naturforscher, auch hernach Herzogl. Sachsen-Eisenachischer Rath, Herzogl. Sachsen-Weimarischer Hofrath und Leibmedicus, ja in Frankreich, Italien, England, Holland und andern entlegenen Ländern berühmt geworden. Als Professor der Anatomie und Chirurgie ist er bes-

ständig bemüht gewesen, die Anatomie, in welcher er auch verschiedene neue Erfindungen an's Licht gebracht hat, sowohl öffentlich als besonders, mit dem eifrigsten und glücklichsten Fortgange zu treiben, wie er denn auf dem öffentlichen anatomischen Theater vielmahls über 300 Zuschauer, worunter viele Reichsgrafen gewesen, zählen konnte. Uebrigens hat er beständig in der Chirurgie operirt, und die wichtigsten chirurgischen Operationen mit Glück verrichtet. Er gehört auch zu den Schriftstellern, welchen die gerichtliche Arzneywissenschaft Vercicherungen und mehrere Aufnahme schuldig ist. Anführenswerth sind seine vier gelehrten und berühmten Schwiegersöhne: Dr. Johann Andreas Segner, Professor der Medicin und Mathematik zu Göttingen, Dr. Albrecht von Haller, Professor der Medicin zu Göttingen, Dr. Johann Christian Stock, Professor der Philosophie zu Jena, Dr. Joachim Georg Daries, damahls noch Adjunct der philos. Facultät.

Er starb am 5. Februar 1744 am letzten Tage seines Prorectorats, welches er fünfmahl bekleidet hat.

Seine grosse Geschicklichkeit und Erfahrung in allen Theilen der Medicin, besonders in der Chemie, erwarben ihm ausgebreitete Achtung. Seine vornehmsten Schriften sind:

Institutiones philosophiae naturalis experimentalis. 1712. 8. 1717. 4. 1724. 1733 mit Figuren. Dr. Melch. Verdries in Giessen nennt ihn deßwegen in seinem Consp. Philos. Experim. p. 270. Excellentissimum et de experimentali Philosophia optime meritum Ien. Medicum et Philosophum. — Elementa Anthropologiae, s. Theoria corporis humani, in qua omnium partium actiones ex recentissimis inventis anatomicis et rationibus tum physicis, tum chymicis, tum denique mechanicis illustrantur. Ien. 1719. 4. mit Kupf. Eine neue Edition kam 1739 in 4. mit Figuren heraus. — Institutiones medicinae legalis, s. forensis, Ienae 1723. 4. 1731. 4. 1740. und (von Faselius) 1762. 4. — Institutiones Chemiae dogmaticae et experimentalis, Ienae 1728. 4. mit Kupf. und 1731. — Institutiones materiae medicae et methodi medendi. 1737. 4. — Institutiones Pathologiae et Praxeos. Ienae 1742. 4. von welchen Büchern einige zwey, einige 3—4 mahl wieder aufgelegt worden sind. — Ausserdem viele Dissertationen und Programme, welche alle in dem blühenden Jena verzeichnet sind.

S. das in dem J. 1743 blühende Jena, S. 120. nebst Götten's jetztleb. gel. Europa, Th. 2. S. 659.

**Teleki von Szek**, Dominicus, Graf, ein Sohn des Siebenbürgischen Hofcanzlers, Grafen Samuel **Teleki**, der von seinem vortrefflichen Vater den Eifer für die Wissenschaften, und deren Verbreitung erbte. Er hat sich besonders durch die Beschreibung seiner Reise durch Ungarn und Croatien in Ungarischer Sprache ausgezeichnet, und starb am 17. September 1798 zu Marosvasarhely.

S. Ladvocat, Th. 9. S. 992.

Telemann, Georg Philipp, Fürstlich Bayreuthischer und Eisenachischer Kapellmeister, auch Cantor und Musikdirector zu Hamburg, Einer der gründlichsten und bekanntesten Tonsetzer, war geboren zu Magdeburg am 14. März 1681 und besuchte bis zum J. 1700 die Schulen zu Magdeburg, Zellerfeld und Hildesheim. Schon in seinem 12. Jahre setzte er nebst mehrern andern Sachen eine Oper in Musik, welche daselbst aufgeführt wurde; und zu Hildesheim dirigirte er die Musik in der Katholischen Gotthardinerkirche. Im J. 1700 gieng er auf die Akademie nach Leipzig, und wurde schon im folgenden Jahre zum Musikdirector und Organisten an der neuen Kirche daselbst ernannt. Dabey vernachlässigte er die übrigen Wissenschaften so wenig, daß ihn Mattheson, noch 40 Jahre darnach, für einen Meister in der Italienischen, Französischen und Englischen Sprache erklärte.

Im J. 1704 wurde er Kapellmeister in Sorau beym Grafen von Promnitz, wo er anfieng, sich nach Lully's und Campra's Compositionen zu bilden, und den lehrreichen Umgang mit dem daselbst lebenden berühmten Cantor Prinz genoß. Im J. 1708 wurde er zum Concertmeister nach Eisenach berufen, und als der berühmte dasige Kapellmeister Pantaleon Hebenstreit bald darauf abgieng, folgte er selbigem in dessen Stelle. Er führte daselbst die Kapelle mit der Violine an, und versichert, daß, wenn er mit Hebenstreit ein Concert zu spielen gehabt, er sich genöthigt gesehen habe, sich etliche Tage vorher auf seiner Stube mit der Geige in der Hand, mit aufgestreiftem Hemde am linken Arm, und mit stärkenden Beschmierungen der Nerven, zu üben, um es dessen Gewalt gleich thun zu können.

Im J. 1711 erhielt er den Ruf nach Frankfurt am Mayn, als Kapellmeister an der Barfüßerkirche und zugleich an der Catharinenkirche, wobey er seine Bestallung als Eisenachischer Kapellmeister behielt, und seine Composition für die Kirche und Kammer dahin schickte. Endlich erhielt er 1721 nach Gerstenbüttel's Tode den Ruf als Musikdirector nach Hamburg, wo er auch bis an seinen Tod geblieben ist, ungeachtet er noch 1723 einen Ruf als Musikdirector nach Leipzig erhielt. Das, was er als Kapellmeister zu Eisenach und Bayreuth zu befolgen hatte, besorgte er von Hamburg aus, wo er am 25. Juny 1767 sein Leben im 86. Jahre beschloß.

Merkwürdig war Telemann in vieler Hinsicht. Ausser den ersten Anfangsgründen, welche er als Knabe zu Magdeburg in den öffentlichen Stunden genossen hat, bildete er sich einzig selbst, war einzig sein eigener Lehrer. Desto aufmerksamer war er auf die Partituren grosser Componisten, und zwar vorzüglich der Französischen. Eben so wichtig waren für sein Wachsthum im Geschmacke und in der Kunst seine Reisen. Schon in Leipzig blühten während seines vierjährigen Aufenthalts die Opern,

und überdieß that er vier verschiedene Reisen nach Berlin, um daselbst mehrere vortreffliche Opern und Trauermusiken zu hören. Am Allerwirksamsten aber auf seinen Geschmack war sein achtmonathlicher Aufenthalt zu Paris im J. 1737, wo er nicht allein viele grosse Männer hörte und kennen lernte, sondern auch seiner Compositionen wegen viel Ehre genoß. Er erhielt sogar ein Königliches Privilegium auf 20 Jahre, seine Werke daselbst herauszugeben. Hier bildete er sich gänzlich nach dem Französischen Geschmacke. Daher sein Fleiß in den Chören und seine Anwendung der contrapunctischen Künste. Daher sein Hang, jede Gelegenheit zu mahlen, zu benützen, so, daß er öfters über die Mahlerey eines Worts, ganz widersinnig, den Affect des Ganzen vergaß. Doch hatte er auch viel Eigenthümliches. Er war unerschöpflich an Gedanken, und schrieb mit ausserordentlicher Leichtigkeit. Seine Instrumente sind stets wirksam, unterbrechen aber auch öfters den Gang des Gesanges mehr, als daß sie ihn beförderten. In seinen Arien gieng öfters über dem ängstlichen Bestreben, richtig zu declamiren, die Schönheit der Melodie verloren. Daher sind seine Accompagnements seinen Arien vorzuziehen. Und überhaupt war seine Declamation im Recitativ vortrefflich.

Gelegenheit zu seinen Fehlern gaben seine schlechten Poeten und seine Vielschreiberey. Denn er war nicht allein der größte Polygraph, den Teutschland aufweisen kann, sondern er hatte auch mehr geschrieben, als selbst Alessandro Scarlatti in Italien für Kirche und Kammer geschrieben hatte. Man kann sagen, seine Werke sind unzählbar, weil er sie selbst nicht mehr zu zählen wußte. So hat man von ihm mehr als 12 volle Jahrgänge Kirchenmusik, 44 Passionsmusiken von den J. 1722 bis 1767, 20 Jubel- Krönungs- und Einweihungs-Musiken von 1723 bis 1764, 12 Trauermusiken auf Kaiser, Könige und Hamburgische Vornehme, 14 Hochzeitmusiken. Ferner eine Menge Oratorien und Serenaten, über 40 Opern, auf 600 Ouverturen, und eine Menge Stücke für den Gesang und für Instrumente aller Arten. Bey dieser erstaunten Menge von Compositionen, machte er sich noch daneben den Zeitvertreib, einen Theil derselben auf zinnerne Platten zu stechen, und dann von einem Kupferdrucker abziehen zu lassen. Bey seinem muntern Alter, hat er vermuthlich noch den größten Theil, wo nicht alle diese Werke gestochen. Auch weiß man, daß er von dem nachmahls erfundenen Breitkopfischen Notendrucke Gebrauch gemacht hat. Seine besten Compositionen fallen in die Zeiten von 1730 bis 1750. Seine Hirten zu Bethlehem, das befreyte Israel, der Tag des Gerichts, die Donnerode, das Lied Miriams, nebst einigen neuern Festmusiken werden zu seinen vorzüglichsten Werken gezählt. Telemann war auch Dichter und hat zu seinem Stück: Das selige Erwägen, wie zu anderen Stücken und Opern, den Text verfertigt. Er trat ferner noch im J. 1739 als Mitglied zur Mitzlerischen musikalischen Gesellschaft, und eröffnete sich dadurch ein neues Feld

zu theoretischen Untersuchungen. Sein Intervallen-System, welches er der Gesellschaft zur Beurtheilung überschickte, machte bald Anfangs selbiger Viel zu schaffen. Er schrieb mehrere theoretische Werke. Sein letztes Werk, womit er sich noch einen Monath vor seinem Tode beschäfftigte, und welches er im May 1767 in die Hamburgischen Unterhaltungen unter dem Titel: Letzte Beschäfftigung G. Ph. Telemann's, einrücken ließ, ist: eine Klang- und Intervallen-Tafel, nebst derselben Erklärung.

S. Gerber, (welcher die besten Nachrichten dem Hrn. Professor und Director Ebeling verdankt), Th. 2. S. 628.

Teller, Romanus, Doctor und ordentlicher Professor der Gottesgelahrtheit, Canonicus zu Zeiz, Beysitzer des Königl. und Churfürstlichen Consistoriums zu Leipzig und Pastor der dasigen Thomaskirche, geboren am 21. Februar 1703.

Er stammte aus einem alten Geschlechte, aus einer altheologischen Familie her, welche sich um Leipzig verdient gemacht hat. Sein Vater war der würdige Lic. Romanus Teller, Archidiaconus bey der Nicolaikirche; seine Mutter, Susanna Maria, des M. Johann Christian Kromayer's, Conrectors in Weimar, älteste Tochter. Seine Aeltern führten ihn durch ihr tugendhaftes Beyspiel zu einem sittsamen und tugendhaften Leben an, und suchten gleich Anfangs einen guten Grund der wahren Frömmigkeit bey ihm zu legen. Diese Bemühungen übernahm sein Vater selbst. Zu diesem väterlichen Unterrichte kam auch die Unterweisung anderer Hausinformatoren, welche ihn die Anfangsgründe zum Studieren lehrten, unter welchen er besonders die treue Anweisung M. Gottfried Michaelis, Pastors zu Leutzsch, öfters rühmte. Unter dessen Anführung, und mit Vereinigung seines eigenen Fleißes, brachte er es in den Studien so weit, daß er 1719 von dem Hofrath Johann Burchard Mencke, als damahligem Rector, in die Zahl der Studierenden aufgenommen wurde, und den Vorlesungen der akademischen Lehrer mit Ruhm beywohnen konnte. Er bezeigte Anfangs grosse Lust zur Arzneywissenschaft. Bey reifer Ueberlegung aber gieng er freylich von seiner Neigung ab, und widmete sich der Gottesgelahrtheit. Er hörte die Philosophie bey Dr. Georg Philipp Olearius, die Theologie besonders bey Dr. Joh. Cyprian und Dr. Johann Schmidt, die Hebräische Sprache bey M. Johann Christoph Gösgen. Vornehmlich aber machte er sich den damahls so beliebten Unterricht des Dr. Johann Gottlob Pfeiffer's zu Nutzen; wie er denn den 68. Psalm, pro loco in facultate theologica obtinendo, am 16. May 1724 recht männlich vertheidigte. Ehe aber noch dieses geschah, so wurde er im J. 1720 Baccalaureus der Philosophie, und das Jahr darauf erhielt er die Magisterwürde, da er wenig Wochen hernach, nämlich am 7. März, seinen geliebten Vater verlor. Ungeachtet ihm dieser Todesfall sehr nahe gieng, so fehlte es doch nicht viel, daß er

seinen Muth sinken ließ, daß er vielmehr auf das Eifrigste fortfuhr, sich zu den wichtigsten Aemtern vorzubereiten, zu welchen ihn die göttliche Vorsehung ausersehen hatte. Er habilitirte sich noch in eben demselben Jahre am 9. July durch die Schrift de praejudiciis, quatenus ex aliorum ignorantia oriuntur. Das folgende Jahr, am 16. September 1722, bestieg er auf's Neue den philosophischen Katheder, und vertheidigte seine erstere Dissertation, um eine Stelle in der philosophischen Facultät zu erhalten, in welcher er zeigte, ad naturam mortis requiri mentis a corpore διαζασιν non solum διαλυσιν, bey Gelegenheit der Stelle Apostelgeschichte XX. 10. Im J. 1723 am 8. April wurde er von der theologischen Facultät zum Baccalaureus ernannt, und von dem Magistrat noch in eben dem Jahre zum Katecheten bey der Peterskirche erwählt. Drey Jahre darauf wurde er zum Sonnabendsprediger bey der Thomaskirche ausersehen. Von der Zeit an, als er Baccalaureus der Theologie geworden, machte er sich um die Akademie sehr verdient. Er fieng mit grossem Beyfall homiletische und exegetische Collegien zu lesen an, und setzte sie fleißig fort. Man hörte ihn mit vielem Vergnügen predigen, und sein gründlicher Vortrag erwarb ihm nicht nur die Gunst der Leipziger, sondern auch die Gewogenheit der Fremden. Daher kam es, daß er im J. 1730 nach Merseburg zum Diaconus bey der St. Maximikirche, wider Vermuthen, berufen wurde. Dieses Amt trat er an, und verwaltete es so, daß er nicht nur die Liebe seiner anvertrauten Gemeine und die Gunst angesehener Männer, sondern auch die hohe Gnade des Herzogs Moritz Wilhelm an sich zog.

Er wurde aber nicht lange in Merseburg gelassen. Der Rath in Leipzig berief ihn wieder zurück in seine Vaterstadt zum Predigtamt in der Peterskirche, welches er zu Anfange des 1732. Jahres glücklich antrat. Im J. 1737 wurde er zum Mittagsprediger bey der Thomaskirche berufen, und zwey Jahre darauf ebendaselbst zum Vesperprediger erwählt. Er hatte schon verschiedene Theile der Theologie mit vielem Fleiße und Geschicklichkeit gelesen, und dadurch bewirkt, daß er im J. 1738 zum ausserordentlichen öffentlichen Lehrer in der Theologie ernannt wurde, welches Amt er am 17. July mit einer Rede antrat, zu welcher er mit einem Programm de Philosophismo exegetico, einlud. Am 27. August des folgenden Jahres erhielt er die Würde eines Licentiaten in der Gottesgelahrtheit, wobey er die Dissertation de constantia fidei, confessores decente, vertheidigte. Einige Zeit vorher bekam er den Ruf nach Hamburg als Pastor an die Nicolaikirche, welchen er aber ausschlug *).

*) In dem Akademischen Programm, welches bey seinem Leichenbegängniß herauskam, und in den Leipz. gel. Zeitungen 750. S. 702. wurde gemeldet, er sey an die Johanniskirche in Hamburg berufen worden und die Abgesandten von Hamburg hätten um ihn in Dresden vergebliche Ansuchung gethan. Es wurde aber dieser Nachricht von Hamburg aus widersprochen. S. Leipz. gel. Zeit. 1750. S. 779. fs.

Das Jahr darauf 1740 wurde ihm das Amt eines ordentlichen Lehrers der Theologie, welches durch den Tod des oben erwähnten Dr. Pfeiffer ledig geworden war, aufgetragen. Damit er aber diesem Amte desto bequemer vorstehen könnte, und nicht durch so viele Amtsverrichtungen überhäuft werden möchte, so erhielt er zu eben der Zeit von dem Rathe, daß er von Neuem in die Peterskirche versetzt, und M. Ram, als Prediger daselbst, zum Diaconus bey der Thomaskirche ernannt wurde. Im J. 1741 am 9. Februar erhielt er mit Ruhm die Doctorwürde, und vertheidigte am 14. d. M. seine Inauguraldissertation de inaequalitate peccatorum, wodurch er eine Stelle in der theologischen Facultät erhielt.

Hierauf verwaltete er nicht nur zweymahl das Amt eines Decans, sondern war auch etliche Mahl Procanzler, Promotor und Compromotor. Nach dem Tode des Dr. Klausing 1745 erlangte er die dritte Profession, wurde auch zum Canonicus in Zeiz ernannt, und vorher, in eben dem Jahre nach Absterben Dr. Gaudlitz's, vom Magistrat zu dem wichtigen Amte des Pastors bey der Thomaskirche berufen, wie er denn auch nach drey Jahren 1748 die Würde als Assessor im Consistorium durch besondere Königliche Gnade erlangte. In eben dem Jahre sah er einen neuen Beweis der Königlichen Huld, indem er mit zu den Königlichen Abgeordneten ausersehen wurde, welche nach Herrnhut reisen und der dasigen Einwohner Lehre und Leben untersuchen sollten.

Er verheyrathete sich 1732 am 27. Februar, nachdem er von Merseburg wieder zurückgekommen war, mit Wilhelminen Sophien, des berühmten Theologen in Leipzig, Dr. Friedr. Wilhelm Schütz's, andern Tochter, und ward ein Vater von zwölf Kindern. Romanus Teller war ein zu seiner Zeit sehr geschickter und verdienter Leipziger Theolog, und lebt noch in seinem verdienstvollen Sohne Wilhelm Abraham Teller.

Er starb am 5. April 1750 an einer auszehrenden Krankheit, nachdem er sein Alter nur auf 47 Jahre und 6 Wochen gebracht hatte. So kurz aber seine Lebenstage gewesen, so hat er doch eine beträchtliche Anzahl von Schriften hinterlassen, von welchen die vornehmsten in der Unparteyischen Kirchenhistorie zu finden sind.

Wir führen nur an: Sammlung moralischer Reden, so an heiliger Stätte gehalten worden, Eisleben, 1736. 8. S. Theol. Annalen, Th. 4. S. 562. — Neue Sammlung geistlicher Reden, nach Veranlassung der ordentlichen Evangelien auf alle Sonn- und Festtage, Leipzig 1741. 4. — Die dritte Sammlung geistlicher Reden, zur Erklärung wichtiger Wahrheiten unserer heiligsten Religion, an den Sonn- und Festtagen durch's ganze Jahr an heiliger Stätte gehalten, Leipzig 1744. 4. S. Nachr. von theol. Büchern, Th. 3. S. 770 fg. — Die heil. Schrift des alten und neuen Testaments, nebst einer vollständigen Erklärung derselben, welche aus den auserlesensten Anmerkungen

verschiedener Englischen Schriftsteller zusammengetragen und zuerst in der Französischen Sprache an das Licht gestellt; nunmehr aber in dieser Teutschen Uebersetzung auf's Neue durchgesehen, und mit vielen Anmerkungen und einer Vorrede begleitet worden. — Nach Teller's Rede hat Dr. Titelmair zu Altdorf die Fortsetzung dieses Werks übernommen. — Ausgesuchte Sammlung heiliger Reden, in denen die merkwürdigsten Denksprüche und Sprüchwörter unserer Zeiten bey Gelegenheit der gewöhnlichsten Sonn- und Festtagsevangelien schrift- und vernunftmäßig erklärt und geprüft, auch andere erfreuliche Materien abgehandelt werden, Leipzig 1751. 4. Bey dieser Sammlung, welche erst nach dem Tode des Verfassers gedruckt worden, findet sich auch ein kurzer Lebenslauf desselben. — Hrn. Jacob Plantier Hauptwahrheiten der Religion, aus der Vernunft und Schrift bewiesen, nebst einem kurzen Inbegriff der sittlichen Gesetze, aus dem Französischen übersetzt von einem Ungenannten. Sorgfältig durchgesehen, an vielen Stellen verbessert und vermehrt, wie auch mit einer Vorrede begleitet. Leipzig 1748. 8.

S. Unparteyische Kirchenhistorie, Th. 3. S. 1009 und Albrecht's Sächs. Kirchen- und Predigergeschichte, Bd. 1. S. 323.

Teller, Wilhelm Abraham, Doctor der Theologie, Königlich Preussischer Oberconsistorialrath, Propst, Inspector und Pastor Primarius an der Peterskirche zu Cöln an der Spree, wie auch Commissarius des Berliner Armendirectoriums, Mitglied der Königl. Akademie der Wissenschaften, und Inspector des vereinigten Berlinischen und Cölnischen Gymnasiums, des Vorhergehenden Sohn. Einer der vorzüglichsten neueren Gottesgelehrten, welcher grosse und entscheidende Schritte für die Aufklärung seiner Zeitgenossen in der Religion gethan hat. Was er, mit seltenen Kenntnissen ausgerüstet, zur Verbreitung gereinigter Religionsbegriffe, zur Zerstörung des Unglaubens, des Aberglaubens und der ärgerlichen Sclaverey der Gewissen, zur Veredlung des Systems und zur Aufklärung seines Jahrhunderts überhaupt gewagt und bewirkt hat, das wird auch die Nachwelt in einem dankbaren Andenken behalten. Er ward am 9. Januar 1734 zu Leipzig geboren. Seine christlich tugendhaft gesinnten Aeltern ermangelten nicht, ihm, sobald er des Unterrichts fähig war, Christusreligion, die Quelle ächter Tugend und wahrer Zufriedenheit, sorgfältig einzuflößen, und ihn zu deren Ausübung durch ihr eigenes Beyspiel zu reizen. Dabey genoß er frühzeitig den Unterricht von Hauslehrern, unter welchen er das Meiste dem nachherigen Professor Glöckner zu danken hatte, dessen Verdienste nach seinem Tode aus dem Lobe eines Ernesti, seines ehemahligen Lehrers, am Besten zu erkennen sind. Von den wohlgewählten Lehrern in den nöthigen Kenntnissen und Wissenschaften gut unterrichtet und zu höheren bestens vorbereitet, bezog er im 15. Jahre seines Alters 1749 die Universität zu Leipzig.

So froh für ihn der Ausgang dieses Jahres war, da sein akademisches Leben den Anfang nahm; so traurig war für ihn der Anfang des folgenden, da sein so zärtlich geliebter Vater in eine schwere und, aller angewandten Genesungsmittel ungeachtet, unüberwindliche Krankheit fiel, die sich nicht anders, als mit dem Tode endigte. Wie sehr mußte dieser, einer der allerhärtesten Schläge, auch den muntersten Jüngling demüthigen! Der Segen seines so rechtschaffenen Vaters, welcher seine eigenen Vortheile dem Nutzen Anderer so oft aufgeopfert, hat auf ihm, dem besten Sohne, geruht. Das Andenken väterlicher Rechtschaffenheit, väterlicher Wohlthaten, und was Alles übertrifft, das Andenken eines auf Gott, bey welchem Reichthum und Ehre ewig aufbehalten, festgesetzten Vertrauens, worauf Romanus Teller beständig gehalten, schätzten dessen Söhne mit Recht für das beste Erbgut, das ihnen ihr Vater hinterlassen hatte. Auch hierdurch wurde der Schmerz über des Vaters Leiche gemildert. Auch hierdurch wurden rechtschaffene Männer bewogen, sich der Kinder bestens anzunehmen. Unser Wilhelm Abraham Teller fand besonders bey Hebenstreit, diesem frommen Theologen, der mit reiner Lehre auch ein reines, ein wohlthätiges Leben nicht allein verbunden wissen wollte, sondern auch wirklich selbst verband, ein für ihn recht väterlich gesinntes Herz. Dessen Rath, Wohlthaten und Ansehen bey Andern brachten unsern Teller bald dahin, daß er seine, wegen des Vaters Todes, eine Zeitlang unterbrochenen Studien mit desto grösserem Eifer und Fleiße wieder angriff. In der Weltweisheit und den Humanioren, deren Nutzen sich auf alle andere Wissenschaften verbreitet, brachte er es innerhalb zweyer Jahre bey dem Unterrichte seiner Lehrer, zu welchen sein Vater ihn schon geführt hatte, eines Müller's, Jöcher's, Christ's, Leich's, Ernesti, Gottsched's, so weit, daß er beym Ausgange des J. 1751 in dem 17. Jahre seines Alters mit ganz vorzüglichem Ruhme zu den ersten Lehren in der Weltweisheit gelangte. Hierauf wandte er sich zu seiner Hauptwissenschaft, der Gottesgelahrtheit. So kam er in der Schule des grossen Ernesti gebildet, mit gründlichen philologischen Kenntnissen ausgerüstet, zum Studium der Gottesgelehrsamkeit, und wurde durch Critik und Exegese früh schon zur freymüthigen Forschung angeführt. Um seinen Lauf desto besser zu vollenden, erwählte der begierige Schüler himmlischer Weisheit zu seinem Führer seinen obgedachten Pflegevater Hebenstreit. Aus dessen Munde hörte er die Lehren des Glaubens, die Warnungen vor den Irrthümern darin, und deren Widerlegung. Um ein wahrer und gründlicher Theolog zu werden, verband er mit der Theologie nicht nur Griechische und Römische, sondern auch biblische Philologie; er legte sich daher mit vorzüglichem Fleiße auf die Hebräische, und weil deren genauere Kenntniß sonst nicht wohl möglich, zugleich auch auf andere damit verwandte Morgenländische Sprachen. Seines werthesten Lehrers, des Dr. Hebenstreit, Unterricht, wie in

der Theologie, also auch in den zu derselben nöthigen und nützlichen Sprachen, der Hebräischen, Chaldäischen und Syrischen, machte er sich so zu Nutzen, daß Jene sich nicht enthalten konnte, seinen vorzüglichen Fortgang darin bey aller Gelegenheit zu rühmen. Auf diesen so wohl gelegten Grund bemühte sich unser Teller die übrigen Theile des ganzen Gebäudes der Gottesgelahrtheit nach und nach mit allem Ernste zu bauen. Denling war nächst Hebenstreit sein Lehrer der exegetischen und homiletischen, Börner, der symbolischen, und Wolle der Moraltheologie. Die Hebenstreitischen und Deylingischen Uebungen, wodurch die Zuhörer durch manchfaltige Fragen geprüft, zum Fleiße ermuntert und zum ordentlichen Disputiren unterrichtet wurden, haben unstreitig zu der Fertigkeit, wovon er sowohl in Lateinischer, als Teutscher Sprache, in seinen akademischen Jahren so viel einleuchtende Proben gegeben, Viel beygetragen. In seinem vierten akademischen Jahre, seines Alters dem 19. (im J. 1753) wurde er mit öffentlicher Solennität der freyen Künste Magister.

Bisher hatte sich Teller auf's Predigen noch nicht gelegt, überzeugt, daß, um ein gründlicher Redner zu werden, man vorher müsse gründlich denken gelernt haben, und man nicht ausstreuen könnte, wo man vorher nicht gesammelt hat. Nun erst, da er die homiletischen Kenntnisse erlangt hatte, war es Zeit, mit der Kanzel sich bekannt zu machen. Er glaubte dabey, die erforderliche Beredtsamkeit nicht so sehr aus Regeln, als vielmehr durch eigenes Nachdenken, Uebung, wohlangestellte aufmerksame Lesung guter geistlicher Redner, selbst der Dichter, erlangen zu können; wobey er sich den lehrreichen Unterricht seines so theuer geachteten Lehrers, Dr. Bahrdt's, (des Vaters von dem bekannten Neologen), auf das Angelegentlichste zu Nutzen machte, unter dessen Aufsicht er fast ein ganzes Jahr mit vieler Sorgfalt den Kanzelübungen oblag. Und damit es ihm an fleißiger und öfterer Uebung hierin nicht fehlen möchte, wurde er auf sein Ansuchen zu Ausgange des 1753. Jahres von der theologischen Facultät zu den sonntäglichen Vesperpredigten in der Universitätskirche angenommen. Aus eben der Ursache ließ er sich in die Montägige Predigergesellschaft aufnehmen. Zugleich wurde er auch, damit er selbst Etwas zu schreiben, und in Erklärung der heil. Schrift sich zu üben Gelegenheit haben möchte, ein Glied des Collegii philobiblici. Allein der im folgenden 1754. Jahre erfolgte schleunige und ganz unerwartete Tod seiner so geliebten Mutter machte in der Anlage seiner Studien eine nicht geringe Veränderung. Der Schmerz über den Verlust seiner so sehr um ihn verdienten Mutter setzte ihn ausser Stand, sich mit anderen, als den unmittelbar theologischen Wissenschaften zu beschäfftigen. In Lesung erbaulicher Bücher, welcher er fast ein ganzes Jahr mit beständigem Fleiße oblag, suchte er die Entladung seines Kummers. Zuerst nützte er mehr, als jemahls den Unterricht des ihm besonders verehrungswürdigen Dr. Ernesti, damahligen Rectoris Magnifici,

wodurch ihm der Weg zur wahren Gottesgelehrsamkeit nicht ohne Segen gewiesen wurde. Jetzt gefielen ihm besonders die Schriften der schönen und größten Geister, Gellert's, Cramer's, der Franzosen und Engländer, zur Bildung des Herzens und der Sitten und zur Eroberung der wahren Gottseligkeit. Doch da unsere Seele die Abwechselung der Beschäfftigungen auch in den besten Gegenständen so sehr liebt, war es kein Wunder, daß unser Teller nach und nach an anderen Schriften auch wiederum Geschmack fand. Des Capelli Critica sacra, welche er vorher, weil er davon nur nach Boxtorfii Anticritica geurtheilt, äusserst verabscheuet hatte, wurde ihm ein sehr werthes Buch, ob er gleich einsichtsvoll genug war, nicht Alles darin zu billigen. Dieß bewog ihn, sich mit allen Kunstrichtern über das alte Testament, die er nur auftreiben konnte, besonders aber mit den vorzüglich schätzbaren Michaelischen Schriften dieser Art bekannt zu machen, wodurch er sich bald in den Stand setzte, über die verschiedenen Lesarten des A. T. ein gesundes Urtheil zu fällen. Er bemerkte bey sich zu diesen Wissenschaften einen besondern Hang, und fand sie seiner Denkungsart sehr angemessen, und dieß um desto mehr, da er vorhin schon ein so thätiger Liebhaber der exegetischen Theologie gewesen war. Zu diesem Fleiße wurde er nicht wenig durch Sandel's Wohlthaten und nach dessen Tode noch durch ein ansehnliches Legat ermuntert. Daher er auch 1755 des berühmten Engländers Kennikott Dissertationem super ratione textus Hebraici V. F. in libris editis atque scriptis, zum allgemeinen Gebrauche Lateinisch mit einer Vorrede herausgab. Bey dieser Arbeit aber vergaß er seine Hauptwissenschaft, die Gottesgelahrtheit, keinesweges, vielmehr erhielt er in eben dem Jahre darin das Baccalaureat, nachdem er unter Bahrdt's Vorsitz eine Disputation de studio religionis pace religiosa temperato, wovon er selbst der Verfasser war, rühmlich vertheidigt hatte. Eine seiner ersten Schriften betraf also die Kennikottische Bibelcritik. Sein rastloser Geist trieb ihn zu Behauptungen, die dem bedächtlichen Ernesti bald zu kühn dünkten, und über die er bedenklich den Kopf schüttelte. Allein dem Schüler war es wenigstens um Wahrheit und Licht zu thun, so wie es sich ihm darstellte, und er hat selbst in seiner merkwürdigen Schrift über Ernesti's Verdienste um Theologie und Religion die Verhältnisse freymüthig angegeben, in welchen seine Ueberzeugungen zu denen seines Lehrers gestanden hatten. Damit es nicht das Ansehen haben möchte, als schwöre er auf alle Aussprüche Kennikott's, da er doch Alles nicht billigen konnte, so schrieb er 1757 die Abhandlung de iudicio super variis lectionibus Codicis Hebraei divini recte faciendo, deren letztern Theil besonders dem Kennikott entgegengesetzt war. Es hat zwar dieses Kennikott's Beyfall nicht erhalten; indeß war es unserm Teller genug, das Urtheil eines Ernesti und Michaelis auf seiner Seite zu haben. Aber nicht nur der Anbau dieser dornigen Gegend der heil. Schrift sollte

es seyn, dem sich unser Teller ergab; auch in die angenehmern Felder derselben wollte er sich begeben. Seine 1760 herausgegebene so freundliche und bescheidene, als gelehrte und gründliche Critik über die Cramerische poetische Uebersetzung der Psalmen giebt uns hiervon eine einleuchtende Probe: s. Ernesti's theologische Bibliothek, Bd. 2. St. 5. S. 441. fgg.

Er ertheilte auch den akademischen Bürgern zu Leipzig allen den Unterricht, welchen sie nur immer verlangen konnten, und dieses um desto mehr, da es ihm gleichsam ahnete, der öffentliche Lehrstuhl werde nicht einer der geringsten Posten seyn, welche er dürfte zu bekleiden haben. Es traf auch ein. Nachdem er seit 1755 die Stelle eines Katecheten an der Peterskirche, und seit 1760 die des Sonnabendspredigers an der Nicolaikirche zu Leipzig mit vielem Ruhme vertreten hatte, wurde er von dem Herzoge von Braunschweig-Wolfenbüttel — dieser verlangte von Ernesti einen gelehrten Theologen für seine Universität Helmstädt, und Ernesti empfahl Teller'n — zum Professor der Theologie, Generalsuperintendenten und Hauptpastor am 19. November 1761 berufen: Teller hatte schon 1758 einen Antrag wegen der zweyten Universitätspredigerstelle in Göttingen abgelehnt. Jetzt beschloß er, dem Rufe zu folgen: er vertheidigte zuvor am 21. und 22. December, um, ehe er Leipzig verließ, die höchsten Ehrenstellen in der theologischen Facultät zu erhalten, seine Inauguraldisputation, Topicen scripturae, in welcher gewisse Regeln festgesetzt waren, nach denen die Wahl der Beweisstellen in der Dogmatik geschehen müßte: es sind zwey Disputationen, in welchen Topice sacra bearbeitet wurde, die erste zu Leipzig 1761, die zweyte zu Helmstädt 1762. 4. wiederum aufgelegt; beyde in des Verfassers Opuscul. varii argumenti (p. 73. sq.). Zu der Inauguraldisputation lud der damahlige Procanzler Dr. Stemler durch ein Programm ein super Georg. Calixti consilio de temporum emendatione ab emendatione studiorum Academicorum petenda, der ihn auch an eben dem genannten Tage zum Licentiat der Theologie erklärte; worauf ihm der Decan Dr. Christ. Aug. Crusius die Würde eines Doctors der Theologie ertheilte. Dr. Bahrdt, der mehrmahls gedachte Professor und Superintendent, welcher Einer der Opponenten war, wollte dem Verfasser allerley Ketzereyen zur Last legen, und ließ sich nur auf Ernesti's und Stemler's Zureden bewegen, von seiner Protestation gegen die Promotion abzustehen. Ueber die biblische Topik von unserm Teller ist die beyfällige Recension in Ernesti's theolog. Bibliothek, Bd. 2. S. 934. Bd. 3. S. 767 zu lesen. Zu Helmstädt bildete Teller durch fortgesetztes Forschen in der Exegese und Kirchengeschichte — diese sind und bleiben die Basis der Theologie — sein dogmatisches Lehrgebäude aus, und trat mit einem Lehrbuche des christlichen Glaubens (Helmstädt und Halle 1764. 8.) auf, welches die damahlige theologische Welt in grosse Bewegung setzte, und viele Angriffe und Streitschriften veranlaßte, weil der Verfasser mit mehr

Kühnheit hervortrat, als seine Vorgänger, und nicht nur manche Lehrsätze aus der Dogmatik ganz wegließ, sondern auch manche bisherige Beweise entkräftete, und — wie man ihm Schuld gab — gewisse Lehren, der Bibel sowohl, als dem kirchlichen Lehrbegriff zuwider, vortrug: selbst sein leiblicher Bruder, Hr. Dr. Johann Friedrich Teller, Pastor an der Schloßkirche zu Zeiz, gab das Signal zur Verketzerung, und schrieb seine abgenöthigte Critik (Leipzig 1764. 8. und Etwas zu meiner abgenöthigten Critik (Leipzig 1766. 8.). Allein gerade durch diesen Widerspruch wurde Teller nur noch freymüthiger und kühner, und gab unter andern durch die fortgesetzten Untersuchungen über die Auferstehungslehre ein merkwürdiges Beyspiel der Prüfung nach den Kirchenvätern und früheren Glaubensbegriffen. Vermehrte er dadurch auf der einen Seite die Zahl seiner Gegner, so fanden sich auf der andern nicht Wenige, die seinen Forschungen ihren Beyfall schenkten, und der im J. 1764 erfolgte Ruf an Baumgarten's Stelle nach Halle mit dem Character eines Magdeburgischen Consistorialraths und einem Gehalte von 1000 Thlrn. war ein lautes Zeugniß von der Achtung, in welcher er schon damahls stand. Allein er beschloß, in Helmstädt zu bleiben, bis er im J. 1767 dem Rufe nach Berlin folgte, als Oberconsistorialrath, Propst zu Cöln, und Pastor Primarius an der Peterskirche. Dem alt- und rechtgläubigen Herzoge von Braunschweig war allmählich vor dem kühnen Neuerer bange geworden, und darum entließ er ihn eben nicht ungern.

Erst in Berlin konnte Teller vollenden, was er in Helmstädt angefangen hatte. Sein Wörterbuch des neuen Testaments, zur Erklärung der christlichen Lehre, welches Berlin 1772 zum 1. und 1792. 8. zum 5. Mahle gedruckt wurde, fand auf der einen Seite eben so lauten Tadel, als auf der andern Beyfall, hatte aber gewiß auf die liberalere Behandlung der Glaubenslehren und des gesammten theologischen Studiums einen ungemein wohlthätigen Einfluß: die Vorrede zur neuen Ausgabe seines Wörterbuchs ist ein Meisterstück. Auch um die Verbesserung des Kanzelvortrags hat Teller unbestrittene Verdienste. Ein Kanzelredner war er freylich nicht, und sein mündlicher Vortrag hatte mit einigen schwer zu besiegenden Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber seine gedruckten Predigten, deren Zahl nicht klein ist, sind Muster von Klarheit, rein von allem Wortgepränge, faßlich für den einfältigen Christen, und doch präcis und nachdrücklich. Alles, was er vorträgt, ist mit Ueberlegung und philosophischer Genauigkeit durchdacht, und kurz und ungezwungen gesagt; aber selbst diese Kürze ist ungezwungen und populär. Ungern vermißt man zuweilen die belebende Wärme und einen hinreissenden Ausdruck. Wenn aber auch sein Vortrag im Ganzen nicht musterhaft ist, so hat er doch in mehr als Einer Hinsicht Verdienste um unsere Muttersprache, die er auch critisch studiert hatte. Seine Schriften über Luther's Lieder und Bibelübersetzung dringen tief in den Geist unserer Sprache ein.

Als der grosse Königlich Preussische Staatsminister Graf von Herzberg für die Teutsche Sprache eine eigene Classe in der Berliner Akademie der Wissenschaften stiftete, trat auch Teller hinzu, und seine Vorlesung über die Teutschen Synonymen befindet sich im 1. Theile dieser Societätsschriften.

Im treuen Bunde mit Spalding, Diterich, Büsching und den übrigen Mitgliedern des Berlinischen Oberconsistoriums beförderte Teller mit einem nicht zu ermüdenden Eifer alles Gute, kämpfte mit Muth und Klugheit gegen alte Vorurtheile, und errang manchen glänzenden Sieg. Diese Beharrlichkeit bewies er auch da, als das Religionsedict erschien und die Wöllnerische Partey dominirte. Wo Manche zagten und zurücktraten, blieb er allein unerschrocken, und selbst der Absetzung gewärtig gab er den merkwürdigen Anhang zu seinem Valentinian heraus, und wich dem schwärmerischen oder selbstsüchtigen Verfinsterer selbst da nicht, als das berüchtigte Examinationsschema mit Gewalt durchgesetzt werden sollte. Er gab in dieser Zeit die Religion der Vollkommnern heraus, setzte sein nutzbares Predigermagazin fort, und bewies durch jeden seiner Schritte, daß er ohne alle persönliche Rücksichten nur das, was ihm das Beste dünkte, im Auge hatte. Dieß feste und selbstständige Betragen erwarb ihm die Achtung aller Redlichen, selbst solcher, die in ihren Ueberzeugungen sonst sehr von ihm abwichen.

Der schöne Zeitpunct, wo Friedrich Wilhelm III. auf's Neue die lichtvolle Bahn seines Großoheims betrat, mußte nothwendig für den ehrwürdigen Teller eine sehr frohe Erscheinung seyn. Nur erregte sein körperlicher Zustand immer mehr Besorgnisse. Gern schöpfte er auf seinem vaterländischen Boden, in dem romantischen Tharand bey Dresden, mehrere Jahre hinter einander Erfrischung für seine Lebensgeister, und hatte er bey einer Aufforderung, die ihm bald der eifernde de Luc, bald das Berlinische Judenthum, bald die zu schnell versuchte Bauernaufklärung darbot, die wohlgespitzte Feder in der Hand, oder belebte er den Kreis seiner Freunde dnrch Scherz und muntere Gespräche, so war bis wenig Monathe vor seinem Tode keine Aenderung an ihm zu bemerken. Schnell sank endlich die baufällige Hütte. Bey fühlbar zunehmender Schwäche hatte man ihm, wenige Wochen vor seinem Tode, schon einem Nachfolger bestimmt, und so gelassen und klug er auch diese Maßregel ertrug, so tief schien doch sein Zartgefühl diesen Mangel an Schonung zu empfinden. Schon hatte er sich zum Besuch einer Sitzung im Oberconsistorium angekleidet, als ihm die Füße den Dienst versagten, und ihn das Bett zu hüten nöthigten. Er müsse reisen! Dieß waren seine letzten kräftigen Aeusserungen, wobey er mit ungewöhnlicher Anstrengung sich noch einmahl ermannte, das Krankenlager verließ, und todt auf die Schulter seiner sorgsamen und edlen Gattin niedersank. Der Tag, da dieß geschah, war der 9. December 1804.

Mit Teller'n ist ein Schatz vielfach erprobter und gereifter Gelehrsamkeit, die sich nicht bloß auf sein Amtsfach einschränkte, grosse Welt- und Menschenkenntniß, die er trefflich mit der Erfüllung seiner Amtspflicht zu verbinden wußte, und manchfaltige Erfahrungen in den obern und untern Ständen aus der Welt gegangen. Aber so groß auch seine Gelehrsamkeit, und so manchfaltig seine Geistesbildung war, so hell leuchtete doch neben ihnen die Biederkeit seines Characters, sein tiefes Gefühl für Freundschaft, seine anspruchlose Bescheidenheit hervor. Selbst bey heftigen und leidenschaftlichen Aeusserungen war seine edle Absicht nie zu verkennen. Er starb im Genusse des unbedingten Vertrauens seiner Obern, der herzlichsten Liebe seiner Freunde, in der Achtung und Zuneigung aller guten Menschen.

Sein Bildniß von Chodowiecki steht vor dem 28. Bd. der allgemeinen Teutschen Bibliothek 1775. sein Schattenriß aber vor dem 2. Quartalband der Rintelschen theologischen Annalen 1791.

Sein Leben beschrieben in Beyer's allgemeinem Magazin für Prediger, Bd. 1. St. 3. S. 115. vor welchem auch sein Bildniß in Kupfer gestochen ist; vergl. dazu (Eck's) Leipz. gelehrtes Tagebuch J. 1804. S. 112. Albrecht's Sächsische Kirchen- und Predigergeschichte, Bd. 1. S. 254.

Sein ansehnliches Schriftenverzeichniß giebt das gelehrte Teutschland. Von mehreren ist das Nöthige im Artikel selbst gesagt worden. Wir fügen zu den bereits angezeigten noch einige hinzu, welche mit jenen die vornehmsten sind. Lehrbuch des christlichen Glaubens, Helmstädt und Halle 1764. 8. — Wörterbuch des neuen Testaments, zur Erklärung der christlichen Lehre, Berlin 1772. 8. 2te Auflage (mit Zusätzen, die auch besonders gedruckt sind), Ebendas. 1773. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1773. S. 276 fg. vergl. Schreiben hierüber J. 1773. S. 428. fg. 3te durchaus verbesserte und verm. Ausg. Ebendas. 1780. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1780. S. 936 fg. (u. J. 1778. S. 719 fg.): vergl. mit dem Werk: Zur Beförderung des nützlichen Gebrauchs des W. A. Tellerischen Wörterbuchs (von G. H. Lang) Ansbach 1778—85. 8. 4 Theile. 5te von Neuem durchgesehene Ausgabe, Ebendas. 1792. gr. 8. — Predigten von der häuslichen Frömmigkeit und dem gottesdienstlichen Gesange, Berlin 1772. 3. 3te mit einigen Predigten vermehrte Ausgabe, Ebendas. 1791. 8. — Antithesen und Erläuterungen zu Harwood's 4 Abhandlungen, Berlin 1774. 8. — *Ioh. Adolph. Turretini de sacra scripturae interpretatione tractatus bipartitus, restitutus varieque auctus, Francof. ad Viadrum 1776. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1777. S. 306—121. — Valentinian der Erste, oder geheime Unterredungen eines Monarchen mit seinem Thronfolger über die Religionsfreyheit der Unterthanen, nebst einem Anhange für alle tolerantdenkende Lehrer des geistlichen Rechts, Brandenburg 1777. 6. Erst in der 2. mit einem Anhange sehr vermehrten Ausgabe, Berlin 1791. 8. hat er sich genannt. — Opuscula varii

argumenti, Francof. ad Viadr. 1780. 8. S. Götting. gelehrte Anzeigen J. 1780. S. 417 — 420. — Kurze wahrhafte Geschichte der ältesten Teutschen Kirchengesänge, besonders Dr. Martin Luther's, Berlin 1781. 8. — Predigten und Reden bey besonderen Veranlassungen gehalten, nebst einigen sogenannten Homilien, 2 Theile, Ebendaselbst 1787. gr. 8. — Cajus Sallustius Crispus. Accedunt recensio versionis Hispanicae novissimae, examen et interpretatio locorum variorum, latinitatis Sallustii index absolutus, Berol. 1790. 8 maj. — Die Religion der Vollkommnern als Beylage zum Wörterbuche über das neue Testament, und Beytrag zur reinen Philosophie des Christenthums, Berlin 1792. 8. Wozu der Verfasser in seinem Wörterbuche durch eine freymüthige Darstellung reiner exegetischer Resultate des N. T. vorbereitete, nämlich auf eine nähere Entwickelung und Auseinandersetzung der Grundsätze des höhern und reinern Christenthums, das hat er hier in den Untersuchungen über die Religion der Vollkommnern selbst ausgeführt. Er hat die Materialien, welche in einzelnen Erklärungen seines Wörterbuchs, als in eben so viel Keimen, zerstreut liegen, selbst in ein Ganzes geordnet, und den Grundriß zu dem Gebäude der Religion der Vollkommnern geliefert. — Neues Magazin für Prediger. Mit einer Vorrede über den Plan und Zweck desselben und mit dem Portrait des Hrn. O. C. R. Spalding, Bd. 1. — Bd. 10. Züllichau und Freystadt 1792 — 1802. (in Gesellschaft eines Reinhard's und anderer berühmter Gelehrten). Der Hauptzweck ist, über wichtige Gegenstände der Religion und christlichen Tugendlehren mehr Licht und Aufklärung zu verbreiten, und die Erkenntniß und Ausübung derselben auf die möglichstbeste Art zu erleichtern, welcher durch den innern Gehalt sehr glücklich erreicht wird. Die zweckmäßigste und genaueste Einrichtung, Auswahl, Ordnung und Reichthum der Materien, treffendsten und bündigsten Darstellungen und Entwickelungen wichtiger Gegenstände, die in alle Zweige der einem Religionslehrer unentbehrlichen Erkenntniß einschlagen, die manchfaltigsten Sachkenntnisse, womit er sich hier vertraut machen und sein bereits erlangtes Wissen bereichern und verbessern kann, zeichnen das Magazin auf die vortheilhafteste Weise aus. Das Magazin trat an die Stelle des seit mehrern Jahren in der Frommannischen Buchhandlung zu Züllichau herausgekommenen Magazins für Prediger, welches Dr. Bahrdt bis zum 5. Theil besorgt hat, und welches im J. 1792 mit dem 12. Bande geschlossen worden ist. — Er besorgte auch die 4. Ausgabe von Bahrdt's Moral für alle Stände, und versah sie mit einer Vorrede, mit Verbesserungen und Zusätzen, 2 Bände, Berlin 1797 — 1798. gr. 8.

S. nächst dem neuen gel. Europa, Th. 19. S. 615. die zu Ende des Artikels angezeigten Quellen, u. vergl. Jac. Elias Troschel's Gedächtnißpredigt auf Hrn. W. A. Teller — nebst des Wohlsel. litterarischen Biographie aus dessen handschriftlichen Nachrichten, und dessen Bildniß von D. Chodowiecki (Ber-

lin 1805. gr. 8.) Baur's Characterzeichnungen intereſſanter Menſchen aus der neuen Geſchichte, Th. 1. S. 418. u. Meuſel's gel. Teutſchl. Bd. 8. S. 14. u. Bd. 10. S. 736. Bd. 11. S. 717.

Tellier, Michael le, Ehrenmitglied der Akademie der Aufſchriften und ſchönen Wiſſenſchaften, Beichtvater Ludwig's XIV. war zu Vire in der Niedernormandie am 16. December 1643 geboren. Er trat in den Jeſuiterorden, und that ſich in allen Claſſen hervor. Nach Verlauf ſeiner beyden Probejahre, mußte er nach dem Gebrauche ſeines Ordens einige Zeitlang in Schulen die Humaniores lehren, und er verſah dieſes Amt mit dem glücklichen Erfolge, welchen man ſich von ſeinen ſeltenen Eigenſchaften verſprechen konnte. Als man ihn nachgehends zur Theologie anhielt, ſo brachte er es in derſelben ſehr hoch, und legte ſich deſto eifriger auf dieſelbe, da er die glücklichſten Eigenſchaften beſaß, um groß in ihr bey ſeinen Glaubensgenoſſen zu werden. Als er mit Erlernung der Theologie zu Ende gekommen war, wurde er die Philoſophie zu lehren beſtimmt, und verſah dieſe neue Bedienung mit erwünſchtem Fortgange. Was aber den Umfang ſeiner Kenntniſſe am Meiſten beweiſt, iſt, daß, nachdem er in allen den Bedienungen Ehre eingelegt hatte, in welchen er bisher gebraucht worden war, ſeine Vorgeſetzten, die ſeine vortrefflichen Talente kannten, der Meynung waren, er ſollte ſich ganz allein den ſchönen Wiſſenſchaften widmen, und ihm zum Anfange eine Ausgabe des Curtius, zum Gebrauch des Dauphins, auftrugen. Dieſe lieferte er auch zu Paris im J. 1678. 4. und ſie diente dazu, ſeine Oberen in dem groſſen Begriffe, welchen ſie ſich von ſeiner beſondern Fähigkeit zur Litteratur gemacht hatten, zu beſtärken. Das bewog ſie, ihn nebſt einigen anderen Jeſuiten, die ſich durch ähnliche Arbeiten hervorgethan hatten, zu wählen. Als ſie zu Paris in dem Collegium Ludwig's des Groſſen eine Geſellſchaft von berühmten Gelehrten aufzurichten Willens waren, welche den größten Männern, dergleichen Sirmond und Petau waren, nachfolgen ſollten. Aber der P. le Tellier ward von ſeinem Eifer für die Religion angetrieben, eine andere Art von gelehrten Arbeiten zu wählen.

Nachdem er über verſchiedene Klöſter ſeines Ordens die Aufſicht gehabt, in denſelben das Amt eines Reviſors verwaltet hatte, und alsdann über ſeine ganze Provinz geſetzt worden war, ward er endlich zum Beichtvater des Königs, an die Stelle des P. le Chaiſe, ernannt. Nach dem Tode Ludwig's XIV. wurde er nach Amiens, und ferner nach le Fleche geſchickt, wo er am 2. September 1719 ſtarb, da er 76 Jahre alt war. Die Akademie der Wiſſenſchaften hatte ihn in eben dieſem Jahre zum Mitgliede ernannt, in welchem er Königl. Beichtvater geworden war.

Hier das (überſetzte) Verzeichniß ſeiner Schriften, wie es de Boze im 2. Bande ſeiner Geſchichte der Akademie der Ueberſchriften gegeben hat:

Beantwortung der vornehmsten Gründe, die in der neuen Vertheidigung des neuen Testaments von Mons gebraucht worden sind, Rouen 1672. 8. — Wichtige und nothwendige Erinnerungen für diejenigen, welche Französische Uebersetzungen der heil. Schrift, vornehmlich aber die zu Mons gedruckte Uebersetzung des neuen Testaments lesen, Lyon 1675. 8. — Quintus Curtius in usum Delphini, Parisiis 1678. zu London 1705. 8. nachgedruckt. — Anmerkungen über die neue Vertheidigung der zu Mons gedruckten Französischen Uebersetzung des neuen Testaments, Rouen 1684. 8. — Vertheidigung der Neubekehrten und Missionarien in China, Japan und Indien, gegen zwey Briefe, welche die Aufschrift führen: Die practische Sittenlehre der Jesuiten und der Geist des Hrn. Arnauld, Paris 1687. 12. Eben dieselbe, 2. Ausgabe, nebst einer Antwort auf einige Klagen über diese Vertheidigung, und eine Zugabe über die Prophezeihung des heil. Hildegard, Paris 1688. 12. — Schreiben an den Abt Brisacier über seine Widerrufung der Genehmhaltung, die er dem Buche: Vertheidigung der Neubekehrten, vorher gegeben hatte, 1699. 12. — Vertheidigung der Neubekehrten und Missionarien ꝛc. Zweyter Theil. — Betrachtungen über die Schmähschrift, welche den Titel führt: Die wahren Meynungen der Jesuiten, die philosophische Sünde betreffend, 1691. 12. — Erinnerung an den Hrn. Arnauld über die zur Beurtheilung seiner Irrthümer, die vor Kurzem in Rom verdammt worden sind, 1661. 12. — Ein Brief zur Antwort auf die Anmerkungen über den Brief des Jesuiten P. de Vaudripont, 1693. 12. — Historische Sammlungen der Bullen, Constitutionen, Breven, Decretalien, und anderer Urkunden, die Irrthümer dieser beyden Jahrhunderte seit der Kirchenversammlung zu Trient, sowohl in den Wahrheiten des Glaubens, als der Sittenlehre betreffend, 1697 u. 1710. 8. — Vertheidigung der Verordnung des Bischofs von Arras unter dem 30. December 1677. Cöln (Paris) 1698. 16. — Der ketzerische P. Quesnel in seinen Anmerkungen über das neue Testament, 1705. 12. — Verschiedene Homilien vom Papste Clemens XI, die Französisch übersetzt und in verschiedenen Bänden der Memoires oder Journaux des Savans eingerückt sind. — Der P. le Tellier hat mit dem gelehrten Peter Bernier gemeinschaftlich das Seinige zu der Uebersetzung des N. Testaments beygetragen, die der P. Bouhours verfertigt hat, und die in 2 Bänden in 12. 1697 u. 1703 in Paris gedruckt worden ist. — Man hatte ihn auch ausersehen, die Dogmatik des P. Petau fortzusetzen; er machte sich an den Artikel von der Buße, und brachte ihn auch zu Stande.

S. Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. (Th. I.) S. 181.

Tellier, Robert Franz le, ward zu Andeley, einem Städtchen im Kirchensprengel von Rouen, im Monath Januar 1669 geboren. Seine Aeltern, die eines von den guten Geschlechtern des Orts waren, die aber noch mehr achtungswerth sind wegen

ihrer Tugenden und Frömmigkeit, zogen ihn in der Gottesfurcht und zu einem unsträflichen Wandel auf. Um seine glücklichen Fähigkeiten zum Studieren ja nicht verröden zu lassen, verschafften sie ihm Lehrer, unter welchen er in Kenntnissen und Wissenschaften sehr zunahm. Kaum hatte er angefangen, die Welt zu kennen, so faßte er schon den Vorsatz, sie wieder zu verlassen, um sich einzig Gott in der Congregation von St. Maur zu widmen. Er hielt sein Probejahr in der Abtey Lyre, wo er am 12. September 1688 im 19. Jahre seines Alters seine Gelübde that.

Nachdem er seine Philosophie und Theologie rühmlich studiert hatte, so wurde ihm aufgetragen, beyde Wissenschaften in der Abtey zu St. Stephan in Caen zu lehren, wo er in diesem wichtigen Amte die Stelle des berühmten Paters Massuet ersetzte. Le Cellier rechtfertigte die Wahl völlig, die man mit ihm getroffen hatte, um den Nachfolger dieses gelehrten Theologen abzugeben. Von Caen gieng le Cellier in die Abtey St. Benignus nach Dijon, und nachher in die zu St. Remi zu Rheims, um die Theologie zu lehren, und allenthalben behauptete er den Ruhm, welchen er sich auf der Universität zu Caen erworben hatte. Er ließ es dabey nicht bewenden, daß er seine Schüler in der Classe unterwies; er leitete sie auch zur Tugend und zur Regelmäßigkeit durch sein Beyspiel und durch seine Ermahnungen. Da seine Gesundheitsumstände nicht mehr gestatteten, die von dem Amte eines Lehrers unzertrennlichen Abmattungen auszustehen, so verlangte er, daß ihm solches abgenommen würde, und kam nach der Normandie zurück. Der Pater General bot ihm die Superiorstelle an, die er aber standhaft ausschlug.

Da er also mehr Herr über sich geworden war, als seit der Zeit seines Eintritts in's Kloster, so machte er sich einen Entwurf zu seinem Verhalten, den er bis an sein Ende genau beobachtet hat. Alle seine Zeit war abgetheilt zum Beten, zum Studieren, und zu den zu beobachtenden Pflichten. Seine eigene Heiligung schien seine einzige Absicht zu seyn, welches ihn jedoch nicht hinderte, sich eifrig um das zu bemühen, was zur Heiligung des Nächsten Etwas beytragen konnte. Da man ihn als einen Ordensmann kannte, der voll von Einsicht und von einer solchen Liebe war, die allezeit bereitwillig ist, sich mitzutheilen, so wendete man sich von allen Seiten her an ihn, man fragte ihn in Gewissensfällen um Rath, Priester, Ordensleute, Layen, Keinem entzog er sich, und deren sind Wenige, die nicht eine erwünschte Antwort erhalten hätten. Da er den Umfang der Verbindlichkeiten eines wahren Benedictiners vollkommen kannte, so hatte er sich durch seine Genauigkeit in Erfüllung derselben beliebt gemacht. Man hat noch einige Schriften von ihm hiervon, welche so lange Denkmähler seines Eifers in Beybehaltung der Klosterzucht in der Congregation in ihrer ganzen Strenge abgeben werden, so lange als sie vorhanden sind. Deßwegen schrieb er an die Obern, die auf den Landtagen und Generalkapiteln versammelt waren, um ihnen vorzustellen, daß

sie es von Gott auferlegt bekommen hätten, über die Aufrechthaltung der Zucht zu wachen, und die geringsten Mißbräuche abzuschaffen, die auf die Unterlassung einer Verbesserung, die ein Werk Gottes sey, abzielten.

Die schlechte Gesundheit des le Tellier nöthigte ihn, in der Abtey St. Stephan zu Caen seinen Aufenthalt zu nehmen, in der Hoffnung, die Veränderung der Luft werde zu seiner Wiederherstellung das Ihrige beytragen, aber zu Ende einiger Monathe starb er daselbst am 4. Januar 1743, nach einer kurzen Krankheit, während welcher er die letzten Sacramente empfieng, bey völligem vollkommenen Verstande. Der Schwächlichkeit seiner Natur unerachtet, hat er 74 Jahre gelebt, ohne fast jemahls eine Erleichterung zu gebrauchen, als in den Umständen, wenn er sich genöthigt sah, seine Zuflucht zu Arzneyen zu nehmen. Mit einer gründlichen Kenntniß der Theologie verband er eine Menge von schönen Kenntnissen, die fähig sind, den Geist zu schmücken; er war sehr belesen in den Kirchenvätern; er verstand die heil. Schrift nach seinem Glauben sehr wohl. Man erkannte an ihm einen eindringenden und ordentlichdenkenden Verstand, nebst einer gründlichen Beurtheilungskraft, die ihm dazu diente, daß er die Wahrheit einsah. Er war eben sowohl achtungswürdig wegen der Reinheit seiner Sitten, wegen seiner Liebe zur Wahrheit, und wegen einer aufgeklärten und beständigen Frömmigkeit, die mit einer grossen Redlichkeit verbunden war.

Dessen Schriften:

Le Tellier gab im J. 1702 eine berühmte Streitschrift von der Kirche heraus, und ließ in Gegenwart der ganzen Universität zu Caen darüber einen gelehrten Wettstreit halten. Sie hat folgende Ueberschrift: Dissertatio de ecclesia, und es ist dieß mehr ein Buch, als eine Disputation. Sie enthält 52 Seiten in 4. Sie ist in 2 Theile getheilt; in dem 1. handelt er von der Erwählung der Kirche von Anbeginn der Welt; der Inhalt des 2. Theils ist die Stiftung der Kirche in der Zeit. Diese von den Gelehrten bewunderte Schrift wurde sehr gesucht, und brachte ihm viel Ehre. Vor ihm hatte kein öffentlicher Lehrer der Theologie auf der Universität zu Caen die Glaubenslehren von der Gnadenwahl und von der an ihr selbst kräftigen Gnade öffentlich behauptet. — Unter den Dissertationen des le Tellier, die man in der Handschrift aufgehoben hat, befindet sich eine von der Buße der Niniviten, nämlich ob sie bloß eine äusserliche oder auch zugleich eine innerliche gewesen sey. Der Meynung des Estius zuwider erklärt er sich für die erste Art, und gründet sie auf Beweisthümer, wider die man, wie uns dünkt, Nichts einwenden kann. — Le Tellier und le Cerf wohnten beysammen in der Abtey St. Vandrille; man verehrt daselbst das Andenken von 33 Heiligen, die entweder Ordensleute oder Aebte dieses berühmten Klosters gewesen sind. Ihre Bildnisse sind in dem Chor herum abgemahlt, nebst den Eigenschaften der Heiligkeit. Le Cerf ließ sich's einfallen, dieselben

einigen streitig zu machen, weil ihre Namen sich in keinem Märtyrerverzeichniß befänden; weil man von ihrer umständlichen Lebensbeschreibung fast Nichts wisse; weil man nicht einsähe, auf wessen Befehl ihre Festtage eingesetzt worden, noch wenn sie den Anfang genommen; daraus er schloß, ihre Verehrung wäre ein Mißbrauch, und müsse folglich abgeschafft werden. Le Tellier hingegen unternahm ihre Vertheidigung, und schrieb hierüber etliche sehr gelehrte Abhandlungen, um diejenige Verehrung zu rechtfertigen, die man ihnen erwies. Er bestritt darin mit solchen starken und bündigen Gründen alle Beweisthümer, die le Cerf beygebracht hatte zur Unterstützung seiner Meynung, daß diejenigen, die sich anfänglich für dessen Meynung hatten einnehmen lassen, sich nicht enthalten konnten, die Meynung des le Tellier anzunehmen und ihr zu folgen. Inzwischen wurde die Sache an's Generalkapitel gebracht, und nach dem Bericht des Raffelin, eines gelehrten Theologen, der Ausspruch gethan, daß man das Fest der bestrittenen Heiligen fernerhin feyern solle. Alle Schriften des le Tellier hierüber sind sehr gut geschrieben. Sie machen einen kleinen Band in 4. aus, den man in der Abtey St. Vandrille als einen Schatz aufhebt. — Man hat eine Schrift von le Tellier von den weltlichen Pfründen, und dieses gab Gelegenheit von dieser Sache zu handeln. Der Abt von St. Simon, bey dem er in Hochachtung stand, behauptete in einem Gespräche, er glaube, Einer, der ein Kirchenamt habe, sey wirklich Herr über das ganze Einkommen seiner Pfründe, und sey eben so wenig gehalten, vermöge der Gerechtigkeit den Armen das Ueberflüssige zu geben, als ein bloßer Laye. Le Tellier bestritt diesen falschen Grundsatz, und schrieb nach seiner Art nachdrücklich, um seinen Abt von seiner unrichtigen Meynung abzubringen. Sein Werk ist in Fragen und Antworten eingerichtet. Es sind da keine bittern Betrachtungen angebracht. Wie er sich nicht gegen die weltlichen Pfründen setzt, so verschweigt er auch die Verbindlichkeiten derer nicht, die sie besitzen, was nämlich den Gebrauch der Einkünfte, die sie davon ziehen, betrifft. Er zeigt ihnen hauptsächlich, wie unbillig es ihrer Seits sey, ihren Ordensleuten Processe zu erregen, welche sich bestreben, ihnen einen Theil von dem Wenigen, was ihnen übrig bleibt, zu entziehen. Alle Ausdrücke, deren er sich bedient, ob sie schon stark und eindringend sind, sind doch gleichwohl sehr gemäßigt, und lassen Nichts, als Liebe spüren, die der Verfasser reichlich besaß. — Man hat von ihm eine lange Abhandlung von dem Grundsatz der Moraltheologie: wer die Ursache will, will auch den Erfolg, nämlich wofern er in seiner Allgemeinheit verstanden werden soll ohne einige Ausnahme, oder wenn keiner von diesen Fällen gefunden wird, in welchen es erlaubt ist, denselben einzuschränken wegen einer rechtmäßigen Nothwendigkeit, oder um eines ehrlichen Nutzens willen. Eine Person von einem vorzüglichen Verdienst hielt es mit der ersten Meynung, und nannte die andere eine ärgerliche

Nachlässigkeit. Le Tellier versuchte es, ihr die irrige Meynung zu benehmen; seine ersten Beweisgründe überredeten sie nicht. Anfänglich setzte sie denselben solche entgegen, welche überzeugend schienen. Le Tellier antwortete abermahls darauf, und entschloß sich endlich, einige Lehrer der Sorbonne um Rath zu fragen, welche den Ausspruch seiner Meynung gemäß thaten. Vermöge dieser Entscheidung vereinigten sich beyde Theile, und also wurde dieser theologische Streit geendigt. — Kaum aber war le Tellier heraus, so fand er sich schon wieder in einen andern verwickelt, welcher mehr Folgen hatte und Aufsehen erregte. Er betrifft die Duldung. Da le Tellier sich einstmahls mit einigen Theologen unterhielt, so kam das Gespräch unvermerkt darauf, wie es zu Rom wegen der öffentlichen Huren gehalten wird. Er war der Einzige, welcher dafür hielt, es könnte an gewissen Orten eine rechtmäßige Nothwendigkeit sich befinden, sie zu dulden. Und da man sich nachdrücklich seiner Meynung entgegensetzte, so verfertigte er eine starke Schrift, um dasjenige zu unterstützen, was er behauptet hatte. Ein alter Professor gab eine sehr hitzige Abhandlung gegen die Duldung heraus, davon hier die Rede ist. Le Tellier antwortete hierauf in einer neuen Schrift, die viel weitläuftiger war, als die erste. Da sie jedoch keinen grossen Eindruck machte, so nahm der Verfasser seine Zuflucht zu einigen Doctoren der Sorbonne, daher er eine günstige Antwort erhielt. Seine Widersprecher, deren sehr viel waren, gaben sich nicht. Er verfertigte neue Schriften, man setzte ihm andere entgegen, welche ohne Antwort geblieben. — Da Franz Lami von einem Obern wegen des Zustandes eines Ordensgeistlichen um Rath gefragt worden war, welcher die Gewohnheit habe, die ordentlichen Klosterübungen vorsätzlicher Weise zu verabsäumen: so ertheilte er eine Antwort darauf, welche in der Sammlung seiner theologischen und moralischen Briefe gedruckt worden ist. Als diese Antwort angegriffen wurde, so übernahm le Tellier die Vertheidigung derselben in weitläuftigen Anmerkungen, welche die Grundsätze, die vom P. Lami angenommen worden, gründlich unterstützten. Er setzte nebst den Beantwortungen sieben Einwürfe dazu, welche dieser gelehrte Ordensgeistliche sich nicht gemacht hatte, weil er nicht vermuthete, daß er Widerspruch finden würde bey Dingen, die ihm offenbar richtig zu seyn schienen. Diese gelehrten Anmerkungen, ob sie schon kurz sind, sind jedoch weitläuftiger, als der Text des Briefes des Franz Lami selber. Man erkennt in diesen Anmerkungen den Geist und die Sprache des heil. Bernhard's, welches derjenige Theologe und der sicherste Gewährsmann ist, dem die Ordensleute folgen können, welche gegen den Umfang ihrer Pflichten nicht fühllos seyn wollen. Dieses treffliche vom le Tellier eigenhändig geschriebene Werk ist vom Pater Boudier, nachherigem Generalsuperior der genannten Congregation, aufbehalten worden. — Unter den Papieren des le Tellier befanden sich einige, welche die Gewohnheit zum Gegenstand haben, die man

lange Zeit beobachtet hat, ohne Unterschied das Abendmahl allen Novizen am Tage ihrer Einkleidung zu ertheilen. Er bestreitet diesen Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch durch sehr triftige Gründe, weil er von dieser Wahrheit überzeugt war, daß die Veränderung des Standes und der Kleidung nicht von sich selbst diejenige Veränderung des Herzens wirke, die schlechterdings zur Aufrichtigkeit der Bekehrung erfordert wird. — Le Tellier hat ferner eine Abhandlung geliefert von dem im Handel und Wandel zu sehr gewöhnlichen Borgen. Er setzt sich darin demjenigen entgegen, was Dierrich de Viaixnes, ein Benedictiner von St. Vanne, von dieser kitzlichen Sache herausgegeben hatte, dessen Schrift damahls so viel Aufsehen machte. — Endlich ist das letzte Werk des le Tellier eine lange Abhandlung, um den vornehmsten Beweisgrund der Protestanten wider die Untrüglichkeit der Kirche umzustoßen. Er nimmt alles dasjenige nochmahls vor, was die Bossuet und Nicole hierüber Nachdrückliches vorgebracht haben, führt es weiter aus, und unterstützt es mit neuen Beweisen, die diesen berühmten Schriftstellern nicht beygefallen waren, für welche er eine ungemeine Ehrerbietung hegte. Man kann dieses Werk nicht lesen ohne zu bedauern, daß er die letzte Hand nicht daran hat legen können.

Eine vortreffliche Schrift des P. Boudier hat in diesem Artikel des le Tellier fast durchgehends zur Vorschrift gedient.

S. Tassin's Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur Benedictinerordens, Bd. 2. S. 350.

**Tempelhoff**, Georg Friedrich von, Königlich Preussischer Generallieutenant, Ritter des rothen Adlerordens ꝛc. war am 13. März 1737 zu Trampe in der Mittelmark geboren. Er hatte sich Anfangs mit ungemeinem Eifer und glücklichem Erfolg den Wissenschaften, besonders den mathematischen, gewidmet, und war bald nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges in Militärdienste getreten. Hier schwang er sich, lediglich durch eigene Kraft, von der untersten bis zur obersten Stufe empor. Friedrich der Grosse erkannte zuerst seinen Werth, hob ihn empor, und versetzte ihn in den Adelstand. Eben so ehrten ihn auch die beyden folgenden Könige durch die Achtung, welche sie seinen Verdiensten zollten. Vorzüglich groß waren diese in Rücksicht des Artilleriewesens.

Im J. 1782 ward er Major, dann Oberstlieutenant, 1790 Oberster und Commandeur des ersten Feldartillerieregiments, und zugleich Instructor in der Mathematik bey den Königlichen Prinzen von Preussen, 1796 Generalmajor der Artillerie, und 1802 Generallieutenant.

In litterarischer Hinsicht ist sein vorzüglichstes Werk die Geschichte des siebenjährigen Krieges in 6 Quartbänden, Berl. 1783 — 1801. von welchen die beyden ersten eine berichtigte Uebersetzung von Lloyd's Geschichte jenes denkwürdigen Krieges sind; in den letzten 4 Bänden erzählt Tempelhoff die Geschichte desselben

vom J. 1758 an nach seinen eigenen handschriftlichen Hülfsmitteln.

Er starb am 13. July 1807 zu Berlin, im 71. Jahre seines überaus thätig und nützlich angewendeten Lebens. Möge Jeder, heißt es in der Berliner Zeitung vom 6. August bey der Anzeige von Tempelhoff's Tode und Verdiensten, — möge Jeder, der Kraft in sich fühlt, Etwas zu leisten, durch Tempelhoff's Beyspiel aufgemuntert werden, seine Kräfte eben so redlich anzustrengen. Keiner wird in dem Vaterlande, das solcher Männer bedarf, übersehen werden, oder unbelohnt bleiben.

Sein Bildniß ist vor der militärischen Monathsschrift, St. 3. (1785) u. vor dem 53. Bd. der Krünitzischen Encyclopädie (1791).

S. National-Zeit. der Teutschen, J. 1807 St. 35. Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 20. Bd. 10. S. 1803. u. Bd. 12.

**Tencin**, Peter von, ein berühmter Französischer Cardinal, stammte aus einem alten adelichen Geschlechte her, und hatte am 22. August 1679 (Andere machen ihn um ein Jahr jünger, und setzen das J. 1680) zu Grenoble in der Provinz Dauphiné das Licht der Welt erblickt. Er legte bey den Vätern des Oratoriums in seiner Vaterstadt den Grund zu den Wissenschaften, worauf er bey den Jesuiten seine Studien fortsetzte, und sie in der Sorbonne zu Paris, wohin er sich gewendet, vollendete, auch bey solcher die Doctorwürde annahm. Im J. 1700 gieng er mit dem Cardinal le Camus als Conclavist nach Rom. Als er nach Paris zurückkam, vertheidigte er gewisse theologische Sätze in der Sorbonne so geschickt, daß er von dem Könige 1702 die Abtey Vezelay geschenkt erhielt.

Im J. 1720 hatte er die Ehre, den berühmten Actienhändler und Generalcontrolleur der Finanzen, Johann Law, mit seiner Familie in der Römisch-Katholischen Religion zu unterrichten, für welche Bemühung er das Archidiaconat zu Sens bekam. Jedoch sollte er nicht bloß in Kirchen und Klöstern, sondern auch in den Staatscabinetten seine Geschicklichkeit zeigen; daher er im J. 1721 an des Bischofs von Sisteron Stelle zum ordentlichen Königlichen Minister am Päpstlichen Hofe ernannt wurde, nachdem er als des Cardinals von Biffy Conclavist der Wahl Innocens XIII. beygewohnt hatte.

Er erwies sich sehr eifrig, sowohl das Beste des Staats, als der Kirche zu befördern; und wie er jederzeit einen starken Anhänger der Constitution Unigenitus abgegeben, so trug er auch schon damahls alles Mögliche bey, über diejenigen eine harte Verfolgung im Königreiche zu veranlassen, die sich derselben widersetzten. Jedoch so lange der Herzog von Orleans lebte, mußte er sehr behutsam gehen, weil dieser Prinz, der damahls als Regent das Heft der Regierung in den Händen hatte, kein Freund von der gedachten Constitution war. Sobald er aber die Augen geschlossen, nahm er sich in dieser Sache Mehr heraus. Jedoch der bald darauf erfolgte Todesfall Innocens XIII.

machte alle seine Anschläge zu Nichte. Denn es hatten hierauf nicht nur alle Päpstliche Expeditionen eine Zeitlang ein Ende, sondern es betrat auch ein solcher Cardinal im May 1724 den Päpstlichen Stuhl, der niemahls der Constitution Unigenitus gewogen gewesen. Dieses war der Cardinal Orsini, der den Namen Benedict XIII. annahm. Der Abt von Tencin sah es sehr gern, daß er von Rom zurückberufen und zum Erzbischofe von Embrun ernannt wurde. Indessen hatte er nicht nur vor der Eröffnung des Conclave die Ehre gehabt, bey dem Cardinalscollegium im Namen des Königs vermittelst einer wohlgesetzten Rede die Condolenz abzustatten, sondern konnte auch nach Endigung desselben dem neuen Papste zu Besteigung des Apostolischen Stuhls Glück wünschen. Dieser Papst erwies ihm hernach die sonderbare Ehre und weihete ihn am 26. Junn in eigener Person zum Erzbischofe, überreichte ihm auch selbst das Pallium. Man hatte diese Ceremonie von einem Papste in langen Zeiten nicht gesehen: daher der Zulauf des Volks hierbey sehr groß war. Nachdem er am 18. September bey dem Papste Abschied genommen, trat er am 9. October seine Rückreise nach Frankreich an.

Er hatte kaum von seinem Erzbisthum zu Embrun Besitz genommen, als sich schon der Verfolgungsgeist in ihm regte. Er spie Feuer und Flammen wider alle Jansenisten und Appellanten aus, und ruhete nicht, bis er durch Vermittelung der Cardinäle von Fleury und Bissy vom Hofe die Erlaubniß bekommen, ein Nationalconcilium in seiner Diöces zu halten, um an dem Bischofe von Senez, der Einer der ersten Appellanten wider den Römischen Stuhl gewesen und unter seine Suffragane gehörte, der Welt eine Probe von seinem gerechten Eifer zu geben, welchen er wider Alle, welche die Rechte des Papstes und die Orthodoxie der Katholischen Kirche anzutasten sich gelüsten ließen, hege. Es nahm dieses Provincialcollegium am 16. August 1727 zu Embrun seinen Anfang und am 20. September sein Ende. Es war hauptsächlich wider den obgedachten Bischof, einen 80jährigen Mann, gerichtet, welcher über seiner Pastoralinstruction vom 28. August 1726 angeklagt wurde, ob er gleich mehr als eine Incompetenzacte wider dasselbe übergeben hatte. Wie partentsch und ungerecht man hierbey wider den gedachten Bischof verfahren, erzählt derselbe nicht nur selbst in einem beweglichen Schreiben, das am 27. August 1727 zu Embrun unterzeichnet worden, sondern es erhellt auch aus der spöttischen Abbildung dieses Conciliums, die den Lettres historiques 1727. p. 398 sqq. einverleibt worden. Indessen wurde das wider den Bischof von Senez gefällte Urtheil von allen Gliedern des Conciliums, den Bischof von Marseille ausgenommen, unterzeichnet. Man verwarf kraft desselben die obgedachte Pastoralinstruction, welche der Constitution Unigenitus zuwider, dem Buch des P. Quesnel aber geneigt sey: der Bischof selbst ward seines Amtes und aller sowohl priesterlichen, als Bischöflichen Verrichtun-

gen so lange entsetzt, bis er seine Pastoralinstruction und andere Schriften widerrufen würde, in welchem Falle das Concilium dem Metropolitan, oder, in Ermangelung dessen, dem ältesten Bischofe der Provinz die Gewalt gab, ihn zu absolviren. Als man diese Sentenz dem Bischofe am 22. September in Lateinischer und Französischer Sprache zuschickte, kam er mit einer Acte dawider ein, worin er mit Vorwendung der Nichtigkeit und Gültigkeit alles dessen, was wider ihn vorgenommen worden, protestirte, und dahin, wo man besser befugt sey, über seine Sache zu erkennen, appellirte. Im Uebrigen wurde hin und wieder nicht zum Besten von diesem Concilium geurtheilt, und deßhalb manche Schrift und Satyre dawider ausgestreuet. Jedoch Benedict XIII. trug kein Bedenken, dieses Concilium gut zu heissen.

Sein Aufenthalt war hierauf meistens zu Paris, wo er überall sich wider die Jansenisten und Appellanten erwies, auch dieselben bey aller Gelegenheit verfolgte. Es wurde ihm hierbey von dem Hofe durch die Finger gesehen, weil er an dem Cardinal von Fleury einen grossen Patron und Fürsprecher hatte. Jedoch er mißbrauchte endlich die Freyheit, die ihm in Widerlegung und Verfolgung der Jansenisten und Aller, die es mit ihnen hielten, gegeben worden, dergestalt, daß er sich endlich auch an das Parlament zu Paris wagte. Denn da dasselbe 1731 ein gewisses Arret herausgab, das seinen Maximen zuwider war, gab er eine Pastoralverordnung unter dem Titel eines Mandements heraus, die ihrer Heftigkeit wegen dem Hofe so mißfiel, daß solcher am 24. September durch den Staatsrath ein scharfes Decret dawider herausgab, dessen Schluß also lautete: „Damit durchgehends gute Ordnung erhalten, Allem, was die Ruhe in der Kirche und in dem Senate stören könnte, gesteuert, und die Verfügungen, welche der König zu Festsetzung solches Friedens getroffen, befördert werden möchten, so will der König, daß gedachte Schrift, welche der dem Könige und der Gerechtigkeit gebührenden Ehrfurcht zuwider ist, die Staatsgrundsätze beleidigt und zur Unruhe und Unordnung Anlaß giebt, unterdrückt, dem Bischofe von Embrun aber die Publication von dergleichen Schriften, bey Strafe der Hinwegnehmung seiner weltlichen Einkünfte, untersagt, und das Privilegium, Alles ohne Censur zu Grenoble drucken zu lassen, das er gemißbraucht, hiermit widerrufen werden sollte." Ihm gieng dieses harte Verfahren sehr nahe: daher er sich bey dem Cardinal von Rohan Raths erholte, wie er sich hierbey verhalten sollte. Dieser rieth ihm, sich unmittelbar an den König zu wenden. Allein, da er sich erinnerte, wie er allezeit mit Schimpf abgewiesen worden, wenn er sich mit seinen unterthänigsten Vorstellungen an den König gewendet, beschloß er Solches zu unterlassen und seinen Schmerz heimlich zu verbeissen. Jedoch, er wurde bald zufrieden gestellt, da nicht lange darauf über den Wunderwerken des verstorbenen Abts Paris und den sogenannten Nouvelles Ecclesiastiques solche Mißhelligkeiten zwischen dem Könige und dem Parlamente

entstanden, daß das letztere darüber in die höchste Ungnade fiel. Tencin wurde dadurch so kühn gemacht, daß er im May 1734 eine Pastoralverordnung wider die Appellanten und Anti-Constitutionisten in seiner Diöces herausgab, welche so harte Worte enthielt, daß sie ebenfalls durch ein Decret des Staatsraths unterdrückt wurde. Er würde sich aber doch nicht dadurch haben abschrecken lassen, auch wider das neue Missale des Bischofs von Troyes eine Schrift herauszugeben, wenn es nicht der Hof durch eine Verordnung verhindert hätte.

Bey dem Allen stand er gleichwohl bey Hofe in grossem Ansehen, und man wünschte, ihn mit der Cardinalswürde bekleidet zu sehen. Damit es aber bey andern wohlverdienten Prälaten keine Eifersucht erwecken möchte, wenn er im Namen des Königs zu solcher Würde vorgeschlagen würde, wurde es in Geheim so vermittelt, daß es auf Ernennung des Prätendenten, als vermeynten Königs von England, geschehen sollte. Dieses erfolgte auch am 23. Februar 1739, da er nebst Stampa, dem Erzbischofe zu Mayland, vom Clemens XII. zum Cardinalpriester creirt wurde. Diese plötzliche Erhebung verursachte in Frankreich ein grosses Aufsehen, weil man ein Staatsgeheimniß dahinter suchte. Sonderlich machten die Jansenisten und die Anhänger des bekannten Chauvelin, gewesenen Siegelverwahrers, grosse Augen darüber, weil der neue Cardinal von Beyden niemahls ein Freund gewesen. Chauvelin erfuhr gleich die Nachricht von dessen Erhebung, da sein Sohn an den Blattern sehr krank darniedec lag. Er gestand aber offenherzig, daß er nicht so sehr wegen der Blattern seines Sohnes, als wegen des Purpurs des Hrn von Tencin besorgt wäre. Da auch vor und nach seiner Erhebung sowohl bey Hofe, als in der Stadt die Rede stark gieng, daß er zum Nachfolger des Cardinals von Fleury im Ministerium ausersehen sey, und man dafür hielt, daß eine gewisse Schrift nicht ohne Ursache zum Vorschein gekommen wäre, worin erwiesen worden, wie gut sich Frankreich jederzeit befunden, wenn ein Cardinal der erste Minister gewesen, so bildete man sich Nichts gewisser ein, als daß der Cardinal von Tencin dem Cardinal von Fleury an die Seite gesetzt werden würde.

An dem Großbritannischen Hofe machte seine Erhebung bloß darum einiges Aufsehen, weil es hieß, sie sey auf Ernennung des Englischen Prätendenten geschehen. Der Großbritannische Gesandte am Französischen Hofe, Graf von Waldegrave, erhielt sogar von seinem Hofe Befehl, deßhalb Vorstellungen zu thun, weil Se. Großbritannische Majestät diese Promotion in der Person eines Französischen Unterthans nicht anders als für eine stillschweigende Erkennung des Prätendenten, als Königs von England, ansehen könne. Da nun Se. Allerchristlichste Maj. zugleich verstattet habe, daß der neue Cardinal in dem Complimente, das er Derselben gemacht, sich solcher Ausdrücke habe bedienen dürfen, wodurch man in der gedachten Meynung bestärkt worden, so erwarte Se. Großbritannische Majestät eine solche

Erklärung, wie sie zu hoffen, wenn beyde Kronen in gutem Vernehmen und in Freundschaft wirklich mit einander stehen wollten. Der Großbritannische Gesandte erhielt hierauf durch den Staatssecretär Amelot folgende Antwort: „Wenn in dieser Sache Etwas wider die Rechte Sr. Großbritannischen Majestät vorgegangen wäre, würde man sich zu beschweren billig Ursache haben; so aber finde sich dergleichen gar nicht. Der Ritter von St. George habe bey Ernennung einer Person zur Cardinalswürde Nichts weiter gethan, als daß er sich der Befugnisse bedient, welche Röm. Katholischen Königen von England, nicht aber Protestantischen Königen dieses Reichs zukämen. Da er nun zu Rom Königl. Ehre genässe, habe er ganz wohl den Cardinalshut für Jemand begehren können, wobey ihm freygestanden, nach eigenem Gefallen einen dazu zu ernennen, und folglich habe er sowohl den Erzbischof von Embrun, als sonst Einen dazu vorschlagen können. Ueberhaupt sey Solches eine die Religion betreffende Sache, und der König habe durch diese Promotion den Titel, den der Ritter von St. George zu Rom führe, keinesweges stillschweigend erkennen wollen. Um aber Sr. Großbritannischen Majestät Satisfaction zu geben, erkläre sich der König, daß Se. Majestät diese Nomination bloß als eine solche ansehe, die von einem Prinzen komme, der in diesem einzigen Stücke in die Rechte seiner Vorfahren getreten, und den seine Religion und die Englischen Gesetze vom Throne ausgeschlossen."

Der Prälat Aureli überbrachte dem neuen Cardinal aus Rom das Biret, welches ihm der König in seiner Hofkapelle mit gewöhnlichen Ceremonieen auffetzte. Er bekam die reiche Abtey Tresont, die jährlich 40,000 Livres eintrug, und ward zum Königlichen Minister zu Rom an des Herzogs von Avignon Stelle ernannt, wohin er auch nicht lange hernach abreiste, nachdem ihm zu seinem ordentlichen Gehalte 50,000 Livres angewiesen worden. Am 12. July hielt er zu Rom seinen öffentlichen Einzug, worauf ihm der Papst am 15. den Hut auffetzte. Er erhielt bald hernach den Titel St. Nerei und Achillei, und ward zu einem Mitgliede von den wichtigsten Congregationen ernannt. Am 24. November überreichte er dem Papste in einer öffentlichen Audienz sein Creditiv, und fieng an, sich den Verrichtungen eines Königlich Französischen Ministers zu unterziehen. Am 6. Februar 1740 starb Papst Clemens XII., worauf er am 9. die Ehre hatte, bey dem Cardinalscollegium im Namen seines Königs die Condolenz abzustatten. Am 18. Februar gieng er mit den andern Cardinälen in's Conclave, darin ihm das Loos die achte Celle zwischen den Cardinälen Mosca und Motta zugetheilt hatte. Er gerieth gleich Anfangs mit dem Cardinal Ottoboni über den Cardinal Riviera in einen so harten Wortwechsel, daß derselbe darüber vor Alteration krank wurde, und starb. Er war der Corsinischen Partey sehr zugethan, beklagte aber, daß das Oberhaupt derselben, der Cardinal Corsini, die Absichten derselben nicht besser zu unterstützen vermöchte. Endlich fiel er denen bey,

die am 17. August den Cardinal Lambertini erwählten, welcher den Namen Benedict XIV. annahm, dessen Krönung er hernach beywohnte, auch den Character eines Französischen Ministers noch einige Jahre bey ihm bekleidete. Mittlerweile wurde er nicht nur an des Cardinals Ottobont Stelle Protector von Frankreich, sondern erhielt auch im September 1740 das wichtige Erzbisthum zu Lyon.

Im J. 1742 wurde er von Rom zurückberufen. Er nahm am 28. Juny bey dem Papste Abschied, und reiste am 1. July von Rom ab. Am 22. July langte er zu Lyon an, wo seine Schwester aus Paris bey ihm ankam, die vielen Verstand und Gelehrsamkeit besaß, und durch ihr grosses Ansehen bey dem alten Cardinal von Fleury Viel zu seiner Zurückberufung von Rom beygetragen hatte, um hierdurch seine Erhebung bey Hofe zu befördern. Es glückte ihm auch, daß er am 26. August zum Staatsminister ernannt wurde. Allein, ob er gleich von dem Könige, als er bey ihm im September 1742 zu Versailles seine Aufwartung machte, sehr gnädig empfangen, auch nach abgelegtem Eide am 19. dieses in dem hohen Königlichen Rathe wirklich eingeführt wurde, konnte er doch nicht das Ansehen erlangen, das vormahls der Siegelverwahrer Chauvelin gehabt, als er dem alten Cardinal von Fleury adjungirt worden. Man hätte zwar meynen sollen, es würde sich sein Ansehen vermehren, oder er vielleicht gar Premierminister werden, da der alte Fleury am 29. Januar 1743 das Zeitliche segnete. Allein man nahm wahr, daß sein Ansehen seitdem mehr fiel, als zunahm; wie er denn auch nicht eine einzige von den Ehrenstellen bekam, die der verstorbene Cardinal bekleidet hatte; jedoch behielt er seine Stelle im Cabinet, und ward am 1. Januar 1743 zum Commandeur des heil. Geistordens installirt, nachdem er das Jahr zuvor dazu ernannt worden.

Im J. 1744 suchte der Französische Hof dem Könige von Großbritannien durch den Prätendenten eine Diversion zu machen. Weil nun der Cardinal von Tencin durch dessen Vorschub zur Cardinalswürde gelangt war, so gab er sich viel Mühe, dieses Vorhaben zum Besten dieses unglücklichen Prinzen auszuführen. Er schmeichelte demselben sogar mit einer Königlich Französischen Prinzessin, die dessen ältestem Sohne, wenn das Project glücklich ausgeführt würde, gegeben werden sollte. Allein der Anschlag mißlang, obgleich alle Anstalten zu einer Landung in Schottland an der Französischen Küste gemacht worden. Der alte Prätendent war sehr mißvergnügt über den Cardinal, daß die Ausführung des Projects von Seiten der Krone Frankreich nicht eifriger unterstützt worden. Allein der Cardinal ließ ihm zur Antwort sagen, daß man zwar Alles gethan habe, was menschlichen Kräften möglich gewesen; da aber die göttliche Vorsehung bey dieser Gelegenheit die wahren Gläubigen verlassen und den Ketzern Hülfe geleistet, so sey man nicht stark genug, sich derselben zu widersetzen. Im August 1744 wurde er zum

Könige nach Metz beschieden, wo derselbe damahls krank lag, um mit allem Ernste sich über die Mittel zu berathschlagen, wodurch ein allgemeiner Friede in Europa hergestellt werden könnte. Jedoch die Bemühung war vergebens. Denn der König wurde wieder gesund, und die Friedensgedanken verschwanden bey ihm auf einmahl wieder. Indessen wuchs des Cardinals Ansehen bey Hofe auf eine merkliche Art. Der König würdigte ihn einer grossen Vertraulichkeit, und zog ihn in allen Dingen zu Rathe; ja, er wechselte sogar Briefe mit ihm, da er sich 1745 bey der Armee in Flandern befand. Als auch nach dem Tode des Kaisers Carl VII. im Königlichen Cabinet die Frage aufgeworfen wurde: Ob man noch ferner das Beste des Hauses Bayern mit aller möglichen Macht unterstützen sollte? war er der Meynung, daß Se. Maj. künftig nur auf Ihr eigenes Interesse zu sehen hätten. Ob er nun gleich damit nicht ganz durchdringen konnte, so sah man doch von der Zeit an mehr als zu wohl, daß man sich des Hauses Bayern nur zu Beförderung seines eigenen Interesse bediente. Man schien dieses selbst an dem Bayerischen Hofe zu merken, daher man sich zu Schließung eines Particulärfriedens mit dem Hause Oestreich bereit erzeigte. An der Rebellion, die zum Besten des Prätendenten 1745 in Schottland erregt wurde, hatte er vielen Antheil, und er soll sogar das Project dazu entworfen haben. Als auch der Prätendent, nachdem diese Unternehmung mißlungen war, nach Paris kam, hatte er vielen vertraulichen Umgang mit demselben. Er setzte ihm sogar die Schrift auf, mit welcher derselbe wider den Aachischen Friedensschluß protestirte und seine vermeynten Ansprüche auf den Großbritannischen Thron sich vorbehielt. Es war solche zu Paris am 16. July 1748 unterzeichnet, half aber dem guten Prinzen so Wenig, daß er vielmehr den ernstlichen Befehl erhielt, sich aus dem Reiche zu begeben. Der König schlug ihm Freyburg in der Schweiz zu einem sichern Aufenthalte vor. Allein er wollte gar nicht aus Frankreich gehen, sondern blieb entschlossen, es auf's Aeusserste ankommen zu lassen. Er mußte sich's daher gefallen lassen, daß er am 10. December 1748 arretirt und nach Vincennes gebracht wurde, wo man ihn aber am 15. in Freyheit setzte, weil er sich erklärte, das Reich zu verlassen. Der Cardinal von Tencin konnte ihm bey diesen Umständen keine Hülfe leisten.

Am 26. August 1749 nahm dieser Prälat von der Stelle eines Provisors der Sorbonne Besitz, dazu er am 9. vorher erwählt worden; seine gelehrte Schwester aber, Alexandrina Guerin de Tencin, starb am 4. December als Canonissin zu Neuville in einem Alter von 68 Jahren. Im J. 1750 gerieth die Französische Geistlichkeit mit dem Hofe in grosse Irrungen, weil sie sich weigerte, den geforderten 20. Pfennig von allen ihren Einkünften zu entrichten, indem sie bisher nur sogenannte freywillige Geschenke gegeben hatte. Sie wurde deßhalb befehligt, sich ungesäumt von Paris hinweg und nach ihren Diöcesen zu

begeben. Hiervon waren nur wenige Prälaten, die bey Hofe ihre Dienste zu verrichten hatten, ausgenommen, worunter sich auch der Cardinal von Tencin befand. Jedoch es währte nicht lange, so merkte er, daß sein Ansehen in dem Staatsconseil gar sehr abnahm, ob er sich gleich in Allem nach den Meynungen des Hofes richtete und sehr behutsam handelte. Er wäre zwar gern, wo nicht Premierminister, doch wenigstens Canzler von Frankreich geworden. Allein der König traute ihm weniger Geschicklichkeit zu, als er selbst sich einbildete. Dieß gab der Monarch gegen seine Favoritin, die Marquise von Pompadour, zu erkennen, da er einstmahls zu ihr sagte: „Tencin ist zwar Cardinal, aber nicht Fleury.“ Als er dieses inne wurde, entschloß er sich, den Hof zu verlassen, und sich in seine Erzbischöfliche Diöces nach Lyon zu begeben, wo er von seinen einträglichen Pfründen und einer ansehnlichen Pension, wie auch einem Capital von 150,000 Thalern gar reichlich leben konnte. Es setzte auch keine Schwierigkeit, die Erlaubniß dazu von dem Könige zu erhalten. Jedoch der Popst sah es nicht gern, als er es vernahm, weil er bisher dessen Ehre und der Kirche Bestes vor Andern bey Hofe sehr eifrig besorgt hatte. Der heilige Vater hat ihn daher in der Antwort auf das Schreiben, darin er ihm von seiner Entschließung Nachricht gegeben hatte, er sollte sich nicht übereilen, sondern vielmehr seinen Aufenthalt bey Hofe so lange fortsetzen, bis er daselbst nicht mehr so nöthig, als in seinem Erzbisthum wäre. Allein der Cardinal erkannte allzuwohl, daß sein Ansehen bey Hofe gefallen sey, besonders seit dem Tode seiner Schwester, daher er bey dem Vorsatze blieb, den Hof zu verlassen. Er suchte sich noch vor seiner Abreise durch die Beylegung der Irrungen zwischen dem Könige und der Geistlichkeit ein Verdienst zu machen. Er soll es auch wirklich so weit gebracht haben, daß der Hof eine Summe von 7 Millionen und 500,000 Livres unter dem Titel eines freywilligen Geschenks von derselben anzunehmen beschlossen habe. Ehe er von Versailles abreiste, ließ er folgenden Brief an seine Diöces abgehen:

„Die Ursachen unserer Abwesenheit sind Euch, geliebtesten Brüder, bekannt. Sie befreyen uns von den Vorwürfen, welche Ihr uns hättet machen können. Ob wir gleich von Euch entfernt gewesen, so haben wir doch allemahl vermittelst unserer Aufmerksamkeit, Sorgfalt und Wachsamkeit gegenwärtig zu seyn getrachtet. Inzwischen war unser Herz nicht ruhig. Es seufzete ohne Unterlaß nach Euch, und wir erwarteten den Augenblick, daß wir uns mitten unter unserer Heerde befinden möchten, um bey derselben unsere Tage zu endigen. Der König hat geruhet, uns hierzu die Erlaubniß zu ertheilen, und wir haben nunmehr den Schmerz, einen so guten Herrn zu verlassen, überstiegen. Ein ausserordentlicher Schmerz, wovon man nicht sattsam urtheilen kann, wenn man nicht das Glück gehabt hat, sich Sr. Majestät zu nahen und ein Zeuge seiner Gnade, Freundlichkeit, Gesprächigkeit, Mäßigung, Gerechtigkeit, Liebe zur Religion und

vieler andern ruhmwürdigen Thaten und seltenen Eigenschaften zu seyn, welche ihn zum größten Prinzen, und wenn es erlaubt ist, vom seinem Souverain so zu reden, zum liebenswürdigsten Menschen auf der ganzen Welt zu machen. Es ist ein grosser Trost für uns, daß wir bey unserer Ankunft Euch die Jubelgnade ankündigen können. Ihr sollt zu dem Ende unsere Befehle und Verordnungen bald erhalten. Könnte nur unsere Zurückkunft zu einer baldigen und glücklichen Zeit geschehen! Der Nutzen, welchen ihr davon haben werdet, wird unsern Trost vollkommen machen. Wir bitten Gott, daß er auf Euch, geliebtesten Brüder, seinen reichen Segen ausschütten wolle."

Cardinal von Tencin.

Man giebt ihm in gewissen Schriften das Zeugniß, daß er während seines Ministeriums bey aller Gelegenheit eine bewundernswürdige Klugheit und Staatskunst von sich habe blicken lassen. Als er Minister geworden, habe man geglaubt, daß er Alles umkehren würde; allein es sey Nichts weniger, als dieses, geschehen. Er habe alle Kabalen bey Hofe entdeckt und gesehen, ohne sich selbst in eine einzulassen. Er habe sein Gutachten mit Bescheidenheit gegeben und dasselbe ohne Halsstarrigkeit behauptet. Die Angelegenheiten, welche ihm aufgetragen worden, habe er erschöpft, ohne von seiner Mühwaltung viel Rühmens zu machen. Ob er gleich wenig Ansehen gehabt, so habe er doch Alles gethan, Solches zu erlangen. Seit 10 Jahren sey er ein ganz anderer Mann geworden. Seine Feinde habe er zum Schweigen gebracht. Leute, die ihn weder gehaßt, noch geliebt, hätten seine Standhaftigkeit bewundert und seine Freunde hätten ihn von Herzen bedauert. Am 6. July 1751 reiste er in sein Bisthum, in welchem er in Ruhe und mit Bischöflichem Geiste lebte, und sich in keine Kirchenstreitigkeiten mehr mischte. Er ließ seine liebenswürdige Niece, die Mademoiselle von Montferand, die ihm durch ihren vertrauten Umgang seinen Aufenthalt zu Lyon desto angenehmer machen sollte, nicht zurück. Als er hörte, daß am 13. September der Herzog von Bourgogne, des Königs Enkel, geboren worden, stellte er deßhalb zu Lyon ein prächtiges Fest an, welches vielen Beyfall fand. Im J. 1753 gab er allen Geistlichen in seiner Erzbischöflichen Diöces die Verordnung, Jedermann, ohne einen Beichtschein von ihnen zu fordern, die Sacramente zu reichen, wodurch er es dahin brachte, daß in seiner ansehnlichen Diöces Alles ruhig blieb. Im folgenden Jahre kam von ihm wegen der Geburt des Herzogs von Berry ein Mandement zum Vorschein, welches in Ansehung des zu gleicher Zeit geschehenen Vergleichs mit dem Parlamente für sehr erbaulich befunden wurde. Im J. 1757 erhielt er von dem Könige eine Pension von 10,000 Livres mit der Freyheit, darüber bey seinem Tode für einen von seinen Anverwandten nach eigenem Gefallen zu disponiren. Er starb endlich am 2. März 1758 im 79. Jahre seines Alters, nachdem er 20 Jahre die Cardinalswürde bekleidet hatte. Man bedauerte

seinen Tod, weil er bey den bisherigen Kirchenstreitigkeiten es fast allein gewesen, der sich nicht darein gemischt, und dadurch in seiner grossen Diöces stets Ruhe und Friede erhalten hatte. Er war übrigens großmüthig und prächtig, gegen die Armen aber sehr freygebig. In dem Erzbischöflichen Palaste hinterließ er ein besonderes Merkmahl seiner Pracht, indem er den sehr grossen Sal in demselben, worin vormahls das Consilium Lugdunense gehalten worden, mit einer ungemein kostbaren Tapete, die durchaus mit Golde durchwirkt war, auf's Trefflichste hatte ausschmücken lassen.

S. (Ranft's) Lebensgeschichte aller Cardinäle der Römisch-Katholischen Kirche, Th. 3. S. 282.

Tennhart, Johann, der als Schwärmer ein nicht geringes Aufsehen gemacht, und mit seinen Schriften allerhand Bewegungen in der Kirche veranlaßt hat, gehört gewissermaßen zu den Inspirirten, und zwar zu derjenigen Art, die nur eine ausserordentliche Einsprache Gottes, wie sie reden, in der Seele statuiren.

Er war eines Bauern Sohn, und zwar am 2. Juny 1661 zu Dobergast, einem sehr geringen Dörfchen zwischen Hohenmölsen und Pegau in Sachsen, geboren. In seiner Kindheit und Jugend soll er schon sonderbare Träume und Gesichte gehabt haben: als er noch nicht 10 Jahre alt gewesen, habe sich vor ihm der Teufel in Gestalt eines Mannes, der einen gelben Koller mit schwarzem Band zugeschnürt angehabt, gezeigt, und je mehr er ihn angesehen, je feuriger und grausamer wäre sein Angesicht geworden, und da Tennhart zu schreyen angefangen, sey er gar verschwunden. Er lernte zuerst zu Pegau Etwas von der Schreiberey, sollte hernach ein Geistlicher werden, und wurde deßwegen 1678 auf die Fürstliche Schule zu Zeiz gethan: er ergriff aber endlich zu Weissenfels die Barbierkunst; und als er zu Augsburg als Barbiergesell diente, ist ihm nach seinem Vorgeben die heilige Dreyeinigkeit in Gestalt dreyer Männer in gleicher Grösse und Kleidung erschienen: als er die mittelste Person, (den Sohn Gottes) wohl angesehen, und genau betrachtet habe, auch die zwey andern habe ansehen und betrachten wollen, sey er in eine Ohnmacht gesunken, und die drey Personen wären verschwunden. Nebst der Barbierkunst hatte er das Perückenmachen erlernt; er erwarb damit viel Geld, und nachdem er das Bürgerrecht erhalten, that er eine reiche Heyrath, wobey er ein grosses mitten in der Stadt gelegenes ansehnliches Haus, nebst vielen Mobilien, baarem Geld, und andern liegenden Gütern, in die 20,000 Gulden werth, erwarb, daß er sich also zu Nürnberg als ein vornehmer, reicher und wohlangesehener Bürger und Perückenmacher befand. In der Ehe zeugte er drey Kinder; er verlor aber durch den Tod sein Weib, eines von seinen Kindern, und büßte zugleich einen grossen Theil seines zeitlichen Vermögens ein; er wurde noch überdieß mit Schmer-

zen und Krankheit heimgesucht. Dieß gab ihm Gelegenheit, sich von den zeitlichen Dingen loszumachen, sich mit mehrerem Ernst, als bisher geschehen, um das innere Christenthum zu bekümmern, und Gott zu widmen. Weil er aber die Sache nicht recht, nicht in gottgefälliger Ordnung anfieng, wurde er durch den Schwindelgeist so weit in die Höhe geführt, daß er einen entsetzlichen Fall that. Er hielt sich für einen von Gott Berufenen, und gab vor, Gott habe ihn der Einsprache und des innern Worts gewürdigt. Das erste Mahl sey dieses am 27. October 1704 geschehen, da er einst in der Nacht zum ersten Mahl eine Stimme in sich gehört, die dreymahl nach einander zu ihm gesprochen: „Merk' auf, was ich dir sage! Ich sage dir gewiß und fürwahr, der Glaube ist auch verloschen gar! Siehe zu, du stehest in grosser Gefahr, drum nimm deiner Seelen eben wahr, und mach's offenbar; und das setze ich dir zum Zeichen, wirst du dieß verschweigen, so will ich von dir weichen." Er ließ sich demnach, wie er es vorgab, auf Gottes Befehl das Amt eines Propheten anzunehmen, bewegen, der allen Fürsten und Ständen, besonders der Geistlichkeit, die Wahrheit und ihren Verfall predigen sollte. Gott habe ihn auch zum Canzellisten in seinem grossen und weiten Königreich berufen, daher er sich auch ausdrücklich einen Canzellisten des grossen Gottes genannt und geschrieben. Er meldet ferner, wie er insgemein zur Winterszeit nach Mitternacht erweckt worden, da er habe aufstehen, und schreiben müssen, was ihm von Predigerweisheit eingegeben, oder innerlich dictirt worden, und dieses habe sowohl alle und jede Stände überhaupt, als auch verschiedene einzelne Personen, sonderlich aber den geistlichen Stand betroffen. Im J. 1709 am 20. Februar übergab er dem Rath zu Nürnberg sein geschriebenes Tractätchen, darin er fanatische Irrthümer vortrug, auch den geistlichen Stand angriff, und darüber auf den Wasserthurm gefangen gesetzt wurde. Er kam endlich wieder los; weil er aber nicht nur gedachtes Buch mit noch anderen dergleichen drucken ließ, sondern auch sonst immer mehr Aergerniß anrichtete, ward er am 1. December 1714 zum andern Mahl in Nürnberg gefangen gesetzt, und saß bis zum 12. Februar 1715. Nachdem er wieder auf freyen Fuß gestellt war, wollte er sein sich angemaßtes Canzellistenamt recht verwalten, reiste von einem Ort zum andern zu Fuße, und schrieb seine vermeynten Eingebungen und sogenannten Einsprachen als ein Canzellist des grossen Gottes auf, die er auch zum Druck beförderte. Im J. 1717 hielt er um die Erlassung seines Bürgerrechts zu Nürnberg, wo man ihn zum dritten Mahl in Haft gebracht hatte, an. Nach erhaltener Freyheit wendete er sich nach Frankfurt am Mayn, wo er bis in's dritte Jahr gewohnt hat, und auf einer unternommenen Reise zu seiner noch lebenden alten Mutter, und von da weiter in's Brandenburgische, nach Niedersachsen, Hamburg, Bremen ꝛc. als er seinen Rückweg wieder über Braunschweig, Wolfenbüttel und Helmstädt nehmen wollte, theils durch seine

strenge Lebensart, theils durch die vielen Fußwanderungen hin und wieder so abgemattet und ausgezehrt wurde, daß er fast keine Speisen mehr verdauen, noch vertragen konnte, und in diesem körperlichen Zustande am 10. September nach Cassel kam, daselbst im Gasthofe an einem auszehrenden Fieber am 12. September 1720 verstarb. Er wurde, auf Veranstaltung eines gewissen Consistorialraths unter der Begleitung von Predigern und vier Bürgern in zwey folgenden Kutschen ehrlich begraben und beygesetzt. Diese Nachricht findet man in dem christlichen Ehren- und Liebesdenkmahl, welches in der Form einer Inscription, Tennhart'en zu Ehren, sein vertrauter Freund, Tobias Eißler, aufgerichtet, und zum Druck befördert hat, welches nachgehends wieder aufgelegt und vermehrt worden, 1724. Es hat Tennhart selbst seinen Lebenslauf herausgegeben, und sonderlich die Einsprachen, wie sie bey ihm sollen geschehen seyn, erzählt.

Tennhart scheint wohl an sich ein redlicher Mann gewesen zu seyn, und eine grosse Einsicht in das Verderben der damahligen Christen gehabt zu haben, wenn er sich nur nicht auf Irrwege hätte bringen lassen. In seiner Lebensart affectirte er wohl eine besondere Demuth und Heiligkeit, und eiferte sonderlich auch wider das Perückentragen. Wie er aber sein ganzes Wesen auf eine unmittelbare Einsprache und innerliches Licht, das von Natur in aller Menschen Seele verborgen sey, gründete, so ist nicht zu verwundern, daß er auf die gröbsten Irrthümer gerathen. Er verachtete die äusserlichen Gnadenmittel, lästerte das Predigtamt, verwarf die Kindertaufe, glaubte eine Gerechtigkeit, die Christus durch unsere Gliedmaßen und unser Thun erfüllen müßte, redete wider die Sonntagsfeyer sehr ärgerlich, und schrieb wider die Evangelische Kirche dem Papstthume zum Besten viel Anstößiges, gleichwie er auch sonst von dem Ehestand, von Aemtern und Professionen ärgerliche Discurse führte.

Tennhart hat verschiedene Schriften verfertigt, darin er das Verderben der heutigen Christen zeigen, bestrafen, und den Weg zu einer wahren Herzensänderung zeigen wollte. Wie er aber Alles auf das innere Wort und vermeynte Einsprache Gottes gründet; so hat er auch in's Besondere viele sonderbare und anstößige Dinge einfliessen lassen, darüber er denn verschiedenen Widerspruch gehabt. Einer der vornehmsten Anhänger und Freunde, die sich seiner angenommen, war eben der vorhingenannte Tobias Eißler.

Nun liefern wir noch ein Verzeichniß der Tennhartischen Schriften, und führen sowohl diejenigen an, welche er selbst geschrieben, als auch was wider und für ihn herausgekommen ist. Man hat zwar zu verschiedenen Mahlen dergleichen Nachricht von den Tennhartischen Schriften verfertigt, und drukken lassen, wie denn Solches zweymahl, besonders auf zwey Octavblättern geschehen, davon das eine heißt: Verzeichniß aller der bey Lebzeiten des seligen Hrn. Johann Tennhart's von ihm

und von Andern für ihn herausgekommenen Schriften; das andere aber: Kurzes Verzeichniß aller bis daher in Druck herausgegebenen Tennhartischen Schriften. Auch Tobias Eißler hat in der 1724 edirten Apologia Tennhartiana dergleichen beygefügt, und es ist noch über dieses in die unschuldigen Nachrichten 1726. S. 133. ein Verzeichniß der Tennhartischen und Eißlerischen Schriften eingerückt worden. Ausführlicher und vollkommener ist aber folgende Nachricht.

1) Hat er ein Werk verfertigt, und herausgegeben unter folgendem Titel: Gott allein soll die Ehre seyn, welcher mir befohlen sein, zu schreiben durch seinen Geist allein ganz wunderlich zwey Tractätelein an alle Menschen insgemein, sie mögen Kaiser, Könige, Fürsten, Grafen, Freyherren, Edle, Unedle, Gelehrte, Ungelehrte, Bürger, Bauern, Männer, Weiber, Jünglinge, oder Jungfrauen seyn: daß sie sollen Busse thun, und vom Sündenschlaf aufwachen, dieweil Gott mit grossem Donner, Blitz, Hagel und Krachen der bösen Welt bald, bald, ja bald ein Ende wird machen. Benebst meinem, Johann Tennhart's, Lebenslauf, aus welchem wird zu sehen seyn, wie lange mir der grosse Gott und Vater, Schöpfer Himmels und der Erden, nachgegangen, ehe ich mich von ihm habe ergreifen lassen, indem Solches geschehen, so habe ich unwürdiger armer sündhafter Mensch nicht allein bey drey Jahren her seine angenehme Stimme unmittelbar aus seinem göttlichen Munde gehöret, sondern hat mir auch auf meine Fragen ganz freundlich geantwortet; ja endlich mich gar aus dem Schlafe erwecket, befohlen aufzustehen, und in seinem Namen dasjenige zu schreiben, was er mir durch seinen Geist, oder ewige Weisheit dictiret, wie in diesem Werklein allen Menschen, als Juden, Christen, Türken und Heiden, nützlich und auch höchst nöthig zu lesen, vorgeleget wird. Alles in und durch die Liebe geschrieben in Nürnberg den 3. November, 1710. Indem er auf diesem Titel gedenkt, es wäre dieses am 3. November in Nürnberg geschrieben, so ist das vom J. 1707 zu verstehen. In dem Werk selbst findet man erstlich seinen Lebenslauf bis 1708, worin er vornehmlich erzählt, was er für Träume, Gesichte, für Einsprache Gottes von Tage zu Tage gehabt, welche er eben auf göttlichen Befehl hätte aufschreiben müssen. Hierauf folgen: Worte Gottes; oder Tractätlein an den sogenannten geistlichen Stand; welches eben diejenige Schrift ist, welche er vorher schriftlich dem Rath zu Nürnberg übergab; darüber er aber, wie wir vorhin angeführt haben, in's Gefängniß kam, indem er darin die Mängel des geistlichen Standes entdecken und bestrafen will; sich aber weder in der Sache selbst, noch in der Art seines Vortrags, in gehörigen Schranken gehalten, und gar viel Bedenkliches einfließen ließ. Diesem hat er S. 244 beyge-

fügt: Zeugnisse vom innern und in Ewigkeit bleibenden, wahren, wesentlichen und allein seligmachenden Wort Gottes, welche aus verschiedenen Kirchenlehrern, aus dem Augustinus, Hieronymus, Athanasius, ingleichen aus Luther'n, Melanchthon, Kempis, Heinrich Müller'n und Andern genommen sind. Nach diesem kommt ein Werk, welches den Titel hat: Worte Gottes; oder letzte Warnungs- und Erbarmungsstimme Jesu Christi, zum Lebenslauf gehörig, von Johann Tennhart, auf Befehl der ewigen Liebe geschrieben, an alle Menschen, als Juden, Christen, Türken und Heiden, wie sie Namen haben mögen, daß sie sollen Busse thun; d. i. ihre Sinne ändern, und in die Selbstverläugnung eingehen; wollen sie anders vor Gott bestehen, der nun lässet sein Gericht angehen: welches so gedruckt ist, daß man Solches als ein besonderes Werk ansehen kann; es gehört aber eigentlich zu den Vorigen. Es folgt weiter: Antwort auf die Puncte, welche ihm von den Predigern durch seinen Beichtvater zu Nürnberg auf dem Wasserthurm vorgehalten worden; ingleichen: Lebenslaufs-Continuationen und fernere Worte Gottes, worin er erzählt, was er in den J. 1708. 1709. 1710. für Gesichte, Träume und Einsprachen gehabt. Zuletzt befindet sich ein Auszug aus Tauler's Schriften, der auch mit einem besondern Titel und zwar folgendem gedruckt ist: Göttlicher Extract, so auf Befehl des grossen Gottes, Schöpfers Himmels und der Erden, aus Dr. Johann Tauleri Schriften gezogen, zu Nutz der armen Menschen, damit sie erstlich sehen, wie sie vor Gott stehen; zum Andern daraus erkennen lernen, wie Gott, das Wort, oder Jesus Christus, auch in uns muß geboren und ausgesprochen werden, sofern wir anders die Seligkeit wollen erlangen; und zum Dritten, wie wir durch's Gebet, Glauben, Liebe, Gehorsam und Demuth dahin gelangen können, die Stimme Gottes zu hören, davon wir das Leben, die Seligkeit, und volle Genüge haben in Zeit und Ewigkeit, wie der Herr Jesus Christus selbst bezeuget, wenn er spricht: wer es vom Vater höret und lernet's, der kommt zu mir. Benebst andern herrlichen Lehren, Prüfungen des wahren Glaubens, der Liebe, Demuth, Wiedergeburt, Selbstverläugnung und dergleichen, höchst nöthig allen Menschen zu lesen; damit sie wieder in Gott, als in ihren Ursprung, durch Jesum Christum, welcher selbst der Weg, das Licht, die Wahrheit und das Leben ist, einkehren sollen, und Ruhe finden für ihre Seelen. Jesus ist die Ruhe der Seelen; welchem auch ein Extract aus Arnd's wahrem Christenthum, wie wir Gott, oder das Wort, durch Einkehrung des stillen Sabbaths in uns suchen und finden sollen, wollen wir anders die Seligkeit erlangen, beyge-

fügt ist. Dieses gesammte Werk, welches aus verschiedenen jetzt angeführten Stücken besteht, die zum Theil ihre besonderen und eigenen Titel haben, wurde nicht nur 1711 wiederum aufgelegt, und mit einigen Bogen vermehrt; sondern auch in der Schweiz in's Französische übersetzt, und mit einer Vorrede des Uebersetzers 1712 in 4. gedruckt. Wie denn die Tennhartischen Schriften in der Schweiz einige Unruhen gemacht haben, daß auch zu Basel 1712 dawider gedruckt worden: Einfältige und aufrichtige Gedanken über des neuen von sich selbst entstandenen Propheten Johann Tennhart's Schriften, dabey die 1717 zu Zürich herausgekommene Versuchungsstunde über die Evangelische Kirche durch die neuen selbstlaufenden Propheten zu lesen. Nach diesem ist bey diesem jetzt angeführten Tennhartischen Werk der Lebenslauf von dem göttlich Dictirten abgesondert, und das letzte allein gedruckt, und unter folgendem Titel herausgegeben worden: Worte Gottes und letzte Warnungs- und Erbarmungsstimme Jesu Christi an alle Menschen, sie mögen Kaiser, Könige, &c. auf Befehl der ewigen Liebe in Liebe geschrieben 1711. Man hat auch 1712 gedruckt einen kleinen Auszug; oder Extract aus Johann Tennhart's Schriften, Worte Gottes und Warnungs- und Erbarmungsstimme Jesu Christi, an alle Menschen, daß sie sollen Busse thun, und vom Sündenschlaf aufwachen, dieweil Gott mit grossem Donner, Blitz, Hagel und Krachen der bösen Welt bald, bald, ja bald ein Ende wird machen.

2) Hat er folgendes Werk an's Licht gestellt: Nothwendige und von Hrn. Johann Conrad Scheurer, Hochgräflich Solms-Braunfelsischem Kirchenrath und Hofprediger causirte Erklärung meiner, Joh. Tennhart's, auf göttlichen Befehl herausgegebenen Droh- und Warnungsschriften, Worte Gottes genannt: mit demüthiger Bitte, wer solche Schriften nicht begreifen oder fassen kann, nicht zu lästern, sondern sich lieber des guten Raths Gamalielis zu bedienen, und sie ungerichtet seinem Herrn stehen und laufen zu lassen. Es hatte der in diesem Titel erwähnte Scheurer 1712 eine Schrift wider Tennhart'en, der entlarvte Heuchler genannt, herausgegeben, und ihm darin mit Recht vorgehalten, wie er ohne Grund sich einer Unterredung mit Gott rühme, seine Schriften für göttlich, die ihm Gott selbst in die Feder dictirt hätte, ausgebe, die Grundsätze der wahren Religion und Gottesdienst über einen Haufen werfe, die reine Lehre der Kirche mit den allerschimpflichsten Calumnien und Lästerungen angreife, welches er denn in der angezogenen Schrift von sich ablehnen und zu beantworten gesucht. Wie solche Leute, die inspirirt zu seyn und innerliche Einsprache von Gott zu haben, sich einbilden, mehrentheils von derjenigen Gemüthsart sind, daß sie nicht gern einen Widerspruch vertragen können, und wenn es dazu kommt, sich gar

bald verrathen, aus was für einem Geist sie reden, also geschah es auch hier. Als man die irrigen Dinge in den Tennhartischen Schriften bemerkte, so wurde die Tennhartische Partey so beleidigt, daß sie sich mit einer Antwort nicht begnügte; sondern es mußten allerhand Apologieen in die Welt ausgehen. Denn ausser dem, was Tennhart selbst dem vorerwähnten Scheurer geantwortet, kam 1713 zum Vorschein: Hrn. Joh. Conr. Scheurer's irrige Lehrsätze, welche er in Widerlegungen Joh. Tennhart's von Nürnberg an Tag gegeben, extrahiret von einem Liebhaber der Wahrheit, zur Rettung der Ehre Gottes zum Druck befördert. In eben dem Jahre ließ man in einem halben Bogen drucken: Gratulationsschreiben an Hrn. Joh. Tennhart, wegen Hrn. Joh. Conr. Scheurer's Uebereinstimmung mit ihm und seiner Lehre, abgelassen von einem Freund der Liebe und Einigkeit in Gott. Es hatte Tennhart dieser Sache wegen zwey Schreiben an Scheurer abgehen lassen, und als darauf sein Antwortsschreiben 1713 im Druck herauskam, so sah man bald dagegen: Kurze Anmerkungen über Hrn. Johann Conrad Scheurer's Antwortsschreiben auf zwey von Hrn. Johann Tennhart an denselben abgelassene Briefe, zum Zeugniß der Wahrheit herausgegeben von einem aufrichtig Gesinnten, 1713.

3) Haben wir von Tennhart'en folgende Schriften: Höchst nothwendige und zur Seelenseligkeit sehr nützliche Erklärung etlicher Hauptpuncte, so mir, Joh. Tennhart, aus meinen der Welt dargelegten göttlichen Droh- und Warnungsschriften und Lebenslauf zu erklären vorgelegt werden, darin sonderlich gezeiget wird erstlich das grosse Verderben aller Menschen, und wie der Satan die sogenannte Christenheit sowohl, als die Heiden, Juden und Türken, und also nach dem klaren Zeugniß heil. Schrift die ganze bewohnte Welt irre führet; zweytens: welches der allein seligmachende Glaube, und die allein seligmachende Taufe, und welche die allein seligmachende Religion unter allen Religionen und die allein vor Gott geltende Gerechtigkeit sey; drittens: wie wir tief verfallene Menschen wieder heilig, gerecht, auserwählt und zur neuen Creatur gemacht, und mit Gott in Christo Jesu vereiniget und ewig selig werden können, 1715. In der Vorrede gedenkt er, es hätten zwey gelehrte Männer in einer vornehmen Reichsstadt verschiedene Dinge in seinen Schriften bemerkt, und solche in zwey gedruckten Predigten öffentlich vorstellen wollen; er bedauere aber diese unglückseligen Leute wegen ihrer innerlichen Unerkenntniß und Unwissenheit in diesen innerlichen geist- und göttlichen Dingen. Um sie zu schonen, wolle er ihnen nicht antworten, und sie auf seine und Anderer für ihn herausgegebenen Schriften verweisen. Inzwischen habe ihm ein Oberconsistorialrath und Superintendent auf sein Be-

gehren einige Puncte schriftlich überschickt, die er für anstößig gehalten, nämlich daß er die Kindertaufe an und für sich selbst verwerfe; daß er von einer Gerechtigkeit, dadurch wir selig werden sollten, lehre, die Christus durch unsere Gliedmaßen und unser Thun erfülle; daß er dem geschriebenen Wort Gottes alle göttliche Kraft nehme, gegen dasselbe ärgerlich rede, die Gegenwart des Leibes Christi im Abendmahl läugne, wider die Sonntagsfeyer, Predigtamt, Ehestand, alle Aemter und Professionen ärgerliche Discurse führe; daß er vorgebe, seine Schriften wären der Kern der Rede Gottes, und sie also der heiligen Schrift vorziehe; daß er manches, dem Papstthum zum Besten, anstößig vorbringe, von der Christenheit schreibe, sie sey nach der Apostel Zeiten zur Hure geworden, und daß er ein Reformator der Kirche seyn wolle. Diese Puncte sind es, welche Tennhart in der angezogenen Schrift zu beantworten sucht, und sich bisweilen in Einem und dem Andern etwas besser und deutlicher, als vorhin geschehen war, erklärt, auch zu Ende eine höchst nöthige Warnung an alle Menschen beyfügt. Es kam noch hinzu: Fernere nöthige und zur Seelenseligkeit sehr nützliche zweyte Erklärung der allerbedenklichsten und anstößigsten Puncte und Redensarten, so von einer mir unbenannten Person, oder geschäfftigen Martha, aus meinen, Joh. Tennhart's, ersten Schriften, theils als ärgerliche und anstößige, und theils als lästerliche und wider die heilige Schrift und wider einander seyende Dinge ausgezogen und bezeichnet; mir aber auf mein Begehren von einer andern liebwerthen und gelehrten Person, solche zu prüfen und in meinem Herzen vor Gott zu erwegen, übergeben worden, 1717.

4) Als man Tennhart'en Schuld gab, er sey ein Separatist, und brächte Andern dergleichen Principien bey, daß man sich des äusserlichen Gottesdienstes enthalten sollte, so schrieb er 1718: Nützliche und höchst nöthige Warnung wegen des unnöthigen Separirens von Kirche und Abendmahl an die sogenannten Separatisten und andere erweckte Seelen zu reifer Ueberlegung und herzlicher Erwegung aufgesetzt und dargelegt. Es befindet sich hierin ein Auszug aus seinen ersten Schriften, dadurch er weisen will, daß, wie ihm Gott niemahls erlaubt, sich des Kirchen- und Abendmahlgehens zu enthalten; also habe er auch Niemanden dazu gerathen, und vielmehr ernstlich dawider geredet. Es folgt auch eine Fortsetzung seines Lebenslaufes, welche in einem Bericht von seiner Rückreise nach Nürnberg, von der abermahligen zweyten Gefangenschaft und den auf dem Thurm von sich gestellten Erklärungspuncten besteht; ingleichen eine Erklärung wegen des Abendmahlgehens, ein kurzgefaßtes Glaubensbekenntniß, eine Einsprache wegen der heutigen Inspirirten, u. s. w. Hier wollte er nun das Ansehen haben, als wäre er dem Separatismus entgegen; es hieng aber dieses nicht wohl mit sei-

nem Hauptprincip zusammen, da er Alles auf das Innerliche will ankommen lassen, und daher von den äusserlichen Gnadenmitteln unserer Seligkeit nicht Viel halten konnte.

5) Hat man aus den Tennhartischen Schriften verschiedene kleine Extracte gemacht, und wie sich seine Anhänger bereden kounten, als wenn darin der rechte Kern des wahren Christenthums läge, und selbige noch höher, als die Schrift zu schätzen wären; also waren sie bey solchem einfältigen und blinden Eifer auf allerhand Art bemüht, solche Schriften und die darin enthaltenen gefährlichen Lehren unter den Leuten bekannt und beliebt zu machen. Oben haben wir schon einer solchen Schrift gedacht: **Kleiner Auszug aus Tennhart's Schriften**; und jetzt fügen wir noch eine andere von solcher Gattung, die aus etlichen Bogen besteht, hinzu: **Heilsame und der Zeit höchst nothwendige Warnungen zur Busse, oder Sinnesänderung, Selbstverläugnung und einem heiligen, gerechten und gottseligen Leben und Wandel, aus Joh. Tennhart's erbaulichen Schriften extrahiret, und zum gemeinen Nutz durch den Druck mitgetheilt von einem um den Schaden Joseph's herzlich Bekümmerten, 1720.** Dergleichen noch verschiedene andere gedruckt worden sind.

6) Hat es auch an Apologieen, die von Andern für Tennhart und seine Schriften sind ausgefertigt worden, nicht gefehlt. Vorher ist derjenigen schon gedacht worden, welche man Scheurer'n entgegengesetzt hat. In eben diese Classe gehört noch Anonymi Aletophili **schriftmäßiges** *Judicium theologicum* **von Joh. Tennhart's, Bürgers in Nürnberg, an alle hohe und niedere Potentien im Römischen Reich gesammten sonderbaren Buche, 1711.** Diese Apologie, die von einem Wirtembergischen Prediger soll aufgesetzt worden seyn, ist für das erste Werk, welches Tennhart herausgegeben, geschrieben, und handelt von Tennhart's Reimart, von den Träumen und Gesichten, von den hartscheinenden Expressionen, von den Spottreden, von dem innern Wort, von der Sabbathsfeyer, von der Entblößung des Haupts und den Perücken, von welchen Puncten er weisen will, daß sie in Tennhart's Buche schriftmäßig wären abgehandelt worden. Der Verfasser hat eine solche Hochachtung für ihn, daß er selbigen nicht für einen bloßen Menschen ansehen will. Gleich im Anfange schreibt er, er habe in dem Tennhartischen Buche die rechte wahre Central-Mark- und Safttheologie angetroffen. Ja S. 67 scheut er sich nicht, folgendes Zeugniß vom Tennhart anzuführen und zu billigen: „Ich habe des theuern Bothen Gottes, Johann Tennhart's, Schriften mit unglaublichem Eifer durchlesen, dem getreuen Gott von Herzen dankend, daß er den vor so vielen hundert Jahren schon verheissenen grossen Propheten endlich gesandt, und auch mich, ihn zu hören, zu kennen, noch im Leben erhalten; wiewohl ihn ewig erkennen und annehmen werden, bis ihn Gott zu seiner Zeit völlig offenbaren wird,

weil Alles von Gott extreme abgefallen, und der wahre Glaube fast bey allen Menschen ganz erloschen, und der Ungläubigen Sinn ganz vollendet ist. Die Barmherzigkeit Gottes wolle ihn aus ihren grimmigen Händen erretten." Denn es hat der Autor zu Ende dieser Schrift Zeugnisse aus etlichen Briefen von Tennhart's Schriften beygefügt, woraus man wohl sieht, daß er seine Anhänger gehabt, die ihn fast angebetet; ein vernünftiger Mensch aber erkennt auch zugleich daraus, wie sehr sich die Menschen, wenn sie einmal von der Bibel, als dem einzigen und vornehmsten Weg unseres Glaubens und Wandels, abweichen, vergehen und sich so verblenden lassen können, daß sie lieber Menschen in ihren leeren Einbildungen, als Gott, folgen wollen. Nicht weniger müssen wir hierher rechnen:

Schriftmäßiges Zeugniß vom innern und äussern Wort Gottes, wie nämlich Alles nach der Natur und Gnade, kraft des wesentlichen, innern und ewigen Wortes des Vaters, von innen herauskomme; und was denn das äussere, insonderheit die heilige Schrift und Lehramt, zum Heil der Menschen im Reich der Gnaden beytrage und befördere, aus Liebe des Nächsten herausgegeben durch einen aufrichtig Gesinnten, 1713; ingleichen: Kurze, doch gründliche Unterweisung von dem Worte Gottes, um der Einfältigen willen, in Frag und Antwort gestellt, von einem Liebhaber desselbigen, und nun zum andern Mahl in Druck gegeben, 1713; welche Unterweisung auch zum dritten Mahl 1726 herausgekommen ist. So gehört auch diese Schrift hierher: Allgemeine und der Zeit höchst nothwendige Seelencur, erstlich aus dem Grund entdeckend das grosse Verderben der Menschen; insonderheit in der heutigen Kinderzucht, und wie der Satan die ganze bewohnte Welt irreführt, nach Apoc. XII. 9. Zweytens anweisend das wahre Heil- und Genesungsmittel, welche ist die Busse, oder Sinnesänderung, wie nämlich wir Menschen in der Ordnung der Busse von dem grossen Verderben durch Christum wiederum erlöset, geheiliget, gereiniget und zubereitet werden können, noch in der Gnadenzeit in das nahe herbeygekommene Reich Gottes, welches nach dem klaren Ausspruch Christi, inwendig in uns ist, Luc. XVII. 21. einzugehen, Matth. III. 28. und C. IV. 17. herausgegeben von T. E. 1721, davon der Autor Tobias Eißler ist. Eben derselbe hat 1724 drucken lassen: Apologiam Tennhartianam, oder kurzgefaßte Beantwortung der wider die Tennhartischen Schriften gemachten Scrupel und Einwürfe, nebst einer völlig ausführlichen Nachricht von allen, sowohl von dem seligen Tennhart selbsten, als auch von Andern vor und wider ihn herausgegebenen Schriften. — Er soll auch noch geschrieben haben: Die Uebung des Glaubens und allgemeine Religion, wie der Mensch

durch Christum zu Gott komme. In Frag und Antwort. 1714. Ohne Druckort. 8. — In der Willisch-Norischen Bibliothek ist ein Manuscript von ihm: Bericht wegen meiner (Johann Tennhart's) Reise nach Nürnberg; nebst den 12 Erklärungspuncten, die er in Nürnberg hat von sich stellen müssen, 1714. — Verzeichniß etlicher ärgerlicher Puncte in Tennhart's Lebenslauf. 4.

S. Walch's Einleitung in die Religionsstreitigkeiten der Evangelisch-Lutherischen Kirche, Th. 2. S. 810. Will's Nürnberg. Gelehrtenlexicon, Th. 4. S. 11. Nopitsch's Supplementb. 4. S. 323.

Tenzel, Wilhelm Ernst, Königlich Pohlnischer und Churfächsischer Rath und Historiograph, ist am 11. July 1659 zu Greussen, einer kleinen Stadt in Thüringen, wo sein Vater, Jacob Tenzel, damahls Prediger war, geboren worden. Nachdem er seine Schulstudien in seinem Vaterlande geendigt hatte, schickte man ihn im 18. Jahre seines Alters nach Wittenberg, wo er die Weltweisheit, die Morgenländischen Sprachen, und sowohl die kirchliche, als weltliche Geschichte erlernte. Nachdem er hier durch seine öffentlichen Schriften und unterschiedlichen Disputationen sich hervorgethan hatte, machte er sich an Johann Fell'en, Bischof zu Oxford, und 1683 schrieb er wider den päpstlichen Bibliothekar Emanuel a Schelstrate de disciplina arcani. In demselben Jahre wurde er Adjunct der philosophischen Facultät zu Wittenberg, und legte sich hierauf noch mehr auf die Litteratur, wie auch auf die Kirchen- und Profanhistorie: untersuchte auch die Materie de duplici Constantini M. Baptismo.

Sein Vater starb 1685, und hinterließ ihm sehr wenig Vermögen; allein er starb mit dem Vergnügen zu sehen, daß die Mühe, die er sich gegeben, und die Kosten, die er auf seine Unterweisung und Erziehung verwendet hatte, nicht vergeblich gewesen waren.

Tenzel wurde im J. 1685 nach Gotha zu einem öffentlichen Lehramte bey dem Gymnasium und zunächst zur Aufsicht über das Herzogliche Münzcabinet und über die Kunstkammer berufen. In dieser Bedienung fieng er an, der Münzwissenschaft einen Geschmack abzugewinnen, und sich mit allem Fleiße auf dieselbe zu legen. Der Fortgang, welchen er darin machte, erwarb ihm 1696 die Bedienung eines Geschichtschreibers der Ernestinischen Linie des Sächsischen Hauses, und er besuchte die vornehmsten Bibliotheken in Teutschland.

Im J. 1702 kam er nach Dresden, als Rath und Historiograph des Königs von Pohlen und Churfürsten von Sachsen. Allein er konnte sich nicht über Ein Jahr am Hofe erhalten, wo er viele Verdrießlichkeiten auszustehen hatte: er lebte als Privatmann, und ward genöthigt, auch den größten Theil seiner Bibliothek zu verkaufen. Die geringe Kenntniß der Welt

konnte ihm dieselben leicht zuziehen, weil er sich als ein unbelebter Litterator in die Hofsitten nicht zu schicken wußte; er war ein Mann, der sich den Büchern und dem Studieren ganz und gar überließ, und dessen ganze Beschäfftigung Bibliotheken und Münzen waren. Auf Besuchung der vornehmsten Bibliotheken waren auch seine verschiedenen Reisen gerichtet; er machte mit den gelehrtesten Männern Bekanntschaft, und Freundschaft; er wechselte sogar mit unterschiedenen Ausländern Briefe, unter welchen der grosse Leibnitz wohl der vornehmste war. Als Leibnitz seine Rechnung mit Null und Eins erfunden hatte, erwies er ihm die Ehre, und gab ihm davon Nachricht, worauf sie Tenzel in seine curiöse Bibliothek mit einrücken ließ.

Er hat sich niemahls verheyrathen wollen, und ob er gleich kein Vermögen besaß, so war er doch mit seinem Schicksale zufrieden, und tröstete sich mit den Musen über die Widerwärtigkeiten, mit welchen er zu kämpfen, oder die er von Seiten der Welt auszustehen hatte. Er starb am 24. November 1707 in seinem 49. Jahre.

Tenzel ist der erste Teutsche Journalist, der, nach Art der Französischen periodischen Schriften, monathlich ein Stück Unterredungen herausgab, in welchen er die neuen Bücher recensirte. Von Münzen erläuterte er hauptsächlich die Sächsischen. In besonderen Abhandlungen suchte er zu beweisen, daß das apostolische Symbolum nicht von den Aposteln, und von dem Te Deum laudamus weder Ambrosius, nach Augustin Verfasser sind.

Verzeichniß seiner Schriften:

Comparatio historica inter Iacobum, Episcopum Nisibensem, et Iacobum Tenzelium, Superintendentem Arnstadiensem. 1686. 4. Jacob Tenzel, den er in dieser kleinen Schrift mit dem heiligen Jacob von Nisibe vergleicht, ist sein Vater. — Tres Diatribae de Corban. Vitemb. 1678. 4. Eine Disputation, die er unter Johann Friedrich Meinhardt'en, welcher der wahre Verfasser davon ist, vertheidigt hat. — De medio praescientiae divinae circa futura contingentia, Vitemb. 1679. 4. — De Proseuchis Iudaeorum. Vitemb. 1682. 4. — De Proseuchis Samaritanorum. Vitemb. 1682. 4. — De Phoenice. Vitemb. 1682. 4. Steht auch vermehrt in seinen Exercitationibus selectis. Sie ist wider Fell, den Bischof von Oxford, gerichtet, und soll beweisen, daß Hiob XXIX. 18. nicht von dem Phönix die Rede sey. — De apophthegmate Ignatii: Amor meus crucifixus est. Vitemb. 1683. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. — De duplici baptismo Constantini Magni. Vitemb. 1683. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. Der Verfasser erklärt darin die Taufe Constantins des Grossen von dem heil. Sylvester für eine Fabel. — De Symbolo Apostolico. Vitemb. 1683. 4. Auch vermehrt in den Exercitatt. sel. P. I. p. 1. sqq. Der Verfasser spricht den Aposteln das Glaubensbekenntniß ab, das ihnen gemeiniglich beygelegt wird. — De

Polycarpo, Episcopo et Martyre Smyrnensi. Vitemb. 1684. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. — De natalitiis Episcoporum. Vitemb. 1684. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. — De Ephremo Syro. Vitemb. 1684. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. — De veteris recentisque Ecclesiae hymno: Te Deum laudamus. Arnstadii 1685. 4. ingl. Vitemb. 1686. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. I. Der Verfasser zeigt, daß dieser Lobgesang weder von dem heiligen Ambrosius, noch von dem heiligen Augustinus herrühre, ob er gleich älter sey, als das 7. Jahrhundert. — De disciplina arcani. Vitemb. 1683. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. II. Man versteht unter der Zucht des Geheimnisses eine gewisse von den Christen beobachtete Gewohnheit, den Heiden und Katechumenen gewisse Lehren und Uebungen der christlichen Religion zu verbergen, aus Furcht, dieselben ihrem Spott und ihrer Entheiligung auszusetzen. Emanuel a Schelstrate hatte in einem 1678 unter der Aufschrift: Antiquitas illustrata circa Concilia generalia, herausgegebenen Buche diese Zucht des Geheimnisses behauptet, und vorgegeben, daß Jesus Christus selbst der Urheber derselben sey, und sie gleich in dem Anfange des Christenthums bis in die Mitte des 6. Jahrhunderts, vornehmlich in Absicht auf das Geheimniß des Abendmahls, beständig sey beobachtet worden. Tenzel schrieb diese Abhandlung, das Gegentheil zu behaupten. Emanuel a Schelstrate antwortete ihm und Tenzel beantwortete ihn wieder in der folgenden Schrift: Epistola ad Amicum, qua Responsio ad Cl. V. Emanuelis a Schelstrate Dissertationem apologeticam de disciplina arcani summatim continetur. Gothae, 1687. 4. Auch in den Exercitatt. sel. P. II. — Exercitationes selectae, in duas partes distributae; quarum priori praeter Symbolum Apostolicum, Clementis Romani, Ignatii, Polycarpi, Justini Martyris, Athenagorae, Theophili Antiocheni, Tatiani, Hermiae, Jacobi Nisibensis et Ephremi Syri Scripta expenduntur plerorumque vita praemissa; tum Constantini Magni baptismus, natalitia Episcoporum, hymnusque: *Te Deum Laudamus*, illustrantur. Posteriori disciplina arcani in apricum producitur, aliaque Antiquitatis Ecclesiasticae capita explicantur. Lipsiae 1692. 4. Der größte Theil der in diesem Bande enthaltenen gründlichen und gelehrten Abhandlungen sind eben dieselben, von welchen wir vorhin geredet haben. Tenzel hat sie nur wieder durchgesehen, und Verschiedenes hinzugefügt. Der Verfasser läßt darin allenthalben eine grosse Belesenheit blicken. Er handelt nicht leicht von einer Materie, ohne sie zu erschöpfen, und prüft alle die Schwierigkeiten, welche sie in sich enthält, wobey er die Meynungen der Gelehrten von allen Religionsparteyen erzählt, ja gemeiniglich ihre eigenen Worte anführt. Dieses ist das Urtheil, welches le Clerc in seiner allgemeinen Bibliothek Th. 25. S. 26. davon fällt. — De ritu sectionum sacrarum, Vitemb. 1685. 4. Diese Abhandlung ist nach Bayle's Urtheil sehr gelehrt, und das Journal des

Savans, vom 2. Sept. 1686 versichert, daß die Anmerkungen, welche sie sowohl über die Eintheilung der Bibel in Kapitel und Verse, als über die Bibeln der Morgenländischen Kirchen, und die Gewohnheit, die heil. Schrift in den Kirchen zu lesen, enthält, welche den vornehmsten Inhalt des Buchs ausmachen, viel Gelehrsamkeit zu erkennen geben, und für eigen angesehen werden können. — Judicia Eruditorum de Symbolo Athanasiano studiose collecta et inter se collata. Francof. et Lipsiae 1687. 12. ingl. Gothae 1687. 12. — Animadversiones in Casimiri Oudini Supplementum de scriptoribus vel scriptis Ecclesiasticis, 1688. 12. Das Buch des Oudin hatte diese gelehrten Verbesserungen nöthig. — Im J. 1687 hielt Tenzel dem Adam Tribechovius die Leichenrede, welche nebst andern dergleichen Schriften gedruckt ist. Seine Vita Ad. Tribechovii stehet bey der Heumannischen Ausgabe der Tribechovischen Schrift de Doctoribus scholasticis. — Epistola de Sceleto elephantino, Tonnae nuper effosso, ad V. C. Antonium Magliabechium, (Teutsch und Lateinisch). Gothae 1696. 12. ingl. Jenae 1696. 8. S. Act. Erudit. 1697. p. 10. Nachdem gewisse Arbeiter, die an einem Hügel bey einem Flecken in Thüringen, Tonna genannt, in die Erde gegraben, und Knochen von einer erstaunlichen Grösse gefunden hatten, theilten sich die Gelehrten, die sie sahen, in zweyerley Meynungen darüber. Einige zweifelten gar nicht, daß sie von einem Elephanten wären, welcher ehedem an diesem Ort begraben worden; Andere glaubten, sie seyn ein Minerale, das in der Erde, in der Gestalt von Knochen eines Thiers, gebildet worden. Tenzel schrieb diesen Brief, die erstere Meynung zu bestätigen, und er sah sich genöthigt, dieselbe gegen diejenigen, welche ihn angriffen, in seinen monathlichen Unterredungen und in seiner curiösen Bibliothek zu vertheidigen. — Chur- und Fürstl. Sächsischer Geschichtskalender Albertinischer Linie, von 1601—1697. Leipz. 1697. 8. — Fürstl. Sächsischer Geschichtskalender Ernestinischer Linie, von 1601—1697. Leipz. 1697. 8. — Monathliche Unterredungen einiger guten Freunde von allerhand Büchern, und andern annehmlichen Geschichten; allen Liebhabern der Curiositäten zur Ergötzlichkeit und Nachsinnen herausgegeben, durch A. B. 8 Bände, Leipzig 1689—1699. 8. Tenzel hat seinen Namen vor diese unparteyische und unterhaltende Monathsschrift darum nicht setzen wollen, damit er nicht gezwungen seyn möchte, sich beständig wider diejenigen zu vertheidigen, welche von demjenigen, was er von ihren Schriften sagen würde, etwa beleidigt werden möchten, wie auch gewisser Aufsätze wegen, die er in dieselbe eingerückt hat. Denn er hat sich darin nicht nur von Büchern zu reden vorgesetzt, sondern auch ganze Abhandlungen, Briefe von Gelehrten, Beschreibungen ihrer Wissenschaft wegen berühmter Männer, und gelehrte Neuigkeiten beygefügt. Diese Monathsschrift, welche sehr viele Liebhaber gefunden, hat 10 Jahre gedauert. Sie hat sich im J. 1689 angefangen, und 1698 geendigt. Simon de Uries hat das Merkwürdigste daraus zu-

sammengezogen, und in's Holländische übersetzt. — Curiöse Bibliothek, oder Fortsetzung der monathlichen Unterredungen ꝛc. 3 Bände, Frankfurt u. Leipzig 1704—1706. 8. Diese Monathsschrift ist nicht in Gestalt der Gespräche abgefaßt worden, wie die vorige. Sie ist, wie alle andere, eingerichtet, man findet übrigens in derselben, wie in der vorhergehenden, Abhandlungen und Anmerkungen. Allein sie ist weder so besonders, noch in so grosser Achtung. Sie hat sich 1704 angefangen und 1706 geendigt. — Von Erfindung der Buchdruckerkunst in Teutschland. Gotha 1700. 12. Er schreibt sie mit Recht dem Guttenberg zu. — Der Sächsischen Stammmutter, Frauen Margarethen, Churfürstin zu Sachsen, geborner Erzherzogin zu Oestreich, wahrhaftiger Todestag, durch gewisse Beweise wider den gemeinen Irrthum bestimmt. Gotha 1700. 12. S. Act. Erudit. 1700. p. 155. Steht auch in Triller's Sächsis. Prinzenraube, (Frankf. 1743. 8.) S. 255 fg. Margaretha, welche den Inhalt dieser kleinen Schrift ausmacht, war eine Tochter Herzog Ernst's von Oestreich, und Schwester Kaiser Friedrich's III. Sie vermählte sich mit Friedrich II. mit dem Beynamen des Friedfertigen oder Sanftmüthigen, Churfürsten von Sachsen, und von diesen Beyden stammt das Haus Sachsen ab. Tenzel setzt den Tod der Margaretha auf den 12. Februar 1486. — Casparis Sagittarii, Historici Saxonici, Historia Gothana plenior, ex optimis quibusque editis scriptoribus ut et MSS. documentis cum fide et industria concinnata. Opus multorum votis expeditum, ab ipso Auctore magna ex parte confectum, Reliqua ex ejusdem schedis congessit et duobus supplementis indiceque illustravit W. E. Tenzelius, Jenae 1700. 4. S. Acta Erudit. 1700. p. 155. **Tenzel**, welchem die Fortsetzung dieser Schrift, die Sagittarius nicht hatte vollenden können, von der Universität zu Jena aufgetragen wurde, begnügte sich damit nicht, die letzte Hand daran zu legen: er fügte auch noch ausser einem Register folgende 2 Anhänge hinzu: Supplementum Historiae Gothanae I, Conradi Mutiani Rufi, Canonici quondam Gothani, ac inter primos litterarum restauratores celeberrimi, Epistolas plerumque ineditas, carmina et elogia complectens, Jenae 1701. 4. mit Kupf. S. Act. Erudit. 1701. p. 162. Supplementum Historiae Gothanae II, de vario arcis urbisque statu, ab origine usque ad nostra tempora, multis diplomatibus figurisque aeneis distinctum, nec pauca conferens ad totius Germaniae, Thuringiae praesertim, Misniaeque omnigenam Historiam illustrandam, Jenae 1701. 4. S. Ebend. 1701. p. 433. Diese 2 Anhänge enthalten verschiedene sehr gute historische Nachrichten. — Typus Genealogiae Beichlingicae plenioris, ex Chartis authenticis aliisque Monumentis desumtus. Jen. 1702. 4. S. Act. Erud. 1702. p. 266. — Drey Sammlungen von Münzen: die erste auf die Einweihungen der Kirchen und andere ähnliche Feyerlichkeiten; die andere auf die Churfürstinnen und Herzoginnen von Sachsen; die dritte auf die Geburten der

Prinzen und Prinzessinnen des Hauses Sachsen, Jena 1697. in Folio. Der Verfasser, welcher eine Münzgeschichte des Hauses Sachsen zu liefern Willens war, wollte durch diese Sammlungen, denen er nach der Zeit noch einige andere hat nachfolgen lassen, den Geschmack der Gelehrten prüfen. — Münzen auf die Geburt und Taufe der Prinzen von Sachsen. Münzen auf den Frieden und den Krieg. Münzen auf die Huldigungen der Herzoge von Sachsen. Münzen auf die Ritterorden. Münzen auf das Absterben und die Leichenbegängnisse. Sämmtlich, Jena 1699. Fol. — Saxonia Numismatica, sive Nummophylacium Numismatum mnemonicorum et iconicorum, a Sereniss. Electoribus Ducibusque Saxoniae Lineae Albertinae cudi jussorum (Teutsch und Lateinisch). Francof. et Lipf. 1705. 4. Sie bestand Anfangs nur aus 3 Theilen. Der 1. Theil dieser Münzgeschichte von der Albertinischen Linie des Hauses Sachsen, von welcher der Verfasser, als von der jüngeren, darum den Anfang gemacht, weil sie jetzt das ehemahlige Churfürstenthum oder nunmehrige Königreich im Besitze hat, fängt sich vom Herzoge Albrecht an, welcher als Stammvater derselben 1550 gestorben ist, und endigt mit dem Churfürsten August, der 1586 starb. Der 2. Theil hebt vom Churfürsten Christian I. 1586 an, und endigt sich mit dem Churfürsten Johann Georg I. welcher 1656 gestorben. Der 3. Theil geht vom Churfürsten Johann Georg II. 1656 an, und endigt sich bey der Zeit, in welcher er geschrieben ist. Christian Junker hat im J. 1711 noch einen 4. Theil hinzugefügt, welcher von den Sachsen-Weissenfelsischen, Sachsen-Merseburgischen, und Sachsen-Zeizischen Linien handelt. Diese Münzgeschichte ist nach dem Muster des Bizot verfertigt, und enthält verschiedene Merkwürdigkeiten von den Churfürsten von Sachsen. — Saxonia Numismatica etc. Lineae Ernestinae, (Teutsch und Lateinisch.) Francof. et Lipf. 1705. 4. Der 1. Theil fängt sich von Ernst, dem Stammvater der älteren Linie von Sachsen, und Churfürsten nach dem Tode Friedrich's II. seines Vaters, 1464 an, und endigt sich mit Johann Friedrich, dem letzten Churfürsten von dieser Linie, der von Carl V. 1547 seines Churfürstenthums beraubt wurde, und 1554 verstarb. Der 2. Theil enthält die Linie von Sachsen-Coburg, die 1633 erloschen ist, und die von Sachsen-Altenburg, welche 1672 ausstarb. Der 3. Theil handelt von der Sachsen-Weimarischen und Sachsen-Eisenachischen Linie. Junker hat nach der Zeit auch dieses Werk um einen 4. Theil vermehrt. Er handelt von der Sachsen-Gothaischen Linie. Endlich fügte in den J. 1712 und 1713 Junker auch noch jeder Linie ein allgemeines Hauptregister der Personen und Sachen bey; daher beyde Werke 1714 folgenden Haupttitel erhielten: Saxonia Numismatica lineae Ernestinae et Albertinae, in duas partes divisa, simul vero duobus indicibus et supplementis adornata per Chr. Junkerum. Francof. Lipf et Gothae 1714. — Vindiciae pro Hermanni Conringii Censura Diplomatis fictitii coenobii Lindavienfis, Lindaviae 1700.

in Folio. Tenzel hat seinen Namen nicht vor diese Schrift gesetzt, bey deren Verfertigung ihm Thomas Wetz, Syndicus zu Lindau, geholfen. — Supplementa reliqua Historiae Gothanae ab a. 1440. ad a. 1700. Cum Praefatione Ern. Salom. Cypriani, Jenae 1716. 4. S. Lat. Act. Erud. 1716. p. 155. und Teutsche Act. Erud. St. 41. S. 305. Dieses Buch enthält einen Theil des 2, ingl. das 3. u. 4. Supplement, welche Tenzel selbst herauszugeben die Zeit nicht gehabt. Cyprian hat das Fehlende hinzugethan. — Historischer Bericht vom Anfange und ersten Fortgange der Reformation Lutheri, herausgegeben von Cyprian, Leipzig 1718. 8. Tenzel war Willens gewesen, eine vollständige Geschichte von dieser Reformation zu schreiben; allein da ihn seine andern Beschäfftigungen daran gehindert, so begnügte er sich, einen kurzen Abriß davon zu liefern. Cyprian hat dasjenige, was daran mangelte, ergänzt. — Annotationes ad Hieronymi Librum de Scriptoribus Ecclesiasticis. Diese Anmerkungen, welche nicht weiter als bis auf das 14. Kap. von Hieronymi Cat. Script. Eccles. gehen, sind der Ausgabe dieses Buches des Gennadius de Scriptoribus Ecclesiasticis beygefügt worden, welche Cyprian zu Jena 1703. in 4. herausgegeben hat. — Fridericus Fortis redivivus, h. e. Vita et Fata Friderici Fortis sive Admorsi; in Menkenii Scriptoribus rerum Germanicarum, T. II. p. 885 sqq. — Brevis Designatio Moguntinensium quorundam nummorum; in Johannis Scriptoribus historiae Mogunt. — Schreiben von der Zeitrechnung der Samariter; im 2. Theil der allgem. Bibliothek des le Clerc. — Im allg. Gelehrtenlexicon werden Th. 4. S. 1057 fg. nicht nur verschiedene von ihm handschriftlich hinterlassene Arbeiten, sondern auch noch einige herausgekommene Schriften, ausser den hier gemeldeten, namhaft gemacht: als 1) de imperiali Hassiaco: Besser Land und Leute verloren ꝛc. 2) Historische Nebenstunden; 3) Diatribe de Bibliis polyglottis; und 4) Historia Romana ab U. C. ad tempora Constantini Magni. Tenzel arbeitete auch an den Actis Eruditorum Lipsi. an den Observationibus Halensibus, an Pacquer's aufgefangenen Briefen, u. s. w.

S. Niceron, Th. 8. S. 234. Histor. Biblioth. Fabric. P. V. p. 311. Saxii Onomast. litt. P. V. p. 630. Lawätz's Handbuch, Th. 1. Bd. 4. Abth. 2. S. 462.

**Terrasson**, Johann, nicht der berühmte Advocat und Richter in der Grafschaft Lyon, welcher sich durch seine Gelehrsamkeit nicht weniger hervorgethan hat, als durch seine Aufrichtigkeit und Redlichkeit, das ist, der Vater des folgenden **Matthäus Terrasson**, sondern der Professor am Königlichen Collegium zu Paris: er war Mitglied der Französischen Akademie, und bekleidete länger als 20 Jahre das Amt eines beständigen Secretärs. Er ward 1670 zu Lyon geboren, und starb am 15. September 1750.

Seine Werke sind:

Dissertation critique sur l'Iliade d'Homere. à Paris 1715. II. Voll. in 12., wo bey Gelegenheit dieses Gedichtes die Regeln einer auf die Vernunft gegründeten Dichtkunst untersucht werden. — Histoire de Sethos, ou Vie tiré des monumens de l'ancienne Egypte, traduit d'un manuscript Grec. Beyde wurden in's Englische übersetzt. — Histoire universel de Diodore de Sicile.

Dieser Terrasson hatte Brüder, den Andreas Terrasson, welcher sich durch seine Predigten grossen Beyfall erwarb, und 1723 starb, und Caspar Terrasson, welcher als Prediger noch grössern Ruhm, als sein Bruder, erlangte, und am 2. Januar 1752 im Schooße seiner Familie das Leben endigte.

Was unsern Johann Terrasson betrifft, so behauptet er sonder Zweifel einen vorzüglichen Platz unter den Gelehrten; sein größter Ruhm aber besteht darin, daß er Einer von den größten practischen Philosophen seiner Zeit war. Man fragte ihn einst, was er selbst von einer Rede hielt, die er halten sollte: „Sie ist gut, antwortete er, sehr gut, sage ich; die Welt wird zwar nicht eben so davon denken; aber das beunruhigt mich wenig." Die Begierde, sich zu bereichern, quälte ihn eben so wenig, als das Verlangen nach Ruhm. Das Glück gesellte sich zu ihm, ohne daß er es aufhalten mochte, und er war in mittelmäßigen Umständen noch eben der Philosoph, der er in den glücklichsten gewesen war. Doch schien es, als ob er sich nicht trauete, wenn er etwa zu reich werden möchte. „Ich stehe für mich, sagte er, bis auf eine Million." Von gelehrten Gesellschaften war er kein grosser Verehrer. Vergebens stellte man ihm vor, daß durch dieselben der Verstand weiter fortgepflanzt und ausgebreitet würde; er verglich den Verstand einer Nation mit Goldblättern, die um so viel dünner würden, je mehr man sie in die Breite treibt. Er besaß auch Nichts von dem, was man nach der Welt leben heißt; jene Aufmerksamkeit auf Kleinigkeiten, und die Sprache der Complimente, welche drey Viertel von dieser Lebensart ausmachen, waren ihm sehr fremd, weil sie ihm zu klein vorkamen. Eine gewisse verständige Person fällt demnach folgendes Urtheil von ihm: „Nur ein Mann von grossem Verstande ist einer solchen Unwissenheit fähig." — Von Angelegenheiten der Prinzen oder von Staatssachen sprach er nie gern: „Man muß sich, pflegte er deßwegen öfters zu sagen, mit dem Steuerruder nicht befassen, in einem Schiffe, wo man nichts weiter als ein Reisender ist."

S. Merkwürdigkeiten zur Geschichte der Gelehrten, Th. 3. oder Anecdoten, Th. 7. S. 187.

Terrasson, Matthäus, Parlamentsadvocat und Königlicher Censor zu Paris, ein Verwandter der genannten Brüder, und stammte also aus einer Familie her, die in der gelehrten Welt berühmt ist. Er war zu Lyon am 13. August 1669 von adeli-

chen Aeltern geboren. Ein geschwinder Verstand, der lebhaft und voll Feuer war, machte, daß er in der Schule den glücklichsten Fortgang in den Wissenschaften hatte. Die Jesuiten, welche seine glücklichen Fähigkeiten so frühzeitig gebildet hatten, schienen sich viele Mühe zu geben, ihn zu bewegen, in ihren Orden zu treten; und man weiß, wie richtig ihr Urtheil bey der Wahl derjenigen ist, welche sie unter sich aufnehmen: aber Johann Terrasson, sein Vater, der mit ihm andere Absichten vorhatte, glaubte nicht, daß er ihrem Verlangen nachgeben müsse.

Der junge Terrasson ward, nach geendigter Erlernung der Philosophie, nach Valence geschickt, um sich daselbst auf die Rechte zu legen. Von da kam er nach Paris, woselbst er am 27. März 1691 unter die Advocaten des Parlaments aufgenommen ward. Das bloße Verlangen, es immer weiter zu bringen, ließ ihn sehr fleißig vor den Gerichtsschranken erscheinen, und er besuchte diesen Ort nicht lange, ohne wegen seiner Beredtsamkeit bewundert zu werden. Einige sehr erhebliche Rechtssachen, die er zu führen hatte, erwarben ihm die Hochachtung der vornehmsten obrigkeitlichen Personen. Seine Absicht war es unterdessen nicht, sich in Paris niederzulassen: aber Portail, der dahmals Generaladvocat war, und hernach als erster Präsident gestorben ist, bewog ihn da zu bleiben, als auf dem einzigen Schauplatze, welcher den ungemeinen Gaben dieses jungen Advocaten gemäß sey; und um ihm alle Lust zu benehmen, wieder in sein Vaterland zurückzukehren, stiftete er auch eine Heyrath zwischen ihm und der Tochter Tuffier's, Eines der geschicktesten Advocaten seiner Zeit.

Terrasson überließ sich nunmehr gänzlich den Beschäfftigungen seines Standes, und erwarb sich einen so grossen Namen, daß er in kurzer Zeit nicht im Stande war, die erstaunende Menge von Geschäfften, welche ihm seine Verdienste aus allen Provinzen des Reichs, vornehmlich aus Lyon, zuwege brachten, zu bestreiten. Seine Liebe zur Arbeit nahm unterdessen mit der Menge derselben zu. Er sah sich genöthigt, das geschriebene Recht in seinem Zusammenhange zu studieren, und ward dadurch in demselben so geschickt, daß die angesehensten Stiftskapitel in seiner Provinz ihn insgesammt zu ihrem Rathgeber erwählten, und ihm die Sorge für die Angelegenheiten anzuvertrauen kein Bedenken trugen. Da er zu gleicher Zeit für den Stadtrath zu Lyon, und das Gericht der Comtes eben dieses that, so wußte er sie durch seine Klugheit eine Zeitlang vollkommen mit einander zu vereinigen, so sehr auch die Vortheile einer jeden Partey einander entgegengesetzt waren. Als aber eine neue Irrung entstand, die sich dem Ansehen nach nicht gütlich beylegen ließ, und die Parteyen auf's Neue sich vermeinigten, so glaubte Terrasson, dessen Absichten allemahl auf das Recht und Billigkeit gerichtet waren, er müsse sich für die Comtes erklären, weil ihm ihre Ansprüche gegründeter zu seyn schienen, als die Forderungen

der Andern. Diese Herren aber ließen es zur Erkenntlichkeit für seinen Eifer ihnen zu dienen nicht bloß bey den gewöhnlichen Belohnungen bewenden, sondern ein jährlicher Gehalt, den sie unserem Terrasson ausmachten, zeigte, wie sehr sie die ihnen geleisteten Dienste zu erkennen wüßten.

Vielleicht wird man sich kaum vorstellen können, wie dieser berühmte Mann den vielfachen Geschäfften habe gewachsen seyn können, welche sich bey einem vortrefflichen Advocaten zusammenhäufen: aber das ist noch schwerer zu begreifen, wie er mitten unter so vielen Amtsverrichtungen noch Zeit genug habe finden können, den besondern Geschmack, den er an den schönen Wissenschaften, und vornehmlich an der Beredtsamkeit fand, noch mehr auszubilden. Hievon zeugen die vortrefflichen Reden, die er über verschiedene Materien, als über den Stand eines Advocaten, über den Verstand und die Wissenschaft, über die Liebe zum gemeinen Besten, über die Ehre, über die Religion, über die Regierung, hinterlassen hat. Dazu muß man auch die unvergleichliche Rede rechnen, die dieser berühmte Redner hielt, als er die Ehre hatte dem Cour des Aides die Bestellung Daguesseau's zum Canzler zu übergeben, nachdem er von dem Könige zu dieser höchsten Würde des Reichs war erhoben worden. In eben dem Bande, welcher diese Reden enthält, findet man auch die rechtlichen Gutachten und gerichtlichen Reden dieses Verfassers, in welchen so viel Gelehrsamkeit herrscht; lauter Stücke, an denen man die Richtigkeit und Gründlichkeit der Schlüsse, die edle und zierliche Schreibart, den starken Ausdruck, und das Pathetische bewundert, welches Alles die Ueberzeugung unausbleiblich nach sich zieht.

Ein anderes eben so beträchtliches Werk dieses gelehrten Mannes besteht in einer gewissen Anzahl Zusätze zu den Anmerkungen über die Werke Henry's. Um die Beynamen eines Amtsgehülfen, Landsmannes und Freundes zu erwiedern, die ihm Bretonnier in vielen Stellen seiner Anmerkungen über eben diese Werke beylegt, so übernahm er willig die Sorge sie noch einmahl durchzusehen, und die letzte Hand daran zu legen. Aber zum Unglück nahm er dieses zu so einer Zeit vor, wo die vielen Geschäffte, welche ihm seine Verdienste aller Orten her zuwege brachten, noch nicht weniger geworden waren. Obgleich seine an und für sich selbst zärtliche Gesundheit überdieß durch die viele Arbeit, und seine Lebensart, die ihm zu viel zu sitzen nöthigte, geschwächt war, so gieng er doch erstlich das geschriebene Werk des Bretonnier durch: alsdann untersuchte er alle diese Anmerkungen, ließ diejenigen stehen, die ihm vollkommen ausgearbeitet zu seyn schienen; was aber die übrigen anlangt, welche nur zum Entwurf hingesetzt waren, oder in denen sich noch Lücken fanden, so füllte er die Anführungen der Stellen aus, fügte einige neue hinzu, die er mit verschiedenen Rechtssprüchen begleitete, und bemerkte vornehmlich stets dasjenige, was dem Bretonnier eigentlich gehörte, dessen Arbeit er sich

vielmehr vollends zu Stande zu bringen, als ein neues Werk zu verfertigen, vorgesetzt hatte. Nach dieser ersten Arbeit bereicherte er dieses Werk mit neuen Anmerkungen, die von solchen Vorfällen hergenommen waren, in denen er zum Theil den Parteyen selbst gedient, oder deren Entscheidung zum Theil zu seiner Zeit vorgefallen war; er machte verschiedene Auszüge aus gerichtlichen Reden und Aufsätzen, zu welchen er Auszüge aus den gefällten Urtheilen, und oft das ganze Urtheil selbst hinzufügte.

Terrasson hatte sich in diese grosse Arbeit in keiner andern Absicht, als aus Liebe zum gemeinen Nutzen eingelassen, war aber nicht so glücklich, sie zu Stande zu bringen. Er machte sich fertig, diese Anmerkungen mit neuen zu vermehren, als er von der Krankheit angefallen ward, an welcher er am 30. September 1734 in seinem 66. Jahre starb.

Weil er wegen einer nicht gemeinen Gelehrsamkeit berühmt war, so hatte man ihn mit zu der Ausarbeitung des Journal des Savans gezogen, und er hatte auch einige Jahre lang das Amt eines Königlichen Büchercensors, in Ansehung der zur Rechtsgelehrsamkeit und Litteratur gehörigen Schriften, verwaltet.

Mit den seltensten Gaben des Verstandes verband dieser grosse Mann die unschätzbarsten Eigenschaften des Herzens, eine Mäßigung, Leutseligkeit und Sanftmuth, die ihm die Freundschaft aller derer zuwege brachten, die ihn kannten; eine Aufrichtigkeit und Redlichkeit, welche allen Handlungen seines Lebens zur Vorschrift dienten; eine so vollkommene Uneigennützigkeit, daß er stets mit demjenigen zufrieden war, was ihm seine Clienten anboten, wenn es gleich oft weit unter derjenigen Belohnung war, die er für seine Bemühung hätte verlangen können. Er genoß die Ehre der Achtung und des Vertrauens der Grossen, und war doch niemahls darauf bedacht, die Gunst, in welcher er stand, zur Beförderung seines Glückes zu gebrauchen. Er war ein Feind alles Stolzes, von allen ehrgeizigen Absichten sehr entfernt, und strebte Zeitlebens nach keiner andern Ehre, als sich in seinem Stande rühmlich hervorzuthun, und durch seine Bemühungen der Welt mit jedem Tage nützlicher zu werden.

Aus seiner Ehe mit Catharina Tuffier hat er nur einen Sohn, Anton Terrasson, hinterlassen, welcher ebenfalls Advocat bey dem Parlamente und Königlicher Büchercensor, ingleichen der Verfasser einer Geschichte der Römischen Rechtsgelehrsamkeit ist, die er in einem Bande in Folio hat drucken lassen, an welcher zu Ende eine Sammlung von Contracten, Testamenten und andern gerichtlichen Urkunden der alten Römer ist.

Matthäus Terrasson und seine Verwandten haben übrigens das erste Exempel von sieben Gelehrten in einer einzigen Familie gegeben. Matthäus, Anton, Andreas, Johann und

Caspar Terrasson sind fünf Schriftsteller gleiches Namens, und alle Vater, Sohn, Brüder und Vettern von einander. Zu ihnen gehören noch ein Paar Vettern, der Abt Duguet, der durch eine grosse Anzahl gottseliger Schriften bekannt ist, und Gayot von Pitaval, der Verfasser des Werks, welches den Titel führt: Berühmte Rechtshändel.

S. Lambert's gelehrte Geschichte der Regierung Ludwigs XIV. (Th. 1.) S. 530.

Terwesten, Augustin, ein trefflicher Historienmahler, geboren im J. 1649.

Nachdem er Zeichnen gelernt hatte, legte er sich auf's Bossiren in Thon und Wachs, und machte getriebene Arbeit in Gold und Silber. Darauf erlernte er die Mahlerey bey Wieling, und gieng nachher nach Italien, Frankreich und England. Im J. 1692 wurde er als Churfürstlicher Hofmahler nach Berlin gerufen. Er bekam 1000 Rthlr. Gehalt, mit dem Bedinge, daß er ohne besondere Erlaubniß für Niemand, als für den Churfürsten arbeiten sollte. In der Folge wurden ihm noch 200 Rthlr. zugelegt. Das Deckenstück in der Porzellankammer in Oranienburg war seine erste Arbeit; hernach hat er daselbst, in Berlin und Charlottenburg mehrere Deckenstücke gemahlt. Man hat ihm 1694 die erste Einrichtung der Akademie der Künste zu danken. Nachdem Werner 1697 das erste Mahl das Rectorat bey der Akademie der Künste verwaltet hatte, so folgte ihm Terwesten 1698, worauf er noch zweymahl das Rectorat verwaltet hat.

Er starb zu Berlin 1711.

S. Nicolai, S. 115, auch in seiner Beschreibung von Berlin und Potsdam, S. 714.

Terwesten, Matthias, der jüngere Bruder des Vorhergehenden, auch als Historienmahler bekannt, im Haag 1670 geboren.

Er studierte zu Berlin auf der Kunstakademie, deren ältester Akademist er war, und reiste hierauf nach Italien. Nach seiner Zurückkunft mahlte er 1705 ein Deckenstück in Charlottenburg, und ward 1706 zum Mitglied der Akademie der Künste ernannt. Im J. 1710 nach seines Bruders Tode gieng er nach Holland zurück, wo er 1750 noch lebte.

S. Ebendas.

Tesi, Mauro Antonio, dieser berühmte Künstler war im J. 1730 zu Montalblanc in derjenigen Gegend der Modenesischen Gebirge geboren, welche an die Bolognesischen gränzt. Er besuchte in seinen Kinderjahren die öffentliche Schule in Bologna, arbeitete darauf im J. 1750 in der Werkstätte des Carlo Morettini, eines Wappenmahlers, schwang sich aber bald, von der Natur mit glänzenden Geistesgaben ausgerüstet, zu einer höheren

Stufe empor. Der Graf Algarotti, der in seinen Schriften keine Gelegenheit vorbeygehen läßt, seinem Maurino das größte Lob zu ertheilen, bemerkt, daß es für denselben ein glücklicher Umstand gewesen sey, daß er unter den neuen Artisten keinen Lehrmeister gefunden, dagegen aber die Fußtapfen der alten berühmten Vorbilder betreten habe. Eben derselbe, der ihn als Vater und Freund behandelte, giebt uns in einem Briefe an Tommaso Temanza Nachricht, auf welche Weise Tesi sich selbst vervollkommnet hat. Ich will hier Algarotti's eigene Worte hersetzen: „Der geschickte Maurino, über den Sie genau unterrichtet zu seyn wünschen, kann sich in der That selbst einen Zögling seiner Kunst nennen. Da ihm die Vorschriften eines mittelmäßigen Lehrers mißfielen, so suchte er die grossen ächten Muster auf, bekümmerte sich nicht um die sinnlosen Schnörkel des neuern Machwerks, sondern bemühte sich, die Tiefen der Kunst zu ergründen, und studierte, ausser dem Vignola, die Arbeiten des Mitelli, Colonna, und vorzüglich über Alles die des Dentone. Ich legte ihm eines Tages einige von mir erkaufte Zeichnungen der erwähnten Künstler vor, worauf er mir sehr bald nicht nur verschiedene Copieen, die er nach mehrern derselben wiederhohlt verfertigt hatte, sondern auch andere zeigte, die er selbst ausgeführt, und seine Geschicklichkeit im Erfinden beweisen. Die Masken und kleinen Figuren, die man in seinen Arbeiten wahrnimmt, sind vortrefflich; ebenfalls sticht er meisterhaft in Kupfer, vorzüglich mit ungemeinem Feuer. Dieses wird man nicht allein in seinen schon gelieferten Kupferstichen, sondern auch noch mehr in einigen anderen, die er gegenwärtig nach meinen Erfindungen, nämlich nach verschiedenen Vasen im antiken Geschmack, ätzt, bemerken können. Die erste Arbeit, die ihm einen entschiedenen Ruhm erworben, war die vordere Thür der Familie Savini. Er hat daselbst einige mit Laubwerk und anderen Verzierungen verschlungene Arabesken so meisterhaft abgebildet, daß man wirklich durch den Anblick derselben bezaubert wird. Das vorzüglichste Werk, das er aber bis jetzt ausgeführt hat, bewundert man in der Kapelle der Fantuzzi in der Kirche des heiligen Martinus u. s. w." Die übrigen Stellen in den Schriften des Algarotti, worin seines geliebten Maurino Erwähnung geschieht, sind zahllos. Er beschreibt ebenfalls sehr oft seine Gemählde, die Tiepoletto mit Figuren ausstaffirt hat. In einer andern Stelle sagt er, daß Tesi nachdrücklich dem kleinlichen und überladenen Geschmack, der sich in die Architectur eingeschlichen, entgegengearbeitet, und den einfachen, edeln und reinen des Dentone und anderer berühmten Meister glücklich wieder hergestellt habe. Unter seinen Werken sind vorzüglich die in Bologna und Florenz zu bemerken. Hier wurde er hinberufen, um ein Zimmer für den Marchese Gerini zu verzieren. Auch hat er in Pistoja verschiedene Sachen mit allgemeinem Beyfall gemahlt. Seine Thätigkeit verbreitete sich ausserdem über mancherley Unternehmungen. So ordnete er zum Beyspiel

mehrere Trauergerüste, unter andern ein merkwürdiges in Bologna für die Madonna del Baracano an. Was die Kupferstiche des Mauro betrifft, so zeichnen sich unter denselben einige Abbildungen von Vasen, das Porträt des Grafen Algarotti, und eine Münze von Syracus aus, die der Prior Bianconi durch eine gelehrte Abhandlung erläutert hat. Mit dem erwähnten Grafen lebte er in einer unzertrennlichen Freundschaft, und verließ diesen seinen Gönner nicht in den letzten Augenblicken seines Lebens im J. 1764. Algarotti hatte noch vor seinem Tode dem Tesi 6000 Scudi vermacht, und eine Summe von 2000 Andern ausgesetzt, damit ihm derselbe ein Denkmahl in Pisa errichten möchte. Als aber Friedrich der Grosse den Sterbefall des Grafen erfuhr, so wollte er ihm auf seine eigenen Kosten ein Monument aufführen lassen; er übertrug also die Arbeit dem Tesi, der auch ein prächtiges, dem Monarchen und der Asche seines verewigten Freundes würdiges Denkmahl unternahm, aber durch den Tod von der Vollendung desselben abgehalten wurde. Carlo Bianconi verfolgte den angefangenen Plan, und modellirte selbst die Statue der Minerva, welche auf dem Sarcophag ruht, und darauf von Carrarischem Marmor verfertigt wurde. Das ganze Monument hat in der Folge Volpato in Kupfer gestochen. Endlich erschien auch in Bologna unter dem Namen des Ludovico Inig eine Sammlung aller vorhandenen Zeichnungen des Mauro, vortrefflich in Aquarell ausgeführt. Tesi starb am 19. July 1766, im 36. Jahre seines Alters, und erhielt in der Kirche des heiligen Petronius in Bologna folgende ehrenvolle Grabschrift:

Mauro. Tesi.
Elegantiae. Veteris.
In. Pingendo. Ornatu.
Atque. Architectura.
Restitutori.
Amici. Moestissimi.
Vixit.
Annos. XXXVI.
obiit.
XIV. Cal. Sextil.
M. D. CCLXVI.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Bd. 2. S. 698.

Tesi, Victoria, Eine der größten Italienischen Sängerinnen des 18. Jahrhunderts, geboren zu Florenz um's Jahr 1690. Von dem Kapellmeister Francesco Redi daselbst erhielt sie den ersten Unterricht im Gesange. Darauf gieng sie nach Bologna, und setzte dieß Studium unter der Anführung des Campeggi fort. Zu gleicher Zeit besuchte sie auch die Schule des Bernacchi. Aber ob sie gleich auf solche Art das Gesangstudium nicht vernachlässigte; so trieb sie doch ihr natürlicher Hang in's Beson-

dere zur Uebung in der Action an. Im J. 1719 wurde sie zuerst in Teutschland bekannt, als sie zu Dresden, bey Gelegenheit des Churprinzlichen Beylagers, in den Opern sang. Im J. 1725 sang sie wiederum auf dem Königlichen Theater zu Neapel. Nach der Zeit kam sie um das J. 1748 nach Wien, wo sie noch im J. 1772 lebte, nachdem sie schon lange das Theater verlassen hatte. Doch lebte sie diese Zeit nicht müssig; indem sie mehrere junge Sängerinnen, sowohl im Singen, als im Agiren, unterrichtete. Die vornehmsten darunter sind die Teuberin und die de Amici.

Von ihrem Vortrage und Gesange in ihrer blühendsten Zeit giebt uns Quanz, der sie 1719 zu Dresden und 1725 zu Neapel gehört hatte, folgende Nachricht: „Die Tesi war von der Natur mit einer männlich starken Contraltstimme begabt. Zu Dresden sang sie mehrentheils solche Arien, als man für Bassisten zu setzen pflegt. In Neapel hingegen hatte sie, über das Prächtige und Ernsthafte, auch eine angenehme Schmeicheley im Singen angenommen. Der Umfang ihrer Stimme war ausserordentlich weitläuftig. Hoch oder tief zu singen, machte ihr Beydes keine Mühe. Viele Passagieen waren eben ihr Werk nicht. Durch die Action aber die Zuschauer einzunehmen, schien sie geboren zu seyn, sonderlich in Mannsrollen, welche sie zu ihrem Vortheile fast am Natürlichsten ausführte.“

Die sonderbare und großmüthige Art, mit der sie eine Hand eines Grafen in Wien ablehnte, indem sie einen Bäckerburschen heyrathete, und hierdurch dessen grossen Familie ein Opfer brachte, findet man in Burney's Reisen, Bd. II. 236. und andern Orten mehr. Im J. 1769 hatte sie noch die Ehre, von dem Könige von Dänemark mit dem Ordenskreuze der Treue und Beständigkeit beschenkt zu werden. Sie starb um's J. 1775, über 80 Jahre alt, nach einer sehr munter verlebten Jugend.

S. Gerber, Th. 2. S. 638.

**Tessin**, Carl Gustav, Graf von, Einer der berühmtesten Schwedischen Reichsräthe, geboren 1694, ein grosser Staatsmann und weiser Erzieher des Königs von Schweden. Sein Vater, Nicodem, war ein grosser Kenner der Mathematik, besonders der Architectur, weßwegen ihn Carl XI. zum Generalintendanten des Bauwesens ernannte: er machte ihn auch zum Baron. Carl XII. aber erhob ihn in den Grafenstand. Der Vater starb im J. 1728, und hinterließ seinem Sohne ein sehr grosses Vermögen, welches er auch bey seinen grossen und prächtigen Gesandtschaften wohl brauchen konnte. Graf Tessin war schon 1724 Gesandter in Wien, und beförderte den Beytritt des dortigen Hofes zu dem Bündnisse zwischen Rußland und Schweden. Im J. 1735 war er das zweyte Mahl zu Wien, trat aber im September 1736 seine Rückreise an, da indessen der Schwedische Legationssecretär von Ringwicht das Schwedische Interesse zu besorgen über sich genommen. Er hatte sich diesen

Sommer eine Zeitlang zu Venedig aufgehalten, und alles Sehenswürdige daselbst im Augenschein genommen. Auf dieser Reise besuchte er den Königlichen Hof zu Dresden im October, und stattete im Namen seines Königs und Herrn dem dortigen Monarchen wegen Besteigung des väterlichen Throns, und glücklich beygelegter Unruhe im Reiche seinen Glückwunsch ab.

Im J. 1738 wurde er einmüthig zum Reichstags-Marschall erwählt, weil er, wie er es auch wirklich war, für einen grossen Staatsmann galt, und sich bey den Landständen, besonders dem Adel, schon vorzüglich verdient gemacht hatte. Daß er auch ein vorzüglicher Staatsredner war, bezeugen dessen während des Reichstags gehaltene Reden. Seiner klugen und geleisteten nützlichen Dienste wegen auf dem Reichstage, hatte er im folgenden Jahre von den Ständen ein Geschenk von 40,000 Thalern erhalten, wobey ihm zugleich die Würde eines Senators angetragen worden, welche er aber ausgeschlagen. Man rühmt ihn unterdessen noch, daß er durch seine Geschicklichkeit und Bemühungen es größtentheils dahin gebracht habe, daß der aufgebrachte Bürger- und Bauernstand von der Souverainität abgestanden, die derselbe dem Adel zum Trotze wieder im Reiche einführen wollte. Im J. 1740 kam er als Gesandter nach Frankreich, wo er die Verträge erneuerte, und einen Commercientractat schloß. Er war drey Jahre an diesem Hofe, und lebte mit weit mehrerer Pracht, als je ein Gesandter von seiner Nation. Während der Zeit, am 19. Juny 1741, wurde er zum Reichshofrath ernannt. Da man einen Thronfolger erwählen wollte, so war es der Graf vornehmlich, der den Dänischen Bemühungen, den Kronprinzen dazu zu machen, entgegen war. Er verzögerte die Entschließungen der Stände so lange, bis der Friede zu Abo erfolgte. Er vermittelte aber auch die daher mit Dänemark entstandene Uneinigkeit durch einen Vergleich im J. 1741. Er wurde selbst nach Kopenhagen geschickt, den Unwillen dieses Hofes zu besänftigen. Kaum kam er von hier zurück; so wurde er nach Berlin geschickt, um die Vermählung des Thronfolgers mit der Königlichen Prinzessin zu Stande zu bringen. Dieser ernannte ihn darauf zu seinem Obermarschall. Hingegen hatte er hernach den Verdruß, daß, nach dem Tode des Reichscanzlers, die Russische Kaiserin wider seine Erhebung zu dieser Würde sich setzte. Der Graf verlangte daher seine Entlassung. Das Memorial, welches er deßhalb seinem Könige und Herrn überreichen ließ, ist so merkwürdig, daß wir solches nicht vorübergehen können. Es lautet also:

„Ew. Majestät werden sich leicht erinnern, was seit einiger Zeit in verschiedenen gedruckten und geschriebenen Werken beygebracht worden, wie unter den Ministern Ew. Majestät und des Königreichs sich Personen fänden, welche von Eigennutz, Ehrgeiz und Ergebenheit für eine fremde Macht dergestalt verblendet wären, daß sie ihr Gewissen, ihren Eid, und was das Gewissen von ihnen forderte, darüber in Vergessenheit stellten.

So vortheilhaft es mir auch gewesen seyn würde, wenn ich fortgefahren hätte, mich meines wenigen Rathgebens bey Ew. Majestät Person zu gebrauchen; so bin ich doch genöthigt worden, mich dessen die drey Jahre über zu entschlagen, da ich die Angelegenheiten dieses Königreichs am Französischen Hofe beobachtet habe. Ew. Majestät haben mir bey meiner Rückkunft die Gnade erwiesen, mich in die Zahl derjenigen Glieder zu setzen, welche Dero Ministerium ausmachen. Ich müßte also durchaus unempfindlich seyn, wenn mich diejenigen Anschuldigungen nicht rührten, welche in obgedachten Schriften enthalten sind. Denn ob dieselbe gleich nur indirect vorgebracht worden, so sind sie deßwegen doch nicht weniger verhaßt, und einem Menschen, der sich keines Dinges schuldig findet, nicht weniger schmerzlich. Ich nehme mir daher die Freyheit, Ew. Majestät um eine Gnade und die Stände des Königreichs um eine Gunst anzusprechen, die ich Zeit meines Lebens in erkenntlichem Andenken behalten werde. Diese ist, daß ich meine Bedienungen niederlegen darf, damit sie glücklichern Händen wieder gegeben werden. Meine Entschließung ist auf die triftigsten Bewegungsursachen gegründet. Kein innerlicher Vorwurf nöthigt mich dieselbe zu fassen. Ich thue es aus freyem Willen, und fordere hiermit in Ansehung der Lauterkeit meiner Gesinnung einen jeden Schweden vor den Thron des allmächtigen Gottes, und vor Ew. Majestät. Indem ich aber Allerhöchstdieselben unterthänigst ersuche, mir solche Gnade angedeihen zu lassen, bitte ich zugleich um diese, daß man mein Betragen und meine Handlungen untersuchen lasse. Der Name, den ich führe, und das Haus, aus welchem ich entsprossen bin, erlauben mir nicht, in einem Vorfall von solcher Erheblichkeit mich im Geringsten zu bedenken. Es sey mir also heute gleich erlaubt, meine Würde eines Reichsraths vor Ew. Majestät Füßen niederzulegen. Ich gedenke nicht dadurch mich vor der Verantwortung in Sicherheit zu stellen. Denn wird man jemahls finden, daß ich einen Augenblick unterlassen habe, mich so, wie es einem treuen Unterthanen gebührt, zu verhalten, werde ich allezeit bereit seyn, solchen Schandfleck mit meinem Blute abzuwaschen. Seit den 25 Jahren, da ich Ew. Majestät und dem Königreiche gedient, habe ich die Ehre gehabt, in verschiedenen wichtigen Geschäfften gebraucht zu werden, wobey die Kenntnisse, welche ich von den Angelegenheiten meines Vaterlandes erlangt, mir nicht wenig zu Statten gekommen sind. Meine Grundsätze sind immer einerley gewesen. Begierde nach Reichthum ist mir niemahls angekommen, und ein guter Name, als der einzige Gegenstand von den Wünschen eines ehrlichen Mannes, ist beständig dasjenige gewesen, was ich mir zu verdienen gesucht habe, auch bey meinen Landsleuten wirklich verdient zu haben, mir schmeichele. Wenn nun meine Dienste noch einer Vergeltung werth sind, so ist die, welche ich mir ausbitte, diese, daß es mir vergönnt werde, auf meine Güter zu gehen, und daselbst unter dem Schutze des allmächtigen

Gottes den Rest meiner Jahre, welche durch mein Alter und meine Sorgen sehr verkürzt worden, hinzubringen, damit ich mir selbst gelassen, mich desto besser zu der Ewigkeit bereiten könne. Hier stärkt mich die Erfahrung, welche mich gelehrt, wie die Vortheile und vorzügliche Gunst der Welt so wenig schätzbar sind. Es ist mir nun Nichts mehr übrig, als Ew. Majestät zu wünschen, daß der allmächtige Gott Dieselben bis an's Ende Ihrer Regierung mit Segen überschütte, daß er dem Königreiche Glück und Gedeihen schenke, und dessen Einwohnern den Geist der Eintracht, als dasjenige Mittel, welches sie erhalten kann, einflöße."

Das Ansuchen des Grafen von Tessin machte bey Jedermann ein grosses Aufsehen. Man brachte es in die Reichsstände, welche sich in ihrer Versammlung dahin vereinigten, daß der geheime Rath desselben Beschwerden untersuchen sollte; und so lange wurde ihm zugestanden, seiner Dienste enthoben zu seyn; Diese Untersuchung geschah so sehr zu seiner Ehre, daß man ihm das öffentliche Zeugniß gab, nie habe ein Minister mit mehr Treue und Klugheit gehandelt, als er. Die Reichsstände ließen ihm dieses auch durch eine besondere Deputation überbringen, und ihn dabey bitten, die Präsidentenstelle in der Reichscanzley zu übernehmen. Bald darauf wurde er auch Gouverneur des Prinzen Gustav. Rußland ließ aber immer noch seine Abneigung gegen diesen Minister merken, und beschuldigte ihn öffentlich einer vorzuhabenden Veränderung in der Regierungsform. Diese Beschuldigungen dauerten bis an den Tod des Königs. Dieser erfolgte am 5. April 1751. Da er nun an den neuen König Adolph Friedrich nach dessen von sich gestellten Versicherungsacte in der Regierungsform Nichts zu ändern die Glückwünschungsrede hielt; so legte er bey dieser Gelegenheit seine Gesinnung so lebhaft an Tag, daß er allen Verdacht von sich ablehnte. Doch verlangte er bald darauf von Neuem die Entlassung von seinen Diensten. In die Niederlegung der Canzley-Präsidentenstelle willigte man nun zwar, aber Reichsrath und Oberhofmeister beym Kronprinzen mußte er noch ferner bleiben. Er war darüber verdrießlich, und gieng daher nach dem Schlosse Lekor, und ließ nicht nach, bis ihm 1754 am 4. Februar auch die Entlassung von der Oberhofmeisterstelle gegeben wurde. Es geschah mit Beybehaltung des Characters und der Besoldung. Von seiner Klugheit in Unterweisung des Kronprinzen zeugen seine Briefe an den Prinzen, welche im J. 1754 auch in einer Uebersetzung zu Leipzig herauskam; noch mehr aber die Regierung des folgenden Königs Gustav. Der Graf hielt sich darauf auf seinen Gütern auf, bis der Reichstag 1760 eröffnet wurde. Auf diesem wurde ihm die Reichsrathswürde abgenommen. Doch bekam er eine ansehnliche Pension, die er aber auf dem Reichstage 1765 auch verlor. Auf dem Reichstage 1769 wurde er zwar wieder in den Senat gerufen, und ihm die Pension wieder gegeben: aber er starb am 7. Januar 1770. Ein Mann,

wie dieser, mußte in dürftigen Umständen sterben, da er sein grosses Vermögen dem Dienste seines Vaterlandes aufgeopfert hatte!

S. nächst Ranft's genealog. Nachrichten, Ladvocat, Th. 6. S. 2018.

Teutsch, Andreas, der Arzneykunst Doctor, wirklicher geheimer Regierungsrath, bestätigter Graf der Sächsischen Nation, und Königsrichter zu Hermannstadt. Er ward 1669 zu Schäsburg geboren, woselbst sein Vater, Andreas Teutsch, ein Goldarbeiter war. Ob er, ausser Wittenberg, noch andere hohe Schulen besucht habe, ist uns unbekannt. In seinem Vaterlande suchte er sein Glück in Hermannstadt, und fand es, indem er bald Stadtphysicus wurde. Im J. 1701 erhielt er das Provinzialnotariat, 1702 war er wirklicher Rathsherr, 1704 Bürgermeister, und nach dem Tode des Königsrichters, Peter Weber von Hermannsburg, 1710 dessen Nachfolger im Amte. Er war zugleich ein Mitglied der Königlichen Deputation, welche das Siebenbürgische Staatswesen, nachdem der geheime Regierungsrath bis auf den Proconsul von Medwisch, Samuel Conrad, des heil. Röm. Reichs Ritter von Heidendorf, ausgestorben war, verwaltete: als aber der Regierungsrath 1713 von dem commandirenden General, Grafen Stephan von Steinwille, auf allerhöchsten Befehl wieder hergestellt wurde, hatte Teutsch die Ehre, ein Mitglied desselben zu werden. Er vollendete seine Laufbahn am 18. August 1730, in einem Alter von 61 Jahren, und einem Monathe, zwar ohne männliche Erben, nicht aber ohne gegründeten Ruhm einer ausgebreiteten Kenntniß in den Wissenschaften eines Arztes, Rechtsgelehrten, und Theologen; womit er ein ungeschmücktes, und sehr eifriges Christenthum verband. Er war der Erste, welcher zur Ehre der Menschlichkeit die peinlichen Hexenprocesse unter der Nation abschaffte. Zur Aufnahme des Gymnasiums, und zur Beförderung des thätigen Christenthums, ließ er nebst dem Bürgermeister, Johann Hoßmann von Rothenfels, die Professoren Christoph Voigt, und Mag. Johann Baptista Habermann, aus Teutschland nach Hermannstadt kommen. Gelehrte Männer! die bald aber ein Opfer des Neides, und eines unverdienten Hasses wurden; so, daß sie am 30. October 1713 Hermannstadt schleunig und auf ewig verlassen mußten. Sie waren dabey mit einem Passe versehen, der ihr Verderben vollendet hätte, wenn ihnen nicht der edelmüthige Commandant zu Klausenburg von Wopfer, durch ihr unverdientes Schickfal gerührt, einen andern gegeben hätte.

Teutsch würde gewiß noch mehr Gutes für die Wissenschaften gestiftet haben; allein, man sah alle seine Handlungen, auch die unschuldigsten und besten, für Pietismus an. Er erbot sich zu Errichtung eines Seminariums 20,000 Gulden aufzuopfern; allein, man machte ihm allerley Einwendungen. Er schenkte sie also einem bekannten Waisenhause in Teutschland,

wo sie mit Freude und Dank angenommen wurden. Und was könnte man zum Beweise der Verdienste dieses Mannes Höheres anführen, als die Gnade, welcher ihn der Kaiser Joseph I., und Carl VI. würdigten? Von dem Erstern erhielt er durch den commandirenden General, Freyherrn von Kriegbaum, in seinem Bürgermeisteramte eine goldene Gnadenkette mit dem Kaiserlichen Brustbilde; und vom Kaiser Carl dessen goldenes und mit Diamanten besetztes Brustbild. Sein Wahlspruch war: Psalm 119, 24. 31. Ich habe Lust zu deinen Zeugnissen, die sind meine Rathsleute. Ich hange an deinen Zeugnissen, Herr! laß mich nicht zu Schanden werden!

Von seinen öffentlichen gelehrten Beschäfftigungen mögen nur folgende hier stehen: Davidische Harfen, oder des heil. Königs und Propheten David mehreste Psalmen, auf gewisse, bey den Evangelisch-Christlichen Gemeinen Augsburgischer Confession gebräuchliche Melodeyen gesetzt, und zu Beförderung göttlicher Ehre und Aufmunterung gläubiger Kinder Gottes in ihrem Christenthum, an's Licht gestellt. Hermannstadt, 1707. 12. Der größte Theil dieser Psalmen ist Teutsch's eigene Uebersetzung. — De vera Methodo inveniendi verum, observatis primis cognitis, primisque erratis Philosophorum, et in specie Cartesianorum, Tractatus, Auctore Petro Poiret. Recusus Cibinii 1708. 12. Auch dieses hat Teutsch mit einer neuen Vorrede herausgegeben. — Wo wohl die handschriftlichen Werke hingekommen sind? Nämlich: Historia Regni, sive Principatus Transylvaniae, Auctore D. A. T. R. I. C., (Doctore Andrea Teutsch, Regio Judice Cibiniensi). Dieses Werk ist Teutsch geschrieben, und nach der Nachricht eines Freundes, von dem berühmten Büsching in seinem Magazine für die neue Historie und Geographie herausgegeben worden. — Historica, Geographica et Topographica Descriptio hodiernae Daciae Transylvanicae. Ob der Verfasser dieses weitläuftige Werk ausgeführt, ist uns unbekannt. Johann Seivert, der Verfasser der Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften, hat einen Entwurf davon gesehen. Das erste Buch hat 3 Theile, davon der 1. Theil in 12 Hauptstücken, von den ältesten Einwohnern Siebenbürgens bis zur Ankunft der Hunnen aus Scythien handelt: der 2. Theil in 10 Hauptstücken, von der ersten Ankunft der Hunnen bis auf die Fürsten von Siebenbürgen; und der 3. Theil, theils von den Siebenbürgischen Fürsten, theils von den commandirenden Generalen unter dem Allerdurchlauchtigsten Hause Oestreich. Das 2. Buch enthält gleichfalls 3 Theile, davon der 1. in 7 Hauptstücken von der Regierungsart unter den Gothen, Römern, Hunnen, der Könige von Ungarn, den Siebenbürgischen Fürsten, und dem Erzhause Oestreich, handelt. Der 2. in 10 Hauptstücken, von den Sitten, Tracht, Gottesdienst, Herrschaft, Naturell, und Lebensart der Gothen, Juden, Zigeuner, Wallachen, Ungarn, Zekler, Sachsen, Syrben, Armenier und Bulgaren. Der 3. Theil in 5 Hauptstücken, von den Benennungen Siebenbür-

gens, alten und neuen Gebräuchen des Landes, dessen Fruchtbarkeit, Flüssen und Bergen; und von der Eintheilung Siebenbürgens in die Ungarischen Comitate, oder Gespannschaften, die Zeklerischen und die Sächsischen Stühle. — Specimen Numismatum in Transylvania repertorum. Dieses ist eine Beschreibung Griechischer und Römischer Münzen, welche der Graf Rabutin, Frankenstein, Harteneck, und er selbst besessen haben. Sie zeigt aber, daß Teutsch in diesem Felde ein Fremdling gewesen.

S. Joh. Seivert's Nachrichten von Siebenbürgischen Gelehrten und ihren Schriften, S. 427.

**Terada**, Franz Ximenes von, ein denk- und merkwürdiger Großmeister von Malta, geboren zu Funes in Navarra.

Er hatte lange schon die Gewalt der Geistlichkeit auf der Insel mit Verdruß gesehen, ehe er Großmeister wurde. Als er diese Würde am 28. Januar 1773 seiner Verdienste wegen erhielt, schlug er solche Wege ein, die seiner übermüthigen Geistlichkeit Gränzen setzen konnten. Die Gelegenheit zeigte sich bald. Er ließ einen Uebelthäter aus dem Bischöflichen Palaste hohlen, der sich dahin geflüchtet hatte. Der Bischof widersetzte sich, und der Großmeister brachte die Sache nach Rom. Es kam dazu, daß die Bischöflichen Sbirren einen Matrosen von einer Galeere im Hafen gefangen setzen wollten. Man suchte sie zu verhindern, aber sie kamen verstärkt, und nahmen Alles gefangen. Da erschienen einige Ritter, und befreyten die Gefangenen wieder. Dadurch wurde aber die ganze Geistlichkeit aufgebracht, daß sich der Bischof entfernte, und Andere den Pöbel aufhetzten. Zum Unglück hatte der Großmeister fast alle seine Mannschaft nach Spanien wider Algier zur Hülfe geschickt. Dieser Gelegenheit bedienten sich die Unruhigen, besetzten das durch einen Corporal ihnen verrathene Fort St. Elam, und bemeisterten sich eines Thurms, so, daß sie oben und unten von der Stadt Valette Meister waren. Der Großmeister brachte wider sie kaum 300 Mann in Waffen. Ein Französisches Handelsschiff, das im Hafen lag, schickte ihm 120 Matrosen, und von den Handwerkern, die es nicht mit den Aufrührern hielten, bewaffnete man so viele, daß man die Belagerung des Forts und Thurms wagen durfte. Darüber drohten die Aufrührer das Pulvermagazin zu sprengen, und ganz Valette zu vernichten. Ein kühner Ritter schlich sich aber mit wenig Andern durch verborgene Gänge zur Hauptwache, schoß die erste Schildwache, einen Priester, nieder, zerstreuete die andern, und drang auf die zertheilten Haufen. Viele von ihnen warfen das Gewehr weg; die Widerspenstigen wurden mit Gewalt entwaffnet, und bald darauf enthauptet. Der Bischof mußte darauf nach des Papstes Willen sein Bisthum niederlegen, und so ward wider Ruhe. Die Regierung unseres Großmeisters ist auch durch die neuerrichtete Großpriorey mit sechs Commenthuren in Pohlen merkwürdig, welche durch ein Testament des letzten Herzogs von Ostrog

errichtet werden sollten. Auch schickte er die Jesuiten von Malta weg. Zu seiner Zeit kam auch die erste Russische Flotte in die Italienischen Gewässer, welcher er allen möglichen Beystand wider die Türken that.

Er starb am 6. November 1775, 72 Jahre alt.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2021.

Teyler van der Hülst, Peter, ein vornehmer und reicher Bürger zu Harlem, der auf die edelste und rühmlichste Art die Wissenschaften in seinem Vaterlande in grössere Aufnahme zu bringen suchte. Er vermachte deßwegen bereits im J. 1756 sein ansehnliches Vermögen zwey neu zu errichtenden gelehrten Gesellschaften, wovon jede aus sechs Personen bestehen sollte. Nach der Absicht dieses wahren Menschenfreundes hat sich die erste mit der Wahrheit und Freyheit der christlichen Religion und mit dem bürgerlichen Leben; die zweyte aber mit Sachen, welche die Naturlehre, Geschichte, Münzwissenschaft, Dichtkunst und Zeichenkunst betreffen, zu beschäfftigen. Jede soll jährlich eine Preisaufgabe, die in ihr Fach einschlägt, öffentlich bekannt machen. Der Preis für die Abhandlung, welche die Vollzieher seines Testaments mit den Gliedern der Gesellschaft für die beste halten, ist eine goldene Münze von 400 Gulden.

Der hochverdiente Mann starb im J. 1778, und seit der Zeit hat die theologische Teylersche Gesellschaft bis 1787 sechs Theile von den eingegangenen Abhandlungen herausgegeben, und die Holländische Nation dankt dieser wohlthätigen Stiftung bereits verschiedene treffliche Abhandlungen.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 814.

Thadden, Reinhold von, Königlich Preussischer Generallieutenant von der Infanterie, Chef eines Regiments zu Fuße und Gouverneur von Glatz.

Er war am 2. October 1712 zu Balau in Ostpreussen geboren, und seine Aeltern sind Martin Reinhold von Thadden, auf Resnechow, und Esther von Leyden gewesen. Im J. 1726 ward er bey dem Cadettencorps, 1735 als Fähndrich und 1740 als Secondlieutenant und Adjutant des Generallieutenants von Bork angestellt; als Letzterer befand er sich bey dem Detaschement, welches wegen der Heerstallschen Unruhen im letztgedachten Jahre in die Stadt Maseyk einrücken mußte. Im J. 1741 stand er im Lager bey Brandenburg, und wohnte nachher der Schlacht bey Chotusitz bey. Im Januar 1742 versetzte ihn der König vom Secondlieutenant sogleich als Capitain zum Walrawelschen Regimente, und gab ihm bey demselben eine Compagnie. Im J. 1746 schickte ihn der König als Volontär zur Französischen Armee in die Niederlande, und hier war er bey den Belagerungen von Brüssel, Mons, Charleroi und Namur, wie auch in der Schlacht bey Rocoux gegenwärtig. Im J. 1752 ward er Major, und 1756 stand er bey der Schweriniſchen Ar-

nee, und wohnte 1757 der Schlacht bey Prag bey. Während der folgenden Belagerung von Prag ward er, unter Anführung des Generallieutenants von Brandes, von Jung-Bunzlau aus, nach Landshut abgeschickt, um von dort einen grossen Mehltransport nach Zittau zu escortiren, welches aber von den Oestreichern in der Nacht vom 22. bis zum 23. July abgebrannt ward, und ihn hinderte sein Geschäfft auszuführen. Hierauf kam er zur Armee des Herzogs von Bevern in der Lausitz, welche sich gegen die überlegenen Feinde auf eine sehr gute Art zu erhalten suchte. Als der Herzog nach Schlesien gieng, schickte er am 8. September Thadden mit dem ersten Bataillon des Dierickeschen Regiments nach Liegnitz. Nachdem Letzterer hier einige Vorkehrungen zur Sicherheit der Festung, unter dem Generallieutenant von Brandes, gemacht hatte, mußte er sein Bataillon nach Neisse schicken; er selbst aber gieng nach Brieg, welches der feindliche General von Draskowitz nach der Schlacht bey Breßlau einschloß. Thadden gab sich alle Mühe, diese Festung in Vertheidigungsstand zu setzen, als der König während dieser Beschäfftigung den Sieg bey Leuthen erfochten hatte, und ihn nach Breßlau rief, wo er nebst dem Ingenieurobersten von Balbi die Belagerung dieser Festung führen sollte. Nachdem sich solche ergeben hatte, ward er unter dem Fürsten Moritz von Anhalt nach Liegnitz zur Belagerung gesandt, welche glücklich ausgeführt wurde. Thadden gieng darauf zum Regiment nach Landshut, wo er einige Verschanzungen machen mußte, die im folgenden J. 1758 die Einnahme von Schweidnitz erleichterten. Hierauf befand er sich bey dem Dierickeschen Corps, mit dem er nach Glatz gieng, um solches zu decken, und als die Russen in Pommern und in die Mark eingefallen waren, mußte er mit dem Regimente nach Küstrin marschiren, wo er zum Dohnaischen Corps, und darnach zur Königlichen Armee stieß, und in der Schlacht bey Zorndorf focht, aber auch schwer verwundet wurde. Nachdem er zu Anfange des J. 1759 wieder etwas hergestellt worden war, begab er sich zum Regimente, welches bey Stralsund cantonirte. Von hier kam er mit den 12 Bataillons, die dem General von Dierickе zugeschickt wurden, zur Belagerung der Peenamünder Schanze, die glücklich erobert ward. Während daß der General Dohna mit seinem Corps den Russen in Pohlen entgegengieng, blieb er als Obercommandant in Küstrin, wo er bis zu Ende des Jahres verweilte, da er denn in Berlin 600 Rekruten in Empfang nahm, die er nach Groß-Glogau zum Regimente führte, und daselbst die Commandantenstelle übernahm. Im J. 1760 ward er Brigadier, und vom Prinzen Heinrich mit 5 Bataillons und einigen Schwadronen in die Neumark geschickt, um diese Provinz gegen die Einfälle der Russen, unter dem General Tottleben, zu decken; worauf er sich wieder mit dem Prinzen vereinigte, und, indem dieser Breßlau befreyete, mußte Thadden über die Oder gehen, um die Russen zu beobachten, die er denn diesseits der Bartsch cotoyirte, bis ihm der Prinz folgen konnte.

Nach dem Siege, den der Prinz bey Liegnitz erfochten hatte, blieb er bey dem Golzischen Corps in Schlesien, und ward von demselben mit 3 Bataillons und einiger Cavallerie nach Oberschlesien geschickt, wo er Fourage und Rekruten eintrieb. Hier ward er Generalmajor, und erhielt das Kleistische Regiment. Im J. 1761 diente er unter dem Prinzen Eugen von Wirtemberg bey der Belagerung von Schweidnitz, nach dessen Eroberung er im Gebirge postirt ward, und am Ende des Jahres die Winterquartiere in Jauer bezog. Nach dem Frieden 1763 bezog er mit seinem Regimente dessen Garnison in Preussen; ward 1774 Generallieutenant und Gouverneur in Glatz, wo er das gewesene Fouquetsche Regiment erhielt; zu welcher Veränderung einige Irrungen Anlaß gaben, die durch die Denunciation eines Officiers beym Könige wider Thadden entstanden waren. Im Bayerischen Erbfolgekriege stand er bey der Armee des Königs, commandirte die Infanterie des linken Flügels, und kam darauf bey dem Corps des Erbprinzen von Braunschweig, mit dem er in Böhmen und Oberschlesien die bekannten Unternehmungen gegen die Oestreicher ausführen half. Im September 1784 erhielt er wegen seiner kränklichen Gesundheitsumstände den gesuchten Abschied, begab sich sodann auf sein Gut Babenz in Ostpreussen, wo er am 8. December desselben Jahres an der Brustwassersucht starb.

Thadden war ein Mann von sehr ausgebreiteten Kenntnissen verschiedener Art, kannte sein Hauptfach sehr genau, war brav im strengsten Verstande, und überdieß ein eifriger Patriot.

Sein Bildniß und eine demselben beygefügte Lebensbeschreibung befinden sich im Berliner militärischen Taschenkalender 1785.

S. militärisches Pantheon, Th. 4. S. 81.

Thalemann, Christian Wilhelm, Doctor der Philosophie und Theologie, ordentlicher Professor der letzten auf der Universität zu Leipzig, Canonicus zu Zeiz, und Diaconus an der Nicolaikirche zu Leipzig, bekannt durch Gellert's Leben und als Schüler und Freund Ernesti's, wie durch seine zwar sehr wenigen, aber reichhaltigen, gründlich und elegant verfaßten Schriften.

Er wurde zu Weberstädt, bey Langensalz in Thüringen, wo damahls sein Vater, M. Christian Thalemann, und nachher zu Cölleda, Prediger war, im Februar 1727 geboren; seine Mutter hieß Barbara Sophia Ernesti. Die ersten nöthigsten Kenntnisse brachte ihm sein Vater selbst bey; und als er 8 Jahre alt war, kam er zu seinem Onkel, dem Professor Ernesti in Leipzig, bey welchem er 5 Jahre lang nicht nur Unterricht hatte, sondern auch beynahe wie ein Kind gehalten wurde. Hierauf begab er sich in die Schulpforte, und wurde von Freytag, Walther, Am-Ende, Stübel, Peucer, Hentschel, Geißler, Haymann und Hübsch bis zu seinem Abgange, im J. 1746, unterwiesen. In dem benannten Jahre bezog er die Universität zu Leipzig, und wurde

von dem damahligen Rector der Akademie Kapp inscribirt. Hier waren Crusius, Heinsius, Deyling, Hebenstreit, Ernesti und Bayer seine vorzüglichsten Lehrer. Im J. 1750 ward er Magister, und 1752 Baccalaureus der Theologie und Frühprediger an der Universitätskirche. Von da erhielt er im J. 1756 den Ruf als Subdiaconus an die Thomaskirche, und wurde 1761 zum Subdiaconus zu St. Nicolai erwählt, welche Stelle er 1764 mit dem Diaconat an derselben Kirche verwechselte. Im J. 1769 ward er der Theologie Licentiat, und, nachdem er 1773 der Theologie ausserordentlicher Professor geworden war, 1775 Doctor. In eben diesem Jahre ward er auch ordentlicher Professor der Theologie, 1776 Canonicus zu Zeiz, und starb am 10. März 1778, im 52. Jahre seines Alters.

Seine vornehmsten Schriften sind: S. Iustini Martyris Apologiae, cum variis lectionibus et conjecturis, Lipſ. 1755. 8. — Diss. de eruditione Pauli apostoli Iudaica, non Graeca. Ibid. 1769. 4. — Diss. de sensu veri et falsi in interpretatione librorum sacrorum. Ibid. 1775. 4.

S. Albrecht's Sächs. Kirchen- und Predigergeschichte, 1. Bd. S. 190. Ladvocat, und Meusel's gel. Teutschl. 3. Ausgabe. S. 1205.

Theden, Johann Christian Anton, Doctor der Medicin, Königlich Preussischer erster Generalchirurgus, auch Regimentschirurgus des ganzen Artilleriecorps, und Mitglied des Obercollegii medici zu Berlin. Der Geburtsort dieses vortrefflichen Mannes war das kleine Dörfchen Steinbeck im Mecklenburgischen. Sein Vater, sonst ein wohlhabender Mann, war durch Krieg und Brand sehr herabgekommen, und lebte jetzt als Pachter in dem unbedeutenden Dörfchen unweit Wißmar. Schon war er in seinem 69. Jahre: schon waren ihm 22 Kinder geboren worden; es wurde ihm am 13. September 1714 noch das 23. geboren, und das war unser Johann Christian Anton. Nur 3 Jahre überlebte der Vater die Geburt dieses seines jüngsten Kindes; er starb, nachdem er das traurige Schicksal erfahren hatte, von den damahls in Mecklenburg herumstreifenden Soldaten des geringen Ueberrestes seines Vermögens völlig beraubt zu werden. Zum Glück hatte die hülflose Witwe einige Freunde und Verwandte, die sie und ihre Kinder wenigstens mit dem Nothdürftigsten versahen.

Der junge Theden kam in seinem 9. Jahre zu dem Rector Griese in Bützow, und seine Verwandten und andere gutherzige Freunde in dieser Stadt unterstützten ihn durch Freytische. Hier lernte er Rechnen und Schreiben, und erhielt auch in der christlichen Religion den buchstäblichen Unterricht, der so oft seines Zwecks verfehlt, wenn der Lehrer in seinem Unterrichte das Herz der Jugend zu rühren versäumt, wozu ihm doch das Christenthum so nahe und wichtige Veranlassung giebt. Oft erzählte Theden mit Kummer, er müsse es dem ersten zwecklosen Unter-

richte zuschreiben, daß sein Herz für die wohlthätigen Gefühle der Religion lange Zeit ganz abgestumpft geblieben sey. In Sprachen erhielt er fast gar keinen Unterricht, und erst in reifern Jahren mußte er sich die nöthigsten Sprachkenntnisse nicht ohne viele Mühe erwerben. Uebrigens verrieth er früh einen fähigen, lernbegierigen Kopf; aber das Talent mangelte ihm gänzlich, die Liebe seiner Lehrer durch einschmeichelnde Worte und andere Knabenkünste zu gewinnen. Er war schnell in seinen Antworten, und wie sein Herz dachte, so sprach sein Mund; kein Wunder also, daß er in seiner Jugend wenig Freunde hatte. Sein Rector Griese stellte ihm das Prognosticon, aus ihm würde höchstens ein Schreiber auf dem Lande werden. Ein Schreiber ward er wirklich und ein Bedienter zugleich, schon in seinem 13. Jahre, bey dem Secretär Thieleke in Bützow. Sein Dienst, dem er gegen 4 Jahre vorstand, war ziemlich einträglich, er besaß die Liebe seines Herrn, und dieser versprach ihm mehrmahls, er würde ihm zu einem guten Dienste verhelfen, dem er mit der Feder vorstehen könnte. Allein für Theden war es ein unerträglicher Gedanke, Bedienter zu seyn, und er wollte lieber alle seine Aussichten fahren lassen, um ein Handwerk zu lernen. Seine Verwandten schlugen ihm verschiedene Gewerbe vor; aber keines war nach seinem Geschmacke. Endlich entschloß er sich, bey seinem ältesten Bruder das Schneiderhandwerk zu lernen. Dazu hatte er aber so wenig Geschick, daß er, um den ewigen Verweisen seines Bruders zu entgehen, die Nadel von sich warf, und sich an seine Verwandten mit der Erklärung wandte: er wolle durchaus nichts Anderes werden, als ein Wundarzt. Dazu wurde denn auch Rath geschafft; die Verwandten brachten das Lehrgeld zusammen, und gaben den wißbegierigen Jüngling bey dem Stadtchirurgus Schmidt zu Bützow in die Lehre. Hier lernte er, wie es gewöhnlich in den Barbierstuben zu geschehen pflegt, zwar Wenig: indeß gab man ihm doch Verdul's Chirurgie in die Hände, und dieß vermehrte wenigstens seinen Durst nach Wissen; auch ward, als er damahls eine Teutsche Uebersetzung von Homer's Iliade zu lesen Gelegenheit hatte, der Character des Ulysses, der ihm besonders gefiel, für ihn eine neue Triebfeder, nach etwas Grossem zu streben. Nach Verlauf seiner Lehrjahre begab er sich 1734 nach Rostock in Condition, und hier fand er die erste Gelegenheit, seinen Trieb nach wissenschaftlichen Kenntnissen etwas zu befriedigen. Im Anfange des J. 1736 wanderte er, um sein Glück weiter zu versuchen, nach Hamburg, wo der unerfahrene Jüngling beynahe eine Beute der Verführung geworden wäre. Sein guter Genius warnte ihn, er entfloh der Gefahr und gieng nach Lübeck, entschlossen, mit dem ersten segelfertigen Schiff in die weite Welt zu gehen, es führe, wohin es wolle. Das Schiff, welches er bestieg, gieng nach Danzig, und hier fand er nicht nur eine Condition, sondern auch einen Freund, der eben so vortheilhaft auf sein Wissen, als auf seine Moralität wirkte.

In dieser Zeit schrieb der Regimentschirurgus des von Buddenbrockischen Kürassierregiments, Heise, nach Danzig, um einen jungen Wundarzt zum Escadronschirurgus zu erhalten. Theden reiste nach Riesenburg, wo der Stab des Regiments stand, meldete sich um die Stelle und erhielt sie. In jedem Geschäfft seines neuen Dienstes bewies er die pünctlichste Genauigkeit, und war Tag und Nacht um seine Kranken auf's Eifrigste besorgt. Der Regimentschirurgus schätzte ihn, und die Officiere des Regiments zogen ihn in ihre Gesellschaften. Jede geschäfftsfreye Stunde widmete er der Bildung seines Geistes, und dem Erwerb solcher Kenntnisse, die mit seinem Berufe in der nächsten Verbindung standen. Unvermuthet schien das Glück ihn in eine Lage versetzen zu wollen, die seinem forschenden Geiste reiche Nahrung versprach, und ihm für die Zukunft eine glänzende Laufbahn eröffnete.

König Friedrich Wilhelm I. hielt bey Riesenburg die Revüe über das Buddenbrockische und Geslerische Kürassierregiment, und sein Nachtquartier war eine dem Regimentschirurgus Heise zugehörige Scheune, die man mit Mayen ausgeziert hatte. Der König fragte am Morgen, wem diese Scheune gehöre, und als man ihm sagte, dem Regimentsfeldscheer, so war er unzufrieden: denn er glaubte, die verstorbenen Soldaten würden darin geöffnet. Der König besah hierauf die Regimenter, und als er an den linken Flügel des Buddenbrockischen Regiments kam, winkte er dem Chirurgus Theden, den er für den Regimentsfeldscheer hielt. Da Theden die Frage des Königs nicht verstand, so fragte er, was Se. Majestät beföhlen? Der König erwiederte einige Worte, die für Theden's Ohr eben so unvernehmlich waren. Um den Monarchen durch wiederhohltes Fragen nicht verdrießlich zu machen, beantwortete er das, was er nicht verstanden hatte, mit einem dreisten Ja! Der König versetzte hierauf: „Schindest Du auch?" Nein! — „Schneidest Du nicht die Todten auf?" Ja! — „Wo denn?" In den Quartieren, wo sie sterben, oder im Lazareth. Der König ritt vor die Fronte des Regiments, und erkundigte sich nach dem jungen Feldscheer, mit dem er gesprochen hatte; dieser gieng ebenfalls vor die Fronte, so, daß der König ihn wieder bemerken konnte. Dieß geschah auch bald, und der König winkte ihn zu sich. „Du bist ja nicht der Regimentsfeldscheer?" redete er ihn an. Nein! — „Du sagst es doch?" — Ew. Majestät halten zu Gnaden, ich verstand die Frage nicht, wollte auch nicht weiter fragen, daher ich mit Ja antwortete. „Wo gehörst du nach Hause?" In Mecklenburg. — „Wie lange Zeit hast du gedient?" Zwey Jahre. „Gut." Theden gieng zurück, kehrte aber sogleich wieder um, trat zum Könige und sagte: Da Ihre Majestät mich für den Regimentsfeldscheer gehalten haben, so seyn Sie so gnädig und helfen, daß ich einer werden kann. „Haak, sprach der König, der Junge gefällt mir, er soll die Rekruten nach Berlin transportiren; dort will ich ihn zum Pensionär machen, und,

indem er sich zu Theden kehrte, komm nach der Tafel zu Buddenbrock's Zelt, da soll dir Haak meine weitern Befehle geben." Wer gieng wohl freudenvoller auf seinen Posten, als Theden, dem nun der sicherste Weg zu seinem zeitlichen Glücke, durch den König selbst, gebahnt war! Nun drängten sich sogleich alle seine Bekannten und auch sein Regimentsfeldscheer an ihn an, um zu wissen, was er mit dem Könige geredet habe.

Theden's Herz war offen, und er erzählte sogleich voll Freuden, daß er die Rekruten nach Berlin begleiten sollte. Sein Regimentsfeldscheer hatte das kaum gehört, so muthmaßte er das Uebrige, und suchte es zu hindern, daß er den jungen Theden, den er besser, als alle seine übrigen Escadronsfeldscheere brauchen konnte, nicht verlöre, mehr besorgt um seinen eigenen Nutzen, als um das Glück des jungen Mannes. Er antwortete also sogleich, es gienge nicht an, daß Theden die Rekruten nach Berlin begleiten könne, und erfahrner, als der junge Theden, gieng er noch vor der Tafel zum Königlichen Generaladjutanten von Haak; lobte Theden zwar, versicherte aber zugleich, er könnte ihn vor einem Jahre nicht entbehren. Haak gieng zum Könige, und dieser befahl, Theden sollte künftiges Jahr nach Berlin kommen. Allein kaum war der König in Berlin, so starb er noch in diesem Jahre — und Theden blieb, was er war.

Im J. 1741 ward das Regiment von Buddenbrock zum Marsche beordert, und nun fand Theden zuerst Gelegenheit, seine menschenfreundlichen Bemühungen in einem weitern Kreise auszudehnen, und etwas bemerkt zu werden. Bald wäre er aber in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seines Diensteifers geworden: denn indem er in dem Lager zu Strehlen die Flecksieberkranken mit dem redlichsten Fleiße besorgte, überfiel ihn dasselbe Uebel, und brachte ihn dem Tode nahe. Er litt am Geiste und Körper zugleich; Gewissensscrupel untergruben die Ruhe seiner Seele, er genoß das Abendmahl, und, um seiner Zweifel los zu werden, bat er einen Magister, als derselbe eben einen neben ihm krankliegenden Fähndrich besuchte, er möchte ihn doch vom Daseyn Gottes überzeugen. Der gute Mann, der vielleicht selbst diese Wahrheit nie reiflich erwogen hatte, antwortete frisch weg: „Wie, Sie zweifeln am Daseyn Gottes? das sind Nichts, als Eingebungen des Teufels." Ach, sagte Theden, wenn kein Gott ist, so ist auch kein Teufel. Nun schrie ihn der Magister mit stärkerer Stimme einige Machtsprüche und Gebete entgegen, und erschütterte dadurch die in der Krankheit ihm vorzüglich empfindlichen Gehörnerven auf das Schmerzhafteste. Theden versetzte, er phantasire nicht, sey auch nicht taub, der Herr Magister möchte also leiser sprechen, weil sein Gehör es sonst nicht aushalten könnte. Umsonst! der Magister behauptete jetzt noch stärker schreyend, das sey eben der Teufel, der Gottes Wort nicht aushalten könnte. Der arme Kranke wußte sich nicht anders zu helfen, als daß er den blinden Eiferer durch einen Aufwärter zum Zimmer hinausführen ließ. Nun

beruhigte sich allmählich das so lebhaft erschütterte Nervensystem, der Kranke verfiel in einen tiefen sanften Schlaf, aus dem er erst am andern Morgen erwachte. Jetzt ward er durch ein inneres überzeugendes Gefühl vom Daseyn eines göttlichen, gütigen und barmherzigen Wesens so durchdrungen, daß ihm diese glückliche Stimmung seiner Seele, welche auf sein ganzes übriges Leben den größten Einfluß hatte, zeitlebens gegenwärtig blieb.

Nach der Wiederherstellung des Friedens besuchte er im August 1742 seinen Bruder in Neustadt, nahm seinen Abschied, und gieng darauf nach Berlin, wo der berühmte Professor Scharschmidt sich um seine fernere Ausbildung ungemein verdient machte. Er genoß den Unterricht und die Freundschaft dieses verdienten Mannes, bis er nach dem Ausbruche des zweyten Schlesischen Kriegs als Regimentsfeldscheer mit der Armee auszog. Der Verlust seiner ganzen Equipage, den er bey dem Ausmarsche aus Böhmen erlitt, wurde ihm dadurch vergütet, daß er im J. 1745 die Stelle eines Königlichen Pensionär-Chirurgus erhielt, die ihm König Friedrich Wilhelm schon im J. 1739 zugedacht hatte. Mit neuem Eifer lag er nun, nach geendigtem Feldzuge, in Berlin seinen Studien ob, unter denen die Anatomie seine meisten Stunden einnahm. Durch unablässigen Fleiß und Händearbeit sammelte er sich eine beträchtliche Menge sehr gut bearbeiteter Präparate. Theden besaß nun die gründlichsten Einsichten in seine Kunst, und der siebenjährige Krieg, welcher im J. 1756 ausbrach, war der Schauplatz, wo er vielen tausend Unglücklichen, Verstümmelten, Kranken und Elenden, die wichtigsten Dienste leistete. Unermüdet war er in den Lazarethen geschäfftig, und sein menschenfreundliches Herz theilte die Qualen der Leidenden. Doch schon im zweyten Feldzuge ward seine Thätigkeit auf einige Zeit unterbrochen. Als er nämlich nach der Schlacht bey Leuthen zum Lazareth nach Neumarkt reisen wollte, ward er von Oestreichischen Husaren gefangen, und verlor zum zweyten Mahle seine ganze Equipage. Er blieb den Winter in der Gefangenschaft, und ward gegen das Frühjahr ausgewechselt. Er equipirte sich in Breßlau von Neuem, verlor aber bald bey dem Ueberfalle der Oestreicher zu Hochkirch zum dritten Mahle sein ganzes Eigenthum. Ja, was ihn noch weit mehr betrübte, sein geliebter Chef, der Generalmajor von Geist, ward durch einen Kartätschenschuß am Oberarm so verwundet, daß der Knochen ganz zerschmettert war. Theden begleitete den General nach Bauzen, um ihn wo möglich zu heilen; allein dieser starb, aller angewandten Mühe ungeachtet, in der 18. Woche, und belohnte die Sorgfalt seines Arztes durch ein Vermächtniß von 1000 Thalern.

Am Krankenbette des Generals von Geist hatte Theden die erste Unterredung mit dem Könige Friedrich II. Der König kam auf seiner Reise aus Schlesien durch Bauzen, und besuchte den General, welchen er sehr schätzte. Bey diesem Besuche rief er Theden selbst in das Zimmer und sagte: er fände den Gene-

ral besser, als er gedacht hätte; fragte auch zugleich: ob der General bald völlig geheilt seyn würde? Theden antwortete: er fürchtete, daß das Leben des Generals kaum würde erhalten werden, und geschähe es ja, so wäre die Cur doch sehr langsam. Hierauf entfernte er sich. Der König rief ihm zum zweyten Mahle und fragte: Giebt er auch Nympha? Theden: Nein. König: Warum nicht? Theden: Es hat keine wirkenden Kräfte. König: Er kennt es nicht. Theden: O ja, allein es hat durch das Kochen seine wirksamen flüchtigen Bestandtheile verloren, es ist nichts besser, als Gerstenzucker. König: Giebt er Quinquina? Von Geist: Ja, mit der verzweifelten Quinquina schiert er mich genug. König: Versteht er sie auch zu gebrauchen? Theden: Wenn ich das nicht verstünde, so wäre ich nicht werth Ew. Maj. Regimentsfeldscheer zu seyn. König: Wie giebt er sie? Theden: Wenn der Körper vorbereitet ist, verschwenderisch. König: Ja, das ist gut. — Hierauf empfahl ihm der Monarch auf's Dringendste, für den General die größte Sorgfalt anzuwenden, und ließ ihm zum Zeichen seiner Zufriedenheit wegen seines erlittenen Verlusts 300 Rthlr. auszahlen; auch gab er ihm eine freye Arzney zum nächsten Feldzuge. Von dieser Zeit an genoß er ununterbrochen die Gnade des Monarchen.

Bald nach dem Tode des Generals ward er zum dritten Generalchirurgus der Armee ernannt. Er reiste nun zur Pommerischen Armee, wo er sehr bald durch seine mit aller Wärme durchgesetzten guten Verfügungen der grossen Unordnung abhalf, in welchen er die Lazarethanstalten bey dieser Armee antraf. Unvermuthet gerieth er auf einer Reise den Kosaken in die Hände, die ihn, gegen alle Erwartungen, auf's Menschenfreundlichste behandelten. Man führte ihn zu dem Russischen General, Grafen von Fermor, und dieser bezeigte sich gegen ihn so gütig, daß er auf seine Bitte sogleich befahl, ihm seine ganze Equipage wieder zu geben. Theden erhielt nach vier Tagen seinen Wagen, seine Pferde, sein Gepäck, kurz Alles, keine Kleinigkeit ausgenommen, wieder. Er wurde dann nach Posen gebracht, und hier blieb er bis Weihnachten in der Gefangenschaft, in welcher er Gelegenheit hatte, durch seine Wissenschaften sehr Viele seiner leidenden Mitmenschen, sowohl Officiere von der Russischen Armee, als auch Einwohner der Stadt, sich verbindlich zu machen; so, daß er von Beyden, besonders aber von der Russischen Generalität und den Evangelischen Einwohnern in Posen, während seiner Gefangenschaft die vorzüglichste Achtung genoß.

Nach seiner Befreyung fand er bald neue Gelegenheit, durch seinen Diensteifer und durch seine biedere Aufrichtigkeit den Zustand der in den Lazarethen, in Ansehung der Verpflegung sehr vernachlässigten Kranken ansehnlich zu verbessern. Kaum war er in Berlin angekommen, so berief ihn der Herzog Eugen von Wirtemberg, der am Fuße blessirt war, durch einen Laufer zu

sich nach Schwedt. Theden fuhr schleunig mit Extrapost ab, und nahm den ermüdeten Laufer zu sich in seinen Wagen. Kaum war er eine Meile von Berlin entfernt, als der betrunkene Postillion umwarf, der Laufer fiel auf Theden's linken Arm, und brach diesen entzwey. Er mußte also wider Willen sich nach Berlin zurückbringen lassen, wo ihn der Hofrath Henckel in sechs Wochen sehr geschickt heilte. Er reiste darauf nach Stettin, besorgte das ihm anvertraute Lazareth und detaschirte einen Theil davon nach Colberg, wobey er wieder Gelegenheit fand, viele von Neuem in den Lazarethanstalten und besonders im Verpflegungswesen eingeschlichene Mängel abzustellen.

Als nach geendigtem Feldzuge dieses Jahres das Lazareth in Stettin aufgehoben ward, wurde Theden beordert, nach Torgau zu reisen, um das dortige Lazareth im chirurgischen Fache zu dirigiren. Dieses Lazareth war nach der Schlacht bey Freyberg sehr ansehnlich, und da Theden bey der Feldapotheke manche Mängel entdeckte, so steuerte er auch diesen mit Nachdruck. Bald darauf erfolgte am 15. Februar 1763 der Friede, und Theden gieng mit dem Regimente nach Stettin zurück, wo er in seinen practischen Geschäfften von Neuem viel Nutzen stiftete. Der Prinz Ferdinand, dessen älteste Prinzessin Tochter er im Frühlinge 1767 in's Bad nach Nonneburg begleitete, empfahl ihn dem Könige von Neuem, und Friedrich II. vertrauete Theden das wichtige Amt eines Regimentsfeldscheers des sämmtlichen Artilleriecorps.

Auch in Berlin erwarb sich Theden bald die allgemeine Achtung, Liebe und Zutrauen, die er in Stettin genossen hatte; der König selbst berief ihn einst bey einer vereiterten Entzündung des Schenkels zu sich nach Potsdam, und unterhielt sich oft sehr liebreich mit ihm. Eines Tages verlangte der König zu wissen, wo er her wäre und wie er als ein Mecklenburger in seine Dienste käme? In der Antwort erwähnte Theden, als seines vorzüglichsten Lehrers, des verstorbenen Professors Scharschmidt, von dem der König keine gute Meynung zu haben äusserte. Theden aber wußte dem Könige die Verdienste seines Wohlthäters um die Arzney und Wundarzneykunst so lebhaft zu schildern, und es so warm vorzutragen, wie viele gute, brauchbare, jetzt dem Staate sehr nützliche Männer er gebildet habe, daß der König, nach seiner Gerechtigkeitsliebe, sagte, es sey ihm lieb, dieß zu erfahren; denn er habe es zuvor nicht so gewußt.

In den J. 1778 und 1779 war er in dem letzten Schlesischen Kriege bey der Armee des Königs und ertrug die grossen Mühseligkeiten dieses kurzen Kriegs sehr standhaft. Sein beschwerliches Amt, welches ihm im Kriege die Gesundheitspflege von mehr als 20,000 Menschen anvertraute, verwaltete er mit rastloser Thätigkeit. Wenige Tage nach seiner Rückkunft erfuhr er den Schmerz, seine geliebte Gattin, mit welcher er sich im J. 1749 verbunden hatte, in seinen Armen entschlummern zu

sehen. Nach einem fast zweyjährigen Witwenstande sah er sich nach einer neuen Freundin um, die mit ihm die Sorgen des Alters theilen würde, und er fand sie in einer Schwester seiner verstorbenen Gattin, mit welcher er in einer innig vergnügten Ehe lebte.

Nach Schmucker's Tode ernannte der König Theden im J. 1786 zum ersten Generalchirurgus in der Armee. Er benützte diesen grössern Einfluß zur Verbesserung der Lehranstalten sowohl bey den Regimentern, als bey der Armee. Auch Friedrichs Nachfolger, der sich noch als Kronprinz Theden's Beystandes in zwey gefährlichen Krankheiten mit dem besten Erfolge bedient hatte, schenkte ihm in Dingen, die sein Fach angiengen, ein grosses Zutrauen. Alle Glieder der Königlichen Familie, und seine Mitbürger aus hohen und niedrigen Classen ehrten und liebten den verdienstvollen Mann. Das väterliche Zutrauen, mit dem er zu allen seinen Kranken und Freunden sprach, erwarb ihm fast allgemein den ehrenvollen Namen Vater Theden. Mit andern Aerzten und Wundärzten lebte er immer in der möglichsten collegialischen Freundschaft, und selten wird man alte Aerzte finden, die sich mit so viel Herzlichkeit ihrer jüngern Kunstgenossen, an denen sie Genie bemerken, annehmen. Sein Haus war jedem rechtschaffenen Manne, und vorzüglich seinen Kunstgenossen, mit der bereitwilligsten Gastfreyheit immer offen, eben so offen, als sein Herz und seine Börse für Nothleidende und Arme.

Der Freymaurerorden, von dem er im J. 1742 Mitglied wurde, schätzte in ihm Einen der würdigsten Männer, die zuerst die mancherley Vorurtheile, welche man wider denselben ausstreute, zerstörten, und er hat gewiß auch in demselben durch sein Beyspiel von geradem, schlichtem Wandel und ungeheuchelter Gottesfurcht unzähliches Gute gestiftet. Seine wichtigen Erfindungen und Bemerkungen in der Wundarzneykunst hat er der Welt in seinen Schriften mitgetheilt, in denen man den wahren practischen Beobachtungsgeist auf den ersten Blick erkennt. Er trat, wie es alle Aerzte, die wahre Beobachtungen liefern wollen, eigentlich thun sollten, erst im höhern Alter als Schriftsteller auf, nachdem er schon mehr, als 30 Jahre am Krankenbette die Natur beobachtet hatte. Wir werden seine vornehmsten schriftstellerischen Werke am Ende nennen.

Theden erlebte die Freude, am 27. July 1787 die Feyer seines Amtsjubiläums zu begehen. Alle seine Freunde und Verehrer in Berlin hatten sich mit seiner Familie vereinigt, um den Tag, an welchem dieser ehrwürdige Greis mit innigster Rührung und Freude sich rühmen konnte, drey Königen von Preussen, deren Gnade er ununterbrochen besaß, ein halbes Jahrhundert hindurch mit fester Treue und Rechtschaffenheit gedient zu haben, und die nächstfolgenden Tage für ihn zu frohen Festen zu machen. Ein ehrenvoller Beweis, wie sehr Berlin die Verdienste solcher Männer anerkennt und schätzt, in denen sich, wie

in Theden, vorzügliche Wissenschaft mit biederer Rechtschaffenheit vereinigt. Selten ist ein Jubelgreis so verherrlicht worden, als es Theden ward. Die angesehensten Staatsmänner, Militärpersonen, Gelehrte und Künstler nahmen an dieser Feyer Theil, und verherrlichten dieselbe durch eben so geschmackvolle, als rührende Veranstaltungen. Es wurden Medaillen geprägt, Schauspiele aufgeführt, Gedichte gedruckt, Reden gehalten, Bälle veranstaltet — Alles zu Ehren eines Greises, der durch Verdienste und Rechtschaffenheit dieser Auszeichnung in so hohem Grade würdig war. Besonders rührend waren die Feyerlichkeiten, welche am 29. July die Freymaurerloge zu den drey Weltkugeln in ihrem Garten bey Monbijou zu Ehren Theden's, der eines ihrer ältesten Mitglieder war, veranstaltete. Die Mitglieder und ihre Familien, sammt der Familie des Jubelgreises, versammelten sich Nachmittags, alle Damen blau und weiß gekleidet. Als Theden kam, wurde er von drey Deputirten empfangen, und durch eine doppelte Reihe, welche die Anwesenden bildeten, mitten in den Garten geführt. Hier empfieng ihn der Herzog von Braunschweig auf die liebreichste Art und wünschte ihm Glück. Es wurde ihm eine auf diese frohe Begebenheit geprägte goldene Medaille umgehängt, und alle Anwesende hiengen sich eben dieselbe in Silber an einem blauen Bande um. Dann hielt der Oberconsistorialrath Zöllner eine Anrede an den Jubelgreis, und nachher wurde von einem mit Instrumentalmusik begleiteten Chor das Lied: Lobet den Herrn, den mächtigen König der Ehren ꝛc. gesungen. Es war ein herzerhebender Anblick, den Ausdruck der frömmsten Empfindung auf Theden's Gesichte und jedes Anwesenden zu sehen. Nun überreichten ihm einige Frauenzimmer ein von Ramler verfertigtes Gedicht, und Gedicke declamirte eine auf diese Feyer gedichtete Ode. Bey einer darin vorkommenden Anspielung auf den Gebrauch der alten Römer, dem, welcher einem Bürger das Leben gerettet hatte, einen Eichenkranz zu geben, überreichte der Herzog Friedrich dem Greise, der ähnliche Verdienste um Tausende hatte, eine Krone von Eichenlaub. Nach dieser Ode wurde das Lied: Nun danket Alle Gott ꝛc. vom Chor und allen Anwesenden gesungen. Am Abend wurde an verschiedenen Tafeln von mehr als 150 Personen gespeist, der Garten ward geschmackvoll illuminirt, und der jetzige König selbst kam mit dem Prinzen Ludwig, um die Feyer dieses Tages zu verherrlichen.

Theden verlebte nach dieser Zeit noch mehrere glückliche Jahre zum Wohl seiner Mitbrüder, bis er am 21. October 1797 zu den Vätern versammelt wurde.

Sein Bildniß steht vor dem 32. Bd. der allg. Teutsch. Biblioth.

Unter den nützlichen Erfindungen unserer Zeit in der Arzneykunst verdient sein Wundwasser, durch welches er ausserordentlichen Nutzen stiftete, einen vorzüglichen Platz. Seine übrigen wichtigen Erfindungen und Bemerkungen in der Wundarzneykunst, sein Katheter, seine Arquebusade (nach ihrer ächten Zu-

sammensetzung), Brustpumpen, verbesserte Schindeln zu Beinbrüchen, Polypenzange, Einwicklungen beym Anevrisma, bey Wassersucht und alten Geschwüren, Tamponiren der Pulsadern, verbesserte Wasserbruchsoperationen u. s. w. sind aus seinen Schriften der Welt bekannt, unter denen folgende die vornehmsten sind:

Neue Bemerkungen und Erfahrungen zur Bereicherung der Wundarzneykunst und Arzneygelahrtheit, 3 Theile, Berlin und Stettin 1771. 8. 2. Aufl. Ebendas. 1776. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1772. S. 122 fg. und J. 1777. S. 640 fg. 2. Theil. Ebendas. 1782. gr. 8. Beym Schluß der Vorrede heißt es, daß der Verfasser mit diesem Bändchen seine Autorschaft beschließen werde — mit den Worten:

Fließt hin, ihr Tage meines Lebens,
Für mich genützt, doch nicht vergebens
Für meiner Mitgeschöpfe Glück.

Neue vermehrte Auflage, Berlin 1795. (2. Th. mit 3 Kupfertafeln) u. 3. Th. mit 2 Kupfertaf. Das Werk enthält einen sehr reichen Schatz medicinischer und chirurgischer Erfahrungen. Man findet hier den einfachen, ächt-hippokratischen und vorsichtigen Arzt, den genauen und prüfenden Beobachter, und den meisterhaften Kenner und Zeichner des kranken Körpers; vorzüglich wo es auf practische Erfahrungen und Beobachtungen ankommt. Seine Theorie über Ursachen, über die Entstehung der Krankheiten und Wirkungsart der Arzneymittel stimmen freylich nicht immer mit den Grundsätzen der Arzneywissenschaft überein, und schließen sich mehr an das vorige Zeitalter (in welchem Theden die medicinische Theorie nach den herrschenden Begriffen seiner Zeitgenossen studierte und einsog, und also auch in dieser Rücksicht beurtheilt werden muß,) und das System der reinen Humoralpathologie an; man kann aber in ihnen den critischen Scharfsinn und Forschungsgeist des verdienstvollen Verfassers und das eifrige Streben des Greises noch Licht und Wahrheit nicht verkennen. Wir sagen dieß nur im Bezug auf den dritten Theil des Werks, der zum Besten der Besitzer der frühern Auflagen allein alles Neue, was der Verfasser bey dieser Ausgabe hinzufügte, enthält; denn die beyden ersten Theile sind in neue, unveränderte Abdrücke der schon vorher zweymahl aufgelegten Bemerkungen, und also längst bekannt. Es erschien diese neue Auflage im 81. Jahre seines Alters. — Unterricht für die Unterwundärzte bey Armeen, besonders bey dem Königl. Preussischen Artilleriecorps, 2 Theile, Berlin 1774. 8. 2. vermehrte und verbesserte Ausgabe zum 3. Mahle vermehrt und verbessert. Ebend. 1782. 8. Zuerst eine Nachricht von dem Zustande der Wundarzneykunst unter der Preussischen Armee, besonders zu Berlin, und Anstalten zu Bildung guter Wundärzte, auch von der allgemeinen Obliegenheit derselben, zumahl derer, welche Theden untergeben waren, wohin auch die ökonomische Besorgung der Kranken gehört. Dann die meisten Theile der Arzneygelahrtheit, jede in ein kurzes Compendium gebracht. Die eigentliche Chi-

rurgie ist kurz abgefaßt. Da die Militärwundärzte auch innerliche Krankheiten besorgen müssen, so ist ihnen auch hier dazu Anleitung gegeben, viele Krankheiten aber übergangen worden, die in der Soldaten-Praxis nicht so leicht vorkämen. Die Lehre von der Diät fehlt, die wohl auch nicht unnütz den Wundärzten seyn dürfte.

Er hat auch Beyträge zu Schmucker's vermischten chirurgischen Schriften geliefert.

Sein Leben ist ausführlich beschrieben in Theden's Jubelfeyer, von J. C. A. Mayer, Berlin 1787. 8. S. dasselbe und vergl. Baur's Lebensgemählde, Bd. 1. S. 407. und Meusel's gel. Teutschl. der 4. Ausg. Bd. 4. S. 76. und Nachträge.

**Therbusch**, Anna Dorothea, geborne von Lisiewska, berühmt durch vortreffliche Mahlerarbeiten, ward am 19. July 1722 zu Berlin, wo ihr Vater ein geschickter Bildnißmahler war, der ihr auch einigen Unterricht in der Kunst ertheilte, geboren.

Erst nachdem sie mehrere Jahre in der Ehe gelebt hatte, suchte sie den Pinsel wieder, und studierte nun zehn Jahre lang die Mahlerey mit einem so unausgesetzten Eifer, daß sie während der ganzen Zeit für die menschliche Gesellschaft so gut als todt war. Nach dieser Zeit wurden ihre Arbeiten in Berlin sehr bewundert; um sich aber auch an andern Orten bekannt zu machen, reiste sie 1761 nach Stuttgard, arbeitete für den Herzog und andere Personen mit Beyfall, und wurde von da aus in das Institut der freyen Künste zu Bologna aufgenommen. Nach zwey Jahren gieng sie nach Mannheim, und mahlte den Churfürsten, und erhielt nebst einer reichen Belohnung das Patent als Hofmahlerin. Von hier kehrte sie wieder nach Berlin zurück, verfertigte drey grosse Gemählde, eines für den Churfürsten von der Pfalz, und zwey für den Herzog von Wirtemberg, und trat nach anderthalb Jahren 1765 eine Reise nach Frankreich an. Die Zeit, welche sie in Paris zubrachte, war mit vielen Widerwärtigkeiten für sie verknüpft: sie verfügte sich deßwegen im dritten Jahre wiederum nach Berlin, nachdem sie vorher in die Königliche Akademie zu Paris, und in die Kaiserliche zu Wien aufgenommen worden war. Zu Berlin fand sie Gelegenheit, dem Könige bekannt zu werden, der ihre Kunst so schätzte, daß er sein Bildniß von ihr in Lebensgrösse für den Markgrafen von Ansbach mahlen ließ. Sie verfertigte nun auch mehrere Mahlereyen für den Russischen Hof; aber ein angehender Künstler verdunkelte ihren Ruhm in Berlin eine Zeitlang. Der Gram darüber nagte an ihrem Leben: überhäufte Arbeiten hatten ihre Nerven geschwächt, und sie starb in ihrem 60. Jahre am 9. November 1782.

Von ihren historischen Gemählden befinden sich auch in der ehemahligen Herzoglich Braunschweigischen Gallerie zu Salzdahlen zwey Brustbilder, eine Cleopatra und eine Vestalin, wo-

von das erstere in Absicht des starken Ausdrucks von Verzweiflung und Todesschmerz einen vorzüglichen Werth hat.

Sie war in jedem Betracht eine seltene und verdienstvolle Frau. Denn sie besaß nicht nur jenes grosse Talent, wodurch sie sowohl in Ansehung des Colorits, als der Magie dieser Kunst, dem Rubensschen Pinsel unstreitig am Nächsten kam, an Schönheit der Ideale aber, und besonders an Anmuth, diesen noch übertraf; sondern sie hatte auch den durchdringendsten Verstand, das feinste Gefühl und den edelsten Character, der sich bey allen ihren Schicksalen nie verläugnete.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 818.

**Theresia, Maria,** Römische Kaiserin und Königin von Ungarn und Böhmen. Diese vortreffliche und wahrhaft grosse Monarchin ist eine Zierde des Oestreichischen Hauses: Oestreich hat zwar in alten und neuern Zeiten Regenten gehabt, welche man in aller Absicht groß und ruhmwürdig nennen kann; allein man findet in der Geschichte dieses Hauses keine Monarchin, die an ruhmwürdigen Eigenschaften der Kaiserin Maria Theresia gleich käme. Sie war in vieler Hinsicht eine grosse und ausserordentliche Frau. Wenn ihr Kopf nicht ganz diejenige Bildung hatte, welche man ihm wünschen möchte, so lag der Fehler nicht an den Naturanlagen desselben — diese waren vortrefflich, — sondern an der Erziehung, welche sie erhielt, und an den Vorurtheilen, welche ihr von Kindheit an eingeprägt wurden. Unternehmend, muthvoll und unerschrocken in Gefahren, ließ sie nie das Staatsruder aus der Hand sinken, sondern führte es durch die drohendsten Stürme und unverzagt hindurch. Sie erweiterte die Gränzen ihres Reichs nach mehrern Seiten hin, hatte einen scharfen, allumfassenden Blick, der bis in die entferntesten Theile ihrer weitläuftigen Länder drang, und der Nichts unbemerkt und unbeachtet ließ. Vor Allem characterisirt sie ein Herz, durchglüht von Liebe für ihre Unterthanen, wie es allen Fürsten zu wünschen ist. Von dieser Seite war sie eine der besten Fürstinnen, welche die Geschichte kennt, und wenn ihre Regierung nicht ganz glücklich war, so lag es nicht an der Güte ihres Willens. Wie erhaben ist sie darin über ihren unwürdigen Zeitgenossen Ludwig XV.! Wenn das Privatleben dieses Fürsten nur Verachtung und Abscheu erregt, und wenn man mit Wehmuth wahrnimmt, wie schändlich unter seiner Regierung Menschenwohl und Menschenglück mit Füßen getreten wurde, so ist es dagegen ein labender Anblick, in Marien Theresien eine Fürstin zu erkennen, welche Tugend und Sittlichkeit ehrte und übte, und mit Ernst daran arbeitete, sowohl eine gebildetere, als sittlichere Generation zu schaffen.

Der Kaiser Carl VI. erzeugte sie mit der Braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christina, als, nach einer fast achtjährigen unfruchtbaren Eheverbindung, der erstgeborne Erzherzog Leopold bald nach seiner Geburt wieder gestorben war. Maria Theres-

sie wurde am 13. May 1717 zu Wien in der Kaiserlichen Burg geboren: die verwitwete Kaiserin Eleonora Magdalena Theresia, wie auch die nachherige verwitwete Kaiserin Wilhelmina Amalia, und im Namen des Papstes Clemens XI. dessen Nuntius Spinola hoben sie aus der Taufe.

So wie der Verstand der kleinen Prinzessin zu keimen anfieng, so zeigte sie einen fähigen Geist und ein zärtliches, theilnehmendes Herz. Früh wurde dahin gearbeitet, die zarten Blüthenknospen zur Reife zu bringen, und die Kaiserin selbst führte die Aufsicht über die Erziehung ihrer kleinen Tochter. Diese hatte viele Empfänglichkeit für die Reize der Tonkunst, und schon im 5. Jahre ließ sie ihr Vater eine Arie auf dem Hoftheater in Wien singen — eine Schwachheit, die an einem Fürsten nicht auffällt, der ihrer so viele hatte. Die Prinzessin blieb immer eine Freundin der Musik: sie sang nicht allein mit Geschmack und Ausdruck, sondern hatte auch viele Einsichten in die Tonkunst. Indessen wurde über dem Angenehmen das Nützliche nicht vernachlässigt. Gelehrte Jesuiten waren ihre Lehrer, die sie im Christenthum, in der Geschichte, Erdbeschreibung, im Lateinischen, Französischen, Italienischen und Spanischen unterrichteten. Sie faßte Alles leicht; ihre Lieblingswissenschaft war Geschichte und Geschlechtskunde, in welcher sie, von einem vortrefflichen Gedächtnisse unterstützt, eine grosse Stärke erlangte. Daß ihre frommen Lehrer nicht versäumt haben werden, der Prinzessin eine grosse Ehrfurcht gegen den geistlichen Stand einzuflössen, ihr die Aufrechthaltung der Katholischen Religion als eine heilige Pflicht einzuschärfen, und einen Abscheu gegen Alles, was ketzerisch ist und heißt, zu erwecken, läßt sich denken. Die heiligen Männer haben als Prinzenerzieher das niemahls aus dem Auge verloren, was ihr Reich erhalten, ihren Einfluß vermehren konnte. Der Same zur Bigotterie wurde früh in die Seele der Prinzessin gelegt, und die schädlichen Folgen davon wirkten durch ihr ganzes Leben fort.

Ausser Marien Theresien wurden dem Kaiser zwey Prinzessinnen geboren; aber sein sehnlicher Wunsch nach einem männlichen Thronerben blieb unerfüllt, und er hatte die traurige Aussicht, der Letzte seines Mannsstammes zu seyn. Um sein Reich vor der Zerstückelung zu retten, beschloß er daher, Vorkehrungen zu treffen, die seiner ältesten Prinzessin das Erbtheil von zwey Kronen und von seinen übrigen grossen Besitzungen sicherten. Er errichtete eine Erbfolgeordnung, die pragmatische Sanction genannt, in welcher er Marien Theresien, seine älteste Tochter, für die gesetzmäßige Erbin seiner sämmtlichen Länder und Staaten erklärte. Es kam jedoch darauf an, daß Carls Erbfolgeordnung nicht allein von seinen Reichs- und Landständen, sondern auch von den auswärtigen Mächten genehmigt wurde. Bey den Erstern wurde dieser Zweck ohne Mühe erreicht; desto lebhaftere Unterhandlungen aber kostete es, die übrigen Mächte für die Annahme der pragmatischen Sanction zu

stimmen. Es waren zwanzigjährige Bemühungen, und zum Theil sehr schmerzliche Aufopferungen nöthig, bis der Kaiser seines Wunsches gewährt wurde, an dessen Erfüllung ihm Alles gelegen war. Der einzige Churfürst von Bayern weigerte sich standhaft, seine Zustimmung zu geben. Er war ehrlich genug, zu erklären, daß er einem Documente seine Einstimmung nicht geben könne, das seine Rechte kränke. Er allein sey der rechtsmäßige Erbe der Staaten, welche Marien Theresien darin zugesichert werden sollten. Er könne daher nie Jemand anders als Solchen erkennen, noch weniger ihm den Besitz seines eigenen Eigenthums versichern. Allein diese Erklärung eines Fürsten, der zu ohnmächtig war, um seine Ansprüche ohne fremde Unterstützung geltend zu machen, konnte keine erhebslichen Besorgnisse erregen, so lange die übrigen Mächte ihrer Zusage getreu blieben. Hieran glaubte der Kaiser und seine Minister mit fester Zuversicht; denn die feyerlichsten Verträge waren überall zu diesem Zwecke eingegangen und Documente, in aller Form Rechtens, darüber ausgewechselt worden. Seitdem man dergleichen noch zuletzt mit Frankreich ausgewechselt hatte, war Carl völlig beruhigt, und seine geistlichen und weltlichen Räthe verfehlten nicht, durch ihre Zuversicht ihn in der seinigen zu bestärken. Der einzige Prinz Eugen von Savoyen, ein eben so kluger Feldherr, als weiser Staatsmann, lächelte und spottete wohl gar zuweilen über diese Ruhe. Er meynte: die beste Garantie würde eine zahlreiche und wohlgerüstete Armee und tüchtige Festungen gewähren, und drang darauf, jene herzustellen, und diese einzurichten. Allein seine Aufforderungen fanden weder bey dem Kaiser, noch bey seinen Ministern Aufmerksamkeit und Erwägung. Man hielt sich so sicher, daß man die Armee reducirte, anstatt sie zu vermehren und in wehrhaften Stand zu setzen. Die Festungen blieben in dem Zustande des Verfalls, in welchem sie längst gewesen waren, und überall geschah Nichts, was nur einer Vorsichtsmaßregel ähnlich sehen konnte.

Als Carl die Sorge wegen der Erbfolge von sich abgewälzt, und dieselbe, wie er wähnte, seiner geliebten Theresia gesichert hatte, dachte er darauf, ihr einen Gemahl zu geben, mit dem sie einst ihre Vorzüge als Beherrscherin theilen könnte. Viele Prinzen aus hohen Häusern bewarben sich um die Hand der schönen Erzherzogin, wurden aber abgewiesen. Dieses Glück war einem jungen Manne zugedacht, den seine schöne Gestalt, sein guter Kopf und ein edles Herz allerdings einer so ausgezeichneten Prinzessin würdig machten. Es war dieß der Herzog Franz Stephan von Lothringen, der sich seit dem J. 1723 meistens am Kaiserlichen Hofe aufgehalten hatte. Er kam zuerst als Erbprinz nach Prag, wo sich der Kaiser wegen der Böhmischen Krönung damahls aufhielt. Er folgte dem Hofe nach Wien, der Kaiser selbst übernahm die Aufsicht über seine fernere Unterweisung und Ausbildung, und obgleich der Prinz nach dem

Tode seines Vaters im J. 1729 nach Lothringen gieng, um von der Regierung Besitz zu nehmen, so kehrte er doch wenige Jahre nachher wieder an den Kaiserlichen Hof zurück. Der Kaiser erklärte ihn zum Statthalter von Ungarn, und schon wollte er Theresien als seine Braut an den Altar führen, als der Krieg, welcher nach dem Tode des Königs von Pohlen August II. im J. 1733 ausbrach, einen Aufschub verursachte. Durch den Frieden verlor der Herzog von Lothringen seine väterlichen Länder, erhielt aber zur Schadloshaltung die Erbfolge des Großherzogthums Toscana, und am 17. Februar 1736 erfolgte seine Vermählung mit der schönen Kaisertochter. In dieser Wahl schien der gute Vater mehr auf die Neigung der geliebten Tochter, als auf die mächtige Unterstützung, welche sie künftig bedürfen konnte, Rücksicht genommen zu haben. Die Verbindung war bis zum letzten Hauche des Lebens ein Muster ehelicher Einigkeit und Liebe. Oestreich war um diese Zeit in einen unglücklichen Krieg mit den Türken verwickelt. Der junge Gemahl verließ die Umarmungen seiner Gattin, und stellte sich an die Spitze des Heers. Er ward mit der Würde eines obersten Kaiserlichen Feldherrn bekleidet, und focht in zwey Feldzügen mit vieler Tapferkeit. Getrennt von ihm genoß Theresia oft die süße Wonne, welche mit der Ausübung der Mildthätigkeit verbunden ist. Sie ließ unter viele Hausarme Speisen austheilen, die ein dazu eigentlich angenommener Koch bereiten mußte. Auf ihr inständiges Bitten brachte sie es beym Kaiser dahin, daß ihr Gemahl, als er aus dem zweyten Feldzuge zurückkam, sich nicht von Neuem den Gefahren des Kriegs Preis geben durfte. Sie machte mit ihm eine Reise nach Italien und verweilte einige Zeit in Florenz. Herablassung, Gesprächigkeit und ausgezeichnete Milde erwarben der neuen Großherzogin die Liebe aller Unterthanen. So glücklich die Verbindung war, in der Theresia mit ihrem Gemahle lebte, so entsprachen doch die Pfänder der Liebe, welche aus derselben entsprangen, nicht eigentlich den Wünschen und Erwartungen des Kaisers. Er erlebte die Geburt dreyer Erzherzoginnen, und ohne daß ihm die Freude ward, einen männlichen Enkel zu sehen, dessen er so sehnlich harrte, sank er am 20. October 1740 in's Grab. Sogleich nach dem Tode des Kaisers übernahm Maria Theresia die Regierung, trat in den Besitz aller hinterlassenen Staaten, und nahm den Titel einer Königin von Ungarn und Böhmen an. Das grosse Reich, als dessen Beherrscherin sie jetzt auftrat, befand sich nicht in den besten Umständen. Bey allen Anlagen, die einen glücklichen Privatmann bilden können, hatte ihr Vater derjenigen entbehrt, die ihm als Beherrscher einer grossen Monarchie nöthig gewesen wären. Sein Verstand war weder umfassend, noch durchdringend; seine Gutmüthigkeit ließ sich zu wenig von der Ueberlegung leiten; und an Entschlossenheit, Standhaftigkeit und Festigkeit fehlte es ihm so sehr, daß er sehr leicht das Spiel listiger Höflinge wurde. So sehr er daher bey

dem Anfange seiner Regierung vergöttert worden war, so sehr bemerkte man gegen das Ende derselben, daß seine Geisteskräfte immer mehr abnahmen. Dieß hatte den schädlichsten Einfluß auf die Finanzen, welche so schlecht verwaltet wurden, daß die Einnahme nicht einmahl zu den gewöhnlichen Ausgaben hinreichte. Die Pfaffen, welche den Kaiser stets umgaben und in die Staatsverwaltung einen manchfaltigen schädlichen Einfluß hatten, trugen Viel dazu bey, daß die öffentlichen Kassen nicht zu Kräften kamen. Und die Minister hatten theils nicht Einfluß, theils nicht Einsicht genug, dem Uebel abzuhelfen; auch fehlte es ihnen an der Eintracht und Aufopferung des Privatinteresse, welche erforderlich sind, um heilsame Plane auszuführen. So lange der grosse Eugen, der vier Jahre vor dem Kaiser starb, die Entschließungen desselben vorzüglich leitete, waren die Angelegenheiten des Staats meistens noch vom Glück begünstigt. Aber seine Nachfolger im Ministerium meynten es mit dem Wohl des Staats weniger redlich. Sie beschäfftigten den Kaiser mit den Rechtshändeln des Reichshofraths, mit dem Ceremoniell und mit der Jagd so gewaltig, daß er ihnen die eigentlichen Regierungsgeschäffte fast ganz überlassen mußte, und nun trieben die verschiedenen Hofparteyen ihr Spiel so leidenschaftlich, daß die Befehle, die Carl unterzeichnete, einander oft widersprachen.

Maria Theresia ergriff das Scepter mit dem redlichen Vorsatze, sich ihrer hohen Bestimmung ganz zu widmen, den Gebrechen des Staats abzuhelfen und ihre Unterthanen glücklich zu machen. Gleich in den ersten Tagen legte sie ihre Gerechtigkeitsliebe und Milde an den Tag. Sie ließ bey der eingerissenen Theuerung nicht allein ihre eigenen Kornböden zum Vortheil der nothleidenden Unterthanen öffnen, sondern sie befahl auch den geistlichen und weltlichen Ständen, ein Gleiches zu thun. Sie schränkte die Abgaben auf den Wein, Ochsen und andere Lebensmittel, so wie die Ausgaben des Hofes ein, und verschaffte auch den Unterthanen wegen des vielen gehegten Wildes, das Schaden that, Erleichterung. Durch ihre Leutseligkeit gewann sie die Herzen aller ihrer neuen Unterthanen. Sie zog Damen und Officiere vom ersten Range an ihre Tafel; die Abgeordneten der Provinzen ermahnte sie frey zu sprechen; sie gab Jedermann Gehör und ließ Alle befriedigt von sich. Die junge Königin hatte sogleich bey ihrer Thronbesteigung den Höfen Europens ihre Besitznahme der Oestreichischen Monarchie kund gethan, und es ward ihr die Freude, von den meisten derselben als einzige und rechtmäßige Erbin der gesammten väterlichen Länder anerkannt zu werden. Der verstorbene Kaiser hatte also doch, wie es schien, nicht umsonst sich so viele Mühe gegeben, seine Erbfolgeordnung, die pragmatische Sanction, festzusetzen. Ruhig hatte er sein sterbendes Haupt auf diese Urkunde niedergelegt, und seine Tochter wurde jetzt durch die Versicherung der meisten Höfe in die angenehme Hoffnung versetzt, daß Niemand es

wagen würde, einen Theil der schönen Erbschaft in Anspruch zu nehmen. Auf dieses erste Zulächeln des Glücks gründete sie noch grössere Hoffnungen und unter andern hauptsächlich diese, ihren Gemahl auf den Teutschen Kaiserthron erheben zu sehen. Entsprach der Erfolg dieser Hoffnung, so gewann sie an Sicherheit des Besitzes ihrer Länder; so sah sie ihren Gemahl, den sie mit einer unbegränzten Zärtlichkeit liebte, zum erreichbar höchsten Range erhoben und genoß ihres Glücks gedoppelt in dem Seinigen. Allein die reizende, heitere Aussicht ward plötzlich in düstere Wolken gehüllt. Es stiegen Gewitter am politischen Himmel auf, die halb Europa erschütterten, und nicht lange stand es an, so sah man deutlich genug, daß Carl VI. besser gethan hätte, wenn er seiner Tochter statt Documente — Soldaten hinterlassen hätte. Das Jahr war noch nicht zu Ende, so stand ein Prätendent auf, an den man am Wenigsten gedacht hatte. Dieß war der junge König Friedrich II. der kurz vor Marien Theresien den Preussischen Thron bestiegen hatte. Seinem hochfliegenden Geiste war das geringe Ansehen, das Preussen um diese Zeit unter den Mächten Europens genoß, ein unerträglicher Gedanke, und noch vor seiner Thrangelangung war der Vorsatz in ihm gereift, dem Staate durch Großthaten mehr Achtung und Ansehen zu erwerben. Der günstige Zeitpunct dazu schien jetzt gekommen zu seyn. Das an beyden Seiten der obern Oder sich ausbreitende schöne Land, welches Schlesien heißt, war mit Böhmen an das Oestreichische Haus gekommen. Churbrandenburg hatte aber auf verschiedene Schlesische Fürstenthümer Anspruch, die sich auf Erbrecht gründeten. Kaum hatte Friedrich den Tod des Kaisers zu Rheinsberg vernommen, so durchglühte ihn, mitten unter den Frosterschütterungen des kalten Fiebers, der Vorsatz, seine Ansprüche auf vier Schlesische Herzogthümer, die seinen Vorfahren entrissen worden waren, geltend zu machen, und sich zugleich Thatenruhm zu erwerben. Gegen den Rath seiner Aerzte befreyet er sich durch eine gute Portion China von seinem Fieber, eilt nach Berlin und giebt Befehl zu kriegerischen Rüstungen. Dessen ungeachtet trägt er keinen Augenblick Bedenken, als ihm Maria Theresia bekannt macht, daß sie den Thron ihres Vaters bestiegen habe, sie als rechtmäßige Besitzerin der Oestreichischen Erbländer anzuerkennen und ihr seine Glückwünsche darüber bekannt zu machen. Er fordert von ihr nur die Herzogthümer Glogau und Sagan, und erbot sich dagegen zu 2 Millionen, und zur Gewährleistung der pragmatischen Sanction, und der Kaiserwürde für ihren Gemahl, den Großherzog von Toscana. Als er aber wiederhohlentlich nur trockene abschlägige Antwort erhielt, verband er sich mit dem Könige von Frankreich und den Churfürsten von Sachsen und Bayern. Das Wiener Cabinet erhält die Nachricht von seinen Rüstungen und von der vermuthlichen Bestimmung derselben gegen Marien Theresien, und glaubt sie nicht. Allein die Zweifel verschwanden augenblicklich, als

Friedrich mitten im Winter mit einem Heer in Schlesien einrückte. Es war nur 30,000 Mann stark, aber mehr als hinreichend, ein alles Kriegsvolks beraubtes Land in Besitz zu nehmen. Schnell drang die feindliche Macht bis Jablunka vor, setzte, nachdem Maria Theresia die Vergleichsvorschläge verworfen hatte, die Unternehmungen mit grösserm Nachdruck fort, und erfocht am 10. April 1741 bey Molwitz einen ziemlich entscheidenden Sieg, worauf die Eroberung von Brieg folgte. Diese raschen Fortschritte des Königs von Preussen waren für den Churfürsten Carl Albrecht von Bayern, welcher der pragmatischen Sanction gleich Anfangs widersprochen hatte, ein starker Reiz, seine Ansprüche auf die Oestreichische Erbfolge lebhafter zu betreiben; zumahl da jetzt auch Spanien hervortrat, und die ganze Oestreichische Erbschaft in Anspruch nahm. Der Churfürst von Bayern gründete seine Forderungen auf seine Abstammung von Kaiser Ferdinands I. Tochter Anna, oder auf ein sogenanntes Regredienterbrecht, das jedoch zum Nachtheile derer, die mit dem letzten männlichen Descendenten in näherem Verhältniß standen, nicht Statt finden konnte. Spanien berief sich auf den Vorbehalt, den sich der König Philipp III. im J. 1617 bey seiner Verzichtleistung auf die Oestreichische Erbfolge gemacht, und vermöge dessen, nach Abgang des Teutsch-Oestreichischen Mannsstammes, die Prinzen der Spanischen Linie den Prinzessinnen der Teutschen Linie in der Succession vorgehen sollten. Aber dieser Vorbehalt hatte seine Anwendbarkeit längst verloren, da auch Philipps III. Mannsstamm bereits im J. 1700 ausgegangen war. Der Plan der Königin von Spanien war eigentlich, ihren zweyten Sohn Don Philipp eben so zu versorgen, wie sie den ältern versorgt hatte; er sollte König der Lombardey werden. Dabey rechnete sie vorzüglich auf die Unterstützung des Französischen Hofes, wo sich damahls eine mächtige Partey zum Ruin des Hauses Oestreich erhoben hatte.

Als der Oestreichische Gesandte zu Paris, bald nach dem Ausbruche des Preussischen Kriegs, dem König Ludwig XV. die Thronbesteigung der Maria Theresia bekannt machte, und hinzusetzte, sie rechne ganz zuverlässig auf seine Unterstützung, gab der König zur Antwort: er solle seiner Monarchin versichern, daß er viel Antheil an ihrer Lage nehme, und ihr melden, daß er seine Verbindlichkeiten in keinem Stücke unerfüllt lassen werde. Der Minister Fleury, welcher damahls in Frankreich das Staatsruder führte, hatte dem Könige diese Antwort eingegeben. Sie war scheinbar befriedigend, aber allemahl schwankend; denn worin jene Verbindlichkeiten bestünden, hatte man weislich unbestimmt gelassen. Fleury wünschte die Erhaltung des Friedens aufrichtig, und ward ängstlich und besorgt, wenn man ihm den Krieg nur nannte. Aber er war von Herren umgeben, die mit lauter Stimme für die Ehre des Französischen Namens sprachen und Krieg verlangten, weil damit ihre Beförderung verbunden war. An der Spitze dieser Partey stand der Marschall von Belleisle,

ein Mann von vorzüglicher Geisteskraft, Gewandtheit und Thätigkeit. Er wußte seinen schon längst entworfenen Plan so geschickt und mit solchem Enthusiasmus zu empfehlen, daß er in kurzer Zeit den ganzen Hof, und durch die Königliche Maitresse Mailly auch den König selbst dafür gewann. Nach demselben sollten die Teutschen Reichsfürsten und die Könige von Spanien und Sardinien zum Kriege wider Oestreich aufgereizt werden; im Norden und mit der Pforte wollte man sogleich Unterhandlungen anfangen, und den Ungarn und Böhmen eine unbeschränkte Wahlfreyheit verschaffen; der Churfürst von Bayern sollte Kaiser werden, der König von Preussen Schlesien erhalten, und eine Französische Armee von 150,000 Mann nach Teutschland geschickt werden, um mit Preussen in Einverständniß zu agiren. Der Plan war gut berechnet, und würde in der Ausführung gelungen seyn, wenn nicht die Kargheit des 87jährigen Cardinalministers es gehindert hätte. Fleury hatte doch endlich der Mehrzahl, die für den Krieg stimmte, nachgeben müssen. Als aber Belleisle sich anheischig machte, wenn man ihm 150,000 Mann gäbe, innerhalb drey Monathen zu Wien den Frieden zu unterzeichnen, kam der alte Cardinal aus der Fassung. „150,000 Mann! wiederhohlte er wohl zehnmahl in Ludwig's Gegenwart; damit könnte man ja die ganze Welt erobern!" Fleury bestand darauf, daß Frankreich vorerst nur als Alliirter von Bayern und nur mit 40,000 Mann am Kriege Theil nehmen sollte. Zum Vorwande, sagte er, könne angeführt werden, daß man zwar die pragmatische Sanction noch immer garantiren wolle, aber doch die Rechte eines alten Bundesgenossen, wie der Churfürst von Bayern sey, vertheidigen müsse. Vor allen Dingen glaubte der Hof zu Versailles, sich von den Gesinnungen und Absichten der Teutschen Churfürsten in Ansehung der bevorstehenden Kaiserwahl unterrichten zu müssen. Zu dem Ende ließ man mehrere geheime Unterhändler nach Teutschland abgehen, und nachher wurde Belleisle selbst, als Königlicher Gesandter, auf den Wahlconvent nach Frankfurt geschickt. Belleisle begab sich zuerst nach Bonn, Coblenz und Maynz, und negocirte hier, wie nachher an den übrigen Churhöfen, auch bey dem Könige von Preussen in Schlesien, sehr glücklich. Um aber dem Churfürsten von Bayern, der bis dahin noch unschlüssig gewesen war, Muth zu machen, als Competent zur Kaiserwürde aufzutreten, brachte Belleisle zu Nymphenburg ein geheimes Bündniß zwischen Frankreich, Spanien und Bayern zu Stande, wodurch sich Frankreich mit dem Churfürsten zur thätigsten Unterstützung an Geld und Truppen verband. Andere Bündnisse wider Oestreich wurden mit Churcöln, Churpfalz, Sicilien und Preussen geschlossen. Um von dem Erfolg der bisherigen Unterhandlungen Bericht zu erstatten, und zur Ausführung des ganzen Plans die schicklichsten Mittel und Wege anzugeben, reiste Belleisle nach Versailles zurück. Sogleich nach seiner Rückkunft wurde ein grosser Staatsrath gehalten, in welchem der von Belleisle vors

gelegte Theilungs- und Operationsplan berichtigt, und die Direction dem Marschall Belleisle übertragen wurde. Der Plan war groß und weitumfassend, und die Zurüstungen so fürchterlich, daß man dem Umsturz der Oestreichischen Macht fast mit Gewißheit entgegensah. Vier grosse Armeen wollte man in's Feld stellen. Die erste, welche zur Unterstützung des Churfürsten von Bayern bestimmt war, und aus 84 Escadrons und 41 Bataillons bestehen sollte, mußte sich im Elsaß versammeln, und bekam den Marschall Belleisle zum Oberbefehlshaber. Die zweyte, unter dem Marschall von Maillebois, wurde an der Maas zusammengezogen, und sollte aus 44,000 Mann bestehen. Ein drittes Corps, nur 10,000 Mann stark, sollte sich in Flandern versammeln, um den Engländern Trotz zu bieten. Ein viertes Heer sollte in Dauphiné aufgestellt werden, und die Unternehmungen der Spanier in Italien unterstützen. Zugleich wurde in den Französischen Kriegshäfen Alles in Bewegung gesetzt, um auf den Fall, wenn die Engländer in den nördlichen Meeren Unruhen erregten, eine Flotte nach der Ostsee abzuschicken.

Mitten unter diesen drohenden Gefahren, die sich von allen Seiten gegen Marien Theresien aufthürmten, gebar sie am 13. März 1741, zum ungemeinen Vergnügen aller ihrer Unterthanen, ihren ersten Sohn Joseph, den nachmahls so ausgezeichneten Kaiser. Bey dem allgemeinen Jubel über ihre glückliche Niederkunft und bey den Festlichkeiten, die deßhalb angestellt wurden, übersah sie das Mißliche und Gefahrvolle ihrer Lage nicht; sie besaß aber auch Muth und Seelenstärke genug, um sich nicht schrecken zu lassen. Eine junge, schöne, nur für das Vergnügen geschaffene Frau von 23 Jahren gab der Welt ein seltenes Schauspiel von Entschlossenheit und Geisteskraft. Sie gebot Vertheidigungsanstalten; allein ihre Befehle wurden nur sehr unvollkommen befolgt: denn es fehlte an Geld, Truppen, an Thätigkeit und Einheit unter ihren Rathgebern. Sie bemühte sich um Unterstützungen und Verbindungen bey andern Mächten; allein auch hier gewannen ihre Bemühungen nur einen sehr unzulänglichen und langsamen Erfolg. Rußland, auf welches sie am Sichersten rechnete, war durch innere Angelegenheiten beschäfftigt, und mußte täglich eine Kriegserklärung von Schweden erwarten. Der Papst, England und Holland versprachen ihr zwar Beystand, und Sardinien rüstete sich bereits, wie sich erwarten ließ, zur Leistung der Garantie der pragmatischen Sanction; allein je mehr sich die Gefahr nahte, desto mehr entfernte sich die Aussicht auf Hülfe beynahe überall, wo sie dieselbe erwartet hatte. Frankreichs Intriguen machten sich ihr so furchtbar, als dessen Heere. Durch sie erfolgte die Kriegserklärung Schwedens gegen Rußland gerade zu der Zeit, da sich die Französischen Heere in Bewegung setzten. Nicht genug, ihr diesen Beystand von Aussen zu entziehen, suchte man ihr auch die Hülfe ihrer Unterthanen zu rauben, und ihr, in ihren Nachbarn, und selbst in ihren Unterthanen, neue und gefährliche Feinde zu

erwecken. Französische Unterhändler arbeiteten unabläßig, die Pforte zum Einfalle in Ungarn zu bewegen, und die Ungarischen Protestanten zu thätigen Aeusserungen ihres Mißvergnügens zu reizen. Der einzige König von Großbritannien Georg II. ließ sich die Gefahr, die dem Hause Oestreich und dem Europäischen Staatssystem drohte, zu Herzen gehen. Er bewog das Parlament, zum Beystande für die Königin von Ungarn ansehnliche Subsidien zu bewilligen, und schloß zu Hannover mit Maria Theresia einen Vertrag, wodurch er ihren Gemahl zur Kaiserswürde zu befördern, und die pragmatische Sanction zu vertheidigen versprach. Der König selbst war nach Teutschland gekommen, um die Rüstung seiner Truppen zu betreiben.

Ehe es indessen gedieh, war schon eine der schönsten Provinzen Thereſiens in der Gewalt eines kühnen und kräftigen Feindes. Schon rückte ein Französisch-Bayerisches Heer längs der Donau herauf, um das wehrlose Oestreich anzugreifen, und nun erklärte sich auch der König von Pohlen und Churfürst von Sachsen als ihren Feind. Er schien sich des Eifers, mit welchem Carl VI. seine Erhebung auf den Pohlnischen Thron befördert hatte, nicht mehr zu erinnern, trat der Coalition bey, und rüstete ein Heer von 20,000 Mann aus, um das ihm zugetheilte Mähren zu erobern. In diesen Bedrängnissen faßte Maria Th resia den Entschluß, einen Theil aufzuopfern, um das Ganze zu retten. Nach vielen harten Kämpfen erbot sie sich gegen den König von Preussen, der indessen ganz Schlesien nebst der Grafschaft Glatz in seine Gewalt gebracht hatte, ihm einen beträchtlichen Theil des erstern Landes abzutreten, erhielt aber zur Antwort: der König bedauere, daß diese Anträge jetzt zu spät kämen; anderweitige Verbindungen nöthigten ihn, auf der Abtretung von ganz Schlesien zu bestehen. Auch der Churfürst von Bayern verwarf die Friedensvorschläge und das Erbieten zur Abtretung von Vorderöstreich. Er hatte in Kurzem mit seinen und den Französischen Truppen ganz Oberöstreich in seine Gewalt bekommen, den Titel eines Erzherzogs von Oestreich angenommen, und sich von den Landständen huldigen lassen. Zu Wien fürchtete man sich vor den Bayern und Franzosen so gewaltig, daß man ihnen, wenn sie gleich angerückt wären, keinen mächtigen Widerstand würde entgegengesetzt haben. Dieß rieth auch Friedrich II. dem Churfürsten von Bayern. Allein der gutmüthige Carl Albrecht, der, in der Gefangenschaft zu Wien erzogen, zu wenig Kenntnisse besaß, um die Vorschläge seiner unredlichen und unerfahrnen Rathgeber zu beurtheilen, beschäftigte sich jetzt bloß mit dem Gedanken, sich in Prag die Böhmische Krone aufsetzen zu lassen, weil er befürchtete, daß ihm der Churfürst von Sachsen zuvorkommen möchte. Zur beschleunigten Ausführung seines Entschlusses bewog ihn auch das Gerücht, daß Maria Theresia im Begriff wäre, dem Könige von Preussen Schlesien zu überlassen, und ihre Macht bey Prag zu versammeln.

Einige Abtheilungen des Französischen und Bayerischen Kriegsvolks waren schon bis nach St Pölten, 10 Meilen von Wien, vorgerückt, als der Churfürst mit der Hauptarmee nach Böhmen zog. Vor Prag vereinigte er sich mit den Sachsen. Da man ihm die Thore verschloß, so erfolgte eine Belagerung, die Franzosen stürmten den Wall, und der Churfürst genoß die Freude, daß ihm die Böhmischen Landstände am 19. December 1741 als ihrem König huldigten. Doch vier Wochen hernach wurde seiner Eitelkeit, durch die Wahl zum Reichsoberhaupte, noch mehr geschmeichelt. Er hatte diese Wahl zu Mannheim abgewartet, und erhielt hier, noch am Abende seines Wahltages, durch den Reichsmarschall die erste Nachricht. Einige Tage nachher hielt er zu Frankfurt seinen feyerlichen Einzug, und wurde dann unter dem Namen Carl VII. mit den gewöhnlichen Formalitäten von seinem Bruder, dem Churfürsten von Cöln, zum Kaiser gekrönt. Derjenige, dem der Churfürst seine Wahl eigentlich zu danken hatte, war Belleisle, der alle Unterhandlungen leitete. Dafür schien er aber auch mehr Churfürst, als Gesandter zu seyn; dafür bewies er aber auch einen auffallenden Stolz. Er ließ sich selbst vom Churfürsten von Maynz in seinem Schlosse den Rang geben, und in seiner eigenen Wohnung stand er bloß den Churfürsten nach.

So waren nun alle die schönen Hoffnungen verschwunden, die Maria Theresia für sich und ihren Gemahl gehegt hatte, und es schien ihr weiter Nichts übrig zu seyn, als sich ihren Gegnern in die Arme zu werfen und abzuwarten, welchen Theil ihrer Erbländer man ihr lassen würde. Allein je grösser die Gefahr war, desto mehr wuchs ihr Muth. Sie war es, die selbst ihren Gemahl und ihre Minister zur Entschlossenheit und Ausdauer ermunterte konnte. Da man bereits Alles verloren gab, hielt sie fest an der Hoffnung. Was sie an Ländern verlor, gewann sie auf diese Weise wieder an Bewunderung und Theilnahme. Ihre Hoheit und Grazie, ihr Muth und ihre Heiterkeit waren die Bande, womit sie die Herzen Aller fesselte, die sich ihr naheten und die Sinn dafür hatten, die Gewalt dieser Reize zu empfinden. Nirgends war indessen diese Wirkung sichtbarer, als bey den Grossen und Mächtigen der Ungarischen Nation. Schon seit der Mitte des J. 1741 hatte sich die bedrängte Fürstin, nach ihrer Krönung, in Preßburg aufgehalten, und in diesem langen Umgange ihre ganze Liebenswürdigkeit vor den Augen der Nation entfaltet. Sie war ganz Zutrauen und Freundlichkeit; sie verband Anmuth und Liebreiz mit Anstand und Würde. Ihre anspruchslose Güte und Popularität gewannen das weibliche Geschlecht eben so, als ihre Grazie und Würde das männliche. Die Königin lud nicht bloß bey sich zum Essen ein, sondern sie speiste auch (was nach der Altspanischen Etikette des Oestreichischen Hofes gegen alle Decenz war) mit den Gästen an Einem Tische, und machte die Seele der Unterhaltung. Man fühlte sich nicht bloß geehrt in ihrer Nähe, man fühlte sich bes-

glückt, und dieses Gefühl erzeugte ein Wohlwollen und eine Theilnahme, welche von den Repräsentanten der Nation sich durch die verschiedenen subordinirten Verhältnisse fortpflanzten, und selbst auf den Landmann ihre Wirkung nicht verfehlten. Aller Augen waren auf die junge, reizende Königin gerichtet, und sie fesselte die Herzen noch mehr, da sie mit der äusserlichen Anmuth auch wahre politische Klugheit verband. Sie opferte das Kleine auf, um das Grosse zu erreichen, und schmeichelte der Nation dadurch, daß sie ihr Ansprüche zugestand, auf die man einen hohen Werth setzte. Die seit vielen Jahren unbesetzte Stelle eines Palatinus von Ungarn ertheilte sie dem Grafen Johann Palfy, der allgemein verehrt wurde, und in welchem sich die ganze Nation geachtet fühlte. Als die Franzosen und Bayern in Oestreich eindrangen, ließ sie ihren kleinen Sohn Joseph nach Preßburg bringen, um ihn dem Schutze der Ungarischen Nation anzuvertrauen.

Es war nun Alles vorbereitet, um mit Zuversicht eine kraftvolle Unterstützung zu erwarten. Die Königin berief daher, als die Gefahr dringend wurde, die Stände zu einem Reichstage nach Preßburg zusammen, und eröffnete denselben mit einer Anrede, durch die sie Aller Herzen zu hohem Enthusiasmus entflammte. Sie redete die Geschäftssprache der Ungarn, die Lateinische, mit einer ungewöhnlichen Fertigkeit und Kraft. Indem sie redete, hielt sie ihren Sohn, der, wie sie, in Ungarische Nationaltracht gekleidet war, auf dem Arme. In ihrer Rede schilderte sie ihre Lage, ihr Unglück und Vertrauen auf die Ungarische Nation, von deren Edelmuth sie allein ihr und ihrer Kinder Rettung erwarte. Thränen drangen aus ihren schönen Augen, als sie von ihren Bedrängnissen redete und dabey auf ihren Sohn blickte. Ein höheres Feuer entflammte ihren Blick, als sie ihren Entschluß, Alles an die Vertheidigung ihres und ihres Sohnes Erbtheils zu wagen, und ihr Vertrauen auf den Edelmuth der Ungarischen Nation äusserte. Joseph, den kleinen Prinzen, in dem Arme haltend, trat sie mit folgender (Lateinisch gehaltener) Anrede unter ihre Ungarn: „Verlassen von meinen Freunden, verfolgt von meinen Feinden, von meinen nächsten Anverwandten angefallen, bleibt mir Nichts, als Eure Treue, Euer Muth und meine Standhaftigkeit übrig. Vertrauensvoll werfen wir uns in die Arme der edlen Ungarischen Nation, fordern Euren Rath und erwarten Euren Beystand, an welchen unser Heil und unsere Rettung geheftet sind.“ Ausserordentlich war der Eindruck, den diese Rede auf die ganze Versammlung machte. Jeder fühlte sich von dem Unglück der schönen Rednerin erweicht, von ihrem Muthe hingerissen. Mit gezücktem Säbel riefen alle zusammen: „Wir sterben für unsern König, Maria Theresia!“ (Moriamur pro rege nostro, *Maria Theresia*); und sie hielten Wort. Dasselbe Volk, das zweyhundert Jahre lang Theresiens tyrannische Ahnherrn durch Verschwörung und Aufruhr beunruhigte, war voll Anbetung für eine

Königin, die sie als Mutter betrachteten. Der Anblick einer so tiefgebeugten und gleichwohl so entschlossenen Fürstin erpreßte bey Jedermann Thränen; nur sie selbst hielt die Ihrigen so lange zurück, bis sie wieder mit ihren Vertrauten allein war. Die Magnaten wollten eine allgemeine Insurrection veranstalten; allein die Königin hielt selbst für nöthig, diesen Enthusiasmus etwas zu mildern, und das allgemeine Aufgebot für's Erste auf ein mäßiges Hülfsheer von 21,000 Mann einzuschränken. Schon gegen das Ende des Octobers waren 15,000 junge Edelleute, wohlberitten und gerüstet, und voll des freudigen Entschlusses, für ihre Königin Blut und Leben zu wagen, bey Preßburg angelangt. Das ganze Heer war in Kurzem vollzählig. Ueberdieß versammelte sich eine ungeheure Menge Croaten, Slavonier, Morlachen, Wallachen und andere Krieger dieser Art; wie die Ungarn, bereit, ihre wilde ungeregelte Tapferkeit für ihre Königin und nach dem Willen derselben zu bewähren. So sah sich Maria Theresia in Kurzem durch ein grosses und kräftiges Heer nicht nur gegen fernere Verfolgung gesichert, sondern auch in den Stand gesetzt, zur Wiedereroberung ihrer Erbstaaten wirksame Unternehmungen zu wagen. Das Ungarische Heer gieng am letzten Tage des J. 1741 über die Ens, überraschte die sorglosen Feinde in ihren Cantonirungsquartieren, drang in wenig Tagen bis Linz vor, und eroberte diese Stadt nach einer vierzehntägigen Belagerung, während General Berenklau in das wehrlose Bayern eindrang, sich überall in demselben ausbreitete, Kriegssteuern ausschrieb und selbst in die Residenzstadt München eindrang. Der zu Bayerns Hülfe herbeygeeilte Feldmarschall Törring wurde von Berenklau geschlagen, und mußte sich aus Bayern zurückziehen. Dieses Glück Theresiens, und die Bemühungen ihres Bundesgenossen, des Königs von England, verschafften ihr in Italien einen neuen Verfechter ihrer Rechte an dem Könige von Sardinien. Für das Versprechen eines Theils von Mayland und für Englische Subsidien versprach dieser König, das Eigenthum der Königin von Ungarn in Italien gegen die Angriffe der Spanier und Franzosen zu schützen. Die Englische Nation, von Bewunderung der Standhaftigkeit Theresiens hingerissen, und eine erklärte Feindin der Französischen Anmaßungen, beschloß nun durch ihre Krieger einen thätigen Antheil an dem Kriege gegen die Franzosen zu nehmen und vereint mit den Holländern, Hessen und Hannoveranern ein Heer an dem Niederrhein aufzustellen.

Der König Friedrich II. brach inzwischen, um dem Oestreichischen Waffenglück in Bayern Einhalt zu thun, mit einem aus Preussen, Franzosen und Sachsen zusammengesetzten Heere in Mähren ein, und würde bis an die Thore von Wien vorgedrungen seyn, wenn nicht die Mißhelligkeiten der unter ihm stehenden fremden Feldherren seine Fortschritte gehemmt hätten. Friedrich mußte sich, da die Oestreicher sich immer mehr verstärkten, zurückziehen und sich nach Böhmen wenden. Durch seine

Geistesgegenwart und Benützung des günstigen Augenblicks gewann er das Treffen bey Czaslau. Der König von England verdoppelte nun seinen bisher bewiesenen Eifer, zwischen Preussen und Oestreich einen Particularfrieden zu vermitteln: und die Vorstellungen seines Gesandten am Wiener Hofe waren so dringend und so wirksam, daß Maria Theresia endlich nachgab. Friedrich aber machte um so weniger Schwierigkeit, den angetragenen Frieden anzunehmen, da ihm zugestanden wurde, was er verlangte. Die Präliminarien wurden am 11. Juny 1742 zu Breßlau unterzeichnet, und sieben Wochen darauf zu Berlin, ohne wesentliche Abänderung, in einen förmlichen Friedensschluß verwandelt, wodurch Maria Theresia ihrem Gegner ganz Niederschlesien und den größten Theil von Oberschlesien zusicherte. Churfachsen trat diesem Frieden bey, und erneuerte die Garantie der pragmatischen Sanction. Das war ein harter Schlag für den Kaiser Carl VII., dessen Staaten die Oestreicher besetzt hielten, und der ein grosses Vertrauen auf den Beystand Friedrich's setzte. Sein glänzender Zeitraum eilte schnell vorüber, er hatte seine Residenz nach Frankfurt verlegt, und weil er aus seinen Erblanden keine Einkünfte zog, so sah er sich genöthigt, die Reichsversammlung um eine Geldunterstützung zu ersuchen. Maria Theresia benützte den Breßlauer Frieden ohne Verzug dazu, mit ungetheilten Kräften über ihre übrigen Feinde herzufallen. Am Meisten war es ihr darum zu thun, die Franzosen, die unter Belleisle und Broglio in Böhmen standen, aus diesem Reiche zu verjagen. Ihre Heere machten so rasche Fortschritte, daß die Franzosen sich endlich genöthigt sahen, sich in die Stadt Prag zu werfen, wo sie nun auf's Engste eingeschlossen wurden. Da sich die Besatzung auf 25,000 Mann belief, so nahm die Theuerung, bey der starken Einwohnerzahl, bald so sehr überhand, daß Belleisle bey der Oestreichischen Generalität auf einen freyen und ehrenvollen Rückzug antragen ließ. Maria Theresia, welcher dieser Antrag mitgetheilt wurde, schwankte einige Zeit in ihrem Entschlusse. Bald hörte sie die sanfte Stimme der Menschlichkeit; bald betäubte diese den gereizten Stolz. Sie begriff, was ihre Feldherren vorstellten, daß die Eroberung einer Stadt, die ein so zahlreiches, verzweifelndes Heer vertheidigte, nicht ohne die Verbreitung unsäglichen Elendes, nicht ohne ein grausames Menschenmorden, vielleicht nicht ohne den Untergang der Stadt, von deren Erhaltung der Wohlstand eines grossen Theils des ganzen Landes abhieng, bewirkt werden könne. Sie wurde gerührt und geneigt, den Franzosen den geforderten freyen Abzug zuzugestehen. Dann aber wurde die Vorstellung wieder rege, wie bitter sie gekränkt, wie empfindlich sie ganz eigentlich von dem Manne beleidigt sey, den sie jetzt in ihrer Gewalt habe. Die gereizte Weiblichkeit siegte. Um Belleisle, ihren bittersten Feind, zu demüthigen, ihn gefangen vor sich zu sehen, mußte das Schicksal vieler Tausende von Menschen auf's Spiel gesetzt, mußten Tausende von Menschen aufgeopfert werden.

Die Antwort auf die Anfrage war der Befehl: sich nur dann auf eine Capitulation einzulassen, wenn sich das Französische Heer zu Kriegsgefangenen ergäbe. Diese Forderung wurde nicht nur von dem Französischen Feldherrn, sondern auch von jedem Französischen Soldaten mit Unwillen und Verachtung verworfen: es wurde auf's Neue Anstalt zur hartnäckigsten Vertheidigung gemacht. Die Französischen Krieger achteten des Mangels, der Blöße, der Mühseligkeit und Wunden nicht, um die Ehre der Französischen Nation und ihres Königs zu retten. Die Hungersnoth nahm täglich mehr überhand. Tausende von Soldaten und Einwohnern kamen um. Die Besatzung trieb Schaaren von Männern, Weibern und Kindern aus den Thoren; die Belagerer trieben sie wieder zurück. Dort weigerte man sich, sie wieder aufzunehmen; hier schoß man sie nieder, wenn sie Zuflucht suchten. Die Feinde hörten endlich die Stimme der Menschlichkeit doch noch eher, als die Freunde. Die Unglücklichen wurden wieder in die Stadt aufgenommen, um noch länger ein täglich wachsendes Elend zu theilen. Schon hatte man zu Pferdefleisch seine Zuflucht genommen, als sich zur Rettung der Belagerten einige Hoffnung zeigte. Eine Armee von 35,000 Mann Franzosen, die, theils als Reserve, theils zur Beobachtung der Hannöverischen Truppen, bisher in Westphalen gestanden hatte, rückte im September 1742 durch Franken und Bayern herbey, um der in Prag eingeschlossenen Französischen Armee Hülfe zu verschaffen. Dieser gieng ein grosser Theil der Oestreichischen Hauptarmee entgegen. Die Franzosen in Prag bekamen dadurch Gelegenheit, sich mit einem frischen Vorrath von Lebensmitteln zu versehen. Allein bald wurden die Französischen Hülfstruppen verjagt, und die Belagerten wurden immer enger in Prag eingeschlossen. Die vorige Noth kehrte mit vergrösserter Stärke zurück. Man mußte wieder Pferde schlachten. Eine Henne kostete einen Ducaten, ein Pfund Butter 5 Livres. Kälte, Mangel, ungesunde Luft und unreine Nahrung tödteten viele Franzosen, und viele Andere erkrankten. Die Ausfälle, die sie von Zeit zu Zeit machten, halfen Nichts: denn weit und breit war weder Mundvorrath, noch Fourage zu erhalten, weil die Oestreicher selbst einige Meilen um die Hauptstadt her die Dörfer abgebrannt und Alles verwüstet hatten. In der Verzweiflung über seine schreckliche Lage faßte Belleisle den kühnen Entschluß, mit den 14,000 Mann, die ihm noch übrig blieben, aus Prag sich herauszuschleichen. Er wählte zur Ausführung dieses Entschlusses eine sehr kalte Winternacht. Es gelang ihm, den Oestreichern, die ihn verfolgten, durch einen Schnellmarsch so weit zuvorzukommen, daß er nach eilf Tagen zu Eger anlangte. Dieß war der einzige Ort in Böhmen, den die Franzosen noch besetzt hatten. Allein Belleisle's kleines Heer war auf diesem mühevollen und gefährlichen Wege um die Hälfte vermindert worden. Die kleine Besatzung von Prag, die aus 1000 Mann, meistens Invaliden, bestand, mußte sogleich die Stadt übergeben.

Dieß war das Schicksal eines Französischen Heeres von mehr als 25,000 Mann, das sich in das Innere von Teutschland zu weit hinein gewagt hatte! Die Freude über den Abzug der Franzosen wurde sehr vermindert durch die Betrachtung des Elendes, das der Krieg angerichtet hatte. Mehr als 20,000 Menschen hatte die letzte Belagerung auf beyden Seiten das Leben gekostet; eine der schönsten Städte der Oestreichischen Monarchie und ein Theil des Landes waren dadurch zu Grunde gerichtet. Der Schade allein, welchen die Einwohner von Prag erlitten hatten, wurde auf 7 Millionen Thaler geschätzt. Unsägliches Elend hatten Tausende von Menschen länger als ein Jahr erdulden müssen, und das Alles, um — einen übermüthigen Französischen General in die Hände zu bekommen, der zuletzt doch noch entkam.

Wenn die Grossen und Mächtigen der Erde solchen Betrachtungen bey sich Raum gönnten, so hätte Maria Theresia durch den Anblick der Ueberreste des ausgestandenen Elendes ihren Triumph sehr beschränkt fühlen müssen, als sie im April 1743 nach Prag kam, um sich die Krone Böhmens aufsetzen zu lassen. Die Stände huldigten ihr ungeachtet der Protestationen des Kaisers Carl VII., und des Spanischen Hofes, und verwilligten neue Geldsummen zur Fortsetzung des Kriegs. Der Schauplatz desselben war jetzt wieder Bayern; und dieses unglückliche Land erfuhr nun zum zweyten Mahle das harte Schicksal eroberter Provinzen. Carl wurde von Neuem aus München vertrieben, seine Heere geschlagen, und die Oestreichischen leichten Truppen plünderten und verwüsteten das Land mit einer schrecklichen Wuth. Maria Theresia ließ durch ganz Bayern die Huldigung einnehmen, und in München selbst eine Landesadministration einrichten. Der bedrängte Carl nahm seine Zuflucht zu der Reichsversammlung, um sich durch ihre Vermittlung zu einem Vergleiche mit der Königin von Ungarn und Böhmen den Weg zu bahnen. Auch den König von Großbritannien ersuchte er, sich für ihn zu verwenden. Die Reichsversammlung machte wirklich einen Versuch, ihn mit Marien Theresien auszusöhnen. Daß Bayern wieder in Besitz seines Landesherrn kommen würde, schien schon so ausgemacht, daß man einen Plan entwarf, den Kaiser für seine Ansprüche auf Oestreich durch eingezogene Hochstifter zu entschädigen. Aber auch auf dieses glaubte man sich in Wien nicht einlassen zu dürfen, da Maria Theresia durch den Beystand der Seemächte in den Stand gesetzt wurde, der Französischen Macht den kräftigsten Widerstand entgegenzustellen. Ihr Heer, das unter der Leitung des Prinzen Carl von Lothringen, Bruders des Großherzogs, stand, rückte durch Schwaben an den Rhein, theils um sich mit dem sogenannten pragmatischen Heere, welches unter der Anführung des Königs von England die Franzosen bey Dettingen geschlagen hatte, zu vereinigen, theils um Frankreich auf seinem eigenen Boden anzugreifen.

Die Lage der Dinge hatte sich jetzt so geändert, daß der

Französische Hof sehnlich wünschte, dem verheerenden Kriege durch friedliche Unterhandlungen ein Ende zu machen. Aber Maria Theresia vergalt ihm jetzt seinen ehemahligen Uebermuth durch Forderungen, die man unmöglich bewilligen konnte. Sie verlangte nichts Geringeres, als die Abtretung vom Elsaß, Franche Comté, Lothringen und von den Französischen Niederlanden. Frankreich sah nun ein, daß es durch die Uebernahme einer Nebenrolle gezwungen worden sey, die Hauptrolle zu spielen, daß es alle seine Macht aufbieten müsse, um das Ungewitter zu beschwören, welches sich über seinem Horizonte sammelte. Daher erklärte es im April 1744 Oestreich und England feyerlich den Krieg, nachdem es bisher immer nur als Bayerns Bundesgenosse aufgetreten war. Ludwig XV. begab sich selbst zu dem grossen Heere in den Niederlanden; ein kleineres Heer wurde im Elsaß aufgestellt, und 24,000 Mann vereinigten sich mit einer Abtheilung von Spaniern, um in Mayland einzudringen. Allein die letztere Unternehmung wurde durch den König von Sardinien so vollkommen vereitelt, als jene anderer 31,000 Mann Spanier, welche die herrschsüchtige Königin Elisabeth schon früher nach Italien geschickt hatte, ungeachtet ihrer Vereinigung mit 15,000 Neapolitanern. Ein Oestreichisches Heer unter dem Feldmarschall von Traun, zu welchem der König von Sardinien 25,000 Mann hatte stoßen lassen, hielt das Spanische Heer zuerst in gehöriger Entfernung, und jagte es nach einem Treffen tiefer in den Kirchenstaat zurück. Im Elsaß machte Theresiens Schwager, Prinz Carl, schöne Eroberungen, und die leichten Ungarischen Truppen streiften schon bis an die Lothringischen Gränzen, als ein unerwartetes Ereigniß dem Kriege eine neue Wendung gab.

König Friedrich II. von Preussen war durch das ausserordentliche Glück, das die Waffen der Königin von Ungarn seit dem Breßlauer Frieden begleitete, in Sorgen gerathen, sein Schlesien wieder zu verlieren, besonders da Maria Theresia mit dem Churfürsten von Sachsen ein neues Bündniß abgeschlossen hatte, welches ihm auf einen solchen Zweck hinzudeuten schien. Er schloß daher am 22. May 1744 mit dem Kaiser, mit Churpfalz und Hessen die sogenannte Frankfurter Union, deren Hauptzweck äusserlich auf die Erhaltung der gesetzmäßigen Verfassung des Reichs und auf die Herstellung der Ruhe in Teutschland gerichtet war, in Geheim aber dahin gieng, daß Böhmen von den Staaten der Königin von Ungarn abgerissen, und die drey an Schlesien zunächst liegenden Kreise an den König von Preussen überlassen werden sollten.

Sobald Friedrich erfuhr, daß sich die Oestreichische Macht jenseit des Rheins befinde, so rückte er plötzlich am 25. August 1744 mit 100,000 Mann in Böhmen ein, eroberte die Hauptstadt, und besetzte in Zeit von fünf Wochen fast das ganze Königreich. Durch diese Diversion fand sich der Prinz Carl von Lothringen genöthigt, alle Eroberungsprojecte im Elsaß aufzu-

geben, und nur darauf zu denken, wie er sich über den Rhein zurückziehen, und Böhmen zu Hülfe eilen könne. Freylich drohte ihm dieser Rückzug im Angesichte eines Heeres, das dem seinigen um ein ganzes Drittheil überlegen war, eine gänzliche Niederlage: und hätten die Französischen Feldherren die Oestreicher vor ihrem Abzug aus dem Elsaß angegriffen, und ihnen den Rückzug erschwert, so hätte der Krieg vielleicht mit dieser einzigen Schlacht sein Ende erreicht. Aber der Geist der Uneinigkeit, Unschlüssigkeit und Trägheit, der sich der Französischen Marschälle bemächtigt hatte, war der Schutzengel Oestreichs. Der Prinz Carl setzte ungehindert über den Rhein, und führte die Armee durch Schwaben und Bayern nach Böhmen, wo sie bis auf 60,000 Mann anwuchs, und noch durch ein Chursächsisches Hülfscorps verstärkt wurde. Durch die glücklichen Stellungen, welche die Oestreicher nahmen, kam der König von Preussen bald in eine so critische Lage, daß er Böhmen ganz verlassen, und nach Schlesien zurückkehren mußte. Doch hatte Friedrich den Hauptzweck seiner Unternehmung völlig erreicht: er hatte, durch seinen Einmarsch in Böhmen, Oestreich genöthigt, seine Hauptmacht vom Rheinstrom und aus Bayern zurückzuziehen, hatte den Verbundenen aus dem Gedränge geholfen und dem Kaiser zur Wiedereroberung seiner Länder Gelegenheit verschafft. Dieser unglückliche Fürst war am 23. October 1744 zum letzten Mahle in seine Residenz zurückgekommen. Allein gegen das Ende des Jahres drangen die Oestreicher von Neuem an beyden Ufern der Donau vor, unterwarfen sich die ganze Oberpfalz, und schon hatte man Ursache zu fürchten, der Kaiser werde noch einmahl fliehend seine Hauptstadt verlassen müssen, als ihm der Tod am 20. Januar 1745 dieses Ungemach ersparte. Gutmüthig, aber zu wenig kraftvoll, hatte er sich und sein Land unglücklich gemacht. So lange er die höchste Würde in der Christenheit bekleidete, lebte er von Almosen, die ihm ungern gereicht wurden, und ihm vielleicht in Kurzem ganz würden entzogen worden seyn.

Das harte Schicksal, welches den Vater getroffen hatte, war doch nicht im Stande seinen Sohn zu weisern Entschliessungen zu leiten. Dieß war Maximilian Joseph, der jetzt von Churbayern Besitz nahm, soweit es nicht in den Händen der Feinde war. Sein Vater hatte ihn auf dem Todbette sehr ernstlich zum Frieden erwahnt, seine Mutter stellte ihm das traurige Loos desselben vor Augen und warnte ihn vor dem unsichern Kriegsglück. Der Sächsische Gesandte bot sich ihm zum Vermittler an, und in Wien erwartete man mit Zuversicht, daß er den ersten Schritt zur Aussöhnung thun würde; allein der neue Regent erklärte: er werde keine Anträge zu einem Frieden machen und anhören, an welchem seine Bundesgenossen keinen Antheil nähmen. Diese Entschliessung und dieser Muth waren grösstentheils das Werk der Französischen Beredtsamkeit. Der Churfürst war ein Jüngling von noch nicht völlig 17 Jahren; also in den Händen derer, die seine jugendliche Phantasie zu leiten

verstanden. Auf die prächtigen Verheißungen des Französischen Gesandten sich verlassend, hoffte er die seinem Vater erwiesene Schmach zu rächen, und wenigstens einen Theil von dem noch wieder zu erobern, um dessen Gewinn sein Vater mehr als einmahl sein ganzes Erbe, und mit diesem seine Ruhe und sein Leben auf's Spiel gesetzt hatte. Der Französische Feldherr der für seinen Beystand bestimmten Truppen kam nach München, um mit dem Churfürsten den Operationsplan für den nächsten Feldzug zu verabreden. Es wurde beschlossen, mit dem Ende des Mays die Ausführung desselben zu beginnen. Bey dieser Verabredung hatte man freylich den Feind nicht mit zur Berathung gezogen, also auch dessen Zustimmung nicht erhalten. Schon im März rückte der Oestreichische General mit 12,000 Mann von Braunau und Schärding her, überfiel unvermuthet die Truppen der Bayern, die noch in ihren Cantonirungen lagen, verhinderte ihre Vereinigung mit den Franzosen, wandte sich endlich gegen diese und schlug sie bey Pfaffenhofen am 15. April 1745 völlig in die Flucht. Mit dem Verluste ihres Geschützes und Gepäckes und von den Oestreichern unablässig verfolgt, zog sich der Französische Feldherr in der größten Unordnung nach Schwaben zurück und überließ, seiner grossen und sichern Verheißungen uneingedenk, Bayern dem siegenden Feinde. Jetzt sah der Churfürst, daß er von seinem Schicksale und seinen Bundesgenossen nicht mehr zu erwarten hatte, als sein Vater. Seine Hauptstadt und sein ganzes Land waren wieder in den Händen des Feindes. Die Franzosen, die ihm neue Eroberungen versprochen hatten, waren geschlagen und vertrieben, und vor der Hand wenigstens war keine nachdrücklichere Unterstützung von ihnen zu erwarten. Der König von Preussen mußte seine ganze Kraft aufbieten, um seine eigenen Staaten gegen einen übermächtigen Feind zu sichern. Seine übrigen Bundesgenossen waren noch weniger fähig, ihn mit Nachdruck zu unterstützen und seinen Feinden das erhaltene Uebergewicht zu entreissen. Er hatte seine Residenz und seine Staaten verlassen müssen und lebte zu Augsburg als ein Flüchtling, der erwarten mußte, in Kurzem überall keine bleibende Stätte mehr zu finden. Diese Vorstellungen erschütterten den Muth des jungen Fürsten, er entsagte der unseligen Verbindung mit Frankreich, und schloß mit Oestreich am 22. April 1745 Frieden. Darin entsagte er allen Ansprüchen auf die Oestreichische Erbfolge, trat der vom Reich übernommenen Garantie der pragmatischen Sanction bey, versprach den Großherzog Franz seine Stimme zur Kaiserwahl, und erhielt die verlornen Lande zurück.

Theresia war nun im Ernste darauf bedacht, die Kaiserkrone auf das Haupt ihres geliebten Gemahls zu setzen. Es fand sich kein bedeutender Gegner mehr, der ihr im Wege stand. Der Churfürst von Bayern hatte das gesetzmäßige Alter noch nicht erreicht; der Churfürst von der Pfalz hatte zu wenig Macht; der König von Pohlen wollte nicht gegen Oestreichs In-

teresse handeln, und die übrigen weltlichen Churfürsten durften, schon als Protestanten, sich keine Hoffnung zur Kaiserkrone machen. Frankreich, das die Wahl durch Absendung einer Armee zu hintertreiben suchte, wurde von den Oestreichern gezwungen, seine Truppen über den Rhein zurückzuziehen, und war jetzt um so weniger im Stande, sich entgegenzusetzen, da der Marschall von Belleisle, der bey der letzten Kaiserwahl die Hauptrolle gespielt hatte, im Hannöverischen gefangen genommen und nach England gebracht worden war. Dadurch entbehrte der Französische Hof ein tüchtiges Werkzeug seiner bisherigen Staatsränke. Die Wahl des Großherzogs **Franz** wurde also, des Brandenburgischen und Pfälzischen Widerspruchs ungeachtet, am 13. September 1745 ruhig vollzogen, und damit kam in Teutschland fast Alles wieder auf den Fuß, wie es unter Franzens Schwiegervater Carl VI. gewesen war.

Theresia war selbst nach Frankfurt gereist, um die Freude ihres Gemahls zu theilen, der an seinem Namenstage, am 4. October 1745, die Krönung erhielt. Die Kaiserin ward zwar nicht gekrönt; aber sie äusserte laut ihre Freude über die Erhebung ihres theuren Gatten. Als er am Krönungstage im Schmuck seiner Würde auf dem Römerplatz anlangte, so rief sie ihm selbst, mit Schwingung des in der rechten Hand haltenden weissen Tuchs, aus einem Fenster ein frohes Vivat zu. Hierauf begab sie sich in's Lager nach Heidelberg, wo sie ihre 60,000 Mann starke Armee, an deren Spitze sie ihr Gemahl begrüßte, in Schlachtordnung sah. Sie gieng alle Reihen durch, speiste unter einem Gezelte, und beschenkte einen jeden Mann mit einem Gulden. Diese kurzen Freudentage des Kaiserlichen Hauses umwölkte der König von Preussen. **Maria Theresia** konnte den Verlust von Schlesien nicht vergessen: erbittert über diesen Verlust, verband sie sich mit Churfachsen zu gegenseitiger Unterstützung. Sie schränkte ihre Entwürfe, in dieser Verbindung, nicht mehr auf die Wiedereroberung Schlesiens ein, sondern sie wollte auch Genugthuung für das Vergangene haben und deßhalb den kleinen, übermächtigen König von Preussen völlig demüthigen, ihn wieder in die Schranken eines Reichsfürsten zurückweisen, in welchen er sich vor der Erwerbung der Königswürde gehalten hatte. Friedrich selbst sehnte sich, hauptsächlich weil er des unredlichen Betragens des Hofes von Versailles überdrüßig war, nach der Wiederkehr des Friedens. Er schloß deßwegen mit dem Könige von England eine Convention, die bey dem Frieden zur Grundlage dienen sollte. Allein dieses nicht unbillige Friedensproject verwarf Theresia geradezu, fest entschlossen, die Waffen nicht eher niederzulegen, bis ihr Gegner völlig gedemüthigt wäre. Ausser Schlesien und der Grafschaft Glatz sollten dem Könige auch noch das Herzogthum Magdeburg, der Saalkreis, das Fürstenthum Crossen und mehrere andere bezeichnete Districte entrissen werden. Einige Aeusserungen, welche sich Theresia entfallen ließ, verriethen eine hohe

Empfindlichkeit gegen die Person des Königs von Preussen, welche ebenfalls ihren Antheil an der beharrlichen Zurückweisung der Vergleichsvorschläge haben mochten.

Friedrich erfuhr durch den Schwedischen Gesandten in Dresden, daß Theresia mit dem Churfürsten von Sachsen den geheimen Plan entworfen hatte, ihn mit Anfang des Winters von vier Seiten zugleich anzugreifen. Schnell machte er Anstalten, dem gedrohten Ungemache auszuweichen. Er eilte nach Schlesien, brach in der Oberlausitz ein, drängte den Prinzen Carl von Lothringen in die Böhmischen Gebirge zurück, und richtete seinen Zug nach Sachsen. Zu gleicher Zeit rückte der Fürst Leopold von Dessau mit einem starken Corps von Halle aus in Chursachsen ein, zog sich bis Meissen herauf, und wandte sich, nachdem er sich mit dem Vortrab von der Armee des Königs vereinigt hatte, in die Gegend von Kesselsdorf. Hier hatten die Sachsen eine fast unüberwindliche Stellung genommen. Dennoch wagte es der Fürst von Dessau, sie anzugreifen, und erfocht, nach erstaunlicher Anstrengung, einen entscheidenden Sieg. Dresden mußte capituliren, und Friedrich hielt hier seinen Einzug, um die Friedensunterhandlungen abzukürzen, wozu die verbündeten Höfe bereits die Hände geboten hatten. Die Unterhandlungen waren nicht langwierig: schon am 10. Tage nach dem Treffen bey Kesselsdorf, am 25. December 1745, war der doppelte Friede zwischen Preussen und Oestreich und zwischen Preussen und Chursachsen zu Dresden unterzeichnet. Durch denselben wurde der Breßlauer Friede bestätigt; der König von Preussen erkannte den Großherzog Franz als Kaiser; Chursachsen bezahlte an Preussen eine Million Thaler.

Das Teutsche Reich genoß jetzt die erwünschte Ruhe, aber in Italien dauerte der Krieg zwischen der Königin von Ungarn und Böhmen, und dem Könige von Spanien in Vereinigung mit Frankreich fort. Der Vortheil war meistens auf der Seite Oestreichs. In den Niederlanden führte Frankreich ebenfalls den Krieg mit Oestreich und seinen Alliirten, England und Holland, fort, und hier siegten die Franzosen meistens unter dem berühmten Marschall Moritz von Sachsen. So giengen die Sachen in den Jahren 1746 und 1747. Im J. 1748 sollten 35,000 Russen auf dem Niederländischen Schauplatze erscheinen, als Hülfsvölker wider Frankreich; allein der in diesem Jahre zu Stande gekommene Friede, der zu Aachen geschlossen wurde, machte sie überflüßig. Frankreich und Großbritannien gewannen dabey, nach einem ungeheueren Aufwande von Truppen und Geldsummen, Nichts. Die Kaiserin Theresia verlor, ausser Schlesien, auch Parma, Piacenza, Guastalla und ein Stück von Mayland; doch war dieser Verlust unbedeutend in Vergleich mit den anfänglichen Planen, die man zur Zerstörung der Oestreichischen Monarchie entworfen hatte.

Voll hohen Selbstgefühls konnte die Kaiserin auf den langwierigen Kampf zurückblicken, der ihr von so vielen Seiten Un-

tergang nnd Verderben gedroht hatte. Bey allen Abwechslungen des Glücks hatte sie immer männliche Entschlossenheit und kühnen Muth bewiesen. Umringt von mächtigen Feinden und drohenden Gefahren, war sie auch während des achtjährigen Kampfes um die Erhaltung ihres Staats darauf bedacht gewesen, demselben durch eine bessere innere Organisation Stärke zu geben, und diese Bemühungen setzte sie in den Jahren des Friedens mit dem glücklichsten Erfolge fort. Nicht gering war ihr Verdienst um die bessere Einrichtung der Finanzen, die sie in der größten Verwirrung angetroffen hatte. 40,000 Kameralisten wurden in Marien Theresiens Ländern mit einer ungeheueren Summe Geldes besoldet und dienten nur dazu, den Wirrwarr zu vergrössern und sich selbst dadurch zu bereichern. Auch am Hofe herrschte eine nur den Hofdienern vortheilhafte Verschwendung. Die Hofkapelle kostete jährlich 200,000 Gulden. Die Hofkellerey stellte ein Muster der auffallendsten Betrügerey dar. Für eine Hofdame wurden täglich sechs Wiener Maß Wein verrechnet; ein Eimer Wein für die fünf Kammerherren, welche den Kaiser Carl VI. auf die Jagd, seine Lieblingsunterhaltung, begleiteten; für die verwitwete Kaiserin Amalia Wilhelmina zum Schlaftrunk alle Abende zwölf Maß Ungarischen Weins; für die Papageyen des Kaisers zum Brodeinweichen jährlich zwey Fässer Tokayer, und zum Bade funfzehn Eimer Oestreichischen Weins; für Petersilie jährlich 4000 Gulden. Maria Theresia ließ die Finanzen und den Hofaufwand genau untersuchen, dankte alle überflüßigen Beamten ab, gab ihnen aber Gnadengehalte, und machte eine Verordnung über die letztern bekannt, wodurch 100,000 Gulden erspart wurden. Zur Erweiterung des Staatseinkommens zog sie diejenigen Güter ein, welche ehemahls Privatpersonen gehörten, aber von der Geistlichkeit, ohne fromme Vermächtnisse zu seyn, unter mancherley unberechtigten Titeln erworben worden waren. Sie verbesserte das Justizwesen, hob die allzuvielen Gerichtsstellen auf und vereinigte die Böhmischen und Oestreichischen Hofcanzleyen in ein einziges Obergericht. Sie lockte durch vortheilhafte Privilegien auswärtige Fabrikanten und Manufacturisten in ihre Länder, verbot die Einfuhr fremder goldener und silberner Galanteriewaaren, unterstützte die angelegten Seidenmanufacturen, und wies dadurch vielen tausend Händen nützliche Beschäfftigungen an. Durch Ordnung und gute Einrichtung wurde der Verlust, den Oestreich an Land erlitten hatte, so wenig fühlbar gemacht, daß sich seine jährlichen Staatseinkünfte auf 24 Millionen Thaler erhöhten. Die Finanzverbesserungen stellten den Credit her, die Banknoten stiegen im Werthe und die Handlung gewann einen neuen Schwung. Da die Kaiserin durch traurige Erfahrungen belehrt worden war, wie nachtheilig ihrem Staate die Vernachlässigung des Militärstandes geworden war, so wandte sie in den Jahren des Friedens eine vorzügliche Aufmerksamkeit auf die Ausrüstung eines furchtbaren und wohlgeübten Kriegsheeres.

Die Regimenter wurden vollzählig erhalten und jährlich kriegerische Uebungen im Grossen angestellt. Um die Bildung der jungen Officiere zu befördern, legte man auf der Leimgrube, nahe bey Wien, eine Ingenieur- und Militärakademie an. Der Fürst von Lichtenstein, der Urheber dieser verbesserten Einrichtungen, stiftete auch eine Artillerieschule, auf die er über 100,000 Thaler aus seinen eigenen Mitteln verwendete. Die Oestreichische Artillerie wurde durch sechs Bataillone vermehrt. Zu Prag und zu Pesth wurden Invalidenhäuser für 6000 Mann errichtet, um dem gemeinen Krieger die Aussicht auf ein sorgenloses Alter zu verschaffen.

Alle diese Anstalten betrieb Theresia mit einer Thätigkeit und einem Eifer, welche die Vermuthung erregten, daß dabey geheime Plane zum Grunde liegen müßten. Und diese Vermuthung war nicht irrig. Die Monarchin konnte den Verlust Schlesiens nicht verschmerzen, und dachte daher unabläßig darauf, sich bey einer glücklichen Gelegenheit und auf eine sichere Weise wieder in den Besitz dieser Provinz zu setzen. Sie hielt sich überzeugt, nur Frankreichs Verbindung mit Preussen habe ihr diesen Verlust zugezogen; Frankreichs Verbindung mit ihr würde ihr auch den Wiederbesitz zusichern. Dieser vereinigten Macht, hielten sie und ihre Minister sich überzeugt, würde keine Macht in Europa Widerstand leisten können. Daher bemühte sie sich, die alte Rivalität dieser beyden Mächte zu unterdrükken, und, ganz gegen das bisherige politische System Europens, eine Verbindung zwischen Frankreich und Oestreich zuwege zu bringen. Freylich kostete es Zeit und Mühe, eine Nation für ein Haus zu gewinnen, das sie seit Jahrhunderten als ihren natürlichen Feind anzusehen gewohnt war. Indessen fieng doch der Französische Hof allmählich an sich zu überreden, daß ein gutes Verständniß zwischen den Häusern Oestreich und Bourbon so unmöglich und unzulässig nicht sey, als die Vorfahren es geglaubt hatten. Die erste Wirkung davon äusserte sich durch eine gewisse Kälte des Hofes zu Versailles gegen den zu Berlin. Froh über diesen ersten Anschein zur Erreichung ihrer Absichten, schlug Theresia einen Weg ein, der sie zwar am Sichersten zum Ziele führte, aber einer grossen Kaiserin keinesweges würdig war. Sie, die sich durch ihre Grösse im Unglück die Achtung und Bewunderung von ganz Europa erworben hatte, erniedrigte sich jetzt so sehr unter sich selbst, daß sie nicht nur nach der Unterstützung einer verächtlichen Buhlerin sterben, sondern, um sie zu gewinnen, Mittel ergreifen konnte, die so tief unter ihrer äussern Würde waren, daß sie ihr selbst die Geringschätzung der Person zuziehen mußten, bey der sie dieselben anwendete. Es ist zu bekannt, daß diese Buhlerin die berüchtigte Pompadour war, die als unumschränkte Beherrscherin Ludwigs XV. den größten Einfluß auf die Geschäffte des Französischen Staats hatte. An dieses verächtliche Weib wendete sich die stolze Theresia unmittelbar selbst, eröffnete eine Correspondenz mit der

Buhlerin, stimmte sich darin zu einem gewissen Tone der Gleichheit und Familiarität herab, die ihr Nichts weniger als natürlich war, nannte sie „meine Cousine, meine Kaiserin, meine kleine Königin ꝛc." und nahm Briefe ähnlichen Inhalts von ihr an. Es war für den Stolz der Maitresse ein köstlicher Weihrauch, daß sie sich von einer Maria Theresia aufgesucht, geschmeichelt, und um ihre Protection gebeten sah. Sie erblickte überdieß in der Kaiserin Königin eine mächtige Beschützerin, eine feste Stütze, um sich in der Gunst des Monarchen zu behaupten. Zu diesem Zwecke sollte ein neues politisches System eingeführt werden, wodurch sie zugleich sich zu verewigen hoffte. Frankreich und Oestreich sollten genau mit einander verbunden werden. Wenn sie diesen Plan realisiren wollte, so mußten die starrköpfigen Vertheidiger des alten Systems verabschiedet, und ihre Stellen mit Leuten besetzt werden, die entweder ganz unbedeutend, oder ihr völlig ergeben waren. Das Letztere geschah, und nun hielt es nicht schwer, die Abneigung des schwachen Ludwigs gegen den König von Preussen so sehr zu verstärken, daß die Maitresse ihrem Ziele immer näher rückte. Maria Theresia ließ dem Französischen Cabinette einen Vereinigungsplan vorlegen, der einen Entwurf zur Vertheilung der Staaten Friedrichs enthielt; Oestreich und Frankreich ein entscheidendes Uebergewicht in ganz Europa geben und die bisherigen Staatenverhältnisse fast gänzlich aufheben mußte. Man fand es aber doch Französischer Seits bedenklich, in die Zerstückelung Preussens zu willigen und dadurch Oestreich ein Uebergewicht zu geben, was am Ende Frankreich selbst gefährlich werden konnte. Indessen wurden die Unterhandlungen fortgesetzt und näherten sich immer mehr dem Abschlusse. Die Schmeicheleyen, womit die grosse Maria Theresia sich entwürdigt hatte, die kleine Frau von Pompadour zu bestechen, erwarben dem Eigennutze den Sieg über jede gerechte und vernünftige Politik. Nichts hinderte sie mehr, einen Krieg zu beginnen, der den kleinen, übermüthigen Markgrafen von Brandenburg vernichten, ganz Europa dem Ehrgeiz des Hauses Oestreich unterwerfen sollte. In dem Französischen Cabinette gab es damahls keine Staatsgeheimnisse. Die Maitresse des Königs, die Minister und die Commis der Minister waren darin eingeweiht. Die wichtigsten Staatsangelegenheiten wurden in den Kreisen der Damen und bey den Lustpartieen des Königs debattirt. Ob man sich mit Oestreich oder Preussen verbinden müsse, war jetzt an der Tagesordnung. Friedrich erfuhr Alles, und da er voraus sah, was erfolgen würde, und die Gefahr für ihn immer drohender zu werden schien, so trat er mit England in Tractaten, und schloß bald darauf ein Bündniß, nach welchem beyde Staaten sich dem Ein- und Durchmarsch fremder Truppen in die Teutschen Provinzen mit ihrer ganzen vereinten Macht widersetzen wollten. Frankreich und Oestreich dagegen unterzeichneten ein Freundschafts- und Vertheidigungsbündniß, vermöge dessen sich beyde

zu einer gegenseitigen Garantie und Vertheidigung ihrer gesammten Europäischen Staaten verbanden, und einander, im Fall eines Angriffs, mit 24,000 Mann beystehen wollten.

Die Unterstützung von Frankreich war aber der Kaiserin Königin noch nicht hinlänglich, um ihren Plan gegen Friedrich, den König von Preussen, mit glücklichem Nachdruck auszuführen. Auch Rußland und Sachsen sollten zur Ausführung desselben beytragen. Friedrich hatte in seinen Brandenburgischen Denkwürdigkeiten Etwas gesagt, was der Russischen Kaiserin Elisabeth auffallen mußte, auch Manches in froher Laune über ihr Privatleben geäussert, was ihr wieder zu Ohren kam: er verhehlte z. B. in Gegenwart des Russischen Gesandten an der Tafel nicht, daß die Kaiserin Elisabeth es der berüchtigten Octavia Messalina noch zuvorthäte. Die Elisabeth glaubte sogar dasjenige, was ihr Heiducken, die in Friedrichs Diensten gewesen waren, von dessen ungünstigen Urtheilen über ihre Person erzählten. Die Gesandtenklätscherey und die Todfeindschaft des in der neuern Geschichte so merkwürdigen Reichs; oder Großcanzlers, Grafen Bestuchew-Riumin, trugen noch das Meiste dazu bey. Um so leichter war die Kaiserin Elisabeth zu bestimmen, mit Oestreich gegen Preussen gemeine Sache zu machen, und endlich ließen sich auch Sachsen und Schweden bewegen, dem mächtigen Bunde beyzutreten. So sehr alle die gegen Friedrich gerichteten Verbindungen die Dunkelheit des Geheimnisses deckte: so wenig konnten sie dem scharfsinnigen Beobachtungsgeist des Preussischen Monarchen entgehen. In Berlin selbst zeigte sich ihm eine günstige Gelegenheit, die stillen Entwürfe seiner Feinde auszuforschen. Die Tochter des Castellans zu Charlottenburg verschaffte ihm den Schlüssel zu dem Schreibpulte des geheimen Secretärs der Oestreichischen Gesandtschaft, der einen zärtlichen Verehrer des Mädchens abgab. In Dresden verleitete der Preussische Gesandte einen geheimen Canzelliſten des Churfürsten, an seinem Herrn zum Verräther zu werden. Er theilte dem Gesandten nicht nur wöchentlich alle eingelaufenen Depeschen mit, sondern er lieferte ihm auch aus einem Schranke, zu welchem der Preussische Gesandte in Dresden den Nachschlüssel verfertigen ließ, die Urschriften der Verbindungsverträge aus. Friedrich erfuhr unter andern, daß die Kaiserin Elisabeth, die zur Ausrüstung eines Heeres von 80,000 Mann Anstalten machen ließ, aber, vermuthlich aus Geldmangel, diese Anstalten nicht sehr eifrig betrieb, ihrer Flotte wegen sich erst im folgenden Jahre thätig beweisen könne. Theresia selbst stellte in Böhmen in kurzer Zeit ein Heer von 80,000 Mann auf, und Friedrich säumte nicht, durch seinen Gesandten in Wien nach dem Zweck dieser Rüstung fragen zu lassen. Als er das erste Mahl nur eine schwankende Antwort erhielt, so ließ er dieselbe Frage wiederhohlen und zugleich erklären, da er Nachricht erhalten habe, daß Rußland ihn mit 120,000, Oestreich mit 80,000 Mann überfallen wolle, so müsse er jetzt bestimmt erfahren, ob er mit

dem Oestreichischen Hofe im Kriege oder im Frieden lebe. Wenn man ihm eine ungewisse Antwort ertheile, so müsse sich die Kaiserin selbst alle die Folgen beymessen, welche daraus entspringen können. Die Kaiserin ließ erwiedern: der Grund und die Ausdrücke der Preussischen Denkschrift seyn so beschaffen, daß sie die Schranken der Mäßigung, welche sie sich zur Regel gemacht habe, überschreiten müßte, wenn sie den ganzen Inhalt derselben beantworten wollte. Es sey ganz unrichtig, daß sie mit dem Russischen Hofe ein Bündniß gegen den König von Preussen geschlossen habe. Da diese Antwort dem Könige eben so wenig genügte, als die erstere, so entschloß er sich, seinen Gegnern zuvorzukommen. Der schnelle Besitz von Sachsen war ihm in der Lage, in der er sich jetzt befand, vorzüglich vortheilhaft. Er sicherte ihm nicht nur die Staatskräfte des schönen Landes zu; er gab ihm auch Gelegenheit, die Armee desselben, vor ihrer Vereinigung mit den Oestreichern, zu überwältigen, und seinen Rücken zu decken. Diesen Besitz mußte er aber beschleunigen. Ganz unvermuthet brach er daher zu Ende des Augusts 1756 in Sachsen ein, und besetzte in wenigen Wochen das ganze Land, mit der Lausitz, rückte selbst in Dresden ein, ließ hier das Zeughaus ausleeren, die Churfürstlichen Kassen in Beschlag nehmen und sogar das geheime Cabinetsarchiv mit Gewalt öffnen, um von den wider ihn gemachten Entwürfen des Wiener Hofes genauere Kenntniß zu erhalten. Hierauf ließ er das Sächsische Lager bey Pirna einschließen, gieng mit einem Theil der Armee den Oestreichern in Böhmen bis nach Lowositz entgegen, und schlug sie hier in die Flucht, kehrte sodann nach Sachsen zurück, und zwang die durch Hunger und Elend überwältigten Sächsischen Truppen zu einer äusserst harten und demüthigenden Capitulation; die ganze Sächsische Armee, kaum noch 13,000 Mann stark, mußte sich ergeben, und die Unterofficiere und Gemeinen wurden gezwungen, dem Könige von Preussen den Eid der Treue zu schwören, und also wieder ihr eigenes Vaterland die Waffen zu führen.

Fast ganz Europa kam jetzt in Bewegung. Die Russen, Franzosen, Schweden, die mächtigeren Reichsfürsten traten auf den Kampfplatz, und in Teutschland standen neun grosse Armeen. Maria Theresia bot Alles auf, um auf den Preussischen Monarchen ein recht fürchterliches Kriegsungewitter herstürzen zu lassen. Sie schickte der Pompadour ihr mit Brillianten eingefaßtes Bildniß, und der Kaiserin von Rußland ließ sie, zur Beschleunigung der Kriegsrüstungen, 2 Millionen Thaler auszahlen. Sie vermehrte nicht allein ihre Armee in Böhmen; sie ließ auch aus Italien, aus den Niederlanden und aus Ungarn immer mehr Kriegsvolk herbeykommen. Rußland ließ 80,000 Mann marschiren; Schweden setzte 16,000 Mann in Bewegung. Friedrich sah also einem Kampfe mit wenigstens 300,000 Feinden entgegen. Hierzu kam noch ein grosses Heer von Franzosen, kam noch eine Reichsarmee. Allein Friedrichs angeerbte reiche

Schatzkammer und eigene kluge Wirthschaft, sein zahlreiches und schulgerechtes Kriegsheer, und vor Allem sein grosser und thätiger Geist, öffneten ihm aus den fürchterlichsten Labyrinthen einen Ausweg. Nachdem er in Sachsen überwintert hatte, drang er am 6. May 1757 mitten in Böhmen ein, und setzte seine Siege bis nach Prag fort, wo eine grosse Armee unter dem Commando des Prinzen Carl von Lothringen und des Feldmarschalls Browne sich ihm entgegensetzte. Er lieferte hier eine Schlacht, bey der er zwar den Sieg davon trug, aber mehr Mannschaft verlor, als die Oestreicher, bey denen Browne Wunder der Tapferkeit that, aber das Unglück hatte verwundet zu werden. Er wurde nach Prag getragen und starb in wenigen Tagen an seinen Wunden. Aber auch Preussen verlor den heldenmüthigen Grafen von Schwerin. Friedrich machte hierauf Anstalten, Prag zu belagern, ließ Geschütz von Dresden kommen, und verwandelte ganze Gassen der unglücklichen Stadt in Schutt und Trümmern. Der Mangel an hinreichenden Lebensmitteln für 46,000 Soldaten, ausser der eigentlichen Besatzung, und 80,000 andere Einwohner, wurde schon nach vier Wochen so drückend, daß man anfangen mußte, Pferde zu schlachten. Die Bürgerschaft war in der größten Verzweiflung und bat den Commandanten, zur Schonung der Stadt, mit dem Feinde sich in Unterhandlungen einzulassen; dieser aber wollte davon Nichts hören. Graf Daun, der an der Stelle des Grafen Browne das Commando erhalten hatte, setzte sich bey Planian unweit Collin in die gehörige Verfassung, die Stadt zu entsetzen, und wartete in seinem verschanzten Lager nur auf gute Gelegenheit und Verstärkung. Friedrich hielt sich für unüberwindlich; er wollte dem Grafen Daun keine Zeit lassen, und griff in Vereinigung mit dem Prinzen Bevern am 18. Juny Nachmittags wüthend an: allein die Oestreicher standen wie Felsen, und fochten wie Löwen; der König griff siebenmahl an, und wurde siebenmahl zurückgeschlagen. Die Folge dieser Schlacht, welche die Schlacht bey Collin genannt wird, war, daß die Belagerungsarmee, die ohnehin durch mehrere muthige Ausfälle der Besatzung geschwächt worden war, unverrichteter Sache abziehen mußte. Zum Andenken dieses grossen Siegs stiftete Maria Theresia den militärischen Orden, den sie nach ihrem Namen den Theresienorden nannte; der nur solchen Officieren zukommen kann, die sich im Felde bey Schlachten oder Belagerungen tapfer gehalten haben. Die Schlacht bey Collin gab Friedrichs Feinden gleichsam das Zeichen zum allgemeinen Angriffe. Die Russen rückten in Preussen, die Franzosen in Westphalen ein. Eine zweyte Französische Armee drang unter Soubise, mit der Reichsarmee vereinigt, in Sachsen vor. Die Schweden setzten sich in Pommern in Bewegung. Vor der Schlacht bey Collin hatte Friedrich sich vorgenommen, nach Wien zu gehen und daselbst seine Lorbeern aufzupflanzen; aber es mißlang ihm durch die harte Niederlage, die er erlitten hatte. Ueber dieses Vornehmen waren die Oest-

reicher erbittert, und nahmen sich vor, es zu rächen. General Graf Haddick führte die Rache aus. Mit ungefähr 2000 Ungarn und Croaten drang er durch die Lausitz, kam im October unvermuthet nach Berlin, machte von der Besatzung bey 800 Mann nieder, bey 400 nahm er gefangen, erhob 310,000 Thaler Brandschazzung, und kehrte mit den Seinigen glücklich zurück. Unvermeidlich schien der Untergang des Preussischen Helden. Während des Ueberfalls der Russen und Oestreicher in Schlesien sah er sich noch überdieß auf der einen Seite von der Teutschen Reichsarmee, auf der andern Seite von der Französischen umringt, und schon war er durch die Reichsacht aller seiner Lehen und Vorrechte verlustig erklärt. Er selbst gab Alles verloren, verfertigte mit vieler Gegenwart des Geistes sein Testament in Französischen Versen, und rüstete sich zu einem entscheidenden Schicksal, zum Siege oder zum Tode.

Die Franzosen rückten unter dem Prinzen von Soubise mit einer ansehnlichen Macht, welche mit Teutschen Reichsvölkern verstärkt war, gegen den König an, und schon träumte dieses Heer von der Eroberung von Sachsen. Am 5. November 1757 zog es nach Merseburg und Roßbach. Hier glaubte es das Preussische Heer ganz sorglos unter den Zelten zu sehen. Plötzlich sanken die Zelte, und welches Schrecken überfiel nicht Soubise's Heer, als es auf einmahl das Preussische in Schlachtordnung zwischen zwey Hügeln, voll groben Geschützes, erblickte? Beym ersten Preussischen Donnergebrülle zerstreute sich die Französische Reiterey und die ohnehin unwilligen Teutschen Reichstruppen nahmen die Flucht. Nur zwey Schweizerregimenter weilten noch auf dem Blutfelde, und mitten durch Feuer und Flammen zog endlich auch Soubise Schritt vor Schritt zurück. Das Gerücht von dem Preussischen Siege flog mit Begeisterung durch Teutschland, und bey Friedrichs Brittischen Bundesgenossen erhob sich auf's Neue der Muth zur Wiedereroberung des Hannöverischen Churfürstenthums. Zwey Tage nach dem Treffen war von den Franzosen und Reichstruppen keine Spur mehr in Sachsen und den angränzenden Provinzen zu sehen. Die Franzosen flohen größtentheils nach Hessen, zum Theil bis an den Rhein; die Reichstruppen nach Franken. Mit noch brennendem Enthusiasmus seines Heldenheeres flog der Sieger bey Roßbach und vor ihm her sein schwebender Name wieder nach Schlesien. Am 5. December 1757 schlug er die Oestreicher bey Lissa und zog triumphirend nach Schweidnitz und Breßlau. Während daß Sachsen und Schlesien in seiner Gewalt war, verwüsteten die Russen Preussen und Pommern, und drangen selbst bis in seine Hauptstadt Berlin. Sogleich flog er aus Böhmen und Schlesien zurück nach der Mark, und zwang am 25. August 1758 die Russen bey Zorndorf zurück. Wechselsweise rettete er bald Schlesien, bald Sachsen, und wechselsweise sah er das eine Land dem Feinde ausgesetzt, wenn er diesen aus dem andern hinwegschlug. Vom Rhein bis an das Baltische

Meer flossen Ströme von Blut. Eine ungeheuere Menge von Englischem sowohl, als von Französischem Volke und Geide verlor sich in Teutschland. Dasselbe Schweden und Frankreich, welche das System des Westphälischen Friedens zur Einschränkung von Oestreich festgesetzt hatten, hatten sich jetzt zur Verstärkung von Oestreich und zur Stürzung des Westphälischen Friedens vereinigt.

Oefters sah sich Maria Theresia nahe am Ziel ihrer Wünsche, den König von Preussen auf's Aeusserste zu demüthigen; aber immer traten wieder Umstände ein, die ihre Plane vereitelten. Allein trotz der öftern Niederlage ihrer Heere, woran nicht ihre Soldaten, selten ihre Feldherren, sondern die grosse Geistesüberlegenheit ihres Gegners, und mehrmahls die Anordnung, daß der Kaiserliche Hofkriegsrath von Wien aus den ganzen Krieg leiten wollte, Schuld waren, verfolgte sie dennoch hartnäckig ihren Plan, und bot Alles auf, um seine glückliche Ausführung zu befördern. Bey der Ueberbringung von Siegesnachrichten äusserte sie eben so wenig ein Uebermaß der Freude, als bey Anhörung der erlittenen Niederlagen eine grosse Niedergeschlagenheit. Auch da endlich Rußland, nach der Thronbesteigung Peters III. am 5. Januar 1762, die Verbindung mit Oestreich verließ und sich mit Preussen vereinigte, glaubte Theresia dennoch, um der Würde eines mächtigen Staats Nichts zu vergeben, das Glück der Waffen selbst gegen Rußland und Preussen versuchen zu müssen. Als aber endlich alle Versuche zur Wiedereroberung Schlesiens und zur Demüthigung Friedrichs, durch den grossen, erfindungsreichen Geist des Letztern vereitelt worden waren, so mußte sie doch zuletzt des Blutvergießens müde werden. Schon im J. 1761 zeigte sie sich zum Frieden geneigt und that den Vorschlag zu einem Friedenscongreß in Augsburg, der aber nicht zu Stande kam, weil Friedrich Mißtrauen in die Erklärungen der Höfe setzte. Da ihm aber sein Bundesgenosse, Georg II. König von England, durch den Tod von der Seite gerissen wurde; da er seine alten geprüften Officiere verloren hatte; da er keine Subsidien mehr von England bekam und dieses endlich mit Frankreich den Pariser Frieden schloß: so zog er den Frieden der Fortsetzung des Kriegs vor, und nahm die Erklärungen der Mächte für die Wiederherstellung des Friedens mit Vergnügen an.

Nicht Staatsminister, sondern drey Männer von geprüfter Klugheit und Thätigkeit, der Oestreichische Hofrath Collenbach, der Preussische Legationsrath Herzberg und der Sächsische geheime Rath Fritsch versammelten sich zu Hubertsburg, einem Churfächsischen Lustschlosse, und begannen am letzten Tage des J. 1762 die Unterhandlungen. Die Kaiserin verlangte von dem Könige von Preussen die Abtretung der Grafschaft Glatz, die vorläufige Bestimmung der Nachfolge in den Fränkischen Fürstenthümern und die Verzichtleistung in Rücksicht derselben auf das Erstgeburtsrecht, und das Versprechen der Beystimmung

Friedrichs zur Erwählung des Erzherzogs Joseph zum Römischen Könige. Zum Erstern versagte Friedrich seine Einwilligung, über das Zweyte bestimmte er gar Nichts, und das Letzte versprach er. Maria Theresia gab endlich auch wegen des ersten Punctes nach, und der Friede wurde am 15. Februar 1763 unterzeichnet.

Einen solchen Ausgang hatte dieser fürchterliche siebenjährige Krieg, der, reich an ausserordentlichen und manchfaltigen Auftritten, die Erwartungen aller Menschen täuschte. In seinem Ausbruche schien er eine allgemeine Umkehrung Europens anzukündigen; und dennoch befand man sich, in Ansehung der gemachten Eroberungsentwürfe, nach sieben schrecklichen Jahren genau wieder auf dem Puncte, von dem man ausgegangen war. Keine von allen kriegführenden Mächten, ausser England, hatte, nach einem ungeheueren Aufwande an Geld und Menschen, die Gränzen ihrer Herrschaft im Geringsten erweitert. Das Ziel der Feinde Friedrichs war gänzlich verfehlt worden; der Monarch, dessen Untergang Jedermann für unvermeidlich gehalten, der sogar selbst mehrmahls an seiner Rettung gezweifelt hatte, verlor am Ende von allen seinen Staaten nicht ein Dorf. Alle Mächte, die an diesem Kriege Theil nahmen, nur Preussen ausgenommen, hatten sich mit neuen Staatsschulden belastet, Oestreich mit 100 Millionen Thaler, England mit 72 Mill. Pfund Sterling, Rußland mit 80 Mill. Rubel, Schweden mit 25 Mill. Thaler, und der Französischen Nation kostete dieser Krieg 677 Mill. Livres; so viel wurde aufgeopfert, um die Ehr- und Vergrösserungssucht und den Groll der Kaiserin gegen den König von Preussen zu befriedigen. Friedrich hatte, nach seiner eigenen Angabe, 180,000 Mann verloren; ausserdem rechnete man noch über 30,000 Menschen, die durch die Verheerungen der Russen in Preussen, Pommern und im Brandenburgischen umgekommen waren. Oestreich schätzte seinen Verlust auf 140,000 Mann; Frankreich auf 200,000; England mit den übrigen Alliirten auf 160,000; Rußland auf 100,000; Schweden auf 25,000; und die Reichsarmee auf 28,000 Mann. Ueberhaupt kann man wohl über eine Million Menschen annehmen, die Europa durch diesen Krieg verloren hatte.

Theresia fand nun wieder Gelegenheit und Aufforderung genug, das zu verbessern und gut zu machen, was sieben traurige Kriegsjahre Böses angerichtet hatten. Allein ihre eigene Schatzkammer war zu sehr erschöpft worden, als daß sie sogleich im Stande gewesen wäre, der Noth des Landes ein Ende zu machen, und heilsame Verbesserungen durch kraftvolle Unterstützung zu befördern. Vielmehr sah sie sich, zur Wiederherstellung eines bessern Zustandes ihrer eigenen Finanzen, genöthigt, die Kriegssteuer noch länger zu erheben, und sich von den Oestreichischen Ständen eine Geldhülfe von 7 Millionen Gulden, von den Ständen von Brabant auf vier Jahre 4 Millionen, und von ihren übrigen Staaten ähnliche Summen bewilligen zu

lassen. Ihre Kriegsheere behielt sie in einem solchen Stande, daß sie auf jeden Krieg hinlänglich bewaffnet wären; es wurden, ausser zwey Regimentern Freywillige, keine Soldaten verabschiedet, und damit diese Freywilligen versorgt würden, bot sie ihnen Ländereyen im Bannat, Siebenbürgen und Croatien nebst Geldvorschüssen zur häuslichen Niederlassung, an. Es lag im Plane ihrer Regierung, die Cultur des Bodens durch fleißige Menschenhände und durch neue Ansiedler zu befördern. Ein anderes ihrer Hauptgeschäffte war die Vermehrung der Manufacturen und Fabriken, und der Handlung überhaupt. Auf das Juwelentragen ward, zur Steuerung der übermäßigen Pracht, eine Abgabe gelegt, die Handlung auf bessern Fuß gesetzt und ein besonderer Hofcommercienrath niedergesetzt. Das Studienwesen erhielt, unter des Kaiserlichen Leibarztes van Swieten Leitung, einen neuen Schwung, mehr Umfang und Freyheit. Auf den Universitäten wurden neue Lehrstühle errichtet, und um die in Prag studierenden Jünglinge zum Fleiß in den Wissenschaften zu ermuntern, befahl die Kaiserin, daß Jeder, der sich durch seine Geschicklichkeit fähig machte, die Würde eines Magisters zu erlangen, durch die Erlangung dieser Würde zugleich in den Adelstand erhoben seyn sollte.

Zwey wichtige Staatsunterhandlungen, welche die Sicherheit von Italien und die Römische Königswahl betrafen, fesselten Theresiens ganze Aufmerksamkeit. Ihrem mütterlichen Herzen war es die wichtigste Angelegenheit, ihre Kinder, besonders ihre ältesten Prinzen, auf eine glänzende Weise versorgt zu sehen. Für ihren Kronprinzen hatte sie sich schon lange um die Römische Königswürde beworben, sich aber genöthigt gefunden, während des Kriegs die Ausführung dieses Vorsatzes liegen zu lassen. Nachdem der Friede zurückgekehrt war, nahm sie ihn wieder vor, und setzte ihn endlich im J. 1764 durch. Joseph wurde am 27. März von allen Churfürsten einstimmig zum Römischen Könige gewählt und am 29. März in Frankfurt gekrönt. Kaiser Franz begleitete ihn dahin auf der Reise, und wohnte der Feyerlichkeit bey, Theresia aber verherrlichte dieses glückliche Ereigniß in Wien mit besondern Wohlthaten und Gnadenbezeigungen. Ihrem zweyten Prinzen Peter Leopold ließ sie von seinem Vater das Großherzogthum Toscana zum Eigenthum einräumen, und ihn am 5. August 1765 mit der Spanischen Prinzessin Maria Louise vermählen. Bey dieser Gelegenheit reiste die Kaiserin, zur Feyer des Vermählungsfestes, nach Insbruck, kehrte aber bald wieder in der düstersten Gemüthsstimmung nach ihrer Residenz zurück. An der Seite ihres Gemahls war sie nach Insbruck gereist, ohne ihn mußte sie die Rückreise antreten. Er war am 18. August in der erstern Stadt, da er aus dem Italienischen Schauspiele nach dem Schlosse zurückfuhr, von einem Schlage befallen worden, der in wenigen Minuten seinem Leben ein Ende machte.

Was so wenigen Grossen zu Theil wird, wahre eheliche

Glückseligkeit, das hatte Theresia in der Verbindung mit ihrem Gatten genossen. Eifersüchtig auf ihre Macht, hatte sie ihm nur einen sehr geringen Einfluß auf die Geschäffte gegönnt, aber sie schätzte und liebte ihn als Freund und Gatten mit unverbrüchlicher Treue. Welchen schmerzlichen Eindruck sein Tod auf ihr Herz machte, zeigt der Brief, den sie von Insbruck an die Erzherzoginnen nach Wien schrieb: „Ihr verliert einen unvergleichlichen Vater, und ich einen Gemahl, einen Freund, der seit 42 Jahren der einzige Gegenstand meines Herzens war. Da wir mit einander aufgezogen wurden, so waren unsers Herzen, unsere Gesinnungen stets auf einerley Zweck gerichtet. Alles Unglück, welches mich seit 25 Jahren betroffen hat, schien mir leicht, da ich eine solche Stütze hatte." Sie verlängerte die Trauer um ihn für ihre Person um ein ganzes Jahr, entzog sich allen Lustbarkeiten, und widmete den 18. Tag eines jeden Monaths einer stillen Einsamkeit und dem inbrünstigen Gebete für die Seelenruhe des Verstorbenen. Sie ließ das Zimmer, in welchem Franz gestorben war, in eine Kapelle verwandeln, und errichtete ein adeliches Damenstift von zwölf Personen, denen sie zur Pflicht machte, allezeit den 18. Tag eines jeden Monaths ihr feyerliches Gebet für den verstorbenen Kaiser zu verrichten. Das Staatsruder behielt Theresia auch dann noch in Händen, als sie nach ihres Gemahls Tode Joseph zum Mitregenten annahm. Der lebhafte, für alles Gute enthusiastische junge Fürst erkannte mit Wehmuth und Unwillen, wie oft die Güte seiner Mutter gemißbraucht wurde, und wie viele ihrer besten Verordnungen unbefolgt blieben. Es vergieng fast kein Tag, wo er nicht mit neuen Entdeckungen bereichert zu ihr kam. Aber bald fand man Mittel, die Fürstin zu überreden: Joseph spähe das Uebel nur aus einer geheimen Schadenfreude aus, um Stoff zu finden, durch lautsprechende Beyspiele ihrer Regierung zu höhnen. Beichtväter, Kammerfräulein, Hoftanten und heuchlerische Hofonkel besaßen in den Stunden des vertraulichen Umgangs mit der Fürstin mehr Artigkeit. Die Kaiserin ward mißtrauisch gegen ihren Sohn, und beschränkte seinen Einfluß auf die Verwaltung des Kriegswesens, das sie ihm ganz überließ. Aber wenn sie als Regentin gegen seinen Einfluß mißtrauisch war, so war sie als Mutter voll Zärtlichkeit und Liebe gegen ihn, wie gegen ihre übrigen Kinder. Das Glück derselben war ihr Stolz und ihre höchste Wonne. Sie genoß das Glück, vier ihrer Prinzessinnen glücklich verheyrathet zu sehen, die eine an den Herzog von Sachsen-Teschen, die zweyte an den König Ferdinand von Sicilien, die dritte an den Herzog Philipp von Parma und Piacenza, die vierte an den Dauphin von Frankreich. Ihren ältesten Prinzen sah sie mit dem Kaiserlichen Purpur geschmückt, den zweyten zum Großherzog, den vierten zum Coadjutor des Teutschmeisterthums erhoben, den dritten erhob sie zum Statthalter in Mayland und verschaffte ihm durch die Heyrath mit der einzigen Erbin des Herzogs von Modena die

Aussicht auf dieses schöne Herzogthum. Zwey ihrer Prinzessinnen hatte sie als Vorsteherinnen von geistlichen Körperschaften versorgt. Nur Zweyen ihrer Kinder, dem hoffnungsvollen Erzherzog Carl, und der verlobten Erzherzogin Maria Josepha, sah sie in's Grab. Sie blieb für ihre Kinder eine treue Mutter, wenn sie auch noch so weit von ihr entfernt, noch so erhaben waren. Sie vergaß die Königinnen von Frankreich und Sicilien aller Entfernung und aller Erhöhung ungeachtet so wenig, daß sie es nie an Lehren, auch wohl an sanften mütterlichen Verweisen nicht fehlen ließ. Ihr grosser Sohn war schon Kaiser, als sie ihn auch in Gegenwart von Andern noch in Kleinigkeiten corrigirte. Die Gewalt, die sie bis zu ihrer letzten Stunde über denselben, und über alle ihre Kinder, behauptete, floß so ganz mit ihrer Mutterliebe zusammen, daß ihre Verweise Keinem derselben auffielen. Ihre vergnügtesten Stunden waren, wenn sie Briefe von den Höfen von Versailles, Neapel, Parma und von Mayland erhielt. Sie schloß sich dann mit einer ihrer innigsten Freundinnen ein, und ergoß die Freude, Mutter von so vielen glücklichen Kindern zu seyn, in ihren Busen.

An der Liebe, mit der sie an ihren Kindern hieng, hatten auch ihre Unterthanen Theil, deren Noth ihrem Herzen Wehe that, und die sie auf alle Art zu mindern strebte. Daher ward ihr der schöne Tribut einer innigen Verehrung und Liebe von Menschen aus allen Ständen und Classen. Dieß zeigte sich unter andern sehr deutlich, als sie noch in ihrem Alter 1767 die Blattern mit einer Heftigkeit bekam, welche für ihr Leben besorgt machten. Alle ihre Länder nahmen Antheil an diesen Besorgnissen. Alle Ergötzlichkeiten wurden eingestellt, und öffentliche Betstunden gehalten, um das Leben der Theuren von der Vorsicht zu erflehen. Eine allgemeine Niedergeschlagenheit herrschte in der Hauptstadt, als man die drey Tage lang in Todesgefahr schwebende Monarchin mit allen Sacramenten versah. Desto grösser war aber die Freude, als nach diesen drey Tagen der Furcht die Nachricht von der sichtlichen Besserung sich in Wien verbreitete. Ein unvermuthetes Fieber unterbrach zwar den Fortgang der Wiedergenesung auf kurze Zeit; aber endlich siegte ihre gute Natur. Doch erschien sie nicht eher öffentlich wieder, als am 22. July, wo sie in die St. Stephanskirche fuhr, um Gott für ihre Genesung zu danken. Dieß war das erste Mahl seit dem Tode ihres Gemahls, daß sie sich wieder in Staatskleidern zeigte. Aufmerksam auf Alles, was ihrer Regierung Vortheil bringen konnte, verlor Maria Theresia niemahls die auswärtigen Verhältnisse aus den Augen, und benützte gern die Gelegenheit, die Gränzen ihrer weitläuftigen Monarchie zu erweitern. Eine solche Gelegenheit wurde im J. 1772 durch den Krieg der Russen mit den Türken herbeygeführt.

Die Kaiserin Catharina II. von Rußland war so glücklich,

die Moldau und Wallachey durch ihre Heere den Türken zu entreissen, und sie hatte sich vorgesetzt, die Abtretung dieser Länder von den Türken zu erzwingen. Maria Theresia wollte aber die Russen nicht zu Gränznachbarn haben und rüstete sich, wenn Catharina auf ihrem Vorsatze bestünde, mit den Türken gegen sie gemeinschaftliche Sache zu machen. Dieses bewog die Russische Kaiserin, von dieser Seite nachzugeben, aber dafür von Pohlen einen Ersatz sich zuzueignen. Maria Theresia, welche wegen einiger Geldforderungen an Pohlen die Herrschaft Zips mit Truppen besetzt hatte, gab zu diesem Gedanken Veranlassung. Friedrich II. von Preussen faßte ihn begierig auf, und war in Vereinigung mit Catharinen schon ziemlich über die Ausführung desselben in's Reine gekommen, als der Entwurf der Kaiserin Theresia mitgetheilt wurde. Diese wollte Anfangs durchaus nicht darein willigen; aber die Erklärung, daß Catharina auf den Besitz der Moldau und Wallachey Verzicht thue, machte das Oestreichische Ministerium geneigt, zu einem so leichten Erwerb die Hände zu bieten, besonders da ihm nur zwischen der Annahme eines Stücks von Pohlen und einem Kriege die Wahl gelassen wurde. Am 5. August wurde der Theilungsvertrag von den bevollmächtigten Ministern der drey Höfe unterzeichnet; im Anfange des Septembers rückten die Truppen der drey Mächte in die bestimmten Pohlnischen Provinzen ein; und der Pohlnische Reichstag mußte im folgenden Jahre diese Theilung genehmigen. Oestreich gewann dadurch den Zuwachs von Gallizien und Lodomerien, deren ebene Gegenden fruchtbar an Getreide, die bergigen aber reich an Mineralien sind. Bald nachher, im J. 1777, erweiterte Theresia diesen Erwerb noch gegen die Moldau hin, indem sie sich einen Theil der letztern, die Bukowina genannt, von der Pforte im Frieden abtreten ließ; ein Land, das nur der Aufmerksamkeit eines klugen Fürsten bedurfte, um aus einer Wüsteney in eine sehr einträgliche Provinz verwandelt zu werden.

Allmählich näherte sich Theresia dem Alter, aber die Beschwerden desselben verminderten ihre Thätigkeit als Regentin nicht. Sie blieb bis an den letzten Hauch ihres Lebens Beherrscherin der Oestreichischen Monarchie, und Joseph mußte sich wohl in Acht nehmen, daß er an der Regierung nicht allzulebhaften Antheil nahm: denn die Mutter war in diesem Stücke sehr eifersüchtig, und ließ sich in ihren Planen und Handlungen nicht vorgreifen. Indessen gieng doch Vieles nach Joseph's Kopf und Willen. Er wußte, daß seine Mutter jeden heilsamen Vorschlag aus dem Munde ihrer Minister mit Bereitwilligkeit aufnahm, daß sie aber dieß nicht that, wenn eben dieser Vorschlag von ihrem Gemahle oder Sohne herkam. Eben deßwegen ließ schon Franz stets durch Umwege seine Gedanken vorlegen, um das Gute bloß deßhalb, weil er es vorschlug, bey der Herrscherin nicht zu hindern. Eben dieß that Joseph. Um gute Absichten zu erreichen, mußte er oft seine Zuflucht zur Täuschung

seiner Mutter nehmen. Nie setzte er seine Vorschläge sicherer durch, als wenn er sie dem Rath eines Ministers unterlegte, und dann im Cabinet der Monarchin mit anscheinender Heftigkeit dagegen arbeitete. Er konnte fast immer darauf rechnen, daß sie — bloß, um zu zeigen, daß sie allein zu regieren im Stande sey — gerade Das that, was er zwar heimlich selbst in Vorschlag brachte, aber öffentlich zu mißbilligen schien.

Die Segnungen des Friedens, welche Theresiens Staaten seit dem Hubertsburger Frieden genossen hatten, sollten gegen das Ende ihrer Regierung noch einmahl gestört werden. Teutschland wurde durch einen innern Krieg bedroht, dessen Folgen, wenn er länger gedauert hätte, sich nicht absehen ließen.

Der Churfürst Maximilian Joseph von Bayern starb am 30. December 1777, ohne männliche Erben zu hinterlassen. Dieß gab dem Hause Oestreich Anlaß, einen schon lange gemachten Entwurf zu einem Arrondissement seiner Erbstaaten der Ausführung näher zu bringen. Seine Ansprüche auf Niederbayern und auf die Königlich Böhmischen Lehen erhielten durch den Marsch eines starken Heeres nach Bayern und der Oberpfalz ein solches Uebergewicht, daß der Churfürst von der Pfalz, Carl Theodor, der alleinige Erbe des verstorbenen Churfürsten, sie durch einen Vergleich einräumte. Allein der Herzog von Zweybrücken, der nächste Agnat, dem dieser Vergleich vorzüglich nachtheilig war, protestirte, durch den König von Preussen aufgemuntert, öffentlich, und wandte sich an ihn um seinen Beystand. Schon vorher hatte ihn der Churfürst von Sachsen ersucht, seine beträchtlichen Forderungen auf die Bayerische Mobiliar- und Allodialverlassenschaft zu unterstützen. Auch der Herzog von Mecklenburg wollte jetzt seine Anwartschaft auf die Landgrafschaft Leuchtenberg geltend machen. Dagegen reclamirte Kaiser Joseph diese und einige andere Stücke von Bayern als eröffnete Reichslehen. Der König Friedrich von Preussen wandte dagegen ein, daß er sie deßwegen noch nicht mit seinen Haustruppen besetzen dürfe. Ueber die Ansprüche des Herzogs von Zweybrücken und des Churfürsten eröffnete er eine Unterhandlung mit dem Wiener Hofe. Sie zerschlug sich bald. Weil der Kaiserliche Hof standhaft die Gültigkeit seiner Anforderungen behauptete, und König Friedrich auf dem Grundsatz beharrte: Bayern müsse ungetheilt bleiben, so ergriff man die Waffen. Dießmahl zogen zwey Heere gegen einander, denen der Ruhm der besten Truppen nach aller Einstimmung gebührte. Beyde hatten die größten Kriegshäupter. König Friedrich von Preussen, im Kriege alt geworden, ein gewohnter Sieger, mit geübten Anführern und Soldaten; Kaiser Joseph II., dem Muth nach ein Held, von grossen Kriegshelden gebildet, und von Männern begleitet, die vor Friedrich standen, mit ihm fochten, und ihm auch schon manchen Sieg abgefochten hatten. Daher war allgemeines Warten auf den Ausgang eines Treffens. Aber eine Kunst vereitelte die andere, so, daß von keiner Seite ein allgemeiner Angriff gewagt

wurde. Einzelne Corps schlugen sich mit einander, so, daß Jedermann auch an diesen Gefechten sehen konnte, beyde Völker haben zu kriegen und zu siegen gelernt. Nach verschiedenen Zügen, die von standhafter Behutsamkeit beyder Parteyen zeugten, zog sich zu Ende des Sept. Prinz Heinrich nach Sachsen, und der König nach Schlesien zurück. Bey diesem Rückzuge, dessen gute Ordnung und Einrichtung selbst der Gegentheil lobte, fielen nur unbeträchtliche Scharmützel vor. Beyde Theile sorgten für die Sicherheit der Gränzen von Böhmen und Sachsen, durch die vortheilhafteste Verlegung der Völker in die Winterquartiere.

Maria Theresia hatte nur ungern zu diesem Kriege ihre Einwilligung gegeben. Ihr Alter, wie sie selbst gestand, machte sie ängstlich, ihrem zärtlichen Mutterherzen bangte für das Leben ihrer Söhne Joseph und Maximilian, und ihres Schwiegersohnes, des Herzogs von Sachsen-Teschen, die sich bey dem Heere befanden. Ohne Vorwissen ihres Sohnes Joseph ließ sie daher dem Könige von Preussen Friedensvorschläge thun. Als sie dem Erstern davon Nachricht gab, wurde er so aufgebracht, daß er seiner Mutter zuschrieb: „wenn sie Frieden mache, so würde er niemahls nach Wien zurückkehren, und lieber in Aachen oder an einem andern Orte, entfernt von ihr, seine Residenz aufschlagen.“ Die Kaiserin wollte ihn durch seinen Bruder, den Großherzog Leopold, der eben damahls in Wien angekommen war, beruhigen lassen. Der Großherzog reiste zu dem Heere nach Böhmen; aber der Erfolg von dieser Zusammenkunft war, daß das bisherige Einverständniß der beyden Brüder dadurch gestört wurde. Der Krieg gieng also fort und schien erst beym Anbruche des Winters recht lebhaft werden zu wollen. Doch die Besorgnisse der geängsteten Völker sollten dießmahl gehoben werden. Friedrich wünschte den Frieden eben so lebhaft, wie Theresia. Seine grössere Aufmerksamkeit auf das innere Wohl seiner Staaten, seine Jahre, selbst sein erworbener Ruhm machten ihn dem Kriege abgeneigt. Er wandte sich an die Kaiserin Catharina von Rußland, um durch ihre Vermittelung den Frieden wieder herzustellen. Catharina sah sich durch den Gedanken geschmeichelt, Einfluß auf Teutschlands Angelegenheiten zu gewinnen; sie ließ daher in Wien und in Regensburg erklären, sie ersuche die Kaiserin Königin, die Reichsfürsten wegen ihrer Beschwerden, und besonders wegen ihrer gerechten Klagen über die Besetzung Bayerns, zufrieden zu stellen; sonst würde sie genöthigt seyn, ihre Verpflichtungen gegen den König von Preussen zu erfüllen, und ihm das vertragsmäßige Hülfscorps zu senden.

Ganz anders wirkte diese Erklärung auf Maria Theresia, als auf ihren Sohn Joseph. Die alte Kaiserin, welcher der Krieg doppelt peinlich war, theils weil sie den Abend ihres Lebens ruhig und ohne ängstliche Besorgnisse für das Leben der Ihrigen zu verleben wünschte, theils weil sie bereits ihre Kassen erschöpft und die Anlehen ohne schnellen Fortgang sah, sehnte sich bey dieser Bedrohung mit der Vermehrung ihrer Feinde um so

mehr nach Frieden. Joseph hingegen sah in diesen Drohungen ein erwünschtes Mittel, seine Mutter zur Verstärkung des Heeres mit 80,000 Mann zu zwingen, und Oestreichs Macht auf einen desto glänzenderen Fuß zu setzen. Aber seine Vorstellungen von dieser Nothwendigkeit waren bey seiner Mutter verloren; sie bat vielmehr Frankreich, die Vermittelung zu übernehmen; ja sie bewarb sich sogar um Catharinens Vermittelung und durch einen sonderbaren Zufall war das Schreiben von Wien an den Hof von Petersburg, und die Erklärung dieses Hofes zu gleicher Zeit abgegangen und fast an einem Tage an den Orten ihrer Bestimmung angekommen. Der König von Preussen, welchem die 16,000 Mann Russischer Hülfstruppen jährlich drithalb Millionen kosten sollten, wünschte dieser theuern Gäste entbehren und sein Geld behalten zu können; daher sandte er sehr gemäßigte Vergleichsvorschläge an den Französischen Staatsminister Maurepas, welche dieser nach Wien beförderte. Joseph erklärte sich zwar gegen ihre Annahme, aber Maria Theresia unterzeichnete sie. Damit war man über die Präliminarien des Friedens im Reinen. Die völlige Herstellung desselben fand aber noch grosse Schwierigkeiten, als sich bereits die Gesandten der interessirten und der vermittelnden Fürsten im März 1779 zu Teschen versammelt hatten. Die meisten Hindernisse legte Joseph in den Weg, der durchaus den Krieg fortsetzen wollte. Desto mehr Interesse hatten alle übrige Theilnehmer, ihn bald zu endigen. Er wurde am 3. May 1779 unterzeichnet, und Oestreich erhielt dadurch den Theil von Bayern, der zwischen der Donau, dem Inn und der Salza liegt.

Maria Theresia empfand über den geschlossenen Frieden ein ausserordentliches Vergnügen, und beschäfftigte sich nach wiederhergestellter Ruhe ganz mit der Verbesserung und Beglückung ihrer weitläuftigen Staaten. Allein die Schwächen des Alters stellten sich allmählich ein, und erinnerten sie an den Tod. Nicht ohne einige Bangigkeit und Furcht sah sie ihrer Auflösung entgegen. Die natürliche Schwäche des Alters, und dann die Besorgniß, ihr Thronfolger möchte einige Veränderungen vornehmen, von welchen ihr ahnete, und die ihrem Herzen zuwider waren, mögen die Ursache gewesen seyn. Auch als sich der Tod ihr allgemach näherte, konnte sie sich nicht sogleich fassen. Sie wurde im November 1780 von einem Katarrh befallen, der von heftigen Beklemmungen der Brust begleitet war. Die gebrauchten Heilmittel schienen Anfangs Linderung zu verschaffen; allein die Krankheit nahm zu. Die Nächte wurden unruhig und schlaflos zugebracht. Umsonst bat sie die Aerzte, ihre Kunst aufzubieten. Der Tod siegte. Als man ihr seinen grausamen Triumph für gewiß ankündigte, zeigte die Religion ihre Stärke. Sie besprach sich noch einige Stunden lang mit ihrem Thronfolger, der in diesen Augenblicken Nichts als Sohn war. Gestützt auf seine Schultern ließ sie sich an ein Fenster führen, um die kalte Luft, die sie von je her geliebt hatte, noch einmahl

zu genießen. Der Tag war in Nebel gehüllt, und Theresia scherzte: „Das Wetter ist eben nicht das günstigste zu einer so fernen Reise.“ Als ihr Auge brach, fragte sie: „Sind das die letzten eigentlichen Todeszüge?“ Auf die Antwort des Arztes, daß dieß noch nicht die letzten wären, seufzte sie: „Nun so müssen die letzten dennoch sehr schwer seyn.“ Nach einem lebhaften Kampfe, der sie gewaltsam emporstemmte, sank sie leblos auf's Ruhebett zurück, und Joseph sammelte noch den letzten Hauch in einem Kusse auf. Sie verschied am 29. November 1780 Abends gegen 9 Uhr, im 64. Jahre ihres Alters und im 41. ihrer Regierung.

Groß ist die Summe des Guten und Nützlichen, das Maria Theresia stiftete. Sie war eine merkwürdige Prinzessin, so schön als fromm, so fromm als wohlthätig, so wohlthätig als weise. Als Frau gehörte sie zu den liebenswürdigsten ihres Geschlechts, aber oft erhob sich ihr Character über die Stärke eines Mannes. Die Entschlossenheit, womit sie nach dem Tode ihres Vaters ihre Erbschaft gegen so viele Ansprüche behauptete, setzte ganz Europa in Staunen. Ueber kleinliche Furcht zeigte sie sich immer erhaben, bis der Zahn des Alters an ihrer Körperkraft nagte; aber zu sanguinischen Hoffnungen erhob sie sich leicht beym Lächeln des Glücks. Ihr Gefühlsvermögen war sehr reizbar. Sie liebte mit Innigkeit und haßte mit Heftigkeit; doch war sie in dem Erstern beständiger, als in dem Zweyten. Ehre und Macht hatten für sie sehr viel Lockendes, und sie war stolz auf ihre Würde und die Grösse ihres Hauses. Sie weinte Freudenthränen, wenn sie davon hörte, wie ihre Kinder von aller Welt angebetet wurden. Dieser Familienstolz, und ihr lebhaftes Gefühl überhaupt, war Ursache, daß sie alle Fürsten, welche sie bekriegten, für ihre persönlichen Feinde hielt. Ihr lebhaftes Temperament brach oft in Jachzorn, Strenge und Unerbittlichkeit aus; aber sobald diese schnellen Bewegungen vorüber waren, suchte sie augenblicklich das wieder gut zu machen, was sie in der unbändigen Hitze allenfalls verdorben hatte. Mit Bewußtseyn that sie Niemand Unrecht, und ihre Gerechtigkeitsliebe war so unparteyisch, daß sie gewiß ihren Ansprüchen entsagt haben würde, sobald man sie von ihrem Unrecht hätte überzeugen können, sollten auch ihre Vortheile und ihre Ehre darunter gelitten haben.

Maria Theresia ist vielleicht das größte und einzige Beyspiel in der Geschichte von einer Monarchin, über welche die Vernunft und Religion mehr Gewalt hatten, als der natürliche Trieb eines starken Temperaments, und die Schmeicheleyen der unumschränkten Gewalt. Ihr Gemahl, den sie aus Zuneigung gewählt hatte, war Einer der liebenswürdigsten Männer zu seiner Zeit, und von der Natur vortrefflich ausgerüstet, die Gunst einer Dame zu behaupten. Nie erlaubte sie sich einen zweydeutigen Blick auf einen andern Gegenstand, als den ihr die Religion zu lieben gebot. Aber ihre heftige Liebe machte dem gu-

ten Franz doch zuweilen eine bange Stunde, wenn der Dämon der Eifersucht die Kaiserin geisselte. Man weiß nicht, wie viel Anlaß Franz dazu gegeben; aber man kannte einige Frauenzimmer, die sich aus der Stadt entfernen mußten, bloß weil der gegen Jedermann, und besonders gegen die Damen, sehr höfliche Kaiser denselben einige vertrauliche, und vermuthlich ganz unschuldige Complimente gemacht. Nach seinem Tode entsagte sie allem Genuß der Liebe, und blieb dem Gelübde, ihn ewig zu betrauern, unverbrüchlich treu. Sie gieng seitdem immer schwarz und ohne allen Schmuck.

Die Oestreichische Monarchie, die bey ihrem Regierungsantritte sich in einem Stande der Erschlaffung befand, gewann unter ihrem Scepter neues Leben, und ein flüchtiger Blick auf die neuen Einrichtungen und Reformen, die sie schuf, zeigt von ihrer ruhmvollen Regententhätigkeit. Sie errichtete den Staatsrath für die inländischen Geschäffte; brachte das erste Urbarium über ihre Teutschen Provinzen zu Stande; verminderte die Frohndienste in Böhmen und Oestreich; hob Tortur, Hexenprocesse und Inquisition auf; unterstützte den Ackerbau, die Schafzucht, die Seidenpflege, die Bienenzucht, den Bergbau; setzte viele Tausende Teutscher Colonisten im Bannat und in Gallizien an; und begünstigte, zur Vermehrung der Bevölkerung, die Soldatenehen. Sie ließ Canäle graben, Strassen anlegen, Flüsse schiffbar machen, errichtete Fabriken, Jahrmärkte, Stutereyen und eine Börse; verbesserte das Münzwesen; schränkte den Aufwand, besonders bey der Trauer, und das Spiel ein, setzte die Todesstrafe auf den Zweykampf, beförderte die Pockenimpfung, baute mehrere Städte nnd Festungen, und legte Dörfer zu Hunderten an. Unter ihr wurden die Normalschulen eingeführt, Lehr- und Erziehungsanstalten für Soldatenkinder, für Waisen, für bürgerliche und adeliche Mädchen, Ritter-, Militär- und Künstlerakademieen errichtet, und die gelehrten Schulen und Universitäten verbessert. Sie arbeitete mit Ernst daran, sowohl eine gebildetere, als sittlichere Generation zu schaffen, und wachte vorzüglich über Keuschheit und Reinheit der Sitten. Patrioten, Helden, Staatsmänner und Gelehrte wurden von ihr belohnt und durch Denkmahle verherrlicht. Das Kriegswesen erreichte unter ihr einen hohen Grad von Vollkommenheit und die Oestreichische Artillerie wurde eine der furchtbarsten in Europa. Die Armee, welche beym Antritte ihrer Regierung etwa 40,000 Mann stark gewesen war, zählte am Ende derselben nahe an 300,000 Streiter.

Durchdrungen von der Wichtigkeit der Bestimmung, die ihr zugefallen war, widmete sich Maria Theresia mit unermüdeter Thätigkeit den Geschäfften der Regierung. Sie stand, wenn sie gesund war, sehr früh auf, gieng zuerst in das Zimmer ihrer Kinder, wozu sie den Schlüssel hatte, und erkundigte sich nach aller Befinden. Hierauf arbeitete sie mit dem Kaiser in ihrem Arbeitszimmer, expedirte die dringendsten Sachen und

warf die gesiegelten Pakete durch kleine Fenster in das nächste Zimmer auf einen Tisch, wo die Secretäre der verschiedenen Stellen sie zu bestimmten Zeiten in Empfang nahmen. Zwischen 9 und 10 Uhr frühstückte sie Kaffee mit Milch, den eine Französin, die lange in ihren Diensten war, verfertigte. Dann gieng sie in die Messe. Bey dem Hin- und Hergehen nahm sie Bittschriften an, worauf sie entweder sogleich, wenn die Sache nicht von Belang war, oder nach einigen Tagen, wenn erst irgend einer Stelle mußte Bericht abgefordert werden, Bescheid ertheilte. Am Putztische hielt sie sich, ausser an Ceremonieen- oder Gallatagen, nicht lange auf. In ihrem schönsten Putze erschien sie gewöhnlich an dem Geburtstage des Kaisers, ihres Gemahls. Die ganze Kaiserliche Familie speiste gewöhnlich an einer runden Tafel zusammen, zu welcher auf dem Lande fast immer Damen, Minister und Militärpersonen vom ersten Range gezogen wurden.

Jede Woche gab Theresia zwey- bis dreymahl öffentliche Audienz, ohne Rücksicht auf den Stand der Personen. Hier entfaltete sie Alles, was die Menschheit Rührendes hat; hier empfieng die unglückliche Witwe die Belohnung für die Dienste ihres entseelten Gemahls; hier stellte sie älternlose Kinder nach ihrem Stande bald im Theresianum, bald bey Regimentern, bald bey Hofstellen an; hier erhielten Mädchen Aussteuern und Versorgungen für ihre künftigen Männer oder auch, nach ihrer Neigung, Stellen in Klöstern; hier berückte sie aber auch die geheuchelte Frömmigkeit und die Verschwendung, gehüllt in das Gewand der Unschuld. In diesen dem Wohlthun geweihten Stunden wurden Ungerechtigkeiten wieder gut gemacht; hier zeigte die Kaiserin alle Züge ihres guten und grossen Herzens. Dieß war die Zeit, wo der Bürger den Segen des Himmels auf seine Beherrscherin herabflehte, dieß der Ort, den sie selbst oft mit Thränen in den Augen verließ.

Personen, welche in ihrem nähern Umgange waren, stellten ihr vor, so lange Gehöre könnten ihrer Gesundheit schaden, unbescheidenen Klagen würden Thüren und Thore geöffnet, selbst auf ihre obersten Staatsdiener könne der Verdacht fallen, als wenn sie die Befehle ihrer Majestät nicht treu genug erfüllten. Sie ließ sich dadurch bewegen, das öffentliche Gehör eine Zeitlang einzustellen. Darüber entstanden Klagen. Rechtliche Bürger glaubten, das Herz ihrer Regentin sey ihnen verschlossen. Leute, welche sich ohne Verdienst dieser Gelegenheit bedienten, der Gütigen abzulocken, was ihren Wünschen gemäß war, machten Lärmen über Lärmen. Man wandte sich daher an den Hofprediger, einen Jesuiten, welcher versprach, diese Klagen vor den Thron zu bringen. Er sandte, dem Herkommen gemäß, seine Predigt, welche er einige Tage nachher hielt, an die Kaiserin. Sie, von der Redlichkeit und Vorsichtigkeit des Redners überzeugt, sandte sie ihm mit ihrem eigenen Federzuge wieder zurück. Die Predigt handelte von den Pflichten der Regenten gegen ihre Unterthanen, und folgende Stelle war darin, welche der Redner

vorzüglich heraushob: „Wie können Fürsten erfahren, was ihre Völker drückt, wenn sie sich aller Augen entziehen und hinter unzugängliche Mauern verbergen? — Könige der Erde, seyd die Väter der Armen, der Witwen und der Waisen! hört ihre Klagen, helft ihnen! oder legt eure Kronen nieder! Laßt ihr diese Pflicht unerfüllt, so seyd ihr unwürdig, sie zu tragen.“ Diese Worte, mit Nachdruck gesprochen, machten tiefen Eindruck auf die Versammlung, den tiefsten aber auf das gute Herz der Kaiserin. Sie zerfloß in Thränen und sagte beym Herausgehen: „Alle Thüren meines Palastes sollen den Unglücklichen offen stehen; ich will sie von nun an wieder selbst anhören.“ Am folgenden Tage kamen drey der angesehensten Jesuiten zur Kaiserin, um sich die Erlaubniß zu erbitten, den Redner züchtigen zu dürfen. Die Kaiserin erwiederte: „Er hat Nichts als seine Schuldigkeit gethan; ich werde die meinige auch thun. Laßt ihn in Frieden, und wisset, daß ihr mir für sein Leben verantwortlich seyd.“ Ein so edles, grosses Herz mußte so sprechen, und der brave Redner war werth, zu einem solchen Herzen zu sprechen.

Theresia kannte überhaupt kaum ein grösseres Vergnügen, als Unglücklichen zu helfen, Thränen zu trocknen und häusliche Noth zu lindern. Ihre Wohlthätigkeit gieng fast bis zur Verschwendung. Sie versagte keiner Seele, die litt, ihre Hülfe, und dem Geringsten ihrer Unterthanen stand der Weg offen, seine Leiden zu klagen. Ihr grosses Herz wünschte Jeden glücklich zu machen, und unter den Begriffen von Glücksgaben stand das Geld oben an. Sie beschenkte mit vollen Händen Jeden, der sich ihr flehend nahte. Sie fand eine wahre Wollust im Verschenken, und wenn sie durch die Stadt fuhr, so kam sie keine hundert Schritte weit, ohne Geschenke auszutheilen. Ihr Hauszahlmeister hatte ihr fast Nichts als Rechnungen von Almosen vorzulegen. Für die öffentlichen Stiftungen zeigte sie sich wirklich als Kaiserin. Die Bibliothek, die Schulen, die Kranken- und Armenhäuser kosteten sie unermeßliche Summen.

Wo die Kaiserin Verdienste gewahrte, da war sie auch immer bereit, dieselben zu belohnen. Die Anstalten, die sie gestiftet hatte, betrachtete sie öfters in der Nähe, sah auf ihr Gedeihen und erkundigte sich mit einer mütterlichen Sorgfalt nach dem Verhalten und den Bedürfnissen derer, die auf Kosten des Staats erzogen wurden. Einst besuchte sie das Cadettenstift und fragte den Director: „welcher von meinen lieben Söhnen führt sich am Besten auf?“ — „Eure Majestät, war die Antwort, sie führen sich alle gut auf; der junge Vukassovich aber am Männlichsten.“ Dieß sagten auch die Exercitienmeister. „Brav, junger Dalmatier, rief die Monarchin, — aber ich möchte ihn fechten sehen; nehme er einmahl das Rapier!“ So unkriegerisch er vorher vor der Monarchin stand, so majestätisch ward sein Antlitz, als er das Rapier ergriffen und sich in Positur gesetzt hatte, da er denn fast über Alle den Sieg davon trug.

Der Sieger erhielt von der Monarchin zwölf Ducaten, und da sie in vierzehn Tagen wieder kam und ihn vorrufen ließ, so bezeugte er sich kleinmüthig und zitterte. Lächelnd sagte die Monarchin: „Hat er etwa das Geld verspielt oder wo hat er's?" „Ich habe es meinem Vater geschickt," antwortete er bescheiden. Kaiserin: Wer ist denn sein Vater? Vukassovich: Mein Vater war Lieutenant, hat resignirt, und lebt nun ohne Pension sehr kümmerlich in Dalmatien; ich glaubte von der Gnade Eurer Majestät keinen bessern Gebrauch machen zu können, als wenn ich meinen armen Vater unterstützte. Kaiserin: Edler Knabe! — nehme er Dinte, Feder und Papier, und schreibe er:

„Liebster Vater,

Den Brief, den ich Ihnen hier schreibe, dictirt mir die Kaiserin. Meine Aufführung, mein Fleiß, und besonders meine kindliche Liebe gegen den armen Vater haben der Kaiserin so wohl gefallen, daß der Herr Vater von dieser Stunde an eine jährliche Pension von 200 Gulden bekommen wird, und ich so eben wieder ein Geschenk von 24 Ducaten erhalte."

Die wohlthätige Gesinnung der Kaiserin war so allgemein bekannt, daß sie immer und von allen Seiten veranlaßt ward, Almosen auszuspenden. Aber unzählige Mahl wurde ihre Güte gemißbraucht, und niedrigdenkende, boshafte und heuchlerische Menschen eigneten sich das zu, was dem wahrhaft Armen und Nothleidenden zum Theil entzogen wurde. Das müßige Gesindel, Gassenjungen, liederliche Dirnen, unverschämte Menschen, welche mit den gesundesten Gliedern Krüppel, Bucklichte und Preßhafte jeder Art nachäfften, lauerten an allen Gassenecken, wenn sie ausfuhr. Sie verschnellte, so nannte man es in Wien, jährlich mehr Ducaten für diesen Abschaum der Menschen, als mancher Monarch zur Belohnung des gealterten Verdienstes verwendet. Ausser dem Ducatenschnellen gab es noch einen zweyten Talisman, durch welchen sich andere Hungrige ihre Tafel decken ließen; er hieß der Kammerbeutel. Mancher Würdige erhielt zwar auch aus demselben Unterstützung; aber die unverschämten Heuchler, Müssiggänger und Tartüffe wurden doch am Meisten aus demselben gemästet. So Mancher, der seinen grossen Amtsgehalt verpraßte und sich mit Schulden belud, zog unter dem Schutze einer Hofschürze reiche Unterstützungen aus dem Kammerbeutel; so manche andere Angestellte wußten durch die rechte Benützung der Schliche zu ihren Besoldungen jährliche Zulagen aus demselben zu erhalten. Viele Weiber erbettelten sich, besonders zur Zeit der Schwangerschaft, monathliche Zahlungen, manche Männer bey dem Tode ihrer Weiber oder Kinder die Begräbnißkosten und die Bezahlungen der Apotheke aus demselben. Gegen die Witwen, besonders die vom Adel, war Theresia vorzüglich freygebig. Sie gab eine ungeheuere Menge Pensionen zu 6000 Gulden, und unter denen, welche so ansehnliche Pensionen genossen, waren viele Witwen von Obersten, Hofräthen und dergleichen mehr. Weil sie auf Hoheit hielt, so

wollte sie, daß Jedermann seiner Geburt und seinem Stande gemäß leben sollte.

Es ist ein Unglück für die Menschheit, daß auch die geringsten Schwachheiten der Regenten auf das Glück ihrer Staaten Einfluß haben können, und daß oft die kleinsten Personalgebrechen die größten politischen Mängel sind. Unter der Regierung einer so guten Fürstin hätte das Verdienst nicht darben, die Tugend nicht gedrückt werden, das Laster nicht triumphiren sollen. Und doch war das oft der Fall, so sehr auch Theresia jede Ungerechtigkeit verabscheute, die sie kannte. Aber bey den vielen Kenntnissen, die sie besaß, fehlte es ihr an jener, welche unter allen zum Regieren die nothwendigste ist, nämlich an der wahren Kenntniß der Menschen. Sie ward, nach der ehemahligen Gewohnheit ihres Hauses, im Dunst der Hoheit erzogen, wodurch sie nie mit ihrem Blick in die Verhältnisse des bürgerlichen Lebens, in die Angelegenheiten der untern Volksclassen, und in das wahre Interesse der Nation eindringen konnte. Ihre ganze Erziehung war dazu angelegt, sie den falschen Vorstellungen der Schmeichler, den Betrügereyen der Pfaffen und den Vorurtheilen Preis zu geben, welche die Adelichen und Bürgerlichen, die Priester und Layen, zu wesentlich verschiedenen Menschenarten machen. Schmeichler und Pfaffen verleiteten sie zu Gewaltthätigkeiten, die ihr Herz verabscheut haben würde, wenn sie dieselben im rechten Lichte gesehen hätte. Ihre Staatskunst, wahrscheinlich eine Ausgeburt ihres höchstwohlwollenden Herzens, dem aber keine über die Uebel der von Jugend an eingeprägten Vorurtheile erhabene Vernunft zur Seite stand, schien auf diesem Grundsatze zu beruhen: „Mache dein Volk glücklich! und du wirst es glücklich machen, wenn du es aus deinem irdischen Reiche in das himmlische einführst.“ Daher sie nicht sowohl auf Fähigkeit und Moralität, als vielmehr auf Religion ihrer Staatsdiener sah; daher so manche ungerechte Handlungen gegen ihre nicht Katholischen Unterthanen; daher ihre übertriebene Achtung, ihre oft blinde Hingebung an den Clerus, als das Werkzeug der Ausspendung überirdischer Gaben, als den Leiter zum Himmel; daher ihre Gnadenbezeigungen gegen diejenigen, welche das Gewand der Religiosität um sich warfen; daher ihre verschwenderischen Gnadenbezeigungen gegen diejenigen, welche von Geistlichen ihr zur Gnade waren empfohlen worden; daher endlich so viele Versuche, die Nichtkatholischen für die Katholische Religionsform zu gewinnen.

Unter dem Deckmantel der Religion wurde es Pfaffen, Beichtvätern, scheinheiligen Betrügern und andächtigen Damen nicht schwer, die fromme Kaiserin zu berücken, und sie zu schädlichen Maßregeln zu verleiten. Einige vornehme Damen, von Neugierde gereizt, hatten, in Mannspersonen verkleidet, bey einer Freymaurerloge um die Aufnahme angesucht und waren bey der Prüfung nicht bestanden. Die Abweisung reizte ihre Rachsucht. Sie wußten den Freymaurerorden der Kaiserin in einem so ver-

haßten Lichte und so nachtheilig für die Religion vorzuspiegeln, daß diese unter der Anführung eines Oberstlieutenants Kürassiere absendete, um eine der Hauptlogen zu zerstören. Da aber der Oberstlieutenant Reichsfürsten, fremde Gesandte und mehrere Personen vom ersten Range in der Loge fand, so führte er nur, um doch seinen Auftrag zu erfüllen, einige bürgerliche Mitglieder als Gefangene mit sich fort, welche auch wieder in Freyheit gesetzt wurden; doch verbot Theresia den fernern Besuch der Logen. — Von einem zweyten Orden, der sich die Brüderschaft des wahren Kreuz- und Sternordens nannte, wurde ihr nicht weniger viel Böses gesagt. Diese Brüderschaft, deren Vorsteher sich Theophilus, von Gottes Gnaden Viceroi von der mitternächtigen Monarchie, nannte, sollte in ihren geheimen Zusammenkünften allerley abergläubische, mit der christlichen Religion streitende und dem Wohle des Staats nachtheilige Dinge verhandeln. Der Graf von Schlick wurde zur Untersuchung dieser Sache abgeschickt. Er fand sie aus sechs Personen bestehend, und als ihren Zweck — die unselige Goldmacherey. Fünf dieser Glieder wurden gefangen genommen und nach Verzichtleistung auf ihre verderbliche Kunst entlassen, der sechste hatte sich durch die Flucht der Gefangennehmung entzogen.

Bey einem unbedeutenden Aufstande der Bauern in einigen Böhmischen Kreisen wollte der Kaiser Joseph den Weg der Güte einschlagen. Er kannte die wahre Lage dieser armen Sclaven, die selbst nicht wußten, was sie wollten, und bloß vom Hunger herumgetrieben wurden. Man konnte ihnen Wenig mehr zur Last legen, als daß sie einige Baronen aus den Betten gejagt hatten. Die Weiber der Böhmischen Edelleute vermochten mit einigen geborgten Thränen die Kaiserin dahin, daß man Soldaten gegen die sogenannten Rebellen anrücken ließ, und daß viele als Hochverräther aufgehängt wurden, die im Grunde Nichts, als Opfer ihres Hungers waren. Es war um die Zeit der bekannten Mißjahre (1771 und 1772), wo sich eine Theuerung über ganz Europa ausbreitete, die besonders in dem so getreidereichen Böhmen eine schreckliche Hungersnoth veranlaßt hatte. Der Kaiser wußte, daß der Geist der Güterbesitzer, besonders der Pfaffen, die vornehmste Ursache dieser Hungersnoth war. Um das Schicksal seiner Böhmen zu erleichtern, drang er auf die Aufhebung der Leibeigenschaft; allein die Anhänglichkeit seiner Mutter an den Adel widersetzte sich diesem heilsamen Entwurf. Sie glaubte gegen ihr Gewissen zu handeln, wenn durch die Ausführung desselben ein kleiner Theil ihrer Unterthanen nur das Kleinste von seinem Einkommen verlieren sollte, und bedachte nicht, daß der Adel und die Pfaffen den Schweiß und das Blut so vieler tausend ihrer Unterthanen in Müssiggang verschwelgten.

Je weniger das Auge der Monarchin ihre weitläuftige Monarchie umfassen konnte, um so öfter wurden in der Ferne von raubsüchtigen Satrapen, Ungerechtigkeiten verübt, die sie

entweder gar nicht, oder nur sehr unvollkommen kennen lernte. In keiner ihrer Provinzen war dieß mehr der Fall, als im Bannat. Sie hatte dem General Engelshofen die Administration dieses Landes aufgetragen, mit der freyen Vollmacht, alle Stellen zu besetzen. Engelshofen machte zwey seiner Livreebedienten zu Räthen und einen zum Hofrathe, andere zu Canzellisten. Diese Kinder des Glücks benützten dieses so gut, daß sie bey dem Aufwande des Wohllebens noch grosse Reichthümer sammelten. Sie verschlangen die Einkünfte der Fürstin, welche jährlich Summen zur Bestreitung der öffentlichen Ausgaben in das Bannat senden mußte; sie trieben den Holzhandel in der Provinz; sie gruben Bergwerke, bauten Häuser, legten Gärten an, Alles für sich, und der Bewohner des Bannats, der arme Wallache, mußte zur Frohne die Arbeit thun. Sie und ihre Dienerschaft durchstrichen das Land, so oft es ihnen gefiel; Wagen, Pferde und Unterhalt mußten die Dorfschaften liefern. Sie empfiengen die Vergütungen für den an das Militär abgelieferten Mundvorrath und die übrigen Bedürfnisse; aber der Unterthan, welchem die Bezahlung bestimmt war, empfieng so viel, als Nichts. Ihre Schändlichkeit gieng so weit, daß, da die Wallachen Leibeigene der Krone waren, sie dem ersten Bauer, welcher 30 Gulden erlegte, jedes Bauerngut, das er verlangte, übergaben und den bisherigen Anbauer mit Weib und Kindern aus dem Besitzthume verjagten. Aus diesem Allen wird es begreiflich, wie jeder Fleiß erstickt, der Ackerbau und die Bevölkerung gehemmt, jede Anhänglichkeit an das Vaterland vernichtet, Neigung zum Rauben und zur Empörung erregt werden mußte.

Es genügte aber den saubern Landesverwaltern nicht, ihre Barbarey so weit getrieben zu haben; sie verläumdeten die Einwohner des Bannats auch bey ihrer Monarchin, wälzten die Schuld des schlechten Zustandes von sich auf die Einwohner und auf die schlechte Beschaffenheit des Bodens, welcher doch höchst ergiebig ist, beschuldigten sie des Rebellionsgeistes, der Halsstarrigkeit, der Verrätherey, des Müssigganges, der Faulheit und jedes Lasters. Sie ließen das Klaggeschrey der Bedrängten nie bis zu den Ohren der edlen Fürstin gelangen. Endlich fanden doch die Unglücklichen einen Freund, der ihr Vertreter wurde, und den Kronprinzen Joseph mit ihrer Lage und mit den Schändlichkeiten der Administration bekannt machte. Die Kaiserlichen Aeltern hatten damahls beschlossen, ihren erstgebornen Prinzen eine belehrende Reise antreten zu lassen. Der Prinz schlug vor, seine erste Reise durch Ungarn zu machen, und erhielt die Erlaubniß dazu. Er eilte nach dem Bannat, überraschte die Satrapen, ehe sie es ahneten, lud alle Unterthanen, welche gegründete Ursache zum Klagen zu haben glaubten, vor sich und fand, daß die Landesverwaltung sich unglaublicher Verbrechen schuldig gemacht hatte. Er schilderte seiner Mutter die Lage der Dinge und erhielt von der Edlen leicht die Erlaubniß, Alles anzuordnen, was zur Vertilgung der alten Uebel und zur

Begründung des dauerhaften Wohls der Unterthanen nöthig wäre. Die alte Administration wurde cassirt, Graf Klary an die Spitze der neuen gesetzt, die Leibeigenschaft aufgehoben, jedem Bauer sein besessenes Gut als Eigenthum unentgeldlich überlassen, jedem Richter eine Steuertabelle zur Regulirung der Abgaben, und die Frohnen an den Steuern abzurechnen befohlen, und verordnet, daß Jeder, welcher in öffentlichen Geschäfften Vorspann gebraucht, dafür Billette ausstellen solle, welche beym Abtragen der Steuern von dem Besitzer anstatt baaren Geldes angenommen werden sollten. So wurde selbst der Möglichkeit künftiger Bedrückungen vorgebeugt.

Es gereicht Theresien zum unsterblichen Ruhme, daß ihr die unbestochene Geschichte das Zeugniß giebt, sie habe mit Bewußtseyn nie Unrecht gethan. Was ihr Verstand als gut erkannte, das war sie immer zu thun bereit, aber zu beklagen war es, daß ihr zum Oeftern durch Beichtväter, Kammerfräulein und Hofschranzen der rechte Gesichtspunct verrückt wurde. Die Erstern besonders stifteten viel Böses und verfolgten Zwecke, die das Wohl des Landes nicht beförderten. Sie leiteten die Frömmigkeit der guten Fürstin zur Bigotterie und zu einer gewissen Unduldsamkeit gegen die Protestanten; daher auch diese unter ihrer Regierung nach Siebenbürgen verwiesen wurden und viele andere Bedrückungen erfuhren. Sogar die Protestanten in Ungarn, welche alte Privilegien für ihre Religionsfreyheit aufzuweisen hatten, wurden durch die Kaiserin bey ihren wiederhohlten Klagen über Beeinträchtigung ihrer Rechte und über erlittene Bedrückungen von der Katholischen Geistlichkeit nur mit leeren Vertröstungen hingehalten. Erst spät erhielten unter ihr Protestanten auch auf Oestreichischen Universitäten die Doctorwürde. Dagegen gab sie doch auch manche auf Religion Beziehung habende Verordnung, welche keine blinde Vorliebe für das Herkommen, sondern eben sowohl Menschlichkeit, als Staatsklugheit verrieth. So gebot sie, daß Niemand, ohne Beystimmung der bürgerlichen Obrigkeit, wegen Ketzerey oder anderer Ursachen mit dem Kirchenbann belegt werden sollte, verbot in Ungarn das Begraben der Todten in den Kirchen und innerhalb der Ringmauern der Städte, bewirkte beym Papst das Abschaffen vieler Feyertage, verbot die Vermehrung der geistlichen Güter, hob überflüssige Klöster und Wallfahrten auf und gewährte den Juden, Griechen und Unitariern Toleranz. Ueberhaupt fielen in ihre Regierung wichtige Veränderungen in der Römischen Kirche, wohin auch die Aufhebung des Jesuitenordens gehört, in welche sie ebenfalls willigte. Es ist noch zum Schluß zu bemerken, daß sie keinen Geistlichen je zur Würde eines Staatsraths beförderte, weil dieser durchaus nicht in den Staatsrath gehört. Hätte sie doch diese sich selbst vorgeschriebene Regel zum Hausstatut für alle ihre Nachfolger erhoben!

So konnte Theresia den Thron mit dem frohen Bewußt-

seyn verlassen, das Gute nicht bloß gewollt, sondern auch mit redlichem Herzen gethan zu haben, so weit sie es erkannte. Ihr Andenken bleibe im Segen!

Der Kaiserl. Königliche geheime Rath, Freyherr von Prandau, hat chronologische Data zur Geschichte dieser in mehrerem Betracht wahrhaft grossen Frau gesammelt: wenn diese einst bekannt würden, dann wird man es erst übersehen, was sie Alles für den innern Flor ihrer Länder gethan, wie unsäglich viel Gutes sie gewirkt hat.

S. Baur's Lebensgemählde, Th. 6. S. 146.

Theune, Carl Heinrich, Rector zu Brieg, geboren am 5. Januar 1707 zu Stederdorf im Lüneburgischen: sein Vater, Daniel Caspar Theune, war daselbst Pastor. Er studierte zu Halle, wo er im J. 1729 ein Lehrer des Pädagogiums wurde. Im J. 1734 erhielt er das Conrectorat, und 1736 das Rectorat zu Sorau. Von da kam er 1747 nach Brieg, und wurde am 7. August installirt. Er erlebte hier im J. 1764 das 200jährige Gedächtniß des am Gymnasium gelegten ersten Grundsteins, und am 10. August 1769 das zweyte grosse Jubelfest von dessen Einweihung. Mit vielem Nutzen stand er diesem Musensitz bis in sein 1771 erfolgtes Ende vor.

Seine vorzüglicheren Schriften sind:

Fenelon's Gespräche von der Beredtsamkeit. Aus dem Franz. Halle, 1734. 8. — Disquisitio philologico-philosophica de Quinquertionibus litterariis. Halae, 1734. — Progr. de Aonio Paleario Verulano, Sorav. Lusat. 1734. — Progr. von der Freyheit unter den Gesetzen. Ebendas. 1736. — Progr. de Solonis sententia: *Nemo ante obitum beatum* vocari posse. Ibid. 1737. — Progr. de typographiae in rem christianam meritis et peccatis. Ibid. 1740. — Vom nützlichen Gebrauch Teutscher Schriften zu mehrern Uebung der Lateinischen Sprache, 1741. Steht auch in Biedermann's Act. scholast. Bd. I. Th. 3. S. 264. fg. — Pr. de Massilia elegantiae et probitatis sede atque Magistra, 1742. — Die zum Dienst des Heiligthums Holzhauende und Wassertragende Gibeoniter, oder nützlicher Gebrauch der Heiden bey den Christen, aus dem Engl. des Ralph Wenning's übersetzt, Sorau 1742. Ist auch Biedermann's angef. W. Bd. V. Th. 2. S. 122 fg. einverleibt. — Der Weg zur wahren Glückseligkeit, oder der geöffnete Himmel, aus dem Engl. des Ralph Wenning's. Ebendas. 1749. 8. — Kurze Erzählung von dem glorioſen Rückzuge der Griechen aus Asien in ihr Vaterland, unter Anführung des Xenophon. Ebendas. 1745. Ist auch in Dr. Löscher's Destinat. litterar. Lusatic. eingerückt. — Progr. Wie man eine jede Cubische Zahl von 6 Ziffern auf's Höchste die Wurzel ohne Rechnung unfehlbar finden könne. Ebendas. 1746. — Progr. quo Mordochaeus, Hamani cultum a Rege decretum negans, a crimine arrogantiae et pertinaciae liberatur. Sorae 1747. 4. — Pr. de eo, quod Persarum in

educandis Ingenuis instituta commendat. Bregae 1747. — De priscis quorundam Barbarorum saltationibus bellicis, 1748. — Rede von dem Göttlichen in der geheiligten Person Sr. Majestät des Königs Friedrich II. von Preussen an Sr. Maj. Namensfeste, 1750. 4. Wieder aufgelegt in demselben Jahre. — Progr. quo probatur, cultum Hamani a Rege decretum, a Mordochaeo vero eidem denegatum, non fuisse religiosum et idololatricum, 1750. — Vernünftiger Gebrauch der Lehre von den Begriffen, eine Einladungsschrift, 1753. Auch in Hofmann's Schles. Sammlung kleiner Schriften, Th. II, S. 267 — 284. — Pr. quo probatur; sensum communem, nulla institutione munitum, ad rectum rerum omnium dijudicationem non sufficere, 1762. — Pr. Memoria Inaugurationis Gymnasii Regii Bregensis ante ducentos annos etc. Breg. 1769. 4. Steht auch im Gedächtniß und Jubelschr. dieses Gymnas. ꝛc. S. 3 — 24. — Oratio saecularis in Iubil. secundo Gymnas. Reg. Bregens. Ibid. 1769. Steht ebendas. S. 25 — 34.

S. Ehrhardt's Presbyterologie des Evangelischen Schlesiens, Th. 2. S. 121.

**Thoman**, Philipp Ernst, von Hagelstein, ein trefflicher Historienmahler.

Er ward 1657 zu Augsburg geboren, hielt sich 1703 eine Zeitlang in Berlin auf, gieng wieder nach seiner Vaterstadt zurück, und starb daselbst 1726.

S. Paul von Stetten Kunst-Gewerbs- und Handwerksgeschichte der Reichsstadt Augsburg, S. 312. 331. 363. 511. 540.

**Thomasius**, Christian, Doctor der Rechte, Königlich Preussischer geheimer Rath, erster Professor des Rechts, Director der Akademie, und Decan der Juristenfacultät zu Halle, Einer der thätigsten und glücklichsten Beförderer der allgemeinern philosophischen Aufklärung seiner Zeit.

Er wurde am ersten Tage des J. 1655 zu Leipzig geboren, und war der Sohn des so geachteten Professors der Philosophie, Jacob Thomasius, den die Gelehrten nur Θαυμασιον nannten, welchen wir auch als den verdientesten Lehrer Leibnitz's kennen. Er stammte aus einer altadelichen Sächsischen Familie Thomas ab, welche etliche hundert Jahre hindurch die Rittergüter Troschenreut und Wiedersberg erblich besessen, und sich sowohl durch die ansehnlichsten Hof- Gesandtschafts- Kriegs- Universitäts- und Magistratsbedienungen, als auch durch Vermählungen mit andern edlen und Freyherrlichen Geschlechtern in bekanntem Flor erhalten hat. Unser Thomasius studierte Anfangs unter Leitung seines Vaters, und nachher waren Rappolt, Feller und Herrichen seine Lehrer. Durch die Vorlesungen seines Vaters über das Werk des Grotius de jure belli et pacis, und durch das Werk des Samuel Pufendorf de jure naturae et gentium, welches während seiner jugendlichen Epoche erschien, gewann er

früh eine Vorliebe für das Naturrecht, die ihn bestimmte, das Fach der Jurisprudenz zu seinem Hauptstudium zu wählen. Zugleich erwarb er sich eine ausserordentliche Fertigkeit im Disputiren. Eben so früh aber, als er sich für das Naturrecht und die neuern Bearbeiter desselben interessirte, ward er unzufrieden mit der damahls herrschenden akademischen Lehrmethode des Römischen Rechts, die von der Aristotelisch-scholastischen Methode der Philosophen entlehnt war, und er äusserte diese Unzufriedenheit laut und mit sarcastischer Laune. Er gieng auch 1675 nach Frankfurt an der Oder, wo unter andern Stryck sein Lehrer war. Indessen da er hier nicht ganz Befriedigung fand, hielt er nun selbst juridische Vorlesungen, um, wie er sich ausdrückte, durch Lehren selbst zu lernen, und suchte schon damahls das Positive durch das Naturrecht zu verbessern. Nachdem er 1679 Doctor der Rechte geworden, und eine Reise nach Holland gemacht hatte, kehrte er in seine Vaterstadt zurück, lehrte hier das bürgerliche Recht und die Pandecten, führte aber auch zugleich mit nicht gemeinem Scharfsinn und Gewandtheit gerichtliche Händel. Indem er, aber nur eine Zeitlang, Sachwaltergeschäffte in Leipzig betrieb, stützte er sich mehr auf eine gesunde Beurtheilung der Streitsache nach rechtlichen und moralischen Vernunftbegriffen, als nach der gewöhnlichen juristischen Methode, und sein Verfahren gelang ihm. Thomasius faßte daher gleich beym Antritte seiner akademischen Laufbahn als Lehrer den Plan, die bisherige Lehrmethode umzuschaffen. So lange sein Vater lebte, scheint dieser den Ungestüm des jungen Mannes zurückgehalten zu haben; aber nach dem Tode desselben (1684) überließ sich Christian Thomasius ganz seinem Genius. Er war und blieb bloß Docent, und erlangte bald grossen Beyfall und viele Zuhörer. Schon eine Neuerung, die er wagte, war für seinen Beyfall bey den Studierenden entscheidend. Er trug nicht nur das Naturrecht nach dem Pufendorfischen Systeme und die Philosophie überhaupt auf eine von der gangbaren scientifischen Form durchaus abweichende Art vor; sondern er hielt auch seine Vorlesungen zuerst in Teutscher Sprache, statt daß der bisherige Lehrvortrag auf den Akademieen immer Lateinisch gewesen war: er machte den Anfang damit, daß er, die Fesseln des alten Vorurtheils zerbrechend, 1688 ein Teutsches Programm an das schwarze Bret anschlug, und zugleich ein Teutsch zu lesendes Colleglum ankündigte. Schwerlich hat Thomasius selbst geahnet, welche wohlthätige Folgen dieser Schritt für die Teutsche Litteratur nach sich ziehen würde, so sehr er damahls allen an die Sitte gewöhnten Gelehrten verderblich vorkommen mußte. Seinen Vortrag empfohlen ausserdem bey den Studierenden der gesunde Verstand, der in demselben herrschte, zumahl in Vergleichung mit dem wissenschaftlichen Lehrvortrage der übrigen ältern Docenten, und noch mehr die beissende, oft in der That witzige und comische Art, womit er die Aristotelisch-scholastische Methode und ihre Anhänger durchzog und lächerlich machte. Sein akademischer

Beyfall stieg dadurch zu einer ausserordentlichen Höhe, und in eben dem Grade wurde auch der Neid und Haß gegen ihn rege; und noch mehr, da er immer weiter in seiner Freymüthigkeit gieng, und mit Offenheit sowohl in Vorlesungen, als in Schriften die Lehrsätze sogar Eines seiner ehemahligen Lehrer (Dr. Alberti) bestritt. Er theilte seinen Fleiß zwischen Jurisprudenz und Philosophie, und machte sich zuerst vom J. 1688 durch ein Journal bekannt, welches die Aufschrift führte: Freymüthige, lustige und ernsthafte, jedoch vernunft- und gesetzmäßige Gedanken, oder Monathgespräche über allerhand, vornehmlich aber neue Bücher. Durch dieses critische Journal wurde er in unselige Streitigkeiten der Gelehrten in und ausser Teutschland verwickelt, und er zog sich von in- und ausländischen Gottesgelehrten oft die Vorwürfe eines Gotteslängners, des Spötters zu: kurz, seine Feinde suchten die heftigsten Verläumdungen und Beschuldigungen gegen ihn vorzubringen. Da Thomasius die allgemeine Erbitterung bemerkte, welche die ersten Stücke dieses Journals gegen ihn hervorbrachten, so erklärte er, daß der Inhalt der ersten Stücke nur darauf berechnet gewesen sey, die Leser anzulocken; daß aber in den folgenden der Ton ganz ernsthaft und wissenschaftlich seyn solle. Dieß befriedigte jedoch seine Gegner nicht, und Thomasius ward von diesen in Dresden verklagt. Er fand aber einen Gönner und Beschützer an dem Oberhofmarschall von Haugwitz in Dresden, dem die Monathsgespräche Vergnügen machten, und durch diesen wurde er vorerst gegen die Verfolgungen seiner Feinde gesichert: er hatte wohl noch mehr Freunde am Dresdner Hofe, die ihn in den Schutz nahmen. Thomasius, hierdurch aufgemuntert, trieb nun seine muthwillige Satyre noch weiter. Er beschrieb das Leben des Aristoteles, und concentrirte alle die verläumderischen Anecdoten aus dem Alterthume von diesem Weltweisen, deren Andenken Einer der heftigsten Widersacher des Stagiriten, Franciscus Patricius, in seinen Discussionibus Peripateticis erneuert hatte. Er übersetzte auch ein Stück aus der Metaphysik des Aristoteles nach einer Lateinischen Uebersetzung ganz wörtlich, so, daß der Text meistens in Unsinn verwandelt wurde, um den philosophischen Abgott des Zeitalters in armseliger Blöße darzustellen. Alles dieses, und in's Besondere seine fortgesetzten persönlichen Invectiven erregten neue Anklagen bey den höheren Behörden gegen Thomasius. So hatte er in seinen monathlichen Unterredungen die Schrift des H. G. Masius, des Oberhofpredigers und Professors zu Kopenhagen, de interesse Principum circa religionem sehr satyrisch beurtheilt. Weil nun der Haß der mehresten Geistlichen grösser und unversöhnlicher, als anderer ehrlicher Biedermänner ist; so darf man sich nicht wundern, daß Christian Thomasius eine scharfe Rache hat erfahren müssen. Masius konnte der Person des Thomasius nicht beykommen, und daher suchte er seinen Muth an den Schriften zu kühlen. Diese beschrieb er am Dänischen Hofe so

häßlich, und vor seinem Monarchen so nachtheilig, daß dieselbe durch den Scharfrichter verbrannt wurde. Der Dänische und Sächsische Hof waren damahls in guter Freundschaft, und daher wurde Thomasius auch in Dresden angeschwärzt als ein Mann, welcher den Studierenden böse Grundsätze beybrächte, ja gar ein Majestätschänder sey. Thomasius hatte den Dänischen Elephanten auf dem Kupferblatt in den gedachten monathlichen Unterredungen lächerlich vorgestellt. Weil er nun ausserdem durch seine Teutschen Vorlesungen und durch Vertheidigung Aug. Herm. Franke's — der damahls gemißhandelte Franke und die Pietisten in Halle erhielten von ihm ein günstiges Responsum — sich bey den akademischen Lehrern, nicht nur der Theologie, verhaßt gemacht, ja bey Gelegenheit der Vermählung Herzog Moritz Wilhelms zu Sachsen-Zeiz die Ehe zweyer Fürstlicher Personen von ungleicher Religion vertheidigt, und dadurch zugleich die Wittenberger Theologen gegen sich aufgebracht hatte: so wurde beschlossen, und ein Decret in Dresden ausgefertigt, daß er in Verhaft genommen und nach Dresden gebracht werden sollte. Ein ungenannter Freund, dessen Namen er niemahls erfahren, meldete ihm Solches in einem kurzen Billet, und rieth ihm, sich, so lieb ihm auch Leben, Weib und Bücher wären, auf die Flucht zu begeben. Die Universität zu Leipzig hatte schon den Capturbefehl in Händen. Er bestellte Extrapost nach Dresden, die Universität wußte es, und wollte ihn in's Garn laufen lassen. Er gab dem Postillion ein gutes Trinkgeld, daß er ihn nach Halle fahren mußte. Von da gieng er nach Berlin, wo ihm — er zeigte seine Unschuld, und die Bosheit seiner Feinde — der Schutz des grossen liberalen Churfürsten von Brandenburg, Friedrichs III. und die Erlaubniß zu Theil ward, sich in Halle, wo damahls nur noch eine Ritterakademie war, niederzulassen, und Vorlesungen zu halten. Diese fieng er auch wirklich 1690 an. Es kamen bey 300 Studierende seinetwegen nach Halle, weil er immer etwas Neues vorbrachte. Der Churfürst wollte mit einem Corps Truppen an den Rhein gehen; als er nach Halle kam, wurde er von den Studierenden eingehohlt. Da er nun diese Anzahl sah, und der Ort auch andere Bequemlichkeiten hatte: so faßte er den Entschluß, eine Universität dort anzulegen, besonders da er schon längst die Privilegien zu einer hohen Schule vom Kaiser und Papst hatte, und auch sonst noch keine Protestantische Universität, ausser Königsberg, das sehr entfernt, in seinen Landen war. So wurde am 1. July 1694 die nachher so berühmt gewordene Friedrichsuniversität gestiftet, und 1695 eingeweiht, und Thomasius bey derselben zum öffentlichen ordentlichen Professor der Rechtswissenschaft ernannt. Hier lehrte er mit dem größten Beyfall. Die zahlreichen juristischen, philosophischen und vermischten Schriften, welche er von dieser Zeit an herausgab, und unter denen, was die letztern betrifft, in's Besondere seine Geschichte der Weisheit und Thorheit, und seine vernünftigen und

christlichen, aber nicht scheinheiligen Gedanken über allerhand gemischte philosophische und juristische Händel genannt zu werden verdienen, — Schriften, in welchen er sich mit einer zu seiner Zeit unerhörten Kühnheit dem Strome hergebrachter Meynungen entgegenstellte, und sich über Dinge erklärte, über die man bis jetzt noch keine Erklärung, wenigstens keine dieser Art, gewagt hatte — verbreiteten seinen Ruhm immer weiter, und begründeten das Verdienst, welches er sich um Teutschland erwarb. — Auch während seines Lehramts in Halle hatte er viele und bittere Streitigkeiten sowohl mit seinen alten Widersachern in Wittenberg und Leipzig, als mit Andern, die er aber sämmtlich mit Muth und Glück, und zum nicht geringen Vortheile der litterarischen und philosophischen Cultur in Teutschland bekämpfte. Fast jede Schrift, die er herausgab, fand Widerspruch; ein Werk wurde zu Leipzig confiscirt, ein anderes zu Kopenhagen verbrannt: dessen war Thomasius gewohnt. Thomasius gieng seinen geraden Weg fort, und er hatte die grosse Genugthuung, daß er 1709 nach Leipzig, dem Orte, von welchem ihm so grosse Verfolgungen vertrieben hatten, den Ruf als Ordinarius erhielt, den er aber ausschlug und dafür mit dem geheimen Rathscharacter im folgenden Jahre an Stryck's Stelle Director der Friedrichsuniversität und Decan der Juristenfacultät ward. Er starb am 23. September 1728, denkwürdig als eifriger Gegner verderblicher Mißbräuche und Vorurtheile, und als grosser Beförderer wahrer Aufklärung. Sein verdienstvolles Werk war es in's Besondere, daß der philosophische Geist seiner Zeitgenossen von den Fesseln der Aristotelisch-scholastischen Philosophie entbunden, daß hierdurch eine grössere Freyheit im Philosophiren und im Denken überhaupt eingeführt, und sonach Teutschlands Auge an das neue Licht gewöhnt wurde, welches in England und Frankreich schon damahls in der Philosophie aufgegangen war, und durch Leibnitz's und Wolff's Bemühungen bis zu uns fortgepflanzt wurde. Hauptsächlich aber hat Thomasius dadurch, daß er die Philosophie gemeinnütziger und fruchtbarer zu machen, falsche und schädliche Meynungen zu vernichten, und in's Besondere den über Teutschland zu seiner Zeit allgemein herrschenden Aberglauben, und neuerlich den Glauben an Zauberey, auszurotten suchte *) — in den Jahrbüchern des Teutschen Verdienstes seinen Namen unsterblich gemacht. Zwar werden auch manche Fehler und Irrthümer dem grossen Manne, wohl nicht mit Unrecht, zur Last gelegt, worunter sein Hang,

*) Die ersten Schritte zur Abschaffung jener so berüchtigten, die Menschheit so entehrenden, Hexenprocesse gethan zu haben, ist eines der größten Verdienste des Thomasius. Durch seinen ehemahligen Lehrer Stryck, bey einer über ein solches Urtheil in der Facultät gehaltenen Abstimmung zuerst aufmerksam gemacht, dachte Thomasius über das empörende Verfahren bey solchen Processen nach, und er legte das Resultat davon in seiner Disputation de crimine magiae und in mehreren Tractaten dar.

Alles zu bespötteln, auch in Allem Bedenklichkeiten und Veranlassung zum Streiten zu finden, eine bedeutende Stelle einnehmen; dessen ungeachtet gehört er unstreitig mit zu den wichtigen Reformatoren in den philosophischen sowohl, als andern Wissenschaften, welche als Märtyrer der Wahrheit unter den größten Gefahren mit Muth zur Verbesserung derselben beygetragen, und das Sectenjoch standhaft abgeworfen haben. Die Teutsche Sprache erhob er zuerst auf den akademischen Lehrstuhl, und trug durch seine Teutschen Vorträge und durch Herausgabe seines Teutschen Journals sehr Viel zur Beförderung dieser unserer Muttersprache bey, obgleich er auf der andern Seite, wider seinen Willen, durch die gutgemeynten Erklärungen gegen das allzuviele und unnöthige Lateinlernen eine gewisse Abneigung gegen die alten Sprachen beförderte. Als Rechtsgelehrter hatte er lange auf der Seite Pufendorf's gestanden; allein, von dem Entschlusse beseelt, Alles selbst und ohne Anderer Autorität zu untersuchen, riß er zuletzt durch sein Natur- und Völkerrecht (1705) das auf jenen gegründete Gebäude ganz wieder ein. Dadurch zog er sich zwar bittern Tadel und den Vorwurf der Veränderlichkeit in seinen Meynungen zu; indessen hatte er volle Gründe, von seiner frühern Meynung abzugehen, und ehrlich bekannte er, daß er vorher geirrt habe. Was seinen ihm hauptsächlich vorgeworfenen und seit seinem Aufenthalte in Halle stark gezeigten **Pietismus** anlangt, so ist es zwar wahr, daß durch seinen Einfluß bey Stiftung der Universität Männer, dem Pietismus zugethan, zu Professoren gewählt wurden, und so Halle der Mittelsitz des Pietismus ward; allein die Widerwärtigkeiten seines Lebens mochten ihn, den immer Religiösen, wohl empfänglich für die gottselige Ansicht der Pietisten machen. Doch ein solcher Geist konnte nicht lange in den Irrgängen verweilen; er sagte in der Folge seit 1708 dem Pietismus ab, und arbeitete nun vielmehr, den „pietistischen Unfug" aufdeckend, aus allen Kräften dem Mysticismus entgegen.

Eine vollständige Biographie dieses, wie wir bald näher sehen werden, so verdienstvollen Mannes wäre dem Zwecke unseres Werkes gemäß. Wir besitzen aber weder Schröckh's allgemeine Biographie, worin die des **Christian Thomasius** mehr als bloßer Versuch ist, wofür sie der Verfasser ausgiebt, den Namen einer vorzüglichen und vollständigen verdient, noch die neueste Lüdersche: sie waren auch nicht zu erhalten. Es wäre auch der Mühe werth, zu untersuchen: in wie fern **Thomasius** durch die Anwendung seiner philosophischen Ideen ein Wohlthäter seines Zeitalters sowohl, als der Teutschen Nation überhaupt geworden sey. Aber es sey hier genug, mit dem für die Wissenschaft, besonders für die Geschichte der Philosophie, zu früh verstorbenen Professor Fülleborn sich mit der Beantwortung einer Frage zu beschäfftigen: „**Welches sind die Verdienste des Christian Thomasius um die Philosophie als Wissenschaft?**" Da aber die Beantwortung dieser speciellen Frage

so vortheilhaft nicht ausfallen kann, wie eine Untersuchung über die gesammten Verdienste unseres Philosophen: so wird eine Verwahrung gegen mögliche Vorwürfe der Ungerechtigkeit und Verkleinerungssucht vielleicht nicht ganz unnöthig seyn. Dazu mag wohl folgendes Urtheil von Schröckh dienen, welches gewiß jeder Unparteyische unterschreibt: „Ein Mann, sagt er *) der weiter nichts Grosses ausgeführt hätte, als daß er die Freyheit zu denken, zu lehren und zu schreiben, mit einem solchen Kampfe so hoch gebracht hätte, wie Thomasius, würde schon darum an eine unaufhörliche Dankbarkeit der Nachwelt Anspruch machen können. Aber wer auch so viel Licht in mehrere Wissenschaften einzuführen, so viele Vorurtheile zu stürzen, und überhaupt so unermüdet und glücklich zum Besten der Gelehrsamkeit und der Menschenrechte zu arbeiten wüßte, wie er: der würde mit gleichem Vertrauen, wie Thomasius, sich auf dasjenige berufen können, was er gethan hat; wenn gleich Manches davon nur innerhalb Versuche stehen geblieben ist.“

Aus der Lebens- und Zeitgeschichte unseres Philosophen ist natürlich bey dieser Untersuchung nur Wenig mitzunehmen. Wir fragen nicht: Wie Thomasius das geworden sey, wofür wir ihn anerkennen, nicht, warum er nur so viel, und nicht mehr geleistet habe? sondern, was er, Zeuge seiner vorhandenen Schriften, wirklich geleistet habe. Da sich aber die Eigenheiten des Geistes und der ganzen Individualität eines Mannes vor allen in seinen philosophischen Werken, zumahl wenn dieselben auf Originalität Anspruch machen, deutlich abdrücken, und darauf wesentlichen Einfluß haben: so müssen hier voraus einige allgemeine Puncte berührt werden, die den Geist und Character dieses Mannes angehen, und in seine Bemühungen für die Philosophie übergegangen sind.

Erstens seine Idee von dem Zwecke der Gelehrsamkeit überhaupt. Die Gelehrsamkeit, sagt er **), ist eine Erkenntniß, wodurch der Mensch geschickt gemacht wird, das Wahre von dem Falschen, das Gute von dem Bösen zu unterscheiden, und dessen wahre oder wahrscheinliche Ursachen anzugeben, um durch seine und anderer Menschen zeitliche und ewige Glückseligkeit zu befördern ***). Ich halte den für einen gelehrten Mann, der etliche Wahrheiten gewiß weiß, die er zum gemeinen Nutzen anwenden und daraus in andern Wissenschaften mancherley Wahrheiten herleiten kann, der übrigens aber wohl weiß, daß die Welt voll leeren Wahnes sey, und daher seine Wahrheiten sowohl, als diesen leeren Wahn der Welt, Andern deutlich vor Augen stellen kann ****). Alle Gelehrsamkeit zerfällt in zwey Theile: Gottesgelahrtheit und Weltweisheit, wovon die Erste ihre Quelle in der Offenbarung, die Letztere im menschlichen Verstande hat †).

*) S. Allgem. Biographie, Th. 5. S. 392 fg. **) Einl. z. Vernunftlehre, S. 1 4. Aufl. v. J. 1711. ***) Ebendas. S. 3. ****) Ebendas. S. 6. fg. †) Ebendas. S. 11. fg.

Alles dasjenige ist keine Gelehrsamkeit zu nennen, was weder im menschlichen Leben Nutzen hat, noch zur Seligkeit anführt. Gemeinnützigkeit also, d. h. augenblickliche Brauchbarkeit der Kenntnisse im gemeinen Leben, ist ihm der Zweck aller Gelehrsamkeit, und alle Kenntnisse, die diesen Zweck nur mittelbar oder langsam befördern helfen, z. B. Sprachstudium, sind in seinen Augen gering und von keinem sonderlichen Werthe. Aus dieser Idee entsprang, oder erklärt sich wenigstens

Zweytens der Eifer, womit er die scholastische Philosophie zu verdrängen suchte. Man weiß ja wohl, wie es dem Systemstürmern in allen Wissenschaften zu gehen pflegt. Sie werfen gemeiniglich das Gute mit dem Schlechten zugleich über Bord, und suchen überall, wenn nicht den entgegengesetzten, doch einen andern Weg zu gehen. Sie bekommen allmählich, auch wenn sie die besten Menschen sind, einen gewissen Reformatorstolz, der ihnen nicht erlaubt, auch nur im Mindesten sich dem bekriegten Systeme wieder zu nähern, und der sich zuletzt auch gegen alle andere Systeme aufbringt. Heftigkeit, Spötterey und entscheidender Ton finden sich unvermerkt ein, und machen einen solchen Reformator zuletzt für alle billige Urtheile unzugänglich. Dieß war unstreitig auch bey Thomasius der Fall. Da er die Aristotelische oder scholastische Philosophie theils wegen ihrer spitzfündigen, schweren und nicht gemeinnützigen Speculationen haßte und zu zerstören suchte: so bemühte er sich dagegen, eine gewisse Freyheit in Philosophiren gemein zu machen, und, mit Uebergehung aller Speculation, über allgemeine Gegenstände so leicht, verständlich und angenehm, als möglich, zu schwatzen. Aber alles practische Philosophiren wird schal und seicht, wenn es sich nicht auf vorhergegangene gründliche Speculationen gründet, und um für die Welt recht gemeinnützig raisonniren zu können, muß man für sich sehr spitzfündig speculirt haben. Heut ist der erklärteste Gegner aller bloß speculativen Wissenschaften doch wenigstens billig genug, zuzugeben, daß es gut und vortheilhaft sey, wenn eine besondere Classe von Gelehrten sich damit abgebe und gleichsam ein Tribunal der ersten Principien ausmache. Aber Thomasius erklärte durchaus solche Beschäfftigungen für unnütz, Thorheit und Müssiggang. Daher kam es, daß er besonders in den Theilen der Philosophie, die ohne Speculation nicht gründlich behandelt werden können, äusserst seicht und oberflächlich raisonnirt, und alle, selbst die wichtigsten Fragen, bey deren Untersuchung eine gewisse Subtilität unvermeidlich ist, leichtfertig übergieng. Er erklärte sich hierüber ziemlich artig: „Ich würde es wahrhaftig nicht lesen, wenn auch hundert Bände über die Frage geschrieben wären: Ob die Bewegung oder das Licht der Sonne wärmt? oder ob das Licht der Sonne die Ursache der Bewegung, oder diese die Ursache von jenem sey? Ich würde mich in Einfalt des Lichts und der Wärme der Sonne bedienen, und Andere unterdessen bey einem Kaminfeuer oder Wachslicht

darüber disputiren lassen. Ein hungriger Wanderer ißt im Gasthofe die Speise, die ihm vorgesetzt ist, und läßt unterdessen die Philosophen unterschiedner Systeme streiten: ob der Geschmack in der Speise oder in der Zunge stecke? *)" Alles zu seiner Zeit und an seinem Orte, würden wir dagegen sagen können, aber Thomasius glich in der That einem hungrigen Wanderer, der sich immer bald zu Tische setzen will. Zu diesem Eifer für Popularität gesellte sich dann

Drittens seine Gleichgültigkeit in Rücksicht der philosophischen Sprache. So gut auch die Anmerkungen sind, die er in seiner practischen Logik über die Bestimmtheit der Ausdrücke beybringt **); so wenig befolgte er sie in seinen philosophischen Schriften selbst. Es ist einerley, ob du es so oder anders nennst; bemühe dich diese Tugenden auszuüben, und streite nicht über ihre Benennung; mögen es Andere nach ihrem Gefallen nennen; ich streite mich nicht um ein Wort oder Ausdruck; binde dich in Definitionen nicht an die Worte; die Wahrheiten zu unterscheiden, magst du Namen brauchen, welche du willst: diese und ähnliche Aeusserungen finden sich auf allen Bogen seiner Lehrbücher. In unsern Zeiten ist es überflüssig, das Seichte und Schädliche einer solchen Facilitas in verbis erst erweisen zu wollen, und Thomasius selbst würde, wenn er unbefangner gewesen wäre, durch seine eigene Erfahrung belehrt worden seyn, daß Worte und Begriffe genauer zusammenhängen, als er glaubte. Wir haben gelernt, wie wichtig z. B. die Unterscheidung der Wörter: Empfindung, Vorstellung, Idee, Gedanke, Begriff, Erkenntniß u. a. ist, die er alle zusammen für gleichbedeutend nimmt, und wir suchen alle Wortstreite eben dadurch zu vermeiden, daß mir die Wörter vorher bestimmen, so wie er im Gegentheil solchen Streitigkeiten dadurch zu entgehen glaubte, wenn er einem Jeden die Erlaubniß gäbe, Wörter zu brauchen, welche er wolle. Ich will hier nicht bey der Frage verweilen: Ob die Teutsche Sprache damahls auch schon von der Beschaffenheit war, daß ein philosophischer Schriftsteller, der sich ihrer beynahe zuerst bediente, eine solche Bestimmtheit einführen oder auch selbst nur ahnen könnte? Thomasius hat gezeigt, daß er seiner Sprache Herr werden konnte, wenn er wollte, und kein Schriftsteller pflegt gewöhnlich peinlicher in seinen Ausdrücken zu seyn, als der, welcher in einer noch nicht zubereiteten und hinlänglich reichen Sprache schreibt, wie das Beyspiel Cicero's und Wolff's bestätigt. Aber, wie erwähnt, hier ist immer nur die Rede davon: was hat Thomasius, Zeuge seiner Schriften, gethan, nicht: warum hat er es nicht besser gemacht?

Ein wichtiger Punct ist viertens seine religiöse Ueberzeugung, seine feste Anhänglichkeit an das System seiner Kir-

*) Ausübung der Sittenlehre, S. 546. 3. Aufl. v. J. 1704.
**) Vergl. der Vern. 3. Hauptst. nach der Ausg. v. J. 1710.

che, die zuletzt in Mysticismus ausartete. Ich will gar nicht untersuchen, in wiefern überhaupt die Anhänglichkeit an ein positives Religionssystem einem Philosophen hinderlich oder beförderlich sey, die Wahrheit zu finden. Bey Thomasius war sie unstreitig das Erstere. Er brachte zu wenig Zutrauen auf die menschliche Vernunft und Willenskraft zu der Untersuchung dieser Seelenvermögen mit, und hielt es daher für unnütz oder vergeblich, tiefer in ihre Natur einzudringen. Dem Kirchenhistoriker prägt er in einer seiner Schriften sehr nachdrücklich die Regel ein: seine Religion ganz zu vergessen, so lange er untersuche und schreibe; er hätte sie auch bey seinem philosophischen Studium befolgen sollen. Es ist uns heut fast unbegreiflich, wie Thomasius bey seinen vollkommen rechtgläubigen Aeusserungen dennoch verketzert werden konnte. — Bey den Bemerkungen über seine Sittenlehre wird dieser Punct näher erläutert werden.

Fünftens darf ich auch seine Streifereyen durch alle Wissenschaften und Künste nicht unberührt lassen, von denen er beständig einige Beute für die Philosophie nach Hause brachte: von welcher Art, davon zeugen mehrere Beyspiele. Eine chemische oder physiologische Eintheilung veranlaßte ihn sogleich, in der Philosophie auf etwas Aehnliches zu denken: ein anatomischer Lehrsatz gab ihm Gelegenheit, irgend eine philosophische Hypothese aufzustutzen, wiewohl er ihn nie lange verfolgte, und die Uebereinstimmung mehrerer Wissenschaften in der Zahl gewisser Divisionen oder Classificationen war ihm schon ein halber Beweis für die Richtigkeit seiner Eintheilungen in der Logik oder Moral *). Sogar ein zufällig gewähltes Beyspiel aus einer andern Wissenschaft führt ihn oft durch fortgesetzte Vergleichungen auf Behauptungen, die er ohne dieses Beyspiel kaum gewagt haben würde.

Endlich gehört hierher seine Begierde nach Originalität, die ihn oft abhielt, das Gute, was Andere vor ihm und zu seiner Zeit lehrten, zu benützen und in sein System aufzunehmen. Man weiß z. B. wie hart er über Tschirnhausen u. A. urtheilte.

Viele andere Puncte, welche in einer Characteristik des Thomasius, des Gelehrten oder des Menschen, Platz finden müßten, gehören in den gegenwärtigen Versuch nicht. Ich wage es, zu der Beantwortung der oben angehenden Frage fortzugehen, wenn ich vorher noch mit Thomasius Worten seine Schilderung eines ächten Philosophen eingerückt habe **).

„Ich verstehe unter einem ächten Weltweisen einen Mann, der einen scharfsinnigen und durchdringenden Verstand hat, der stets richtig und pünctlich urtheilt: der mit dem allgemeinern und höchstnothwendigen Werkzeuge aller Wissenschaften, der Geschichte, genau bekannt ist: der seine Philosophie von der Selbsters-

*) S. zum Beysp. Ausz. der pract. Moral, §. 14.
**) Dedicat. der Einl. z. Vern. S. 3.

kenntniß anfängt und durch die Dämpfung seiner Leidenschaften sein höchstes Gut, die innere Gemüthsruhe, sich zu verschaffen bemüht ist: der die Bosheit der Welt kennt, und durch eine tägliche und auf sichere Regeln gegründete Erfahrung allen Menschen, mit denen er umgeht, wenn sie sich auch noch so sehr verstellen, bis in's Innere sieht: der geschickt ist, eine seinem Geiste gemäße Lebensart zu erwählen, und die dazu gehörigen Güter des Lebens, welche selbst seiner Tugend mehr Gelegenheit geben, rechtmäßig zu erwerben, zu erhalten, zu vermehren und anzuwenden: der in allen seinen Handlungen ein rechtmäßiges Decorum zeigt, ohne welches alle Philosophie eitel und bloße Pedanterey seyn würde.“

Diese an sich gewiß nicht schlechte Schilderung kann zuvörderst statt vieler andern Stellen zum Belege dienen, was Thomasius in seinen Begriff von Philosophie zusammenfaßte. Man sieht allenfalls aus einem flüchtigen Studium seiner Schriften, daß er sich die Philosophie so eigentlich gar nicht als Wissenschaft dachte, das heißt, als einen Inbegriff gewisser eigenthümlicher, von andern, z. B. mathematischen und historischen, Kenntnissen unterschiedener Erkenntnisse, die für sich ein Ganzes ausmachen, und auf Einem Grunde beruhen. „Weltweisheit, sagt er *), die über die Creaturen raisonnirt, erstreckt sich über gegenwärtige und vergangene Dinge,“ und er hat in dieser hingeworfenen Aeusserung die bestimmteste Definition seines Begriffes von Philosophie gegeben, wie aus allen seinen Schriften hervorleuchtet. Wenn er ferner die Vernunftlehre und Geschichte die beyden Instrumente der Weltweisheit nennt **): so sieht man leicht, daß er sich dabey durchaus kein bestimmtes System einer wissenschaftlichen Philosophie gedacht habe. Sie ist ihm eine Sammlung von Bemerkungen, und Raisonnements über Wahr und Falsch, Gut und Böse, wozu die Vernunftlehre die Regeln, und die Geschichte den Stoff liefert. Man darf also nicht erwarten, daß er zu einer bessern Bestimmung des Begriffs von Philosophie oder zu einer systematischen Anordnung des Ganzen und dessen Theile beygetragen habe.

Was die Metaphysik angeht, so nahm er sie in seinen philosophischen Cursus gar nicht auf. Freylich war sie unter den Händen der scholastischen Philosophen Nichts weiter, als ein Wörterbuch subtiler Kunstwörter und Unterscheidungen geworden, und Thomasius haßte die ganze Secte mit allen ihren Subtilitäten ***). Einen Theil der Ontologie nahm er in die Logik (z. Hauptst.) auf, die natürliche Theologie war ihm gegen die

*) Einl. z. Vern. S. 7. **) Einl. S. 8.

***) Von der Metaphysik, sagt er, habe ich mir eine widerwärtige Impression gemacht, indem ich mir eingebildet, daß die darin enthaltenen Grillen fähig sind, einen gesunden Menschen solchergestalt zu verderben, daß ihm Würmer im Gehirne wachsen, und daß dadurch der meiste Zwiespalt in Religionssachen entstanden, und noch erhalten werde. Scherz- und ernsthafte Gedanken, Monath März, vergl. seine Cautelen, Kap. 12.

geoffenbarte zu gering und unbedeutend, um ihr ein besonderes Studium zu widmen. Er erklärt sich hierüber in der Moral bestimmt und richtig (s. Auszüge, §. 8. fg.) In Rücksicht der Pnevmatologie, die damahls einen wichtigen Theil der Metaphysik ausmachte, ließ er sich durch die Schriften der sogenannten Mosaischen Philosophen zu Träumereyen und Paradoxieen verleiten, die in's Abgeschmackte fallen. Zwar geht er von dem bescheidenen uno richtigen Urtheile aus, daß die Vernunft von dem Wesen eines Geistes Nichts wisse, aber eben darum glaubt er, diese Kenntniß aus der heil. Schrift schöpfen zu müssen. Hier fand er also Grund zu der Meynung von einem allgemeinen Weltgeiste und von zwey Geistern im Menschen, dem guten und bösen. Sein ganzer Versuch vom Wesen eines Geistes ist eine Sammlung von mystischen und biblisch-physikalischen Subtilitäten, und scheint wie aus seinem übrigen Gedankensystem gleichsam abgerissen zu seyn. Wenn man nach seiner Psychologie fragt: so darf ich zu seiner Ehre auf die Erklärung verweisen, die er in der Logik (s. Ausz. §. 6.) thut; eine Psychologie aus bloßer Vernunft hielt er für unmöglich, und er erhohlte sich auch dafür in seinen mystischen Speculationen.

Kein denkender Mann, und das war doch Thomasius gewiß, kann nur einen Schritt in irgend einem Theile der Philosophie thun, ohne auf die Fragen zu stoßen: Welches sind die Gründe, Grundsätze und Gränzen der menschlichen Erkenntniß? Warum nennen wir Dieses wahr, Jenes falsch? Was berechtigt uns zu Urtheilen und Schlüssen? u. d. m. Wir rechnen jetzt die ersten Untersuchungen über diese Fragen zur Metaphysik, in wiefern sie die ersten Principien des Erkennens aufstellen und prüfen soll. Thomasius hat sie, wie mehrere ältere Philosophen, in in der Logik abgehandelt, und ich darf ohne Scheu sagen, daß dieser Theil seiner Logik gewiß nicht der schlechteste ist. Die folgenden Auszüge werden jeden unparteyischen Leser davon überzeugen. Nicht nur der gemachte Unterschied zwischen leidenden und thätigen Vorstellungen (er nennt es Gedanken), sondern die gesammte Entwickelung der Art, wie wir Erkenntniß erlangen, seine Distinction zwischen Empfindlichkeit und Verstand (Receptivität und Spontaneität) und vor Allem das aufgestellte Princip der Erkenntniß, ist, dünkt mich, so ächt philosophisch, daß mehrere Leser eine grosse Annäherung an die Kantischen Darstellungen finden werden. Der ganze Abschnitt von den Gegenständen der Erkenntniß zeugt von einer bescheidenen, fast möchte ich sagen, critischen Art zu philosophiren, wie man sie sonst an keinem Philosophen jener Zeit findet. Es wäre zu wünschen, daß Thomasius, durch irgend einen Umstand veranlaßt, diesen angefangenen Untersuchungen weiter nachgegangen seyn möchte, oder daß sie Wolff's Aufmerksamkeit auf sich gezogen hätten. Vielleicht wäre dann schon früher eine critische Durchforschung des menschlichen Erkenntnißvermögens veranlaßt worden.

So sehr auch dieser Theil der Logik unseres Thomasius den Beyfall und die Achtung denkender Leser verdient; so wenig hat er doch für die eigentliche Logik, in unserm Sinne, etwas Neues oder Merkwürdiges geleistet. Sein ganzes Verdienst beschränkt sich auch hier vornehmlich nur darauf, daß er die Wissenschaft von Subtilitäten reinigen half, die Aufmerksamkeit des unscholastischen Publicums dafür gewann, und dabey Gelegenheit nahm, manche für seine Zeit treffliche und heilsame Wahrheiten zu sagen, und durch eine Art von wissenschaftlicher Deduction eingänglicher zu machen.

Alle in der Folge mehr beyläufig gefällten Urtheile über den Werth und die Unbrauchbarkeit der damahligen Philosophie überhaupt hatte er in einem früher erschienenen Werke: Einleitung in die Hofphilosophie (wir können sagen, Lebensphilosophie) ausführlicher und gründlicher aus einander gesetzt. Er zeigt hier mit vieler Laune und Bitterkeit, wie wenig die damahlige Metaphysik, Logik und Moral Einfluß auf das wirkliche Leben habe, entwickelt die Fehler der Aristotelischen und Cartesianischen Philosophie, und empfiehlt vor Allem die Bearbeitung der Vernunftlehre oder Denkwissenschaft. Zu sehr eingenommen gegen die Pedanterey der Gelehrten und für den Ton der grossen Welt, und überall von der Idee der Gemeinnützigkeit geleitet, verfehlte er auch in diesem Werke die richtige Mittelstrasse, und so interessant auch ein Auszug daraus zur Kenntniß des damahligen Tons unter den Gelehrten und der Behandlung der Wissenschaften seyn würde, so wenig schien er mir für den gegenwärtigen Zweck passend. Thomasius hat dieses mit allen Reformatoren gemein, daß er überall lieber einreißt, als aufbaut. Die wissenschaftlichen Bemerkungen hat er ohnedieß in seine beyden, im Auszuge gelieferten, Lehrbücher mit aufgenommen.

Was seine Sittenlehre betrifft: so haben sich auch hier die Eigenheiten seines Geistes und Characters deutlich abgedrückt. Dem Systeme der geoffenbarten Religion treu und ein abgesagter Feind der Aristotelischen und zum Theil auch der Cartesianischen Philosophie, erklärt er das Zutrauen auf die Kräfte der menschlichen Vernunft und des Willens für ungegründet, und die subtilen Speculationen seiner Vorgänger für unbrauchbar. Ueberall bemüht, das Unpractische, oder wie er es oft nennt, den Unrath aus der Gelehrsamkeit fortschaffen zu helfen, sucht er die Sittenlehre nach Möglichkeit zu vereinfachen und für das practische Leben anwendbar zu machen. Darin stimmt er zwar mit den Meisten der frühern Moralisten überein, daß das höchste Gut des Menschen Glückseligkeit, d. h. wahre Gemüthsruhe, sey. Aber in der Bestimmung des Princips der Moral, oder wie er sich ausdrückt, des Mittels zu diesem Zwecke, unterscheidet er sich von ihnen. Ein grosser Theil der Moralisten glaubte, dieses Princip in der Selbstliebe gefunden zu haben, in dem allgemeinen Triebe der Menschen, ihre Glück-

seligkeit zu befördern. Sie sahen in diesem Triebe nicht nur den Grund alles Handelns, sondern auch den letzten Zweck desselben. Ich will bey diesem Princip nicht verweilen, aber wäre es auch noch so unrein, so konnte schwerlich diese Unreinigkeit unsern Thomasius verleitet haben, es zu verwerfen: es würde vielmehr seiner Idee von der Verdorbenheit des menschlichen Willens trefflich zu Statten gekommen seyn. Soll ich mir selbst einen Entwurf machen: so würde ich ungefähr Folgendes am Wahrscheinlichsten finden. Es war ihm einleuchtend, daß das Wohl des Ganzen der Zweck der Handlungen eines jeden Individuums seyn müsse, und daß jedes einzelne Mitglied sein eigenes Wohl durch das Ganze beförderе. Ueberall und zu jeder Zeit seinen Nebenmenschen nützlich zu werden, das war die allgemeine wohlgemeynte Absicht aller seiner Bemühungen, und er konnte selbst diejenigen Kenntnisse nicht leiden, die sich nicht sogleich für die Welt brauchbar machen ließen. Da er nun jede gute Aeusserung und Absicht des Willens Liebe nannte: so giebt er auch dem Bestreben, für das Wohl des Ganzen thätig zu seyn, den Namen Liebe. Da er ferner in seinen Begriff von Liebe durchaus zwey Subjecte aufnahm, eines, welches liebt, und das andere, welches geliebt wird, oder nach seinen Ausdrücken, da die Liebe auſſer sich geht: so war es natürlich, daß er die Selbstliebe nicht als gemeines und erstes Princip aufstellen konnte. Alle Liebe geht auf Dinge auſſer uns, und da auſſer und um uns nichts Edleres und mit uns Verwandteres da ist, als der Mensch, auf andere Menschen. Nun können wir aber die Menschen (um mich eines neuern Ausdrucks zu bedienen) entweder als Zweck, oder als Mittel lieben: die erstere Liebe ist die, welche Thomasius die vernünftige nennt. Lieben wir die Menschen als Mittel, so betrachten wir sie offenbar als Mittel zur Befriedigung unserer Sinnlichkeit. Alle sinnliche Neigungen sind theils von frühern Moralisten, theils in der Bibel *), unter die drey Classen der Wollust, des Ehrgeizes und der Habsucht gebracht. Folglich erscheinen diese drey Hauptneigungen bey Thomasius unter dem Namen der unvernünftigen Liebe, die zwar ebenfalls die Absicht hat, Gemüthsruhe zu befördern, aber statt deren Nichts, als Unruhe hervorbringt.

Ein sehr wichtiges Hinderniß, welches sich bey Thomasius einer tiefern und gründlichern Untersuchung der practischen, wie der theoretischen Philosophie entgegenstellte, ist die Gleichgültigkeit, womit er die Sprache behandelte. Seinerseits fest überzeugt, daß es auf die Wörter gar nicht ankomme, wenn man nur, wie er oft sagt, über die Beschaffenheiten einig sey, braucht er Gemüthsneigung, Affect, Leidenschaft, Passion, Trieb, Verlangen, und Begierde, Eines für das Andere, und ohne diese ganz verschiedenen Begriffe auch nur einigermaßen zu unterschei-

*) Hierauf beruft er sich ausdrücklich Sittenl. Th. 2. S. 530. (Augenlust, Fleischeslust und hoffärtiges Leben.)

den. Die erstern drey sind ihm sogar mit Lastern beynahe ganz synonym. Daher kann derjenige, welcher sich einen Unterschied bey diesen Begriffen festgestellt hat, fast in jedem Paragraphen des Verfassers Widersprüche und Irrthümer finden. Daher wird es einleuchtend, warum er ganz und gar keine Rücksicht auf die in der Natur des Menschen gegründeten Triebe nimmt, warum ihm die grosse Verschiedenheit zwischen Trieb und Leidenschaft gar nicht in den Sinn kommt, und warum er so manche wichtige Themata, die in unsern Ethiken abgehandelt werden, unberührt läßt. Er hat immer schon die volle Leidenschaft vor Augen, und hat sich also der Mühe entübrigt, den ersten Keimen derselben nachzuspüren, und sie in ihrem Wachsthum zu belauschen. Seine Idee von Gemüthsruhe, die im Grunde eine stoische Apathie ist, erlaubt ihm nicht, an irgend einem Triebe etwas Gutes zu finden, weil ihm jeder schon Leiden schafft, d. h. unruhige Bewegung ist. Seine Beschreibungen der Leidenschaften sind Nichts, als Charactere wollüstiger, ehrgeiziger und habsüchtiger Individuen, gemeiniglich sehr richtig, aber immer auf das Stärkste gezeichnet. Das Einzige, was auch dieser Characterisirung schadet, ist, daß er die Leidenschaft zu abgeschnitten und isolirt nimmt, und daher oft der einen allein beylegt, was die übrigen eben sowohl an sich haben.

Die Unbestimmtheit in der Terminologie rächt sich an ihm auch in diesem Theile seiner Philosophie. Alle Augenblicke sieht er sich genöthigt, seine Benennungen zu rechtfertigen, und vorhergehende Ausdrücke in der Folge einzuschränken oder zurückzunehmen. Wenn er z. B. Anfangs behauptet, Freude und Schmerz seyn keine Leidenschaften, und sie dessen ungeachtet gegen das Ende unter dieser Gestalt aufführt; so muß er seine Zuflucht zu einer Künsteley nehmen, welche viel subtiler und spitzfündiger ist, als manche andere, die er an frühern Moralisten bitter tadelt. Und wenn er so oft seinem Leser zuruft: Nenne es so oder so, nur streite nicht um Worte; so haben ihm Mehrere seiner Gegner gezeigt, daß er eben durch diese Willfährigkeit wahren Sachenstreit, wenn ich so sagen darf, veranlaßt habe.

Eines der schwersten und wichtigsten Probleme, die Frage über die menschliche Freyheit, hat er äusserst seicht abgefertigt. Aber er ist zu entschuldigen. Denn da er bey allen seinen philosophischen Untersuchungen immer das System der geoffenbarten Religion vor Augen behielt: so mußte es ihm unnütz scheinen, einen Gegenstand zu untersuchen, über welchen ihm die Bibel schon ganz abgesprochen zu haben schien. Er erklärt sich darüber ausdrücklich so: „Zu der Erkenntniß des natürlichen Unvermögens und Unzulänglichkeit der menschlichen Kräfte haben mich so viel klare Sprüche, die in allen Büchern heil. Schrift stehen, durch Gottes Gnade gebracht, und gewiesen, wie die mir noch anklebende gemeine Lehre unserer Leute von dem freyen Willen des Menschen damit nicht bestehen könne *)." Gott,

*) S. 531.

sagt er in seinem Glaubensbekenntniß, ist allein der Urheber und Vollender der höchsten Glückseligkeit, und der Mensch trägt dazu Nichts bey, als Hinderniß und Widerstand, und wenn es hoch kommt, Unterlassung dieses Widerstandes *). Er versteht also unter Freyheit eigentlich die freye Macht des menschlichen Willens, besser zu werden, ohne göttlichen Beystand, aus und durch sich selbst; und es ist daher consequent, wenn er, ohne dem Menschen freyen Willen zu lassen, dennoch eine Zurechnung annimmt. Aber wohl zu merken, nur eine Zurechnung des Bösen zur Strafe, nicht aber des Guten zum Lobe: auch dieses, wie mich dünkt, seinem übrigen Systeme vollkommen gemäß **). Wie leicht es sey, bey einer selbstgemachten philosophischen Terminologie die Meynungen Anderer falsch zu finden, und zu widerlegen, beweist seine Moral ebenfalls. Da in seiner Sprache, wie erwähnt, die Benennungen der Triebe und ihrer Grade alle synonym sind, da er sie ein; für allemahl nur als unvernünftige Liebe gelten läßt; so hat er mit der Widerlegung der Peripatetiker, Stoiker, Epikuräer und Cartesianer (im 2. Hauptst. der pract. Moral) leichtes Spiel. Ich habe in diesem ganzen Abschnitte Nichts gefunden, was eine critische und unbefangene Prüfung verriethe.

Das er übrigens seine physiologischen Lemmata beynahe nur zur Ausschmückung gebrauchte, und bey der ersten Gelegenheit fallen ließ, ist schon oben erinnert worden. Der Verstand, sagt er in der Logik, wird durch die Bewegungsgeisterchen in den Sennadern (Nerven) gerührt. Der Wille, erklärte er in der Moral, wird durch die Lebensgeister in dem Geblüte in Bewegung gesetzt. Wäre er mit dieser Hypothese weiter gegangen, und hätte er sie bey der Erklärung der Triebe und Leidenschaften zum Grunde gelegt: so müßte seine ganze Darstellung eine andere Wendung haben. Er bedient sich ihrer bloß dazu, zu zeigen, daß die natürlichen und eigenwilligen Eindrücke der äussern Dinge, (unter jenen versteht er solche, die aus der Natur der Gegenstände, unter diesen solche, die aus der Beschaffenheit des Herzens oder der Einbildung einzelner Menschen herrühren) völlig einerley seyn, und daß folglich zwischen Naturinstinct und Leidenschaft kein Unterschied Statt finden könne. Allein eben da, wo man die nähere Bestätigung dieser Idee verlangt, weist er uns mit einer Vergleichung ab und setzt hinzu:

*) S. 543.

**) In der Folge hat er zwar diese Behauptungen (in den Cautelen Kap. 14. S. 361 fg.) einigermaßen zurückgenommen. Aber der Grund dieser Aenderung ist eben nicht der festeste. Er unterscheidet nämlich (in den Fundamentis Iuris nat. et gent. Cap. 1. N. 99. 118. Cap. 2. N. 104 sq.) zwischen Freywilligkeit und Freyheit des Willens, und will durch diese Unterscheidung die Kräfte des Menschen sowohl, wie die Nothwendigkeit eines höheren Beystandes retten. Die Freywilligkeit nennt er in dem Lateinischen Werke libertas arbitrii, die Freyheit spontaneitas, und man sieht also, worauf die ganze Bestimmung hinausläuft.

Die Gemüthsbewegungen werden deutlicher empfunden, als beschrieben.

Was nun den Werth dieser Thomasiusischen Sittenlehre überhaupt betrifft: so ist dasjenige, was der Verfasser selbst davon rühmt, freylich nicht eben so bedeutend. Vorausgesetzt, was er überall lehrt, daß der Wille über den Verstand, nicht dieser über jenen herrsche, und daß der Wille des Menschen durchaus verderbt sey, kann nach seinem Urtheile eine Sittenlehre zur Besserung des Menschen nur wenig beytragen: sie kann nur so viel bewirken, daß der Mensch vor dem Schlimmerwerden sich hüten lerne, daß er sich selbst und Andere genauer studiere, und aus diesem Studium Regeln des Umgangs abziehe. Ausdrücklich bestimmt er seine Sittenlehre nur für Verführte und Verführer, als einen Spiegel, worin sie sich betrachten sollen. Haben sie darin ihre Flecken erblickt, so verweist er sie auf die heilige Schrift, wo sie lernen sollen, unter dem Beystande der göttlichen Gnade sich von diesen Flecken zu reinigen und zu der christlichen, allein durch den Glauben möglichen, Vollkommenheit auf Erden zu gelangen. Wenn wir jetzt über die Verdienste dieser Moral eine Untersuchung anstellen: so fassen wir die Frage allgemeiner: Hat Thomasius ein gültigeres Princip der Moral aufgestellt? Hat er passende Motive zum Handeln gegeben? Hat er die schwere Aufgabe von der menschlichen Freyheit ihrer Entscheidung näher gebracht? Hat er neue Einsichten in die moralische Natur des Menschen gehabt oder veranlaßt? Hat er in's Besondere das Begehrungsvermögen des Menschen tiefer untersucht und zergliedert? Auf diese und ähnliche Fragen wird Jeder, der seine Werke studiert hat, dreist mit Nein antworten können, wenn er gleich eben so zuversichtlich nachgeben kann, daß Thomasius auch in diesem Stücke zu einem freyen Nachdenken über Moral und Sittlichkeit beygetragen und manche sehr richtige Bemerkungen über menschliche Charactere geliefert hat, deren weitere Untersuchung und Anwendung für die sogenannte Philosophie des Lebens gute Folgen gehabt hat. Darf ich mein Urtheil über dieses gleichnißreiche Werk mit meinem Gleichniß schließen: so ist der theoretische Theil der Thomasiusischen Moral keine Anatomie oder Physiologie, und der practische keine auf jene gegründete Heilungs- oder Gesundheitslehre, sondern das Ganze ist eine Beschreibung der vornehmsten Krankheiten und ihrer Zeichen, mit Klagen über die menschliche Gebrechlichkeit und einigen diätetischen Regeln durchwebt, und mit der Anweisung beschlossen, einen tüchtigen Arzt um Rath zu fragen, wenn man mit diesen Krankheiten behaftet sey. Ein Hauptfehler ist auch dieser, daß Thomasius sich nicht einmahl eine bestimmte Gränze zwischen theoretischer und practischer Moral setzte. In seiner Ausübung kommen viele Puncte vor, die eigentlich in die theoretische Einleitung gehört hätten. Mit der Moral unseres Verfassers scheint sich am Besten der Beytrag verbinden zu lassen, den er zu einer practischen

Anthropologie geliefert hat, die neue Erfindung einer wohlgegründeten und für das allgemeine Wesen höchst nöthigen Wissenschaft, das Verborgene des Herzens anderer Menschen, auch wider ihren Willen, aus dem täglichen Umgange kennen zu lernen. Schon ältere Gelehrte wollten das Prädicat einer neuen Erfindung nicht gelten lassen, und beriefen sich auf das hundert Jahr früher erschienene Werk des Petrus Pontius, dessen Ideen und Methode sie sogar leichter, einfacher und nützlicher fanden. Doch wir haben uns hier nicht auf Litteratur einzulassen. Thomasius sucht zu beweisen, daß die von ihm gerühmte Physiognomik möglich sey, daß man nach gewissen in der menschlichen Natur gegründeten Regeln erstlich den Hauptaffect eines Menschen, dann die besondern Leidenschaften desselben ergründen, und hieraus sowohl seine Brauchbarkeit für den Staat, als besonders seine Gesinnung gegen uns selbst erkennen könne. Daß eben diese Kunst aber auch gewiß sey, erhelle theils aus dem Zuruf jenes Weisen: Loquere, ut te videam! theils aus der Erfahrung, welche uns feine Köpfe genug aufstellt, die einen Menschen aus einigen Mienen, beym Spiele, bey Tafel und bey andern Gelegenheiten vollkommen kennen lernten, theils auch daraus, daß alles Thun und Lassen, wodurch Menschen ihre Affecten zu verbergen suchen, affectirt sey und dergleichen Affectation nie lange dauern oder immerwährend gleich bleiben könne. Thomasius selbst rühmt sich, diese Kunst so ziemlich inne zu haben, und erklärt sich zu Proben bereit. Was er indessen in den beyden hierher gehörigen Schriften sagt, ist abermahls Nichts weiter, als Schilderung der verschiedenen Aeusserungen menschlicher Leidenschaften, mit den Vorzügen und Fehlern, die wir schon bey der Sittenlehre angemerkt haben. Seit seiner Zeit ist über Menschenkenntniß und Physiognomik schon so manches Gute geschrieben worden, daß ein Auszug aus diesen Werken, den ohnedieß der Auszug aus der Sittenlehre schon überflüssig macht, keinen sonderlichen Beyfall finden würde. Auch nahm er in der Sittenlehre Manches wieder zurück.

Ueber das Naturrecht waren seine Ideen sich nicht gleich. In frühern Zeiten legte er das Pufendorfische Princip der Geselligkeit zum Grunde, aus welchem sich, wie es scheint, sein Grundsatz der vernünftigen Liebe entspann. In der Folge verwarf er jene Meynung, und stellte dagegen den Grundsatz auf: Man muß dasjenige thun, was das Leben der Menschen dauerhaft und glücklich macht, und im Gegentheil u. s. w. Hier unterscheidet er drey Grundsätze, der Moral (Honesti), des Wohlstandes (Decori) und des Naturrechts (Iusti). Der erste lautet: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du dir auch. Man sieht, ohne mein Erinnern, wie wenig dieses Princip mit seiner Sittenlehre stimmt. Der zweyte: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch; und der dritte: Was du willst, daß dir die Leute nicht

thun sollen, das thue du ihnen auch nicht. — Ich weiß sehr wohl, was in den neuesten Zeiten einige Philosophen, und vor allen Kant selbst *), gegen diese Maxime eingewendet haben. Aber ich kann mich von der Richtigkeit dieser Einwendungen nicht überzeugen. Weder der Unbarmherzige, noch der zum Tode geführte Verbrecher können sich hinter diesen Grundsatz flüchten, da er offenbar die Bestimmung: unter denselben Umständen, in sich faßt. Und wenn also der reiche Unbarmherzige sich entschuldigen wollte, daß er keine Wohlthaten an Arme auszutheilen brauche, weil er von Andern keine erwarte; so dürfen wir ihn nur fragen: Ob er nicht, wenn er arm und bedürftig wäre, dergleichen erwarten würde? — Bey der grossen Faßlichkeit dieser Regeln würde es dem Thomasius leicht geworden seyn, ein deutliches und brauchbares System des Naturrechts daraus abzuleiten, wenn ihn hier nicht abermahls einige seiner Lieblingsmeynungen auf allerley Nebenwege und Paradoxieen geleitet hätten, die dem Ganzen schaden. Die Lehre von der Unterthänigkeit des Verstandes unter den Willen tritt auch in seinem Naturrechte allen philosophischen Bestimmungen in den Weg, und seine Unbestimmtheit über die Freyheit des Menschen läßt ihn zu keiner Entscheidung über die Gültigkeit der menschlichen Rechtsansprüche kommen. Selbst die Lehre vom Gewissen verwirft er als fast ganz unbrauchbar für's Leben, und der festgesetzte Unterschied zwischen innerer und äusserer Verbindlichkeit, (wovon die erste den Menschen tugendhaft, die letztere aber gerecht mache) ist offenbar sehr schwankend. Diese Ideen gehören jedoch nicht eigentlich zum Naturrechte, und wenn Thomasius, nach Hufeland's Bemerkung **), die Principe honesti et decori ganz weggeschnitten hätte; so würde ihm die Ehre zu Theil geworden seyn, die sein Schüler Gundling durch geringe Mühe erworben hat, daß man mit ihm eine neue Epoche in der Geschichte dieser Wissenschaft eröffnen würde.

Ich darf die grossen Kenntnisse nicht vergessen, welche Thomasius in der philosophischen Geschichte besaß, und auf welche er sich selbst Etwas einzubilden schien ***). Viel davon hatte er geständlich den Handschriften seines Vaters Jacob Thomasius zu verdanken. Seine Geschichte des Naturrechts ist noch jetzt ein brauchbares Werk, und seine gelegentlichen Bemerkungen sowohl, als die besondern Abhandlungen über Puncte aus dieser Geschichte zeugen, daß es ihm nicht an historischen Datis, wohl aber an derjenigen Unparteylichkeit fehlte, welche zu jeder Art von Geschichtschreibung unentbehrlich ist. Schon der gehässige Name Sectirer, den er fast allen philosophischen Schulen beylegt, worunter er einen eingebildeten und unduldsamen Vielwis-

*) Grundlegung zur Metaph. der Sitten, S. 68.

**) Versuch über den Grundsatz des Naturrechts, S. 23. vergl. S. 63. und 91. fg.

***) Vorrede zur Einl. in die Vern. S. 36.

ser versteht, und die Kennzeichen der Sectirerey, welche er z. B. in den Cautelen Kap. 6. S. 113. angiebt, und welche gerade in den Hauptlehren der Systeme selbst bestehen, mußten ihm den ganzen Gesichtspunct bey diesem Studium verrücken. Wie dem aber auch sey, so machten doch die Gelehrten darauf aufmerksam, wie Viel aus der Geschichte der Philosophie für die Bearbeitung dieser Wissenschaft selbst zu hohlen sey, und wer die Schriften unseres Philosophen und die Geschichte des gelehrten Brucker gelesen hat, wird wissen, wie manche Bemerkungen der Letztere ihm verdankt, wenn er gleich nicht immer die Quelle nennt. Da die Philosophie in jenem Zeitalter an Leibnitz und Wolff *) zwey so wichtige und eifrige Bearbeiter gefunden hatte: so dringt sich uns die Frage von selbst auf: Was Thomasius von den Bemühungen dieser Denker gehalten habe? Offenbar zeigte er gegen die Leibnitzische eine auffallende Gleichgültigkeit, und in Rücksicht dessen, was Wolff bis dahin versucht hatte, äusserte er seine Unzufriedenheit laut. Er tadelte die Wolffische Abhandlung über die Moral der Sineser scharf und bitter, und zog den Hochmuth der Mathematiker durch, die sich erkühnten, die Philosophie und in's Besondere die natürliche Theologie nach den mathematischen Grundsätzen zu verbessern, oder vielmehr zu verderben u. s. w. **). Wer indessen die oben angeführten allgemeinen Puncte über den Geist und Character des Thomasius vergleicht, und dazu nimmt, daß er, gegen die letzte Zeit besonders, seine Thätigkeit an zu vielerley und verschiedene Gegenstände wenden mußte, den kann dieses Benehmen weiter nicht befremden: gewisse Menschlichkeiten nicht einmahl gerechnet, von welchen der gute Mann sich selbst nicht frey spricht.

Mehreres nicht aus Fülleborn, der auch aus den beyden Werken des Thomasius über Logik und Metaphysik einen kurzen und körnichten Auszug liefert. Wir fügen nur noch dieß von dem Herrn Professor Buhle hinzu: „So Viel man an der Art tadeln kann, wie Thomasius die Philosophie betrachtete und bearbeitete, so hat er dennoch eben hierdurch grossen Nutzen gestiftet, und das Ausschweifende seiner Urtheile hat dagegen dem Fortgange der Wissenschaften selbst in Teutschland gar keinen oder doch nur sehr wenig Schaden gethan. Er forderte zuerst zur grössern Freyheit im philosophischen Denken auf, und bewirkte dadurch, daß sich seine Zeitgenossen von dem Joche der Aristotelischen Scholastik losrissen. Er machte auf das Verhältniß der Philosophie zum wirklichen Leben aufmerksam, und gab dem Studium derselben dadurch eine nützlichere und zweckmäßigere Richtung und ein allgemeineres Interesse, wenn er gleich selbst vornehmlich in jener Hinsicht die wissenschaftliche Philosophie zu einseitig beurtheilte und behandelte. Er ermunterte ends

*) Leibnitz starb 1716. Thomasius 1728. Wolff 1754. Des Letztern erster Aufenthalt zu Halle fällt von 1701 bis 1721.

**) S. dessen Anhang zu den gemischten Händeln.

lich die Teutschen durch sein Beyspiel in ihrer Muttersprache als Lehrer und als Schriftsteller zu philosophiren, worin nach ihm so bewundernswürdige Fortschritte gemacht sind. Dieses dreyfache Verdienst wird dem Thomasius einen unsterblichen Namen sichern, auch wenn er durch das, was er für die Philosophie selbst leistete, keinen Anspruch darauf hat; wiewohl doch auch in seiner eigenen philosophischen Vorstellungsart, und hauptsächlich in seiner Methode, Manches denkwürdig ist."

Unter allen seinen philosophischen Schriften ist keine einzige, die nicht zu ihrer Zeit viel Gutes gestiftet, oder doch manches Vorurtheil geschwächt hätte; aber auch keine einzige, die noch jetzt wegen ihrer eigenthümlichen Wichtigkeit besonders verdient gelesen zu werden.

Von seinen zahlreichen Schriften hier nur diese nächst den schon angeführten:

Historia sapientiae et stultitiae, Halae 1693. III. P. 8. Teutsch, Leipz. 1693. 8. enthält vermischte, zum Theil historische, Abhandlungen. — De Crimine magiae, zuerst Lateinisch 1701. dann Teutsch, 1706. Dieses Werk half am Meisten dazu, daß Hexenprocesse, wenigstens in Teutschland, allgemeiner sind aufgehoben worden. Das größte Verdienst um die Menschheit erwarb sich Thomasius durch seine Bestreitung des Aberglaubens an Hexen und Hexerey. — Introductio ad philosophiam aulicam etc. Lipf. 1688. Halae 1702. 8. Dann eine Einleitung zur Vernunftlehre, Halle 1691. Vierte Aufl. Halle, 1711. 8. Beyde Werke nützten wohl am Meisten dadurch, daß er den Nutzen der Syllogistik darin bestritt, und daß er wider die Vorurtheile des Ansehens so sehr eiferte. — Ausübung der Vernunftlehre, Halle 1710. 8. — Observationes ad rem litterariam spectantes, Halae 1700—1705. X. P. 8. und Additamenta. — Institut. Jurisprudentiae divinae. Lipf. 1688. 8. Hal. 1694. Edit. 6. Halae 1717. 4. Ibid. 1730. 4. (Auch Teutsch). Er nahm noch ausser dem Gesetz der Natur eine Legem divinam positivam an. — Fundamenta Juris naturae et gentium ex sensu communi deducta, Halae 1705. 1718. 4. (Auch Teutsch). Hier verließ er Pufendorf'en, verwarf sein Princip der Sociabilität. — Historia Juris naturalis, Halae 1719. 4. — Historia contentionis inter imperium et sacerdotium, Hal. 1722—1724. 8. — Einleitung zur Sittenlehre, Halle 1692. 1710. 1726. 8. Hier mehr Eigenthümliches; er schreibt auch hier auf eine ganz eigene und gewissenhafte und seinem Character ehrenvolle Art. — Gedanken über gemischte philosophische und juristische Händel, Halle 1723—1725. 4. Th. 4. — Alle seine Schriften sind genau verzeichnet in dem bekannten, so oft aufgelegten Verzeichniß der Thomasiusischen Bibliothek.

S. Bruckeri Histor. Crit. Philos. T. IV. P. II. p. 471. T. V. p. 447. in Append. T. VI. p. 859. Buhle's Lehrbuch der Geschichte der Philos. Th. 6. S. 1024. Fülleborn's Beytr. zur Gesch. der Philos. St. 4. S. 1.

Thomasius, Gottfried, ein Polyhistor seiner Zeit, und grosser Arzt, aber auch Hof- und Staatsmann, am 24. März 1660 zu Leipzig geboren, war der jüngere Bruder des vorhergehenden weltberühmten Christian Thomasius. Seinen Vater kennen wir bereits: die Mutter war Maria, eine Tochter des vortrefflichen Jeremias Weber's, der Theologie Professors und Archidiaconi zu St. Nicolai in Leipzig. Der junge Thomasius zeigte, wie sein Bruder, von seiner Kindheit an einen edlen Geist und bewundernswürdige Fähigkeiten des Verstandes. Der väterliche Unterricht sowohl, als auch der Fleiß und die Geschicklichkeit dazu ausgesuchter Hauslehrer, ingleichen der Besuch der berühmten Leipziger Schulen zu St. Thomas und Nicolai, und endlich die fernere Unterweisung des Lic. Feller und Dr. Rappolt, machten ihn zu einem frühzeitigen Gelehrten. Seine Kinderspiele waren schon kleine mathematische Uebungen und electrische Versuche mit Stroh, Achatstein und Siegellack. Im 8. Jahre wußte er sich in Lateinischer Sprache, und im 12. in Griechischen Versen mit grosser Fertigkeit auszudrücken. In den Redeübungen und theatralischen Vorstellungen spielte er die verschiedensten Rollen als ein Meister, und seine Lehrer hatten allezeit das Vertrauen, ihm die längsten und schwersten Stellen zu überlassen. Durch eine selbstverfertigte Lateinische Abschiedsrede, die, bey Gelegenheit der angenehmen Frühlingstage, die Wiederkunft der Störche und daraus hergeleiteten Pflichten der Zärtlichkeit und Dankbarkeit betrachtete, öffnete er sich den Eingang von der Schule zur Akademie. Dieses geschah im 14. Jahre seines Alters. Er hörte nun die berühmtesten Männer der philosophischen Facultät, Ittig, Alberti, Otto Mencke, Schmauß, Feller und Rechenberg, und übte sich beständig im Disputiren und Peroriren, wie der nachmahlige vortreffliche Reichshofraths-Präsident, Graf von Wurmbrand, ebenfalls that, der just damahls in Leipzig studierte, und sich deßwegen so genau mit unserm Thomasius verband, daß er ohne seine Gesellschaft nicht vergnügt zu leben glaubte; und ihm auch lange nach diesem noch auf seinem Sterbebette Zeichen seiner Gewogenheit zusendete. Nachdem aber Thomasius die Philosophie, freyen Künste und galanten Leibesübungen in 4 Jahren mit Ruhm erlernt hatte, wurde sein Fleiß mit der Magisterwürde gekrönt. Er konnte demnach im 18. Jahre seines Alters als Doctor der Philosophie und Assessor der Facultät Andere lehren. Zu seiner Hauptwissenschaft wählte er nun die Arzneykunst, und brachte es durch unermüdeten Fleiß und getreue Anführung Dr. Ammon's, Bohn's, Ettmüller's, Welsch's und Horn's, so weit, daß er wieder in 4 Jahren, als dem 23. seines Alters, des Doctorhuts fähig erklärt und ihm freygestellt wurde, solchen in Leipzig oder Utrecht aufzusetzen. Er erwählte, aus Verlangen, die grosse Welt zu sehen, das Letzte, disputirte noch verschiedene Mahle über allerhand Materien, besonders am 16. April 1684 als Präses de aeris gravitate ad aquam comparati, und gieng in demselben Jahre über Halle nach Hamburg.

Hier nahm ihn der gelehrte Bürgermeister Schröder in's Haus, und ließ ihn durch liebreiches Nöthigen einen ganzen Monath lang nicht von sich, um seines lehrten Umgangs recht zu genießen. Endlich langte er bey dem berühmten Grav in Utrecht an, dahin ihm sein Vater ein Empfehlungsschreiben mitgegeben hatte, und der ihm nicht nur tägliche Gesellschaft mit Gelehrten und hohen Standespersonen verschaffte, sondern auch selbst, oft bis um Mitternacht, in gelehrten Gesprächen mit ihm zubrachte. Kaum war Thomasius in Utrecht eingewohnt, so bekam er die betrübte Nachricht von dem Tode seines Vaters, wodurch er zwar die Gedanken, Doctor zu werden, einstweilen aufgab, seine Studien aber immer weiter auszubreiten sich entschloß. Er brachte also 4 Jahre in Holland und England zu, und genoß daselbst des genauesten Umgangs mit den größten Gelehrten. Grav, Gronov, Js. Voß, le Clerc, Matth. Slade, Pet. Franz, von Hermann, Lamb. Velthusen, Jan. Broukhus, Wits, Ezech. Spanheim, Poiret, Bayle, zu dessen critischem Wörterbuche er viele Beyträge lieferte, und Rob. Boyle, sind nur die bekanntesten, in deren Freundschaft und täglicher Gesellschaft er war, und die ihre Hochachtung bis an ihr Ende durch freundschaftlichen Briefwechsel unterhielten. Nicht weniger zog er die Herzen der Hohen in besagten Ländern an sich, welche seine ungemeine Gelehrsamkeit und Vorzüge bewunderten und hochschätzten, auch wohl über Staatsgeschäffte mit ihm sich besprachen und seinen Rath verlangten. Wir nennen hier nur den Prinzen von Oranien, den Herzog von Monmouth, den Prinzen Robert von der Pfalz, den Grafen von Cork, die vier Raugrafen, des Churfürsten Carl Ludwig von der Pfalz Söhne, die Meisten von den Generalstaaten, den Hrn. von Gallieris und den Freyherrn von Pufendorf, welcher sich in seine nette Lateinische Schreibart dergestalt verliebte, daß er ihn ersuchte, zu seiner Historie des Königs Carl Gustav von Schweden die Vorrede zu machen, wie auch geschah. Durch diese vornehmen Herren bekam er nun Gelegenheit, an dem Englischen Hofe und bey andern Prinzen sehr wohl bekannt zu werden, zu den größten Gesellschaften der Lords zu gelangen, auch alles Wichtige in Holland und England in genauen Augenschein zu nehmen. Nach diesem entschloß er sich, besonders auf seines Bruders, des Preussischen geheimen Raths, Christian Thomasius, ernstliches Verlangen, sich wieder nach Hause zu begeben. Er trat auch die Heimreise in der Gesellschaft eines vortrefflichen Sächsischen Cavaliers, Hrn. von Pflug, glücklich an. Als sie in Frankfurt ankamen, nöthigte sie der Hr. von Ludolph, zwey Monathe bey ihm zu bleiben. Wie Thomasius bisher verschiedene Abhandlungen für gute Freunde verfertigte, ohne daß deren Einer nur auf die Vermuthung gekommen wäre, es habe Thomasius etwas Anderes, als die Rechte, studiert: so gab er auch hier dem Hrn. von Ludolph einen grossen Beytrag zu seiner Aethiopischen Historie. Endlich kam Thomasius in seinem Vaterlande an, und sein erhabener Bruder

zu Halle war der erste Freund, der sich für berechtigt und verpflichtet hielt, ihn bey sich zu behalten. Hier lud er nun allen seinen auf Reisen gesammelten Reichthum, nämlich viele Centner der herrlichsten und seltensten Bücher, ab, brachte sie in gute Ordnung und machte daraus verschiedene Auszüge, welche seinem Bruder so wohl gefielen, daß er sie theils seinen Monathsgesprächen, theils auch andern Werken einverleibte. Bald machte er diesem seinem Bruder und andern ansehnlichen Verwandten neue Einrichtungen und Verzeichnisse der Bibliotheken; bald hielt er litterarische, physische und mediciniſche Collegien, und unterwies besonders einige junge Grafen in der Bücherkenntniß. Nach einem Jahre begab er sich nach Dresden, um den Churfürstlichen Hof sammt dem Landesherrn, Johann Georg III. persönlich kennen zu lernen, genoß besondere Gewogenheit von dem vortrefflichen Minister, Graf von Hoym, als welchem er schon einige Jahre bekannt war, und brachte sonderlich beym Dr. Jacobi und beym Dr. Spener die Zeit zu, von welchem Letztern, als seinem besondern Freund, er in allerley Wissenschaften, sogar in der Medicin, gelernt zu haben rühmte. Von da nahm er seinen Weg nach Wittenberg; und dieß war der Ort, wo er sich 1689 unter Trompeten- und Paukenschall und den Zurufungen der gelehrtesten Männer den Doctorhut der Arzneygelehrten aufsetzen ließ, nachdem er seine selbst verfertigte Inauguraldisputation de animi deliquiis, die er unter Dr. Johann Gottfried Berger'n hielt, auf das Rühmlichste vertheidigt hatte. Einige Zeit brachte Thomasius hier in dem gelehrtesten und angenehmsten Umgange mit den berühmten Wittenberger Professoren, Schurzfleisch, Ziegler, Stryck und Frankenau, zu. Er erneuerte auch hier die Freundschaft mit dem jungen Baron von Dankelmann, zu dessen Vater, dem grossen Churbrandenburgischen Premierminister, er öfters mit nach Berlin reiste. Um diese Zeit wurden ihm zwey Professorstellen, zu Königsberg und Wittenberg, zugleich angetragen, gleichwie ihn auch erstgemeldeter Minister durchaus bey sich an dem Berliner Hofe behalten wollte. Allein weder das Hof- noch Universitätsleben war vollkommen nach seinem Geschmacke, ungeachtet er sich zu beyden am Vollkommensten schickte. Hr. von Frankenau hatte ihm so viel Angenehmes von Nürnberg gesagt, daß er sich dahin zu reisen entschloß. Er traf hier nach seinen Gedanken an Ordnung und Reinlichkeit ein kleines Holland und an dem hochberühmten Kaiserlichen Rath und Leibmedicus, Johann Georg Volkamer dem Ersten, einen Vater an. Dieser vermählte ihm am 12. August 1691 seine älteste Tochter, Clara Helena, eine Dame von besondern Verdiensten von Seiten des Geistes und Herzens und von grosser Haushaltungswissenschaft; er brachte ihn ferner in das Collegium Medicum zu Nürnberg, und als Präsident der Kaiserlichen Akademie der Naturforscher unter deren Mitglieder mit den Namen Vindicianus. Die Republik Nürnberg aber nahm ihn sogleich unter ihre freyen Reichsbürger, und bey erster Osterwahl un-

ter die Genannten des grössern Raths auf. Nachdem er noch Adjunct besagter Akademie der Naturforscher geworden, erlebte er das seltene Vergnügen, daß er in allen gemeldeten Collegien die erste und älteste Stelle bekleidete. Theils noch bey Lebzeiten, theils nach dem Tode seines vortrefflichen Schwiegervaters sollte er zweymahl die Directorialwürde, nach Dr. Schröck's Tode unmittelbar das Präsidium schon erwähnter Kaiserl. Akademie, und mithin die hohen Würden eines Kaiserlichen Raths und Leibarztes, des H. R. R. Adelichen und Pfalzgrafen übernehmen, wozu er aber durch alle Vorstellungen nicht gebracht werden konnte. Gleich Anfangs aber, da er sich kaum in Nürnberg festgesetzt hatte, wurde er nach Wien berufen, um die oberste Aufsicht über die Kaiserliche Bibliothek zu übernehmen, wo er in sein wahres Element gekommen wäre. Dreymahl hatte er Vocation an den Königlichen Hof nach Dresden, mit angebotenem geheimen Rathscharacter, sodann auch nach Gotha. Allein er verbat alle diese Ehren; doch diente er diesen Höfen durchgehends auf verschiedene Art. Seine Consilia wurden bis in sein hohes Alter nach Wien, Hannover, in das Sächsische und Brandenburgische verlangt. Der Churfürst von Maynz, Lothar Franz von Schönborn, der Markgraf Georg Wilhelm von Brandenburg-Culmbach, der Herzog Ludwig Rudolph von Braunschweig-Lüneburg, die beyden letzten Fürsten von Oettingen und Arnstadt, der Herzog Friedrich von Sachsen-Gotha, der Fürst Johann Anton von Knebel, Bischof zu Eichstädt, das Hohenlohe-Schillingsfürstische Haus, und andere durchlauchtige hohe Häupter mehr, zogen ihn fort und fort an ihre Höfe, oder auf ihren Reisen durch Nürnberg an ihre Tafel, beehrten ihn vielfältig mit persönlichem hohen Besuche, bedienten sich seiner glücklichen Curen sowohl, als seiner andern Wissenschaften in Einrichtung ihrer Bibliotheken und Münzcabinette, in Erfindung sinnreicher Medaillen u. dergl. mehr. Verschiedene von gedachten durchlauchtigsten Häuptern, besonders die beyden Erstern, sammt dem Fürsten von Eichstädt, ließen sich auch nicht abhalten, ihn, alles seines Gegenbittens ungeachtet, zu ihrem Hofrath und Leibmedicus zu ernennen. Er wurde auch gleich im Anfange seines Hierseyns ordentlich bestellter Medicus der Nürnberger Teutschen Ordenscommende, und genoß hierbey grosse Gewogenheit von allen Commandeurs, vornehmlich aber von dem Grafen von Satzenhofen. Er versorgte die armen und niedrigen Kranken mit eben dem Fleiß und der Treue, als die angesehensten Personen, erwies ihnen viele Wohlthaten zu ihrer Erquickung und vertrat bey den Krankenbetten gar oft die Stelle eines Geistlichen. Durchgehends ließ er sich seine Praxis mit innigstem Gebete, beständigem Nachschlagen der besten Schriften, weitläuftigem Briefwechsel mit den größten Arzneygelehrten so angelegen seyn, daß man sich wundern muß, wie er noch Zeit gewonnen, nicht nur eine so zahlreiche Bibliothek von allen Wissenschaften, nebst einem gar ansehnlichen Medaillencabinet zu sammeln, sondern sogar in die meisten Bücher

eigenhändige Anmerkungen zu schreiben und sich selbige so bekannt zu machen, daß keines unter seinem ganzen Büchervorrathe befindlich war, davon er nicht sogleich Rechenschaft zu geben und Andern eine gründliche Kenntniß beyzubringen im Stande war. Er war auch keinen Augenblick müssig, studierte sogar bey Tische und ist mit einem ausserordentlichen Gedächtniß begabt gewesen. So stark seine Einsicht in den medicinischen Wissenschaften war, so weitläuftig war er auch in andern bewandert. Er verstand die Hebräische und Spanische Sprache, schrieb sehr nett Englisch, Italienisch, Französisch, Lateinisch und Griechisch, verfertigte auch in den drey letzten Sprachen sowohl, als in der Teutschen, zierliche Gedichte. Auf verschiedenen musikalischen Instrumenten zeigte er eine so grosse Stärke, als er in den Leibesübungen Geschicklichkeit besaß. Die Anmuth seiner Person, die Güte des Gemüths und ein besonderes edles Wesen in seinem Umgange verließen ihn bis an sein Ende nicht. In Gesellschaften bezeigte er sich so munter und belebt, als ernsthaft er in seinen Amtsverrichtungen war. Daher blieb er fast keinen Tag ohne Besuch, noch ohne Briefwechsel mit Gelehrten und hohen Standespersonen. Sein Haus war ein Sammelplatz einheimischer, und beynahe ein Absteigequartier aller nach Nürnberg kommenden ansehnlichen Personen und Gelehrten. Wenige Jahre vor seinem Tode hatte er die Gnade, die damahls regierenden Bayreuthischen Herrschaften bey sich zu sehen, die tiefen Einsichten der Markgräfin persönlich zu bewundern, und sich sowohl, als seiner Tochter, den Weg zu neuen Gnadenbezeigungen zu bahnen. Des damahligen Herzogs von Weimar nicht zu gedenken, welcher ihn auch mit einem hohen Besuche beehrte, ihn wie einen Vater tractirte, sein Bildniß durchaus verlangte und ihn und seine Tochter auf das Ernstlichste einlud, mit der Versicherung, ihm bis auf sein Belvedere entgegen zu gehen und Alles anzuwenden, um ihm einige Monathe recht annehmlich zu vertreiben. Gedachter Herzog schickte ihm auch 3 Jahre hernach die von ihm selbst herausgegebenen theosophischen Andachten mit sehr verbindlichen Ausdrücken zu. Mit den berühmten Altdorfischen Professoren gieng auch Thomasius in's Besondere sehr vertraut um. Wagenseil, welchen er noch antraf, begegnete ihm mit besonderer Liebe, und rühmte seinen unermüdeten Beytrag zu seinen gelehrten Arbeiten. Da Thomasius selbst so beliebt in Nürnberg war, so suchte er Verschiedene seiner Landsleute nach sich hierher zu ziehen, und es glückte ihm, sowohl mit selbigen Ehre einzulegen, als sie sich über seine hierdurch erwiesene Freundschaft vergnügt und verbindlich bezeigten. Rink, sein Anverwandter, der auch in der Kenntniß der alten Münzen unvergleichlich Viel vom Thomasius gelernt zu haben gestand, Schwarz und Köhler wurden von ihm nachdrücklichst empfohlen, und schrieben ihre Anstellung als Altdorfische Professoren größtentheils seiner Empfehlung zu. Er lebte mit ihnen sowohl, als mit mehrern Professoren damahliger Zeit, besonders

mit dem unvergleichlichen Dr. Feuerlein zu Göttingen, und dem Dr. Deinlein, sehr gesellig und freundschaftlich, und sie konnten sich seiner Bibliothek bey allen Vorfallenheiten bedienen. Im J. 1723 wurde ihm bey dem Altdorfischen Jubelfeste von der Universität Leipzig aufgetragen, die Stelle eines Abgeordneten zu vertreten, welches er mit vieler Ehre verrichtete und dafür mit einer goldenen Medaille beschenkt wurde. Er that auch sonst Alles, was er konnte, zum Vortheil der von ihm so geliebten und geachteten Universität Altdorf, und ließ sonderlich in einer gewissen mediciniſchen Angelegenheit ihre Ehre nicht kränken; ja er umarmte öfters den unsterblichen Schwarz mit den theuersten Versicherungen, Alles anzuwenden, um deren Rechte in altem Glanz zu erhalten. Als er sein sechstes Decanat in dem Nürnberger Collegio Medico antreten sollte, wurde diese Decanatswahl auf seinen 82. Geburtstag verlegt, wo er eben 50 Jahre in gedachtem Collegium sowohl, als in der Akademie der Naturforscher, mit so vielem Ruhm zugebracht hat. Seine Collegen feyerten dieß Jubelfest mit ganz ausnehmenden Freudensbezeigungen, und ließen auf ihn und seiner Gemahlin Bruder, Dr. Johann Georg Volkamer den Andern, der damahls als Senior Primarius des Collegiums auf seinen Kranken- und Sterbebette lag, eine prächtige Gedächtnißmünze prägen. Volkamer's Tod erfolgte bald darauf, Thomasius wurde Senior Primarius, und auf seinem hernachmahls anderthalb Jahre anhaltenden Krankenbette zum siebenten Mahle Decan, behielt auch noch bey schwachen Leibeskräften und hohem Alter so viel Geist, daß er Examina auf dem Krankenbette hielt, ja dieß sein Sterbebett zur allgemeinen Verwunderung derer machte, die ihn besuchten und ihn noch sterbend als einen grossen Gelehrten antrafen. Von seinem Tode sagte er vielmahls: „Ich sterbe gar nicht, sondern höre nur auf zu leben. Man soll keinen schwarzen Faden bey meiner Leichenbestellung anwenden und zum Leichentext die Worte Thomä erklären: Mein Herr und mein Gott!" welches auch vom Prediger Schönleben, einem trefflichen Redner, in einer Gedächtnißpredigt geschah, wobey auch zwey schöne Oden von des Seligen eigener Dichtkunst abgesungen wurden. Sein letztes Ausrufen war: Voglio andar al cielo, per ripoſarmi in Dio; und so starb er am 10. May 1746, im 87. Jahre seines Alters. Die Väter des Vaterlandes wußten, daß sie ihren einzigen Thomasius verloren hatten, und ließen ihn auf eine in Nürnberg seltene und prächtige Art begraben, und wollten ihm auch auf ihre Kosten Lobreden halten lassen. Seine Gemahlin hatte er schon 12 Jahre vor seinem Tode verloren, und von 4 Kindern überlebte ihn das jüngste, seine würdige Erbin, Maria Regina. Dieß vortreffliche Frauenzimmer ist dadurch schon groß, daß sie ihren Vater auf die rühmlichste Art verpflegt und bis an sein Ende wartete: sodann, daß sie durch den feinsten Geist, Belesenheit, Sprachkenntniß, Dichtkunst, gelehrte Correspondenz, besonders mit dem Gottschedischen Ehepaar, (der Musik, Mahlerey

und der Frauenzimmerkünste gar nicht zu gedenken) ihrem Geschlechte und den Musen Ehre machte. In dem Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit hat Professor Gottsched in dem letzten Stücke von 1715 eine Probe ihrer Dichtkunst abdrucken lassen. Sie hat nämlich die von dem Könige von Preussen Gottsched'en zum Uebersetzen vorgelegte Strophe aus dem Rousseau dreymahl mit grösserer Genauigkeit in's Teutsche übersetzt, die Gottsched seiner Uebersetzung selbst nicht zuschreibt. Sie starb am 12. Februar 1768.

Von der Münzwissenschaft unseres Thomasius müssen wir noch einige Nachrichten ertheilen. Der grosse Leibnitz, der Alles auf Thomasius hielt, schreibt an Johann Fabricius: „Peto, ut amplifl. viro, *Godefr. Thomasio*, gratias agas, quod veterem benevolentiam mihi conservarit. Pauci nunc in Germania in veteris rei numariae cognitione, ut ceteram doctrinam taceam, ad ejus laudes accedunt. Eo magis ipsi otium optem, ut selectas observationes, quas varii generis praeclaras eum habere scio, in publicum usum patriaeque decus conferre possit.“ (S. Leibnitii Epp. ad diversos, cura Kortholdi, P. I. p. 160.) Von diesen schönen Thomasiusischen Anmerkungen, deren Leibnitz hier gedenkt, scheint ein numismatisches Werk gedruckt zu seyn; wie auch ein Nürnberger-Gelehrter versichert, und Rink öfters davon gesprochen hat. Das herrliche Gothaische Münzcabinet hat auch seine erste Einrichtung von unserm Thomasius bekommen, da ihn nämlich der damahlige Fürst von Schwarzburg-Arnstadt sowohl hierzu, als seiner schwächlichen Leibesbeschaffenheit wegen, zu sich berufen hatte; und als es nach dieses Fürsten bald erfolgtem Absterben nach Gotha gekommen, wurde es von unserm Thomasius aus seiner eigenen kostbaren Sammlung alter Münzen noch mit vielen seltenen Stükken vermehrt, wie in der gedruckten Beschreibung dieses Fürstlichen Cabinets gerühmt wird. Diese Wissenschaft allein zog ihm schon einen sehr weitläuftigen Briefwechsel zu. Alles, was Andere nicht erklären konnten, wurde ihm zugesandt. Und eben so gieng es mit unleserlichen Manuscripten und seltenen Büchern, von denen Niemand besser, als Thomasius, Rechenschaft geben konnte.

Eine grosse Menge der schönsten Erfindungen zierlicher Medaillen aber sind der Welt zwar nach dem Gepräge, doch ohne Namen des Erfinders Thomasius bekannt. Im Drucke sind gleichfalls viele Sachen von unserm Thomasius heraus, aber eben auch ohne seinen Namen; und er hat mehr andern Gelehrten geholfen und angegeben, als selbst verfertigt. Inzwischen wissen wir Folgendes anzuzeigen:

Diss. de aeris gravitate ad aquam comparati. Lipsiae 1684. — — ICti Nic. Becmanni ad vir. clariss. Severinum Wildschütz Malmogiensem Scandum epistola, in qua ipsi cordicitus gratulatur de devicto et triumphato Pufendorfio. Hal. 1688. 4. — Exercitatio inaug. de animi deliquiis, Wittenb. 1689. — Prae-

fatio in Sam. Pufendorfii de rebus geſtis Caroli Guſtavi commentariorum libros VII. Norib. 1696. fol. — Epiſtola gratulat. D. Abrah. Frid. Joh. Frid. F. Falcnero ſummis in utroque jure honoribus inſignito. Lipſ. 1698. fol. — Epiſtola ad J. F. Reimmannum de Teugnagelii Catalogo Codicum Latinorum MSS. in Bibl. Vindobon. Auguſta de a. 1713. Steht in Reimmanni Biblioth. Hiſt. litt. p. 4 ſqq. — Elogium Ge. Franci de Frankenau ſub nomine Vindiciani a Thomaſio conſcriptum. Iſt ſowohl beſonders 1712. 4. herausgekommen, als in den Ephemerid. Ac. Nat. Cur. befindlich, wo noch mehr Sachen von ihm eingedruckt ſind. — Epiſtola de Ehingeriani nominis innocentia ad S. I. Apinum 1724 data. Steht als ein Anhang an der Commentat. Bruckeri de vita et ſcriptis El. Ehingeri. — Ein Teutſcher Brief von ihm: Nürnberg den 17. April 1727, iſt abgedruckt in von Murr's Journal, Th. XIII. S. 332 fg. und mehrere Briefe an ihn ſtehen ebendaſelbſt S. 319—332. S. 333—336. — Das Gebet des Herrn, nach dem Inhalt aller und jeder Worte in Betrachtung gezogen. Iſt in lauter vierzeiligen Verſen abgefaßt, und als der zweyte Anhang an Dr. J. Jac. Pfitzer's Betrachtung über das Gebet des Herrn (Nürnberg 1728. 8.) befindlich. — Flebilem Fratris optimi deſideratiſſimique, *Chriſtiani Thomaſii*, obitum ex animo luget *Godefr. Thomaſius*. Iſt eine vortreffliche Epiſtel, welche an den übrigen Funebribus *Chr. Thomaſii* ſteht (1728. Fol.). — Eine Fortſetzung der Diſſertat. ſeines Vaters de plagio litterario hat er an einen Mencke in Leipzig geſchickt, der ſie in ſeinem Namen herausgab. — In R. M. Meelfuhreri acceſſionibus ad Bibliothecam promiſſam et latentem iſt p. 131—144. ein Verzeichniß eingerückt, welches Thomaſius von den in ſeiner Bibliothek befindlichen Manuſcripten verfaßt hat; gleichwie daſelbſt auch nach der Vorrede ſchöne Verſe von ihm an Meelführer'n ſtehen. — Beträchtliche Beyträge zu des Hofraths von Mayern Weſtphäliſchen Friedens-Executions-Handlungen, beſtehend in Inſcriptionen, Lebensbeſchreibungen und Particularien von verſchiedenen Geſandten zum Friedensſchluß. — Viele andere Glückwünſchungsſchriften, Vorreden, Auszüge aus Büchern, Inſcriptionen ꝛc. — Carmina, Poematia, beſonders kleine Verſe unter Portraiten, in verſchiedener Sprache mit und ohne Namen. In Roenickii Carminibus Lat. ſelect. recentiorum Poet. Germ. T. I. ſtehen p. 452 ſq. ein Paar Epigramme von ihm und eine von Jan. Broukhus unter ſein Bildniß. — Epiſtola ad incl. Acad. Lipſienſem. Steht in den Actis Saecul. Acad. Altdorf. p. 131 ſq. und die Antwort Joh. Burch. Mencke's darauf iſt eingedruckt in Commercii Epiſt. Norimb. P. II. p. 54. — Epiſtolae XIX. ad C. G. Schwarzium datae, auch in erſtgedachtem Commerc. Ep. Nor. P. I. u. II. und Mehreres.

S. Will's Nürnberg. Gel. Lexicon, Th. 4. S. 25. Novitſch's 4. Supplementb. S. 328. In den Leipz. Zeit. von gel. Sachen von 1747. Nr. 18. iſt die vortreffliche Thomaſiuſiſche Biblio-

thek beschrieben. Man sehe auch S. E. Cyprianus in Monum. minoribus p. 19. Will's Nürnberg. Münzbel. Th. I. S. 241. wo eine Jubelmünze auf ihn abgebildet steht.

Thomsen, Johann Heinrich, Inspector und Oberlandmesser auf den Hahnischen Gütern in Mecklenburg, ein zu früh verstorbener Teutscher Dichter, geboren zu Kyus, einem Dorfe im Schleßwigischen Angeln, 1749. Er mußte daselbst seine besten Jahre bis 1772 unter Mangel und Druck als Dorfschulmeister verleben. Er besaß gute mathematische Kenntnisse, und sein schlummerndes Talent zur Dichtkunst weckte eine unglückliche Liebe. Anfangs bildete er sich ganz allein; nachdem aber ein glücklicher Zufall ihm einige gute Muster der Dichtkunst zuführte, ward dadurch bey ihm ein Streben nach grösserer Vollkommenheit rege. Seine Geliebte, die Tochter eines reichen Pachters, wurde wider ihren Willen an einen reichen Kornhändler verheyrathet, und starb darüber aus Gram wenige Jahre nachher. Wie sehr Thomsen diesen Verlust fühlte, bewiesen seine beyden Elegieen, die er 1773 darüber sang, und die im Vossischen Almanach für 1777 stehen. Erst 1771 wurden drey von seinen Gedichten bekannt, und mit vielem Beyfall aufgenommen, indem sie in dem Göttinger Musenalmanach für dieses Jahr aufgenommen wurden. Durch die Unterstützung des verstorbenen Generallieutenants von Dewitz auf Lovtmark fand er Gelegenheit, seine unbeschränkte Wißbegierde zu befriedigen; er las nun den Homer, Virgil, und Theocrit im Originale, lernte auch neuere Sprachen, wandte vielen Fleiß auf Geschichte und Critik.

Im J. 1772 wurde er auf die Empfehlung seines Gönners Inspector und Oberlandmesser auf den Hahnischen Gütern im Mecklenburgischen, starb aber schon im May 1777, in seinem 27. Jahre daselbst, wahrscheinlich weil er durch zu vieles Studieren seine Gesundheit zerrüttet hatte. Thomsen war ein rechtschaffener ungeheuchelter Christ und wahrer Tugendfreund, und machte es sich zu einer seiner angelegentlichsten Pflichten, seinen Mitchristen eben diese Empfindung und Schätzung der Religion einzuflößen. Als Dichter besang er die Schönheiten der Natur und die Empfindungen seines eigenen Herzens. Voller Natur, ungekünstelt, haben seine Gedichte eine edle Simplicität und ungemein viel Wahrheit. In den Gedichten, die das Landleben schildern, sieht man, was die Reize einer schönen Gegend auf seine Seele vermochten. Die Gedichte, welche seiner Liebe gewidmet sind, gehören zu unsern besten Elegieen: die Leiden der Liebe sind so rührend, und ihre Zärtlichkeit sanft ausgedrückt. Fleischer, Forkel und Reichard haben verschiedene seiner Lieder componirt.

Seine Gedichte sind noch nicht alle gesammelt, ausser einigen wenigen aus den Musenalmanachen mit noch andern ungedruckten in der kleinen Schrift, Johann Heinrich Thomsen, nebst Proben seiner Dichtkunst, von Hans Jessen. Kopenhagen,

1783. Was Jessen von des Dichters Leben erfahren hat, geht voraus.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 821.

**Thomson**, Jacob (James), dieser berühmte Englische, eigentlich Schottische, Dichter, geboren 1700 zu Ednam in der Grafschaft Roxburgh in Schottland, wo sein Vater Prediger war, verdankte wohl seine ganze Entwickelung einem Freunde seines Vaters, **Nickerton**, der gerade in dem Knaben, welcher Anfangs durch seine Blödigkeit seinen Mitschülern mehr zum Gespötte diente, Anlage zur Poesie zu finden glaubte, so wenig auch Anschein dazu vorhanden war. Er besuchte die Universität zu Edinburg, wo er Theologie studieren mußte, und Anfangs auch hier ganz in sich zurückgezogen, diente er ebenfalls, theils wegen seiner Schüchternheit und Eingezogenheit, theils auch selbst wegen seines schlechten Aeussern, seinen Commilitonen nur zum Spotte, als auf einmahl der berühmte William Hamilton, damahls Professor am theologischen Collegium zu Edinburg, den Candidat **Thomson**, an welchem er besonders Geist, Feinheit und dichterisches Genie im Stillen entdeckt hatte, bey einer Stiftungsfeyerlichkeit zum Redner erwählte, und diesem die Gelegenheit gab, durch eine der trefflichsten Reden über die Macht Gottes die ganze Versammlung in Erstaunen zu setzen, und dadurch die zeitherige allgemeine Meynung von sich ganz niederzuschlagen. Jetzt erst beschloß nun auch **Thomson**, durch diesen Vorfall mehr auf sich selbst aufmerksam gemacht, die theologische Laufbahn, welcher er ohnehin keine Neigung abgewinnen konnte, zu verlassen: man sagt, auch aus Verdruß über einen Verweis, welchen er sich durch eine zu pathetische Uebersetzung, und eine mit zu vielen poetischen Floskeln verbrämte Erklärung eines Psalms von der theologischen Facultät zugezogen hatte. Er cultivirte nun sein glückliches Dichtertalent, und begab sich nach London, weil er diesen Ort für die einzige Bühne hielt, auf welcher ein Dichter mit Vortheil auftreten könne. Ein Zufall beraubte ihn seiner Empfehlungsbriefe, und versetzte ihn in die hülflosesten Umstände. In dieser Verlegenheit gab er seinen **Winter** heraus; er konnte Anfangs zu demselben lange keinen Verleger finden; und da es endlich Millan im J. 1726 mehr aus Gefälligkeit drucken ließ, so mußte erst nach einiger Zeit durch einen gewissen Whatley, der es von Ungefähr fand, das Publicum darauf aufmerksam gemacht werden, und — bald hatte sich die erste Auflage vergriffen. **Thomson** fand sich nun bewogen, auch die übrigen Jahreszeiten auf gleiche Art zu bearbeiten; und so erschien 1727 der **Sommer**, ein Gedicht auf Sir Isaac Newton's Tod, und **Britannia**, eine Invective gegen das Ministerium. Im J. 1728 ließ er den **Frühling**, und 1730 den **Herbst** folgen: der letztere war von den übrigen Jahreszeiten begleitet, die jetzt zum ersten Mahle im Zusammenhange erschienen. **Thomson** war sehr arm, als er nach

London kam, und wußte oft nicht, wo er ein Mittagsbrod suchen sollte. Er mußte Schulden machen. Seine Jahreszeiten wurden gedruckt, allein die Muse nahm, wie gewöhnlich, mit Ruhm vorlieb, und der Dichter brauchte Geld. Ein böser Gläubiger, aus dessen Herzen Thomson's Frühling den ewigen Winter nicht verscheuchte, ließ ihn einsperren. Das erfuhr Quin, eilte zu dem Richter, und verbürgte sich für ihn. Dann trat er in's Gefängniß. „Ich bin der Schauspieler Quin" sagte er „wünsche Ihre Bekanntschaft, und bitte um die Erlaubniß mit Ihnen zu speisen." Er hatte bey dem nächsten Gastwirthe das Essen bestellt. Ohne sich weiter in Erklärungen einzulassen, setzte er sich zu Tische, war fröhlich, und guter Dinge, trank dem erstaunten Thomson fleißig zu, und erst nach einigen Stunden wagte der blöde junge Dichter die Frage: wie es zugehe, daß ein so berühmter Mann, als Quin, einen unberühmten Schottischen Jüngling im Gefängniß aufsuche und so großmüthig behandle? „Lieber junger Mann, sagte Quin „Sie wissen nicht, wie Viel ich Ihnen verdanke. Ich litt an unserer Nationalkrankheit, dem verdammten Spleen, mein Arzt, ein sachberühmter Mann, erschöpfte seine Kunst vergebens an mir; da fielen eines Tages Ihre Jahreszeiten mir in die Hände, ich las — das Vergnügen war die kräftigste Arzney für mich — ich las und wurde gesund. Aus Dankbarkeit vermachte ich Ihnen in meinem Testamente 100 Pfund Sterling. Nun habe ich aber noch gar keine Lust zu sterben, und es ist eine grosse Frage, ob Sie das Geld nach meinem Tode eben so gut brauchen können, als jetzt. Darum habe ich für besser gehalten, Ihnen meine Schuld sogleich zu entrichten." Bey diesen Worten ließ er eine Banknote von 100 Pfund unter seinen Teller schlüpfen, stand auf, umarmte den Jüngling, und verschwand. Die Begebenheit erregte Aufsehen; Jedermann wollte nun die Jahreszeiten lesen; in sechs Monathen mußten zwey starke Auflagen davon veranstaltet werden, und Thomson war geborgen. Schon durch das erste Gedicht, den **Winter**, hatte sich Thomson grosse Gönner und Gönnerinnen erworben, so, daß ihm endlich der Canzler Lord Talbot die Aufsicht über seinen ältesten Sohn anvertrauete, mit welchem er drey Jahre lang das Ausland zu seinem sehr grossen Vortheil bereiste, und nach seiner Zurückkunft, als Privatsecretär bey Talbot angestellt, ein gemächliches Auskommen hatte. Talbot's bald erfolgter Tod gab ihm Gelegenheit, in einer trefflichen Elegie seinen Dichterruhm zu vermehren; allein die Stelle selbst behielt er nicht, weil er — unachtsam genug war, sich nicht darum zu melden. Er hatte im J. 1729 sein Trauerspiel Sophonisbe gegeben, worauf er eben mit dem hoffnungsvollen Sohne des Canzlers Lord Talbot auf Reisen gieng: nur kränkte ihn, als sein erstes Trauerspiel, zwar mit Beyfall, aufgeführt werde, der Spott eines Witzlings im Parterre, bey Gelegenheit einer Stelle, sehr tief. Die vielen Uebel, welche ihm der Despotismus im Auslande zu verursachen

schien, veranlaßten ihn, ein langes, aus fünf Abtheilungen bestehendes Gedicht, upon Liberty, herauszugeben, das wenig gelesen wurde, ungeachtet er es für sein bestes Werk hielt. Bey seiner Rückkehr gab ihm, auf die Empfehlung des Lords Lyttleton, der Prinz Friedrich von Wallis, welcher sich um diese Zeit bey der Nation beliebt zu machen suchte, eine Pension von 100 Pfund, daß er gegen Mangel hinlänglich gesichert war. Es war das J. 1730, von welchem er anfieng, dramatischer Dichter zu werden. Im J. 1738 schrieb er sein Trauerspiel Agamemnon, das der berühmte Pope sehr in Schutz nahm. Doch unter allen seinen Stücken zeichnete sich sein Tancred und Sigismund 1745, wozu der Stoff aus dem Gilblas entlehnt war, und wobey Garrick allen Zauber seiner Kunst aufbot, vorzüglich aus: er hat sich auch unter seinen dramatischen Arbeiten am längsten auf der Bühne behauptet. Sein letztes Trauerspiel, Coriolan, wurde erst nach seinem Tode mit einem musterhaften Prolog von Lyttleton, welchen der berühmte Quin mit der höchsten Wirkung declamirte, aufgeführt. Kurz vor seinem Tode verschaffte eben derselbe edle Lord Lyttleton unserm Dichter die einträgliche Stelle eines Controlleurs von Amerika; allein dieser konnte den Genuß davon nicht ziehen; der Tod entriß sie ihm in seinem 48. Lebensjahre. Er starb zu früh für Freunde, Vaterland, Kunst und Wissenschaft am 27. August 1748: feyerlich wurde sein Körper in der Kirche zu Richmond beygesetzt: er erhielt ein Denkmahl in der Westminsterabtey. Auch in Schottland wird noch sein Andenken jährlich an seinem Geburtsorte durch ein gestiftetes Fest gefeyert: die erste Feyer war 1790, und durch eine Subscription ist ihm dort ein Monument errichtet worden. — Sanfter, offener, treuer Freund, dankbar, voll inniger, schwärmerischer Liebe gegen Gott, wie gegen seine Freunde, munter und witzig im Umgange, wohlthätig gegen Arme — so schildert sein Biograph ihn als Mensch. Was er als Dichter war, hat die Nachwelt entschieden. Es gebührt ihm ein hoher Rang unter den Englischen Dichtern. Seine Art zu empfinden ist originell, und seine Bilder finden einen Spiegel in der Seele eines jeden Lesers. Die Jahreszeiten gehören zu den schönsten beschreibenden Gedichten, die man hat. „Der Leser wundert sich, daß er nie sah, was ihn Thomson fühlen läßt.“ Johnson's Lives Vol. IV. S. 268. S. den scharfsinnigen Versuch über den Plan und Character des Gedichts, den J. Aikin seiner Ausgabe vorgesetzt hat (London, 1778. 8.)

Thomson ist es werth, daß wir Mehreres von seinen Geistesfrüchten sagen. Seine Jahreszeiten (the Times) haben ihn schon dem Vaterlande, wie dem Auslande, unvergeßlich gemacht. Er bleibt noch immer der mahlerischste Dichter der Britten; oder er erreichte doch als mahlender Dichter durch die Jahreszeiten eine der höchsten Stufen. Seine poetischen Gemählde stellen die Natur bis auf ihr kleinstes Detail dar; der Vorgrund seiner Landschaften brennt hart vor unserm Auge;

seine Objecte wirken nicht bloß auf unsere Phantasie; unsere Sinnen selbst zittern oder schmelzen vor ihrer Nähe; durch wenige stark markirte Züge weiß er oft tausend Nebenideen in uns zu wecken; tausend schwesterliche Bilder sammelt ein einziges Wort oft wie Strahlen um sich her. Wie der weise Landschafts-mahler zeigt er uns Anfangs eine dunkle Masse von Objecten in der Ferne; durch wenige Tinten zeichnet er von diesen einige aus, stellt sie in den Mittelgrund, und leitet uns in den Charakter seines Kunstwerkes ein; im Vorgrunde flammt dann das Bild, das ihn zu der ganzen Landschaft begeistert hat — durch die lieblichste Perspective gehoben. — Seine Gemählde weiß er überall durch grosse ihm eigene Ideen über Gott, die Natur, den Werth und die Bestimmung der Menschen, über Sittlichkeit, Welt- und Menschengeschichte aufzufrischen, und fester an unser Herz zu knüpfen. Seine Ideen sind Resultate eines tiefen Studiums, und verlieren das Gepräge philosophischer Wahrheiten auch da nicht, wo er sie mit den Blumen der Dichtkunst schmückt. Das Einzige, was man diesem lieblichen Dichter manchmahl vorwarf, war der Vorwurf der Ueberladung, des Mangels an Einheit, der Weitschweifigkeit, Härte, Dunkelheit und Monotonie. Diese Vorwürfe werden in der Schubartischen Ausgabe dieses Dichters sehr schön vertheidigt, ohne jedoch die wirklichen, kleinen Flecken wegzuläugnen. Da diese letztern hauptsächlich in zu vielen Zwischensätzen, in zu langen und zu tiefverschlungenen Perioden und einer übertriebenen Menge von Epitheten besteht: so hat der geschmackvolle Uebersetzer öfters die langen Perioden des Originals in kleinere zerlegt, Beywörter versetzt oder weggelassen, wenn sie zu wiederhohlt kamen und überhaupt der Diction mehr Klang und Geschmeidigkeit zu geben gesucht, ohne der Treue irgend Etwas zu vergeben. Die schönste und vollständigste Originalausgabe von Thomson ist: the Works of James Thomson, with his last corrections, London, 1762. 2 Voll. 4. Hier findet sich das Leben Thomson's von Patrick Murdoch. Der 48., nebst einem Theil des 49. Bandes der Johnsonschen Sammlung enthalten Thomson's Gedichte.

Es haben sich zwar schon mehrere Teutsche Uebersetzer an Thomson, den überaus mahlerischen Dichter der Britten, gewagt, aber theils mit schlechtem, theils mit halbem Glücke. Tobler's Uebersetzung z. B. ist nicht ohne Verdienst, ist treu und sorgfältig genug, aber immer doch nur eine sehr entfernte Nachbildung des Originals, und hat die grossen Fehler, daß die Sprache holperig, mißtönend und voll Helvetismen ist. Eine der neuesten Uebersetzungen, wie uns dünkt, von der allerneuesten, der von J. P. und J. Horn (Halle 1800) noch nicht übertroffen, führt folgenden Titel: Jacob Thomson's Jahreszeiten. Neu übersetzt (von Ludwig Schubart). Mit 5 Kupfern. Berlin 1789. 8. Zweyte Ausgabe, Berlin 1796. Hier hat Thomson einen Uebersetzer gefunden, der Critik, Sprachkraft, Gefühl und Einbildungskraft genug hatte, um sein Meister-

stück den Teutschen in seiner ganzen Schönheit darzustellen. Der Uebersetzer (damahls Legationssecretär zu Berlin) war ein Sohn des berühmten unglücklichen Dichters. Die metrische Prose, in welcher er übersetzt hat, ist wohlklingend. So oft und so schön auch das Landleben schon von alten und neuen Dichtern besungen worden ist, und so sehr Thomson hier und da besonders auf die Horazische Schilderung Rücksicht genommen zu haben scheint, so hat er doch seiner eigenen Darstellung so viel feines, wahres und eigenthümliches Interesse zu geben gewußt, daß unsere Kunstrichter dieß Lob des Landlebens mit Recht den besten classischen Versuchen dieser Art an die Seite gesetzt haben. Obgleich Thomson's Jahreszeiten den Preis haben, so waren doch auch mehrere andere seiner Gedichte, z. B. die Freyheit, voll glühenden Patriotismus, Eifer für Tugend, Wahrheit und Menschenglück, sein Gedicht auf Isaac Newton, dessen Verdienste der Dichter in das hellste Licht setzt, und andere, vermögend, ihm gleiche Lorbeeren zu erwerben. Vielleicht war er in seinen Trauerspielen nicht ganz so groß: man tadelt an ihnen zu gedehnten Dialog, zu viel Wortprunk, und Raisonnement, zu viel eigene Persönlichkeit; aber doch ist Wahrheit, tiefes Gefühl, Feuer, Gedankenfülle, die unverkennbare Eigenthümlichkeit seiner Stücke. Eines seiner letzten Gedichte war: Burg der Trägheit (Castle of indolence), ein allegorisches Gedicht, (und gewissermaßen eine Antwort auf die Vorwürfe mehrerer Freunde wegen seiner eigenen Indolenz), welches Lessing allen Werken Thomson's an die Spitze stellt. Wir schließen mit dem Urtheil des bereits gedachten so glücklichen Teutschen Uebersetzers über ihn, als Dichter: „Tiefes, Gott ahnendes Gefühl, begeisterte Andacht, Kühnheit und Neuheit in Bildern, Wendungen und Gedanken; Darstellung der schönen, wie der schrecklichen, Natur bis auf ihren letzten leisesten Pulsschlag; Stetigkeit und Kraft in Zeichnung und Colorit; brennender Eifer für Tugend, Vaterland und Menschenglück, — durch die lieblichsten Contraste gehoben — sind mit kurzen Worten der hervorspringende poetische Character dieses Lieblings der Musen, und werden seinen Namen erhalten, so lange es noch Herzen geben wird, die für Schönheit, und Geister, die für Wahrheit glühen. Sein Leben war tadellos, wie seine Lehre; sein Tod schön, wie sein Gesang." Der treffliche Uebersetzer hat auch eine Einleitung vorausgeschickt, welche eine kurze Biographie und Characteristik Thomson's enthält.

S. diese erstgedachte Einleitung, und (Nolte's und Jdeler's) Handbuch der Englischen Sprache, S. 334, wie auch den Freymüthigen, J. 1808. Nr. 13.

**Thorild**, Thomas, Professor der Philosophie und Bibliothekar auf der Universität zu Greifswalde, ein Schwedischer Gelehrter, durch dessen allzufrühen Tod die Wissenschaft und in's

Besondere die Akademie zu Greifswalde einen erschütternden Verlust erlitt, ein Mann, ausgezeichnet durch seinen feurigen Geist, durch seinen erhabenen Sinn für das Edle und Schöne, durch die grossen Gesichtspuncte, welche, als die mächtigen Triebfedern seines Wirkens und Seyns, ihm in seinen genialischen Werken die Unsterblichkeit sichern. Durch die ruhige Lyrik, durch die sanften, schönen Gefühle seines warmen Gemüths, läuterte und verherrlichte er die tiefen, gründlichen Forschungen seines scharfsinnigen lebendigen Geistes; durch sprudelnden feinen Witz wußte er die grosse Masse von Kenntnissen, den tiefen Schatz von Gelehrsamkeit zu beleben; durch eine tiefe genialische Individualität vermochte er es, tief einzudringen in den Geist der Wissenschaft, seine innerste Selbstheit auf die Erfahrungen und Gedanken der Vorwelt zu übertragen, sie in sich zu verarbeiten, und so lebendig und groß einzugreifen in das Leben der Wissenschaft. Wer seine Werke kennt, wen der gewaltige Genius nur in der Ferne anhauchte, wer die schönen Töne eines hehren, warmen Gemüths in einem empfänglichen Busen aufzunehmen, und im eigenen Leben auszubilden und zu pflegen vermag, der muß den scharfsinnigen, tiefen Denker, die manchfaltigen, so richtig als gründlich aufgefaßten, und so lebendig verarbeiteten Kenntnisse bewundern; das edle, schöne Gemüth, den tiefen Sinn für das Grosse und Erhabene, der sich so warm, so herzlich in einer kräftigen, oft glühenden Sprache ausspricht, mit Liebe ergreifen; die edle, hohe Kraft achten, die der Genius über das Ganze verbreitet: der erheiternde Witz, der so warm, so feurig ihm entgegen weht, muß ihm die Mühe des Studiums lohnen.

Der tiefe Sinn für das Grosse und Erhabene, daß sein feuriger Geist so lebendig ergriff, das sich so warm, oft so groß in seinem raschen, kräftigen Leben aussprach, ist der Geist, der in seinen Werken weht, ist der stete, feste Gesichtspunct, an den sein Wirken, sein ganzes Leben sich knüpfte, der Geist seiner Werke, die Triebfeder seines Handelns. Nur in hohen Gesichtspuncten fand er seine Selbstheit wieder, hohe, edle Ideale keimten in seinem Busen, in einem raschen, warmen Leben, suchte er sie zu verwirklichen. Aber die gediegendste Frucht seines Geistes, ein Werk, worin er seine tiefste Originalität und Selbstheit niederlegte, seine Gefühle für das Schöne und Edle so warm aussprach, fand einen zu kleinen Wirkungskreis, um seine wuchernde Kraft würdig zu verbreiten, und in den Busen verwandter Geister einen Keim zur weitern Entwickelung zu pflanzen. Ich meyne die Archimetria, seu Maximum. Der Geist dieses Werks wurde nicht gehörig erfaßt, seine Wichtigkeit nicht geziemend gewürdigt, kurz, seine Würde und Grösse verkannt — es sey, weil es dem Zeitgeiste vorgriff, oder weil die kräftige Lateinische Sprache, in welcher der mächtige Geist des Werks sich würdig, lebendig bewegt, dem Zeitalter der Ohnmacht und Schwäche nicht ansprach. So spricht Hr. Doctor H. Göden, der vom Thomas

Thorild einen Nekrolog mittheilt in der unten anzuführenden Schrift. Er sucht das Andenken an das gepriesene Werk, dem der Genius selbst das Siegel der Unsterblichkeit aufgeprägt hat, zu erneuern, und hebt für den Leser die wichtigsten Momente aus dem Leben des vortrefflichen Verfassers aus.

Thomas Thorild war in Schweden geboren, und in der Mitte dieses edlen Volkes erzogen. Geboren, gebildet unter den Augen einer Nation, welche in Wahrheit diesen edlen Namen verdient, wo die heilige Liebe für König und Staat sich stets in Kraft und Edelsinn aussprach, und das Wirken des Volkes lenkte, läuterte, sog er schon mit der Milch der Mutter Liebe für König und Vaterland ein. Der Keim, den die erste Erziehung pflanzte, fand in seinem Busen einen empfänglichen Boden, um würdige Blüthen zu treiben, zu entwickeln. In seiner Erziehung unter diesen Verhältnissen, in der lebendigen Ausbildung seiner Selbst in Schwedens Wäldern und Bergen, wo die liebende Natur in Fülle und Kraft athmet, und belebend weht, finden wir den Keim seiner hohen Individualität, den fruchtbaren Boden für die edlen, grossen Gesichtspuncte, in denen sein glühender Geist lebte und webte, die würdige Quelle der Gefühle für das Schöne und Grosse, in der sein Gemüth sich so warm, oft so glühend aussprach — des hohen Sinnes für Freyheit und Menschenwohl, der sich durch Erhebung über das Gemeine, Gewöhnliche, durch edlen Muth und Kraft in seinem Wirken im äussern Leben offenbarte.

Um unmittelbar seinem geliebten Vaterlande, seinem geachteten Volke zu nützen, und die hohen Ideen, die er in seinem Geiste nährte, segensreich auszuführen, widmete er sich der Statistik und Politik. Als Secretär bey der Regierung, unter der damahligen Regentschaft des Herzogs von Südermannland, wirkte er, wenn auch nur eine kurze Zeit, in den öffentlichen Geschäfften des Staats. Aber sein tiefes Gemüth fand in diesem oft getrübten Geschäfftskreise keine hinlängliche Befriedigung. Die Zeit der Musse benützte er, den Wissenschaften zu leben, um in den Werken der Kunst einen höher nund reinern Genuß zu finden, als ihm das beengte Leben des practischen Geschäfftsmannes gewähren konnte.

In dieser Periode seines Lebens schrieb er seine Gedichte in Schwedischer Sprache, so wie auch einige Schriften politischen Inhalts. Und eben diese Letztern waren es, welche ihm die Verbannung aus seinem Vaterlande zuzogen. Mit edler Freymüthigkeit, mit der Wärme eines hohen Gefühls, wie sie dem Manne ziemt, der seine tiefe Würde fühlt, der die schönen, grossen Gesichtspuncte, welche ihn beseelen, und in seiner innersten Selbstheit tiefe Wurzel gefaßt haben, im äussern Leben vermißt, der sein Vaterland, sein Volk glühend liebt, sich selbst für das Wohl des Ganzen aufzuopfern stets bereit ist, griff er die Regierung an, und deckte ihre Blößen, wie die Triebfedern ihres Wirkens auf. Seine Schriften wurden zu Stockholm öffent-

lich verbrannt, er selbst aus seinem Vaterlande verjagt und verwiesen.

Geächtet, vertrieben von dem Boden, der ihn nährte, verbannt von einer Regierung, für die er so warm, so eifrig gewirkt hatte, begab er sich mit zerrissenem Herzen, als duldender Märtyrer, nach England. Hier hoffte er besser verstanden zu werden, und dem Drange edler Freyheit mehr Genüge leisten zu können. Auch hier fand er sich getäuscht. Auch in dem freyen England wurde er verkannt und mißverstanden. Er lebte hier als Privatlehrer, entfernt von den Geschäfften des öffentlichen Lebens, in einem freyen Wirkungskreise. An mehreren Zeitschriften nahm er thätig Theil, theils als Herausgeber, theils als Mitarbeiter. In einer derselben tadelte er mit dem ihm so eigenen, feinen Witze einige Maßregeln und Schwächen der Regierung, und dieser Aufsatz wurde wieder die Ursache seiner Verbannung aus England.

Er flüchtete nach Lübeck. Hier lebte er ruhig, entfernt von den Geschäfften irgend eines Staats, für die Wissenschaft, vorzüglich beschäfftigt mit dem Studium der Geschichte. In dieser ewigen Welt fand sein tiefer Geist, sein warmes Gemüth einen schönen Genuß, einen reichlichen Ersatz für die häßlichen Störungen in seinen vorigen Wirkungskreisen. Hier fand er Trost bey den edlern Thatenbildern und Gestalten einer schönern Vorwelt; der ewige Typus der Welt, wie er sich herrlich und unwandelbar in der Geschichte offenbart, leitete den weisen Forscher auf die Hoffnung einer schönern Zukunft, stärkte seinen Geist zum rastlosen Streben, und bewegte sein Gemüth zu hohem Muth und tröstenden Hoffnungen.

Doch ein schönerer Wirkungskreis war ihm noch vorbehalten. Noch einmahl sollte er auftreten im öffentlichen Leben, wenn auch nicht als Organ des Staats, so doch als würdiger Diener der Wissenschaft. Er war für einen edlen Geschäfftskreis bestimmt, für eine Sphäre, in welcher sein feuriger Geist, sein warmes Leben sich würdig und belebend verbreiten konnte. Hier sollte er einige verwandte Geister finden, die ihn verstanden, hier warme, empfängliche Gemüther, in denen er den Samen zu den hohen, schönen Gesichtspuncten pflanzen konnte, welche sein Wirken belebten, und in seinem warmen Busen sich regten; hier endlich sollte ihn die Achtung, die Liebe lohnen, die er in so vollem Maße verdiente, hier Ersatz finden für die grossen Kränkungen, wodurch das Schicksal bisher sein Leben trübte.

Der letztregierende, nun aber enthronte König von Schweden forschte ihn in seiner Einsamkeit aus, und berief ihn als Professor der Philosophie und Bibliothekar auf die Universität zu Greifswalde. Hier lebte er in wissenschaftlicher Ruhe, stets bemüht, sich belebend in seinem Wirkungskreise zu bewegen, verwandten Geistern sich mitzutheilen, in den zarten juzendlichen Gemüthern den Keim für das Erhabene und Schöne zu pflan-

zen, die Individualität zu pflegen, und zu ihrer weitern Ausbildung beyzutragen. Reiflichen Genuß und Erhohlung fand er in der Bearbeitung der Wissenschaft, stets bemüht, seine Kenntnisse zu erweitern, auf die Erfahrungen und Gedanken einer weisen Vorwelt seine Individualität zu übertragen, die Lehren der Weisen zu verarbeiten, und seine Selbstheit auf sie zu verpflanzen. Nicht einseitig war seine Bildung, sondern in einen schönen Cyclus beschloß und vereinte er in sich verschiedene Zweige der Wissenschaft. Philosophie, Geschichte, Völker- und Weltkenntniß, Litteratur, Sprache, Politik u. s. w. waren die Felder, welche er eifrig bearbeitete, auf welchen er so manche schöne erquickende Blume pflückte. Als Beleg dieser Behauptung dürfen wir nur hinweisen auf seine Schriften, vorzüglich auf die Archimetrie, und man wird den Gelehrten, wie den originellen, tiefen Genius bewundern, das schöne Gemüth, das warme Leben verehren; auch auf seine Schüler, in deren dankbaren Herzen er sich ein schönes, herrliches Denkmahl gegründet hat, die mit dem Schicksal hadern, welches den Hohenpriester der Weisheit und Tugend so früh der gelehrten Welt entrissen hat.

Einfach war hier sein Leben und schön, einzig der Wissenschaft, seiner edlen Familie und nur wenigen auserlesenen Familien, gewidmet. Geehrt vom Staate, geachtet von der gelehrten Welt, geliebt, bewundert von seinen Schülern. Mit warmer Begeisterung, mit lebendigem Enthusiasmus betraten sie seinen Hörsal, mit Liebe, mit Wonne wohnten sie seinen Vorlesungen bey, gestärkt, belebt von der hohen Gluth des Lehrers, verließen sie ihn. Und welch' ein seliges, erhebendes Gefühl für den edlen Lehrer, in dem Busen dieser jungen, zarten Seelen den Keim zu hohen Idealen, zu schönen, erhebenden Gefühlen zu pflanzen, welche Wonne, nur einige gleichgestimmte Seelen zu finden, die mit Wärme, mit Gluth das edle Samenkorn in sich aufnahmen, und zur schönen Entwickelung reizten! Wahrlich ein schöner Wirkungskreis, über den er seine warme Kraft, seine tiefe, lebendige Fülle verbreitete; ein schöner Stamm, auf welchen er seine hohen Gesichtspuncte würdig pflanzte!

Doch ach! nur eine kurze Reihe von Jahren war er die Zierde dieser Akademie: viel zu früh wurde er der Wissenschaft, der höhern Menschheit entrissen! Plötzlich befiel ihn ein häßliches Typhusfieber, welches schnell die tiefe Kraft seines raschen Lebens untergrub, und ihn der Wissenschaft entriß! Er starb beweint, bedauert, betrauert von der fühlenden Mitwelt, erkannt, bewundert von einer dankbaren Nachwelt! Jeder, den nur in der Ferne sein feuriger Genius belebend anwehete, Jeden, dem die hohen Gesichtspuncte, der Geist seines Wirkens ansprachen, wird diesen grausamen Verlust bedauern; Jeden, der den Edlen näher, beständig kannte, dessen Busen nur ein Funke von Gefühl für das Edle und Schöne beseelt, hat die Kunde von seinem Tode erschütternd ergriffen. Es ist nicht, sagt der edle Göden, das tiefe Leben, die oft brennende Gluth seines grossen Geistes,

nicht die Gewalt des Genies, die mich rührt, zur Bewunderung reizt; es ist nicht das warme Gemüth, nicht der tiefe Sinn für das Schöne und Erhabene, nicht das kräftige, warme, rasche Leben, was ich in ihm achte — es ist die vollendete Humanität, mit deren schönem Glanze der Genius sein Wirken zierte, was ich in ihm verehre, liebe. Und dieser Hohepriester des Schönen und Erhabenen, dieser Verkünder des Wohls für die höhere Menschheit, ist nicht mehr, er ist gestorben in der vollendetesten Blüthe seines irdischen Lebens, in der Zeit seines kräftigsten, männlichen Wirkens. Die fühlende Mitwelt wird seinen zu frühen Tod beweinen, die späteste Nachwelt ihn betrauern, und mit dem Kranze der Unsterblichkeit wird der Genius seine Asche zieren!

Aber du Geist des Verklärten, wirst fortwirken für alle Ewigkeit! Einen schönen Samen hast du gepflanzt in empfänglichen Gemüthern, einen Keim voll Fülle und Kraft hat dein Genius in den unendlichen Boden der Wissenschaft gelegt! Dieser schöne Same wird nicht im Zeitlichen vergehen, er wird sich bey der Entwickelung der Zeit wuchernd ausbilden, verbreiten! Wirken wirst du für alle Ewigkeit, gewaltig und groß wird dein Genius athmen und wehen in hohen Denkmählern, edel und schön dein Gemüth, kraftvoll und warm dein Leben. Mag deine endliche Form in der Existenz schwinden, sie war eine sterbliche Geburt der Zeit, in eine unendliche Erscheinung wird sie sich umbilden — mögen die Atome der Materie in Verwesung sich lösen — dein Genius waltet und weht über Tod und Verwesung.

Von seinen Schriften nennt der Nekrolog nur die Archimetria, seu Maximum — ein Werk, in dem er sich ein unvergängliches Monument errichtet hat. Aber, wie schon erwähnt, fand dieses Werk nicht einen gehörigen Wirkungskreis, um sein tiefes Leben würdig entwickeln zu können. Das Zeitalter würdigte seine Erscheinung nicht gehörig, sein tiefes Leben wurde nicht erfaßt, die hohen Gesichtspuncte, um welche es sich dreht, in welchen es so edel, so würdig weht, und sich so warm, so kraftvoll ausspricht, wurden verkannt.

Herder, der Hohepriester des Schönen, und der Allkenner des Wahren, fand in diesem Werke seine tiefe Selbstheit wieder. Schon im Herbste seines Lebens ergriff sein noch stets feuriger Geist den hohen Gesichtspunct des Werks, mit jugendlicher Begeisterung machte er das Zeitalter aufmerksam auf diese so hohe Geburt der Wissenschaft. Reinhold, dieser tiefe Denker, wurde durch das Studium dieser Schrift mit Verwunderung, Verehrung und Zutrauen gegen den Verfasser erfüllt. Die Archimetrie ist ein Punct von seltener Genialität und einer mächtigen darstellenden Kraft.

Es scheint, als hätte der göttliche Plato sich in diesem Werke verjüngt wieder geboren. Es ist nicht bloß aus dem Kopfe geschrieben, es weht auch aus Brust und Herzen, es regt und be-

wegt sich in einem raschen, warmen, kraftvollen Leben. Es erfaßt und erwägt die Sache der Menschheit, daher seine Wärme, sein Feuer, oft seine Gluth. Es vereint Geist mit Kraft, Wissenschaft und Sprachkenntniß mit Völker- und Weltkenntniß, Güte des Herzens mit Muth. Feuer und Begeisterung wehen vom Anfang bis zu Ende; treffend auch in der Wahl der Worte, im Bau der Perioden. Möchte eine Teutsche Uebersetzung den Geist dieses Werks auch unsrer Sprache sichern!

S. August Kuhn's Annalen der Reisen, der Geographie und Geschichte, Jahrgang 1809, Januar, S. 108.

Thornhill, Jacob, Königlich Großbritannischer Ritter und erster Hofmahler der Geschichte, geboren in Dorsetshire auf den Gütern seines Vaters, der dort als Landedelmann lebte, 1676, war ein Neffe des berühmten Sydenham's, und durch die Freygebigkeit dieses grossen Arztes erzogen: der Vater mußte, der schlechten Wirthschaft wegen, die Güter verkaufen, und der Sohn sah sich also der Nothwendigkeit ausgesetzt, seinen Lebensunterhalt auf eine andere Weise zu suchen. Thornhill kam als ein junger Mensch nach London zu seinem Oheim, dem genannten berühmten Arzt, der sich seiner annahm, und ihn zu einem mittelmäßigen Mahler in die Schule schickte; bey welchem er aber, weil der Meister selbst wenig verstand, nicht Viel lernen konnte. Sein Genie und angeborner Geschmack mußte das Beste thun; er lernte die Kunst von selbst, und nahm geschwind darin zu. Er legte sich auf die Geschichte, welches zu London von den Künstlern wenig geschieht: diese wählen sich das Bildnißmahlen, weil es mehr einbringt; sie denken wie der Dichter la Serre, welcher lieber wollte, daß die Werke ihn erhielten, als daß er für die Nachwelt arbeiten sollte *).

Im 40. Jahre that er eine Reise nach Holland und Flandern, und kam auch nach Frankreich, wo er verschiedene schöne Gemählde, als eine Maria, von Hannibal Caracci, und die Geschichte des Taucred's von Poussin kaufte. Hätte er seinen Weg bis nach Italien fortgesetzt, so würde man vielleicht in seinen Werken sanftere Umrisse und eine richtigere Zeichnung antreffen. Er hegte bloß die Absicht, den Geschmack verschiedener Nationen kennen zu lernen; zu dem Ende suchte er allenthalben gute Gemählde auf, und kaufte sie. Darauf kehrte Thornhill nach London zurück, und erhielt von der Königin Anna den Auftrag, im Gewölbe der Paulskirche die Geschichte dieses Heiligen vorzustellen: er führte sie in einer grossen und schönen Manier in 8 Abtheilungen mit vergoldeten Einfassungen aus. Die Königin ernannte ihn darauf zum Ritter und ersten Hofmahler der Geschichte **). Er verfertigte nachgehends noch ver-

*) La Serre sagte: „J'aime mieux que mes ouvrages me fassent vivre, que de faire vivre mes ouvrages."

**) Es sind gemeiniglich zwey Mahler, die den Titel als erste Hofmahler am Engl. Hofe führen, der Eine für die Geschichte, und der Andere für die Bildnisse.

schiedene öffentliche Werke, z. B. die Treppe des Palastes Hamptoncourt, welche ganz gemahlt und vergoldet ist. Die Decken in den Zimmern desselben rühren von Anton Verrio, einem Neapolitaner, her, der in Frankreich umkam, als er in der See schwimmen wollte. Thornhill hat dasjenige Zimmer gemahlt, worin die Geschichte der Königin und ihres Gemahls, des Prinzen von Dänemark, allegorisch vorgestellt ist; ferner in einem andern Zimmer auf der Wand eben diesen Gegenstand, aber auf eine andere Art.

Als er durch diese grossen Werke seinen Ruf befestigt hatte, bekam er bey den Vornehmsten des Hofes viele andere Arbeiten. Er mahlte ferner in dem Königlichen Schlosse zu Kensington die Treppe, die Gallerie und die Decken mit Zierrathen von einerley Farben (en camayeux) und historischen Vorstellungen in den Feldern. Sein Hauptwerk ist der Speisesal, und der grosse Sal des Hospitals für die Seesoldaten zu Greenwich; vor demselben ist ein grosser Vorsal, an dessen gewölbter Decke Thornhill die Winde Grau in Grau gemahlt hat; und an den Wänden Kinder, welche grosse Tafeln halten, worin die Namen der Wohlthäter des Hospitals geschrieben sind. Von da steigt man in den Speisesal, der aus einer schönen hohen Gallerie besteht; in der Mitte desselben sind der König Wilhelm III. und die Königin allegorisch vorgestellt: sie sitzen und sind von den Tugenden und dem Gott der Liebe, welche den Scepter halten, umgeben. Der Monarch scheint Europa den Frieden zu geben. Die zwölf Zeichen des Thierkreises umgeben das grosse Oval, darin er sich befindet: oben sieht man die vier Jahreszeiten, und nachgehends den Phöbus, von vier Pferden in einem Wagen gezogen, wie er den Thierkreis durchfährt. In den Winkeln hat er die vier Elemente angebracht, ingleichen einige colossalische Figuren, welche Balustraden halten, woran man die Bildnisse solcher Gelehrten, die das Schiffwesen verbessert haben, als Tycho de Brahe, Copernicus, Newton, u. s. w. bemerkt. Diese Decke ist ganz von seiner Hand; aber an den Wänden hat er sich von einem Pohlnischen Künstler helfen lassen: sie sind mit Tugenden, welche sich für dieses Haus schicken, ausgeziert, als die Freygebigkeit, die Gastfreyheit, die Mildthätigkeit. Der Sal ist nicht so schön, als die jetzt beschriebene Decke. Man steigt zu demselben vermittelst einiger Stufen. An der Decke sieht man die Königin Anna, nebst dem Prinzen von Dänemark, mit heroischen Tugenden umgeben; Neptun und sein Gefolge bringen ihnen allerley Geschenke aus der See, und die vier Welttheile kommen in verschiedenen Stellungen, sie zu bewundern. Der König Georg I. ist, dem Eingange gegen über sitzend und mit seiner ganzen Familie umgeben, abgebildet. Zur linken Hand bemerkt man die Landung von Wilhelm III. Prinzen von Oranien, und nachmahligen König von England: und zur Rechten die Landung Georgs I. zu Greenwich.

Diese grossen Werke wären gewiß viel schätzbarer, wenn man

darin durchgängig keine andere, als Thornhill's Hand sähe. Die Zeichnung ist allemahl von ihm: man kann sich aber nicht enthalten zu tadeln, wenn man die unrichtige Zeichnung und das fehlerhafte Colorit sieht. Sie sind zu voll von Figuren, verrathen aber sein grosses Genie und Stärke in allegorischen Vorstellungen. Es sind grosse, weitläuftige und sinnreiche Zusammensetzungen, daran man in Ansehung der mahlerischen Ausführung Viel auszusetzen findet.

Thornhill wandte sein vieles erworbenes Geld dazu an, die von seinem Vater veräusserten Güter wieder an sich zu kaufen, und ein Haus zu bauen, woraus er sich einen angenehmen Aufenthalt im Sommer machte. Er bekleidete einige Jahre lang eine Stelle im Parlamente, hörte deßwegen aber nicht auf, Staffeleygemählde zu verfertigen. Endlich ward er ein ganzes Jahr bettlägerig, und starb 1732, im 56. Jahre auf dem Lande, und zwar in dem Hause, worin er geboren war.

Er war wohlgebildet, und von aufgewecktem Gemüthe. Die Königliche Societät, welche sowohl Gelehrte, als Künstler, aufnimmt, erwählte ihn zu ihrem Mitgliede. Er zeichnete Viel aus der Uebung, und mit einer ungemein leichten Hand: sein Genie schickte sich zur Geschichte und zur Allegorie, es war aber auch zu Bildnissen, Landschaften und architectonischen Stücken fähig. Thornhill hat die Baukunst ausgeübt, als wenn er sie gelernt hätte, und verschiedene Häuser gebauet. D'Argensville hat zu London eine vortreffliche Sammlung von Zeichnungen gesehen, die er angelegt, und die seinem Geschmack Ehre brachte. Er machte sich ein Vergnügen daraus, solche Freunden zu zeigen.

Man kennt übrigens weder Zeichnungen, noch Schüler von Thornhill, und auch keine nach ihm gestochene Blätter.

S. D'Argensville's Leben der berühmtesten Mahler, Th. 3. S. 591.

**Thott**, Otto Graf von, Königlich Dänischer Staatsminister und Ritter des Elephantenordens, ein sehr gelehrter und hochverdienter Staatsmann.

Ob er gleich aus einer der ältesten und angesehensten Familie abstammte, so fieng er doch ganz von Unten an zu dienen; er war zuerst Secretär in der Dänischen Canzley, stieg allmählich immer höher, bis er sich zuletzt von einer Stufe zu der andern zum Chef von eben diesem Collegium und zum ersten Königlichen Staatsminister emporschwang. Als er nach Christians VI. Tode die Finanzverwaltung hatte, bewirkte er 1749 den vortheilhaften Ankauf desjenigen Theiles der Insel Arroe, der seit der Zeit der ehemahls auch im Schleßwigischen nicht ganz ungewöhnlichen schädlichen Landestheilungen noch immer von der Krone getrennt, und damahls im Besitze des Herzogs von Glücksburg war. Er verschaffte mit Aufhebung der monopolischen Handelsgesellschaft völlige Handelsfreyheit nach den Dänischen Inseln in Westindien. Er ward Mitglied des 1735 errich-

teten Oeconomie- und Commerzcollegiums, bekam die Aufsicht über die Bank und das Münzwesen, und hat selbst über das Hamburgische Geldwesen einen kleinen merkwürdigen Aufsatz in der Handschrift hinterlassen, der zu seiner Zeit in Rücksicht auf die Bank Einfluß gehabt hat. Welchen Antheil er als Staatsminister an den öffentlichen Angelegenheiten genommen hat, zu bestimmen, kommt der Nachwelt zu. Bey seinem so beschäfftigten Leben ist der Fleiß bewundernswerth, den er der Litteratur widmete. In der Litterarhistorie war er das Orakel der Einheimischen und der Fremden. Seine erste zum Theil auf Reisen mühsam gesammelte schon beträchtliche Bibliothek raubte ihm der grosse Brand in Kopenhagen 1728. Allein seine durch Heyrath vermehrten Einkünfte und sein unersättlicher Trieb reizte ihn bald zur Anlegung einer neuen, die durch den Ankauf aus den Bibliotheken des Grafen von Oxford in England, und der Daneskioldischen und Grammischen in Dänemark ungemein zunahm, und endlich aus mehr als 100,000 Bänden bestand, worunter auf 3000 Handschriften, und unter solchen 300 Pergamentne, und vom ersten Druck auf 2000 Bücher waren, die er nebst den Handschriften der Königlichen Bibliothek vermacht hat. Ausserdem hatte er ein ansehnliches Münzcabinet, das allein auf 300 alte goldene Griechische und Römische Münzen enthielt, höchstschätzbare Sammlungen von Alterthümern, besonders auch von Gemmen und Cameen, von Gemählden, von Waffen und Gewehr aus allen Jahrhunderten. Mit der Liebe zur alten Litteratur und den Künsten verband er die Sorge für jede Ausbreitung der Wissenschaften, war der Astronomie beförderlich durch Unterstützung, die er dem Pater Hell verschaffte, bey Gelegenheit der bekannten Beobachtung zu Wardehus, ingleichen dem Gesellschafter Saimowitz, welchem er in Rücksicht auf die bemerkte Aehnlichkeit des Lappländischen und Ungarischen den gelehrten Lappländer Poorsanger aus Drontheim nach Kopenhagen kommen ließ, sorgte für die Universität Kopenhagen durch bewirkte Vermehrung der Lehrstühle und Einrichtung der Sternwarte, durch Geldvermächtnisse und Reisestipendien, letztere zum Behuf der Naturlehre und Oeconomie.

Er starb am 10. September 1785, im 82. Jahre seines Alters, und hinterließ der Universität in einem Vermächtniß 10,000 Rthlr., wovon jährlich zwey Prämien, eine von 60 und eine von 40 Thalern, für die Abhandlungen ausgesetzt werden, welche die Verbesserung des Ackerbaues und der Baumzucht betreffen.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 823.

Thouret, J. G., ein sehr berühmter Französischer Rechtsgelehrter, welcher als Homme de Loi, Deputé à l'Assemblée nation. constit. in dem France litteraire genannt wird. Er war auch viermahl Präsident der Nationalversammlung. Er besaß tiefe Kenntnisse nicht nur in der Rechtswissenschaft, sondern

auch in den humanistischen Wissenschaften, besonders in der Geschichte.

An der ersten Constitution hatte er grossen Antheil: sein Einfluß war sehr bedeutend, und überall zeigte er sich als einen tiefdenkenden und billigen Mann. Aber eben deßwegen wurde sein Name dem folgenden Nationalconvent verhaßt, und man fieng sogar an, ihn unter die Königlichgesinnten zu zählen, was denn zum Verbrechen gerechnet wurde. Man klagte ihn vor dem Revolutionsgerichte an, und beschuldigte ihn, er habe an einer Verschwörung Theil, welche seit 1789 gegen die Republik bestehe, und er lebe mit den äusseren Feinden im Bündnisse. Seine Vertheidigung war musterhaft; aber es wurde nicht darauf geachtet, und er mußte am 22. April 1794 in einem Alter von 48 Jahren seinen Kopf unter die Guillotine geben.

Von seinen Schriften s. Ersch's gelehrt. Frankreich, Th. 3. S. 317.

S. auch Ladvocat, Th. 9. S. 997.

Thüngen, Adolph Siegmund Freyherr von, Königlich Ungarischer Generalfeldzeugmeister, ein Brudersohn des berühmten Generals Grafen von Thüngen, der auch solchen Ruhm, wie sein Oheim, errungen hätte, wenn er nicht in den besten Jahren gestorben wäre.

Er trat jung in Kriegsdienste, in welchen er sich besonders in dem Türkischen, und Bayerischen Kriege hervorthat. Im J. 1737 ergab sich die Festung Nissa an ihn. Seit 1741 war er Generalfeldzeugmeister, und 1745 trieb er die Franzosen und Bayern aus der Pfalz, und eroberte Neumark. Im folgenden Jahre kam er mit seinem Corps nach Böhmen und Schlesien, und focht in dem Treffen bey Hohenfriedberg am 4. Juny mit größtem Muthe. Eine Kugel nahm ihm aber den Fuß, wodurch er den Feinden in die Hände fiel, aber noch an demselben Tage starb.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2030.

Thuillier, Vincent, Mitglied und Priester der Congregation von St. Maur, geboren im J. 1685 zu Couci im Kirchensprengel von Laon, legte seine Gelübde in der Abtey St. Faron zu Meaux ab, am 28. August 1703 im 19. Jahre seines Alters. Man machte sich von ihm grosse Hoffnung. Er wurde ein Nacheiferer von Carl de la Rue in Erlernung der Philosophie und Theologie, und in den Sprachen, darin er sehr zunahm. Er lehrte darauf eine geraume Zeit die Philosophie und Theologie in der Abtey St. Germain des Pres, darin er in dem letzten Jahre seines Lebens Superior war. Er schrieb gut Lateinisch und Französisch, und man sieht aus seinen Werken, daß er die schönen Wissenschaften mit Fleiß getrieben hatte. Er war ein Mann von lebhafter Einbildungskraft, und er hat durch verschiedene Schriften gezeigt, die er seinen Freunden gern wies, daß er in Satyren Etwas hätte leisten können *). Denys de Sainte Marthe, der Generalsuperior, wollte ihn auf ein Stu-

*) S. Moreri in seiner letzten Ausgabe.

dium lenken, das eines Ordensgeistlichen würdig, und der Kirche nützlich wäre. Er überlieferte ihm alle Briefschaften und Hefte der Väter Mabillon und Ruinart, damit er an der Fortsetzung der Jahrbücher des Ordens arbeiten möchte. Aber er verschob es auf eine andere Zeit, oder gab die Vollziehung dieses Vorschlages gänzlich auf, um diejenigen Werke zu verfertigen, deren Anzeige hiermit folgt.

Er kündigte in dem Journal des Savans von 1721 an: Hiltoire de Polybe, nouvellement traduite du Grec, avec le Commentaire du Chevalier Follard, in 3 Bänden in Folio. Dieses Werk erschien erst 1727 in 6 Bänden in 4. Bey Gelegenheit dieses Plans übt Le Cerf seine Critik gegen den P. Thuillier auf folgende Art: „Unsere weisen Verbesserer, sagt er *), konnten nicht zum Voraus sehen, daß dereinst ein Ordensgeistlicher von unserer Congregation, von dem man so glückliche Muthmaßungen für die Frömmigkeit und Wissenschaft geschöpft hat, ein Buch übersetzen werde, das Liebe zum Soldatenstand einflößen kann, der für die Christen so gefährlich ist, die sich durch die Uebungen einer heilsamen Buße heiligen sollen.“ — Ouvrages posthumes de Dom Jean Mabillon et de Dom Thierri Ruinart, Benedictins de la Congregation de S. Maur. Par D. Vincent *Thuillier*, Benedictin de la meme Congregation. A Paris, 1724. 3. Voll. in 4. Der P. Le Cerf behauptet, diese Ueberschrift müsse geändert werden, weil in dieser Sammlung mehr Werke befindlich wären vom Mabillon, die bey dessen Lebzeiten gedruckt worden, als solcher, die zum ersten Mahle an's Tageslicht kämen. In der That erblickt man darin dessen beyde Schriften wider die Vorwendungen der Canonicorum regularium, dessen Abhandlung von den Worten Messe und Communion, dessen Streitschriften von dem ungesäuerten Brod, und von der Nachahmung Jesu Christi, dessen Briefe von der Verehrung der unbekannten Heiligen, von der Stiftung von Remuremont, und von dem Tode der Madame von Blemur; lauter Schriften, die schon seit geraumer Zeit gedruckt waren. In der Vorrede zum 1. Bande ertheilt Thuillier einen genauen Begriff von den Stücken, woraus die ganze Sammlung besteht. Es ist derselben beygefügt eine umständliche Geschichte von der Streitigkeit der Benedictiner, und der regulären Stiftsherren über das Buch von der Nachahmung Jesu Christi. Diese Geschichte ist sehr unterhaltend. Man trifft nach einander ein Verzeichniß von 43 Schriften von dem Buche von der Nachahmung an, nebst den Namen der Verfasser und der Zeitangabe des Druckes eines jeden dieser Werke. Dieser Streit ist nachher in Teutschland erregt worden. Nachdem Thomas Ehrhard, ein Benedictiner, die vier Bücher von der Nachahmung unter dem Namen des Johann Gersen de Canabaco, eines Benedictinermönchs und Abts zu Vercelli in Italien, hatte drucken lassen, so hat der Pater Eusebius Amort, ein regulärer Stiftsherr,

*) S. Bibl. histor. des auteurs de la Congr. p. 174.

Bücherauffeher und öffentlicher Lehrer der Theologie zu Pollingen in Bayern, auf Befehl seiner Obern einen Band in 8. hierüber herausgegeben. Zuerst beschreibt er die Geschichte dieser Streitigkeit: darauf sucht er zu beweisen, daß dieser Gersen ein Hirngespinst sey, und daß man von keinem Ort Canabacum etwas wisse. Man sehe die Bibl. Germanique, T. XI. p. 219. Touſſaint Dupleſſis hat auch einen Brief hiervon geschrieben. Endlich hat Vallard, Professor an der Kriegsschule, eine Dissertation drucken lassen, worin er zu beweisen scheint, daß Thomas a Kempis der Verfasser von der Nachahmung nicht seyn könne. Ein regulärer Stiftsherr hat darauf zu antworten gesucht mit Gründen, die hundertmahl vorgebracht worden sind. Thuillier liefert auch die Geschichte von der Streitigkeit zwischen dem Abt de la Trappe und dem P. Mabillon wegen der Mönchsstudien. Was Thuillier in dieser Geschichte, in der Vorrede des 1. Bandes, wider die erste Dissertation des Gervasius, welche in dem Leben des Suger mit eingerückt worden, vorbrachte, zog ihm von Seiten dieses Cistercienſers eine sehr lebhafte Antwort zu, welche gegen das Ende des J. 1724 in 12. zu Paris zum Vorschein kam unter folgender Aufschrift: Defenſe de l'hiſtoire de Suger, et Apologie de M. de Rancé, Abbé de la Trappe, contre les calomnies et les invectives de D. Vincent *Thuillier*, repandues dans son Hiſtoire des contestations sur les Etudes monaſtiques. Thuillier schien nicht Willens zu seyn, auf die Schutzschrift zu antworten; jedoch gab er eine Antwort auf die Vertheidigung der Geschichte des Suger; er las sie seinen guten Freunden vor, und hielt nicht für gut, sie drucken zu lassen. Der 2. Band enthält: 1) J. Mabillonii Itinerarium Burgundicum a. 1682. 2) De quibusdam factis D. Vincentii Marſolli, Congreg. S. Mauri Superioris generalis. 3) Discours ſur les anciennes ſepultures des Rois. 4) Votum J. Mabillonii de quibusdam Iſaaci Voſſii opuſculis. 5) Des dots des Religieuſes. 6) Avis pour ceux qui travaillent aux Hiſtoires des monaſteres. 7) Reflexions ſur les priſons des Ordres religieux. 8) Remarques ſur les antiquités de l'abbaye de S. Denys. 9) Diſſertatio hiſtorica de Pallio archiepiſcopali, auctore D. Theodorico Ruinart. Diese Dissertation, worin die Sache gründlich abgehandelt ist, hat 22 Kapitel. Der 3. Band, der ganz Lateinisch ist, begreift das Leben des Papsts Urban II., die Beweise, und die Reise nach Elsaß und Lothringen im J. 1696, die Dietrich Ruinart vorgenommen hat. Die Vorrede zu diesem Bande ist Lateinisch; da hingegen die vor dem 1. und 2. Bande Französisch sind. — Lettre à Mr. Follard, Chanoine de l'Egliſe cathedrale de Nimes, au ſujet de Polybe, etc. In dem Französischen Mercur vom Juny 1724. S. 1089. — An folgendem Buche hatte Thuillier Theil: Vetus Diſciplina monaſtica, ſeu collectio auctorum Ordinis S. Benedicti maximam partem ineditorum, qui ante 600 fere annos per Italiam, Galliam atque Germaniam de monaſtica

disciplina tractarunt. Prodit nunc primum opera et studio **** (Marquardi Hergott), Presbyteri et Monachi Benedictini e Congregatione S. Blasii in Sylva nigra. Parisiis 1726. 4. Die Vorrede von 67 Seiten, die vor dieser Sammlung steht, erregte grosse Klagen von Seiten der Ordensleute von St. Germain des Pres, die der Regel ergeben waren, der man darin in Ansehung der Enthaltsamkeit und einiger andern Puncte widerspricht. Thuillier wurde für den Verfasser gehalten. Er betheuerte, daß er daran keinen andern Antheil habe, als daß er das Lateinische des Hergott, eines gelehrten Teutschen Mönchs, den er leitete, und der sich ihm ganz vertrauet harte, verbessert habe. Inzwischen erschienen im J. 1726 in den Memoires de Trevoux *) zwey Briefe unter dem Namen eines Ordensgeistlichen von la Trappe an den ehrwürdigen Pater Dom Vincent Thuillier. Man beklagt sich darin, daß in dieser Vorrede eine nachlässige und ärgerliche Sittenlehre herrsche. Sie zweckt wirklich dahin ab, daß festgesetzt werden soll, es sey den Mönchen erlaubt, eine gute Mahlzeit zu halten in Speisung allerley Vögel, auch der besten, die Betstunden zu verkürzen, und der heiligen strengen Uebungen der Verbesserung überhoben zu seyn. Der Verfasser dieser beyden Briefe, die aus den Nachrichten des Dr. Martene aufgesetzt sind, richtet die Anrede an den P. Thuillier, dringt lebhaft in ihn, und antwortet auf die von Hergott beygebrachten Zeugnisse. — Thuillier ist der Verfasser von der Lateinischen Uebersetzung der 8 Bücher des Origenes wider den Celsus. Carl de la Rue hat diese Uebersetzung in seiner neuen Ausgabe des Origenes, die im J. 1733 geliefert worden, angebracht. — Histoire de la nouvelle edition de S. Augustin, donnée par les P. P. Benedictins de la Congregation de S. Maur. In Frankreich (Paris) 1736. 4. 34 Seiten, ohne die Vorerinnerung, die aus 6 besteht. Thuillier hatte diese Geschichte aus getreuen **) Nachrichten zu der Zeit aufgesetzt, da er an der Appellation gegen die Bulle Unigenitus hielt. Er wies damahls seine Handschrift dem Pater des Oratoriums Desmolets, in Gegenwart des Abts Goujet: diesen nöthigte er, davon eine Abschrift zu nehmen, und diese Schrift drucken zu lassen. Damahls wurde sein Wille nicht erfüllt. Da er nachher seine Meynungen und Aufführung geändert, so vergaß er, daß man Abschriften von seiner Geschichte habe, sah sie noch einmahl durch, veränderte sie, führte darin eine andere Sprache, und schickte sie in dieser Gestalt an den Bernhard Pez, einen

*) Vom Aug. S. 1441 und vom Sept. S. 1706.

**) Thuillier hat diese Geschichte 1) aus den geschriebenen Nachrichten des Claudius Guesnie genommen, welcher die Begebenheiten so aufzeichnete, wie sie sich vor seinen Augen zutrugen, und dessen Redlichkeit von ganz Paris ist erkannt worden: 2) aus einem Tagebuche des gelehrten und scharfsinnigen Ruinart, welcher genau alle die Umstände wußte: 3) aus Briefen und andern Urkunden, welche bey dieser Streitigkeit erschienen.

Teutschen Benedictiner, welcher anfieng einen Theil von diesem also verstümmelten und verfälschten Werke in dem 33. Bande der Bibliotheque Germanique zu liefern. Da Goujet dieses Stück gelesen hatte, so hielt er für nöthig, die Urschrift selbst vom Thuillier zu liefern. Der Herausgeber machte eine Vorerinnerung, die sich in dem Gedruckten befindet, machte einige Anmerkungen dazu, und übersetzte einige Acta und andere Schriften, die man darin erblickt, Französisch, die Thuillier nur Lateinisch gelesen hatte. Der Verfasser der Bibliotheque Germanique lieferte nachher die Geschichte der neuen Ausgabe vom heil. Augustin nach dem Abdruck des Abts Goujet. — Histoire de Polybe, traduite du Grec en François, par Dom Vincent *Thuillier*, Religieux Benedictin de la Congregation de S. Maur, avec un Commentaire, ou un corps de science militaire, par Mr. Follard, Mestre de camp d'infanterie et Chevalier de S. Louis, etc. A Paris 1727. 6 Voll. 4. avec figures. Polybius war den Gelehrten in Paris zum Uebersetzen angetragen worden, weil sie dafür angesehen wurden, als ob sie die Griechische Sprache am Besten verstünden, ohne daß Einer es gewagt, die Uebersetzung davon zu unternehmen. Die vom Thuillier ist zierlich und wird für richtig gehalten. Sie ist mit Anmerkungen und critischen, politischen, historischen und militärischen Erläuterungen versehen. Vor dem 1. Bande trifft man das Leben des Polybius an, das von dem Uebersetzer verfertigt worden, und theils aus den Schriften dieses alten Schriftstellers, und theils aus andern alten Geschichtschreibern Griechenlands genommen ist. Der letzte Band ist erst im J. 1730 erschienen. — Lettre d'un ancien Professeur en Theologie de la Congregation de S. Maur, qui a revoqué son appel, a un autre Professeur de la meme Congregation, qui persiste dans le sien. A Paris, 1727. 12. Der Professor, an den Thuillier diesen Brief richtete, war Johann Gomaut, welcher unter ihm studiert hatte. Der Schüler unternahm es, seinen Lehrer zu widerlegen durch eine Schrift, welche diese Aufschrift führt: Reponse d'un Professeur de Theologie de la Congregation de S. Maur, qui persiste dans son appel, à la Lettre d'un ancien Professeur de Theologie de la meme Congregation, qui a revoqué le sien, 4. 38 pag. — Seconde Lettre de Dom *Vincent Thuillier*, Benedictin de la Congregation de S. Maur, servant de Replique à la Reponse que lui a faite un de ses confreres, qui persiste dans son appel, avec approbation de M. M. Rogouet et Tournely, et permission de Dom Thibaut General. A Paris, 1727. Dieser 2. Brief hatte nach sich eine gedruckte Schrift von 14 Seiten in 4. mit der Aufschrift: Denonciation des Lettres de Dom *Vincent Thuillier* contre l'appel de la Bulle Unigenitus. — Im J. 1728 gab Thuillier eine 3. Ausgabe seines mit einer Vorrede vermehrten Briefes heraus, in dem er die Geschichte dieser Schrift beschreibt, und sich rühmt, daß sie ohne Antwort geblie-

disciplina tractarunt. Prodit nunc primum opera et studio **** (Marquardi Hergott), Presbyteri et Monachi Benedictini e Congregatione S. Blasii in Sylva nigra. Parisiis 1726. 4. Die Vorrede von 67 Seiten, die vor dieser Sammlung steht, erregte grosse Klagen von Seiten der Ordensleute von St. Germain des Pres, die der Regel ergeben waren, der man darin in Ansehung der Enthaltsamkeit und einiger andern Puncte widerspricht. Thuillier wurde für den Verfasser gehalten. Er betheuerte, daß er daran keinen andern Antheil habe, als daß er das Lateinische des Hergott, eines gelehrten Teutschen Mönchs, den er leitete, und der sich ihm ganz vertrauet hatte, verbessert habe. Inzwischen erschienen im J. 1726 in den Memoires de Trevoux *) zwey Briefe unter dem Namen eines Ordensgeistlichen von la Trappe an den ehrwürdigen Pater Dom Vincent Thuillier. Man beklagt sich darin, daß in dieser Vorrede eine nachlässige und ärgerliche Sittenlehre herrsche. Sie zweckt wirklich dahin ab, daß festgesetzt werden soll, es sey den Mönchen erlaubt, eine gute Mahlzeit zu halten in Speisung allerley Vögel, auch der besten, die Betstunden zu verkürzen, und der heiligen strengen Uebungen der Verbesserung überhoben zu seyn. Der Verfasser dieser beyden Briefe, die aus den Nachrichten des Dr. Martene aufgesetzt sind, richtet die Anrede an den P. Thuillier, dringt lebhaft in ihn, und antwortet auf die von Hergott beygebrachten Zeugnisse. — Thuillier ist der Verfasser von der Lateinischen Uebersetzung der 8 Bücher des Origenes wider den Celsus. Carl de la Rue hat diese Uebersetzung in seiner neuen Ausgabe des Origenes, die im J. 1733 geliefert worden, angebracht. — Histoire de la nouvelle edition de S. Augustin, donnée par les P. P. Benedictins de la Congregation de S. Maur. In Frankreich (Paris) 1736. 4. 34 Seiten, ohne die Vorerinnerung, die aus 6 besteht. Thuillier hatte diese Geschichte aus getreuen **) Nachrichten zu der Zeit aufgesetzt, da er an der Appellation gegen die Bulle Unigenitus hielt. Er wies damahls seine Handschrift dem Pater des Oratoriums Desmolets, in Gegenwart des Abts Goujet: diesen nöthigte er, davon eine Abschrift zu nehmen, und diese Schrift drucken zu lassen. Damahls wurde sein Wille nicht erfüllt. Da er nachher seine Meynungen und Aufführung geändert, so vergaß er, daß man Abschriften von seiner Geschichte habe, sah sie noch einmahl durch, veränderte sie, führte darin eine andere Sprache, und schickte sie in dieser Gestalt an den Bernhard Pez, einen

*) Vom Aug. S. 1441 und vom Sept. S. 1706.

**) Thuillier hat diese Geschichte 1) aus den geschriebenen Nachrichten des Claudius Guesnie genommen, welcher die Begebenheiten so aufzeichnete, wie sie sich vor seinen Augen zutrugen, und dessen Redlichkeit von ganz Paris ist erkannt worden: 2) aus einem Tagebuche des gelehrten und scharfsinnigen Ruinart, welcher genau alle die Umstände wußte: 3) aus Briefen und andern Urkunden, welche bey dieser Streitigkeit erschienen.

Teutschen Benedictiner, welcher anfieng einen Theil von diesem also verstümmelten und verfälschten Werke in dem 33. Bande der Bibliotheque Germanique zu liefern. Da Goujet dieses Stück gelesen hatte, so hielt er für nöthig, die Urschrift selbst vom Thuillier zu liefern. Der Herausgeber machte eine Vorerinnerung, die sich in dem Gedruckten befindet, machte einige Anmerkungen dazu, und übersetzte einige Acta und andere Schriften, die man darin erblickt, Französisch, die Thuillier nur Lateinisch gelesen hatte. Der Verfasser der Bibliotheque Germanique lieferte nachher die Geschichte der neuen Ausgabe vom heil. Augustin nach dem Abdruck des Abts Goujet. — Histoire de Polybe, traduite du Grec en François, par Dom Vincent *Thuillier*, Religieux Benedictin de la Congregation de S. Maur, avec un Commentaire, ou un corps de science militaire, par Mr. Follard, Mestre de camp d'infanterie et Chevalier de S. Louis, etc. A Paris 1727. 6 Voll. 4. avec figures. Polybius war den Gelehrten in Paris zum Uebersetzen angetragen worden, weil sie dafür angesehen wurden, als ob sie die Griechische Sprache am Besten verstünden, ohne daß Einer es gewagt, die Uebersetzung davon zu unternehmen. Die vom Thuillier ist zierlich und wird für richtig gehalten. Sie ist mit Anmerkungen und critischen, politischen, historischen und militärischen Erläuterungen versehen. Vor dem 1. Bande trifft man das Leben des Polybius an, das von dem Uebersetzer verfertigt worden, und theils aus den Schriften dieses alten Schriftstellers, und theils aus andern alten Geschichtschreibern Griechenlands genommen ist. Der letzte Band ist erst im J. 1730 erschienen. — Lettre d'un ancien Professeur en Theologie de la Congregation de S. Maur, qui a revoqué son appel, à un autre Professeur de la meme Congregation, qui persiste dans le sien. A Paris, 1727. 12. Der Professor, an den Thuillier diesen Brief richtete, war Johann Gomaut, welcher unter ihm studiert hatte. Der Schüler unternahm es, seinen Lehrer zu widerlegen durch eine Schrift, welche diese Aufschrift führt: Reponse d'un Professeur de Theologie de la Congregation de S. Maur, qui persiste dans son appel, à la Lettre d'un ancien Professeur de Theologie de la meme Congregation, qui a revoqué le sien, 4. 38 pag. — Seconde Lettre de Dom *Vincent Thuillier*, Benedictin de la Congregation de S. Maur, servant de Replique à la Reponse que lui a faite un de ses confreres, qui persiste dans son appel, avec approbation de M. M. Rogouet et Tournely, et permission de Dom Thibaut General. A Paris, 1727. Dieser 2. Brief hatte nach sich eine gedruckte Schrift von 14 Seiten in 4. mit der Aufschrift: Denonciation des Lettres de Dom *Vincent Thuillier* contre l'appel de la Bulle Unigenitus. — Im J. 1728 gab Thuillier eine 3. Ausgabe seines mit einer Vorrede vermehrten Briefes heraus, in dem er die Geschichte dieser Schrift beschreibt, und sich rühmt, daß sie ohne Antwort geblie-

ben sey. Es wurden nicht nur seine 3 Briefe bey dem Generalkapitel von 1729 angegeben; sondern Edme Perreau setzte ihm auch noch eine theologische Schrift unter diesem Titel entgegen: Tres-humbles Remontrances de plusieurs Religieux Benedictins de la Congregation de S. Maur à son Eminence Mr. le Cardinal de Bissy, etc. — Histoire de la Constitution Unigenitus. Dem Thuillier wurde dieses Werk zu verfertigen von den Cardinälen de Fleury, de Rohan, und de Bissy aufgetragen, welche einen Jahrgehalt von 1500 Livres für ihn und für le Sueur, seinen Gehülfen, aussetzten. Sie begaben sich nach Berny zu de Bissy, wo sie sich völlig verbindlich machten, allen Stoff, den sie zusammengebracht hatten, anzubringen. Da die Geschichte fertig war, so brachten sie dieselbe nach Fontainebleau, um sie den Cardinälen vorzulesen. Von da giengen sie nach Straßburg, um solche von dem Cardinal de Rohan durchsehen zu lassen. Endlich ist diese Geschichte, von der so Viel geredet worden, doch nie an's Licht getreten.

Thuillier wurde von Seitenstechen befallen zu St. Germain, ohne die Gefahr zu bemerken. Er starb plötzlich am dritten Tage seiner Krankheit, welcher der 12. Januar 1736 war.

S. Tassin's Gelehrtengeschichte der Congregation von St. Maur, Bd. 2. S. 198.

Thun, Franz Joseph Graf von, ein bekannter Schwärmer neuerer Zeit, der dadurch, daß er mehrere Jahre mit Lavater in mystischen Verbindungen lebte, und mit Mildthätigkeit Wundercuren verrichtete, sich einen Namen machte. Er war ein gebohrner Wiener, und spielte lange die Rolle eines wunderthätigen Arztes, welcher Kranke, die an Gichtschmerzen und Lähmungen der Glieder litten, durch bloßes Berühren mit der Hand heilen wollte. Er besuchte auch andere Städte Teutschlands, als er 1793 Wien verließ, um Kranken durch die wunderthätige Kraft seiner rechten Hand beyzustehen. Zuerst kam er nach Carlsbad, nachher, im J. 1794, nach Leipzig, und zwar in der Ostermesse, wo er auf ein zahlreiches Publicum rechnen konnte. Angeblich kam er nur deßwegen an den letztern Ort, um von der dasigen medicinischen Facultät die Kräfte seiner Hand untersuchen zu lassen; ehe er aber diesen Bericht abwartete, bewies er durch eine Menge Curen, daß er eigentlich dessen gar nicht bedürfe, sondern, daß seine heilende Kraft ausser allem Zweifel sey. Eine Menge Patienten füllten sein Haus, und giengen fast alle gesund davon. Seine Methode bestand darin, daß er die Hand auf den leidenden Theil legte, und so lange liegen ließ, bis der Kranke ein Brennen oder einen Kitzel empfand, worauf er mit dem einen Finger im Streichen fortfuhr, und den Schmerz nach einer Extremität des Körpers am Kranken abzuleiten suchte. Anfänglich versicherten Alle, daß sie keine Spur mehr von ihrem Uebel empfänden; aber nach einigen Tagen änderte sich die

Scene. Bey Manchen stellte sich der Schmerz wieder ein; bey Andern wollte die Cur gar nicht anschlagen: Einige hatten aber einen so starken Glauben, daß sie sich geheilt fühlten, nachdem sie mit verbundenen Augen in das Zimmer geführt worden waren, und nicht Graf Thun, sondern eine andere Person, die Hand auf sie gelegt hatte. Diese letzte Probe war dem Rufe des Grafen selbst sehr ungünstig, er verließ Leipzig bald darauf, und beklagte sich über kalte Aufnahme und Undank, der ihm daselbst zu Theil geworden wäre. Aus seinem übrigen Benehmen konnte man schließen, daß er ein Mann von eingeschränkten Kenntnissen war, wie er denn zusammenhängende Gespräche über wissenschaftliche Gegenstände vermied, und selbst erklärte, daß er von der Arzneykunst Nichts verstünde. Er ließ sich aber keineswegs von der Zufälligkeit seiner Curmethoden überzeugen, auf welche ihn, seinem Vorgeben nach, ein Ungefähr geführt hatte. Was zu seinem Ruhme gereichte, er war mildthätig, und verschaffte dadurch den Kranken wahre Erquickung. Wie lange er seine Curmethoden trieb, wissen wir nicht.

S. Conversationslexicon, Th. 6. S. 165.

**Thunberg**, Daniel von, Königlich Schwedischer Oberdirector, Ritter des Wasaordens und Mitglied der Königlichen Akademie der Wissenschaften.

Er hat dem Reiche grosse Dienste geleistet, sowohl bey dem berühmten Schleussenwerke zu Trollhetta, als auch bey dem Dockenbaue hierselbst und zu Sweaborg. Man hat auch von ihm ein 1774 in Schwedischer und Französischer Sprache herausgegebenes Werk: Versuche unter dem Wasser zu bauen.

Er starb am 1. Januar 1788 in einem Alter von beynahe 80 Jahren zu Carlscrona.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 825.

**Thunmann**, Hans Erich, Doctor und ordentlicher Professor der Weltweisheit und Beredtsamkeit auf der Universität zu Halle, ein grosser, leider! allzufrüh verstorbener Geschichtforscher. Wir geben die Geschichte von Thunmann's irdischem Leben, wie sie der verdienstvolle (Johann August) Eberhard zu Halle, nur mit den nöthigen Aenderungen und Weglassungen, gegeben hat: Dieser erzählt kürzlich, was Thunmann in seiner Wissenschaft gearbeitet, geleistet, geschrieben, entdeckt hat, und zwar unter so vielen Hindernissen, und in einem Alter, wo es schon rühmlich ist, das Bekannte zu wissen.

Thunmann war am 23. August 1746 zu Thoresund in der Schwedischen Provinz Södermannland geboren. Er war der Zwillingsbruder von dem einzigen Bruder, der ihn überlebt hat. Die Vermögensumstände, worin sich sein Vater befand, gaben diesem rechtschaffenen Manne wenig Hoffnung, seinem Sohne zu einem glänzenden Glücke oder einer sorgfältigern Geistesbildung behülflich seyn zu können. Er war der Prediger

des Orts, seine Einkünfte waren nicht ansehnlich, und seine Familie war bald zu zwölf Kindern angewachsen. Indeß versäumte er nicht, nach seinen Einsichten und Vermögen an der Erziehung seines Sohnes mit aller väterlichen Sorgfalt zu arbeiten. Allein er starb, als unser Thunmann nur erst 11 Jahre alt war, und ließ eine zahlreiche unversorgte Familie ohne Vermögen zurück. Der verwaiste Sohn mußte sich nun der Mittel bedienen, wodurch man in Schweden für die Unterstützung dürftiger Knaben und Jünglinge, an denen man Gaben bemerkt, zu sorgen pflegt. Das Kirchspiel, wozu sie gehören, setzt ihnen eine gewisse Zubuße an Gelde aus, die sie aber von jedem Hause selbst abfordern müssen. Diese Einrichtung nöthigte den jungen Thunmann, oft in dem strengsten Winter viele Tage hinter einander zu Fuße zu reisen. Nach einem beschwerlichen Tage fand er dann in einer Bauerhütte in den Armen der Gastfreundschaft Erquickung bey einer ländlichen Mahlzeit und auf einem reinlichen Lager, die ihm der Hunger und die Ermüdung süß und weich machten. Er lernte hier die Wohlthätigkeit in ihrer ehrwürdigsten Gestalt kennen, wenn sie nicht von zugefallenem Ueberflusse, wenn sie von dem giebt, was sie mit ihrem Schweiße erworben hat; er lernte die Tugenden eines Standes kennen, der, als einer der ersten Grundtheile der Staaten, in Schweden wichtig ist, und von allen weisen Gesetzgebern geachtet wird.

Sein Biograph oder Lobredner hat alle diese kleinen Nachrichten aus Thunmann's Munde selbst gehört, und die liebenswürdige Bescheidenheit, womit er bey solchen Umständen der Geschichte seiner hülflosen Jugend verweilte, machten demselben sein Herz frühzeitig ehrwürdig. Er selbst trug kein Bedenken, auch vor Leuten, deren Herz nicht, wie das seinige, fühlte, von seinen eingeschränkten Umständen zu reden. Man muß die gewöhnlichen Menschen durch grosse Verdienste und überlegene Geisteskraft in Ehrfurcht halten können, wenn man, ohne Furcht verachtet zu werden, edelmüthig genug seyn darf, solche Bekenntnisse zu thun.

Bey diesen Umständen konnte für seine Erziehung nichts Besonderes gethan werden. Er mußte sich mit dem gewöhnlichen öffentlichen Unterricht behelfen, den ihm die Landschule anbot. Die Beschäfftigungen, die diese seinem Fleiße gab, waren aber, wenn sie auch sonst zweckmäßig gewesen wären, für seinen fortdringenden Geist lange nicht zureichend. Die Zeit, welche ihm das Wörterbuch und die Sprachlehre, womit man sein Gedächtniß marterte, übrig ließ, verwandte er auf das Lesen historischer Schriften, so viel er deren in seinem kleinen Kreise habhaft werden konnte. Das waren aber bloß die abenteuerlichen Sammlungen, die, unter dem Namen der Chroniken, der Sagen und Ritterbücher, die Abendlectüre des Landmannes ausmachen, und ihn desto mehr ergötzen, je mehr sie durch ihre feenhaften Legenden Schrecken und Erstaunen erregen. Unter diesen pflegte Thunmann eines gewissen gereimten Geschichtsspiegels zu

erwähnen, dessen elende Reime ihm schon damahls Ekel erregten. Allein er mußte seinen Ueberdruß bekämpfen, wenn er das Vergnügen genießen wollte, die schlechten historischen Anmerkungen, womit es verbrämt war, lesen zu können.

Ungefähr um diese Zeit erhielt seine Mutter den Besuch eines Vetters, der damahls Schwedischer Consul in Smyrna war. Die Erzählungen dieses Mannes von den Naturproducten, den Einwohnern, den Sitten und andern Seltenheiten in Griechenland und Kleinasien machten auf die Einbildungskraft des jungen Thunmann's den lebhaftesten Eindruck. Mit der Miene der bescheidenen in sich gesammelten Aufmerksamkeit, die ihm eigen war, saß er in den Nordischen Winterabenden zu des Erzählers Füßen, und verlor kein Wort von den Erzählungen der Wunder und von den Beschreibungen der fernen Länder, von denen er zum ersten Mahl reden hörte. Diese sittsame Lehrbegierde, mit den Funken von Genie, die aus seinen Fragen und Anmerkungen leuchteten, gewann ihm das Herz seines Oheims. Er faßte den Entschluß, seines Neffen Glück zu machen, ihn nach der Levante zu ziehen, um ihm als Secretär zu seinem Vertrauten zu haben. Er eröffnete dem jungen Thunmann dieses Vorhaben, und ermunterte ihn, in dieser Absicht sich auf die Arabische Sprache zu legen. Eine so unerwartete glückliche Aussicht setzte das ganze Herz des Knaben in die Bewegung der Freude. Er begann sich dem Arabischen mit alle dem Eifer zu widmen, wozu ihm die Freude den Muth gab. Jedoch diese so heitere Aussicht verschwand. Der Consul ward von Smyrna nach Cadix versetzt, und dem jungen Thunmann blieb bloß der Vortheil, durch eine neue Sprache sich zum Geschichtforscher geschickter gemacht zu haben.

Bald darauf bezog er das Gymnasium zu Stregnäs. Diese Schule zeichnete sich damahls vortheilhaft vor andern aus. Auch machte er daselbst beträchtliche Schritte in der Lateinischen und Griechischen Sprache, insonderheit aber in der Geschichte, für die sein Geschmack nun entschieden war. Ausser dem Unterricht eines Privatlehrers leitete insonderheit der damahlige verdienstvolle Propst und Lector an dem Gymnasium zu Stregnäs, Barkmann, seine Studien. Das Andenken dieses Mannes ist Thunmann's dankbarem Herzen immer heilig geblieben. Er machte sich, so viel möglich, jeden Umstand zur Gelegenheit von den Verdiensten dieses Mannes zu reden, — wie weise, gelehrt, gütig und herablassend er gewesen, wie Viel er ihm zu danken habe, indem er zuerst Geschmack und Ordnung in seine Studien gebracht. Der scharfsinnige Beobachtungsgeist dieses würdigen Lehrers entdeckte zuerst in dem jungen Thunmann die glimmenden Funken des historischen Genies, die gemeinen Augen noch nicht bemerkbar waren, und die seine Güte durch alle Arten der Aufmunterung anzufachen suchte. Die Mühe dieses redlichen Mannes ward belohnt, so wie Menschen seiner Art sie am Liebsten belohnt sehen; er konnte seinen Liebling, nebst noch einem

Andern, Namens Westerberg, mit so vortheilhaften Zeugnissen dem Consistorium zu Stregnäs zu Stipendien empfehlen, daß er nun mit dieser Unterstützung die Universität Upsala zu beziehen im Stande war. Gleichwohl hatte Thunmann bereits in diesem Zeitraum selbst Unterricht geben, und seine Mutter mit dem, was er dadurch verdiente, unterstützen müssen. Hier brachte sein dankbares Herz der kindlichen Liebe ein Opfer, das seiner Wißbegierde gewiß Viel kostete. Allein schon so frühzeitig war es seiner edlen Seele zur Gewohnheit geworden, auch die löblichsten Neigungen der höhern Pflicht aufzuopfern. Und doch drang sich ein feuriges Genie, bey allen diesen Hindernissen, vor seinen glücklichern Mitschülern vor. In Upsala sollte er die Theologie studieren. Diese Bestimmung hatte eigentlich keine andere Ursache, als die Hoffnung, daß er mit dieser Wissenschaft seine akademische Laufbahn mit dem geringsten Aufwande zurücklegen, und am Leichtesten in ein Amt kommen würde, das ihm sein Auskommen gäbe. Allein die Wissenschaften hatten bereits, ohne als Mittel zur Beförderung betrachtet zu werden, für den Geist des Jünglings ein Interesse, und seine Seele war schon stark genug, auf seine eigene Gefahr, seinem Hange zu solchen Wissenschaften zu folgen, die ihm keine Aussicht auf sein zeitliches Glück geben konnten. Hierzu kam, daß sein Verstand schon so aufgeklärt war, das Mangelhafte des damahligen theologischen Unterrichts zu fühlen. Das waren die stärksten Ausdrücke, womit seine sanfte Seele sich über die ehemahlige Vernunftunterdrückung der theologischen Schulen, selbst gegen seine besten Freunde, ausließ. Dieses Opfer, das er seinem Hange zur Wissenschaft gebracht hatte, knüpfte ihn nun mit noch festern Banden an sie; und da er jetzt die Sorge für sein künftiges Glück gewissermaßen selbst übernahm, so war es nun seine Sache, sich Verdienste zu erwerben, die um ihrer selbst willen bemerkt und gesucht würden. Nach diesem Bündniß seiner Seele mit seiner Lieblingsdisciplin schloß er sich also in die Mauern der Upsalischen Bibliothek ein, um ihre historischen und litterarischen Schätze ungetheilt zu nützen. Insonderheit wiomete er sich der Griechischen Litteratur, las nicht allein die Geschichtschreiber der Griechen, sondern auch ihre Dichter. Auch dabey mußte er sich durch vielfache Schwierigkeiten durchkämpfen. Die Frobenischen Ausgaben, welche die einzigen waren, die er antraf, hatten viel Abbreviaturen, die er Anfangs erst mühsam entziffern mußte; sie waren mit keiner Uebersetzung versehen, um dem geläufigen Lesen zu Hülfe zu kommen. Da er also durch den Gebrauch des Wörterbuches zu oft unterbrochen wurde, als daß er die Schönheiten eines Schriftstellers und die Sachen, die er enthält, leicht hätte bemerken können, so mußte er sich erst Lateinische Uebersetzungen machen, mit deren Hülfe er alsdann den Schriftsteller noch einmahl durchlas. Von den verschiedenen Schriftstellern, die er damahls auf diese Art ganz übersetzt hat, nannte er insonderheit den Euripides. Mit diesem Fleiße, den er auf

das Studium der alten Sprachen verwandte, verband er das Studium der neuern Sprache und der Geschichte. Er legte den Grund zu der grossen Vollkommenheit, womit er in der Folge die Französische Sprache schrieb und sprach; und es fanden sich unter seinen Papieren alphabetische Geschichtsverzeichnisse der Italienischen und Englischen Dichter mit Auszügen aus ihren Werken nebst der Schwedischen Uebersetzung der schönsten Stellen *). Auch gehört vermuthlich in diese Zeit eine Arbeit über des Hugo Grotius Geschichte der Gothen, von der sich eine Schwedische Uebersetzung in Folio in der Thunmannischen Büchersammlung befand, deren breiter Rand durchaus mit Anmerkungen und Berichtigungen in Schwedischer Sprache beschrieben war.

Was die Veranlassung und die Zeit seines Ueberganges nach Teutschland betrifft, so fehlen freylich die Nachrichten gänzlich. Sein Biograph getrauete sich auch nur in seinen letzten Tagen, ihn um Etwas zu fragen, was auf seine Lebensgeschichte eine Beziehung haben konnte; was er aber gelegentlich und in den Ergiessungen des Herzens unter vertrauten Gesprächen von ihm gehört hatte, das zeichnete er in seiner Lobschrift auf.

Der erste Ort seines Aufenthalts in Teutschland war das Herzogthum Mecklenburg. Hier befand er sich auf dem Lande bey einer adelichen Familie als Hauslehrer. Die Gegend des Dorfes war sehr reizend. Die angenehmste Abwechselung von Hügeln und Thälern, Seen und Gebüschen gab ihr etwas Romantisches, das ein so sanftes Herz, als das Seinige, zu öftern einsamen Spaziergängen einladen konnte. Die Zeit, die er an diesem Orte zubrachte, bekannte er, habe er in einer stillen Petrarkischen Schwärmerey zugebracht. Mit dem Sänger der Laura, mit dem Geschichtschreiber der Julie und der Clarissa Harlowe in der Hand, lagerte er sich in den Schatten eines dichten Gebüsches neben einem kleinen Bache und berauschte sich an süssen Empfindungen bis zu Thränen der Wonne. Wenn diese einsamen Unterhaltungen seinem Herzen eine Empfindlichkeit gaben, die oft ihn, nie einen Andern, unglücklich machte, so schadeten sie doch weder seinen Amtspflichten, noch seinen historischen Untersuchungen, die damahls schon tiefsinnig waren; weder die helle Richtigkeit seiner Vernunft, noch die Reinigkeit seines Herzens, noch die Thätigkeit in seinen Geschäfften litt im Geringsten darunter. Vielmehr können sie leicht die Richtigkeit und Lebhaftigkeit seines moralischen Gefühls, das Interessante seiner Gesichtsbildung, die Delicatesse seiner Denkungsart und Sitten, durch die sein Umgang so viel Anmuth erhielt, vermehrt haben.

Bisher hatte Thunmann von seiner historischen Gelehrsamkeit noch keine öffentlichen Beweise gegeben. Der erste, wodurch

*) Z. B. der Episode von Ruggiero und Ugolino aus Dante Comedia Canto XXXIII, verschiedener Sonette des Petrarca, die Canz. III. sopra gli occhi di M. Laura und vieler schönen Stellen aus Shakespear.

er sich bekannt machte, war die Aufklärung des Ursprungs des Billungischen Geschlechts (de origine Billungorum), womit er in Greifswalde im J. 1769 Magister ward. Er war schon damahls Willens, sich dem akademischen Lehramte zu widmen; und Kenner urtheilten, daß er sich in demselben mit Ruhm auszeichnen würde. Seine Gelehrsamkeit hatte ihm insonderheit die Freundschaft und Achtung des gelehrten Professors Möller in Greifswalde erworben. Es war natürlich, daß zwey Männer sich einander liebten und hochschätzten, die in ihren beyderseitigen Verdiensten um einerley Wissenschaft so viele Ursache hatten sich zu achten; und dieser Wechsel der Freundschaft ist bis an Thunmann's Ende unterhalten worden. Sein Glück schien inzwischen in Greifswalde zu entfernt zu seyn, als daß er es bey seinen Umständen hätte abwarten können. Es war der Universität zu Halle aufbehalten, ihn zu besitzen. Er übernahm die Aufsicht über die Erziehung eines Sohnes des Herrn von Arnim, auf Suckow, eines Mannes, dessen Namen seine Tugenden und sein warmer Eifer für alle Arten des Guten den Menschenfreunden, die ihn gekannt, ehrwürdig gemacht haben. Seinen Aufenthalt in dem Wohnsitze dieses edlen Hauses wußte er sich bey der beträchtlichen Büchersammlung, und der auserlesenen Gesellschaft, die er daselbst anzutreffen das Glück hatte, doppelt nutzbar zu machen. Seine interessante Gesichtsbildung, worauf ein gebildeter Geist und eine tieffühlende Seele ausgedrückt war, zog die Aufmerksamkeit der edlen Fremden beyderley Geschlechts auf sich, die diesen ländlichen Sitz einer weisen und gelehrten Ruhe besuchten. Ein jeder unterschied ihn bald, und machte sich gern das Vergnügen, ihm zuvorzukommen, und ihn in alle Arten der Ergiessung der Laune des Scherzes und des Ernstes zu ziehen. Man suchte ihn mit dem vertrauten Namen des lieben Schweden, man sprach mit ihm von seinem geliebten Vaterlande, und die Art, womit er diese Güte erwiederte, das Merkwürdige, das man von ihm lernte, seine richtige und geistreiche Art, sich auszudrücken, selbst seine weiche Aussprache des Teutschen und Französischen, machte seine Unterredungen interessant, und befestigte den guten augenblicklichen Eindruck, den er gemacht hatte. Bey diesen Erinnerungen seines Aufenthalts in Suckow pflegte sich Thunmann auch noch in den letzten Tagen seiner Krankheit, nach seiner Art, nie ein Vergnügen zu vergessen, das er guten Menschen zu danken hatte, mit Wohlgefallen zu verweilen. Seine Bescheidenheit pflegte dann diesen sympathetischen Zug, womit ihm jedes Herz, das auf seiner Stirn die Schrift seiner feinen und guten Seele lesen konnte, zueilte, dem Interesse zuzuschreiben, das auch oft unbedeutende Fremde bloß darum zu haben pflegen, weil sie Fremde sind. Zu den günstigsten Umständen seines Aufenthalts in Suckow zählte er immer die Gewogenheit der vortrefflichen Gemahlin des Herrn von Arnim. Nie sprach er von dieser edlen Matrone ohne die Empfindungen der innigsten Verehrung. Sie blieb ihm immer

das höchste Ideal der weiblichen Tugend. Ihr feiner Beobachtungsgeist hatte bald die ganze Würdigkeit seines Herzens durchgeschaut, es bald geschätzt, bald bemerkt, was ihm zur Vollendung seiner Tugend und Ruhe noch fehlte. Mit aller Schonung, welche die Sympathie Seelen von gleich feiner Empfindlichkeit lehrt, hatte sie ihn auf das aufmerksam gemacht, was ihre erfahrnere Tugend ihm noch zu sagen wünschte, und er hatte sie verstanden. So war der Wunsch, ihre gute Meynung zu erhalten, ihm ein starker Sporn, stets, auch im Kleinsten, recht zu handeln, von ihr bemerkt zu werden, war sein größter Ehrgeiz, von ihr auch nur mit einem Blicke gelobt zu werden, sein größter Ruhm.

Mit allen diesen Gaben des Herzens und des Geistes geziert, erhielt Halle endlich das Glück, ihn zu besitzen. Sein Ruhm hatte noch nicht die grosse Ausdehnung, womit in Teutschland ein Gelehrter sich wetteifernde Rufe zu akademischen Beförderungen bereitet, sein Name war noch nicht auf den Zungen der Gelehrten, aber er war bereits von einem so unermüdeten Aufsucher und erleuchteten Richter auch des unbemerkten Verdienstes, als der Königliche Staatsminister Freyherr von Zedlitz, ausgezeichnet worden; er suchte ihn für Halle zu erwerben, und kam mit dieser unerwarteten Belohnung des Verdienstes eines Thunmann's, so wie oft, dem lauten Beyfall des erstaunten gelehrten Teutschlandes zuvor *). **Thunmann** ward im J. 1772 an die Stelle des geheimen Raths Klotz zum Professor der Beredtsamkeit und der Philosophie ernannt. Diejenigen, die mit seiner Ernennung vielleicht zum ersten Mahl seinen Namen nennen hörten, traten bald dem Urtheile des patriotischen Ministers bey. Die Proben von seinem sichern gereinigten und erleuchteten Geschmacke, die geschwind hinter einander folgten **), zeigten einen

*) Seine Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Volker ꝛc. Berlin 1772. 8. waren noch nicht erschienen, als er zum Professor ernannt wurde.

**) Er trat sein Amt mit einer Schrift an, welche die Aufschrift hat: Ab Augustissimo Prussorum Rege Friderico II. et Maximo Domino suo Clementissimo injunctum Professoris Eloquentiae et Philosophiae in Academia Fridericiana munus aditurus quaedam de confiniis historicae et poeticae orationis disputavit, simul vero scholarum suarum rationem exposuit Johannes Thunmannus. Halae d. 26. Oct. a. 1772. — Wir wollen hier gleich Thunmann's übrige kleine Abhandlungen anführen, die uns bekannt geworden sind: von der Geschichte der letzten Lebensjahre des Syrischen Prinzen Antiochus Hierax, und von seinem Tode; in den Hallischen Anzeigen 1773. St. 48. 49. Die Nachrichten von diesem unglücklichen Abenteurer, die man bisher dem Justinus nachgeschrieben, gehen nur bis auf seine Flucht aus der Gefangenschaft, worin ihn Ptolemäus Evergetes hielt. Auf dieser Flucht, sagt man, sey er von Meuchelmördern umgebracht worden. Allein seine Geschichte geht noch weiter; er kommt wieder in Thracien zum Vorschein, wo er sich einen Thron verschaffen will. Da fällt er endlich in einer Schlacht unter den Händen des Centoaratis, eines Fürsten der Gallier, die damahls einen Theil von Thracien inne hatten. Diesen Theil der Geschichte hat Thunmann

Mann, der nicht nur zum besten Vortrage des Bekannten in der Geschichte, sondern auch zur Erweiterung ihrer Gränzen in das Gebiet des Unbekannten und Dunkeln geboren schien.

Er hatte bereits im J. 1772 seine Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker bekannt gemacht. Diese Aufklärungen des dunkelsten Theils der Geschichte des menschlichen Geschlechts, die einem Manne, der in der Geschichtforschung grau geworden, würden Ehre gemacht haben, waren das Werk eines jungen Gelehrten von 26 Jahren, der damit seinen ersten Eintritt in die gelehrte Welt machte. In der Geschichte, wie in der Naturlehre, ist gerade das, was in der Natur das Erste ist, in der menschlichen Erkenntniß das Letzte. Der Geschichtforscher, wie der Naturforscher, muß von den Erscheinungen, die ihn umgeben, Schritt vor Schritt, auf den ersten Urstoff zurückgehen, aus dem das entstanden ist, was sich seinen Augen darbietet. Diesen nun durch so unendlich manchfaltige Mischungen zu verfolgen, das, was nach unbemerklichen Gesetzen und durch unbekannte Begebenheiten zu einer ungleichartigen Erscheinung zusammengeflossen ist, zu sondern, jeden Wink zu nützen, den sich die Natur und die Geschichte entfahren läßt, seine Fruchtbarkeit zu ahnen, die Grade der Gewißheit seiner Schlußfolgen aus denselben richtig zu messen und genau anzugeben, nicht eher mit seinem Forschen stehen zu bleiben, als wo die Stimme der Natur und der Geschichte schweigt, und nur das als das Erste anzunehmen, was dem menschlichen Geiste in Beyden das Erste seyn muß, — das sind die schweren Pflichten, die Beyde zu erfüllen übernehmen. Es ist seit nicht sehr langer Zeit, daß die Geschichtforscher daran gedacht haben, mit ihren Untersuchungen so weit vorzudringen. Sie begnügten sich sonst, wie Plus aus zerstreuten Winken des Polybius, Plinius und Aelian ergänzt. — Ueber die alte Nordische Dichtkunst; ebendas. 1775. St. 32. 33. Er suchte in diesem kurzen Aufsatze die Zeitrechnung der Scaldischen Dichtkunst genauer zu bestimmen. Vor dem 6. Jahrhunderte findet sich kein Scandinavischer Dichter, und vor dem 8. kein Scalde, wenn man unter diesem letztern Namen, wie man eigentlich soll, besoldete Dichter der Höfe versteht. Diese Einrichtung hatten vermuthlich die Nordischen Abenteurer von den Barden nachgeahmt, die sie auf ihren Seereisen zu den Irländischen und Schottländischen Küsten kennen gelernt. Ueber die Edda hat er die Einsichten genützt, die wir dem Herrn von Ihre, und in Teutschland dem Hrn. von Schlözer zu danken haben. — Von der Entdeckung Amerikens; ebendas. 1776. St. 51. Die Reisen der Nordischen Abenteurer nach dem sogenannten Winlande, welche man sonst nur aus dem Adam von Bremen kannte, sind hier aus dem Snorre Sturlesohn ausführlicher beschrieben. Thunmann's Meynung nach hatten diese Seefahrer die Küste von Carolina betreten. Diese Entdeckungen, die wieder vergessen waren, rauben dem Colom nicht den Ruhm Amerika zuerst gefunden zu haben, und man hat nicht nöthig, mit dem Hrn. von Paw anzunehmen, das Amerika wegen des Eises und der strengen Kälte an den Küsten, wo die Nordischen Seefahrer landeten, nicht habe können, seinem Innern nach, bekannt werden. (S. Encycl. Art. Amerique T. Ed. 1778.) — Nachrichten von dem Leben des sel. Hrn. geh. Raths Johann Andreas von Segner; ebendas. 1777. St. 45.

tarch sagt, nach dem Beyspiele der Geographen, welche die Gegenden, welche ausser den Gränzen der bekannten Welt liegen, mit Morästen, unbewohnbaren Sandwüsten, und gränzenlosen Meeren besetzen, die Zeiten jenseits der bekannten Geschichte mit Fabeln und Mährchen auszufüllen. Wenn diese unbekannten Gegenden der Geschichte jetzt anfangen aufgeklärt, bevölkert und angebaut zu werden: so hat man die Entdeckung manches bewohnten Gebietes dem Fleiße und dem Scharfsinn unseres Thunmann's zu verdanken. Wie verzeihlich ist es, wenn man die Schwierigkeiten überlegt, die hier dem Forscher bey jedem Schritte aufstoßen, in diesen dunkeln Gefilden der Geschichte der Vorwelt einen Fehltritt zu thun; wie wenig sollte es billig auch dem eifersüchtigsten Ehrgeize kosten, seine Fehltritte darin zu gestehen; wie willkommen sollte ihm jede Berichtigung seyn, die sich dem glücklichern Forschen eines geschickten Nebenbuhlers angeboten hat! Allein die menschliche Schwachheit will auch da die Alleinherrschaft, wo nur mit der Vereinigung vieler Kräfte etwas Erträgliches ausgerichtet werden kann, — will auch da untrüglich seyn, wo man, nach vieler Denkenden Meynung, beynahe Nichts als irren, und immer mit Ruhme irren kann. Thunmann war sich der Mißlichkeit der mehresten Behauptungen auf dem Felde, das er bearbeitete, vollkommen bewußt; und es gereicht seinem Verstande zur Ehre, daß er es war. Der höchste Grad von Gewißheit auf diesem Feloe blieb, seiner Meynung nach, immer in Gefahr durch eine ungefähre Entdeckung irgend eines neuen Winkes, der sich der Aufmerksamkeit der Forscher entzogen, vernichtet oder herabgesetzt zu werden. Daher war er immer bereit sich von Andern belehren zu lassen, oder, wenn ihn eigene neue Entdeckungen eines Bessern belehrt hatten, seine Meynung zu ändern. Diesen Vortheil über sich versagte er auch nicht einmahl denen, die ihn nicht großmüthig belehrt, ja die ihn nicht einmahl gerecht behandelt hatten. Er wußte sich selbst zu schätzen, er fühlte, daß es eine unedle Kleinmüthigkeit eines gelehrten Mannes sey, die Fehler seiner Schriften nicht zu bekennen; er fühlte, ein Mann, dem, auch wenn er sich geirrt hat, noch immer Verdienst übrig bleibt, dürfe solche Geständnisse nicht scheuen. Die Welt würde von dieser freymüthigen Gelehrigkeit die Beweise selbst aus seiner Hand erhalten haben, wenn er länger gelebt hätte. Er sagte seinem Biograph oder Lobredner noch kurz vor seinem Tode, daß er Etwas über die Puncte, über welche er mit Schlözer'n gestritten, bekannt machen werde, worin er es freymüthig anzeigen wolle, in welchen Stücken er selbst Unrecht habe, indem er zugleich die Sätze, worin er Recht zu haben glaube, mit neuen Gründen unterstützen wolle. Dieses Versprechen hatte er bereits öffentlich gethan. „Ich will, schreibt er *), darin (in diesem versprochenen Werke) die wirklichen Fehler, die ich in meinen Untersuchungen begangen

*) S. Hallische neue gel. Zeit. St. 92. S. 731.

habe, anzeigen und verbessern: dieß halte ich für die Schuldigkeit eines jeden ehrlichen Mannes, weil die Irrthümer so fruchtbar sind." Er bekannte in einem Schreiben an den Hrn. von Gildenstädt, dessen Güte und Verdienste um die Erdbeschreibung der Länder, die wegen des Durchzuges der Oestlichen Völkerwanderungen so merkwürdig sind, er nicht genug rühmen konnte, daß „er sich gröblich geirrt habe, indem er die Chazaren und Siraken für Ein Volk gehalten" *). Mit dieser Denkungsart mußte es ihn sehr befremden, daß der Gelehrte, dessen Kenntnisse er hochschätzte, durch den Beytrag, womit er in seinen Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker desselben allgemeine Nordische Geschichte ergänzte und berichtigte, so sehr aufgebracht werden konnte. Es ist hier nicht der Ort, zwischen zwey so gelehrten Geschichtforschern zu entscheiden, welcher von Beyden die Wahrheit näher gesehen. Das aber ist für die Ehre Thunmann's wichtig, daß seines edeln Betragens in dieser gelehrten Streitsache erwähnt werde. „Ich bereue mein Lob nicht, schrieb er von seinem Gegner. Ich werde immer Verdienste da hochschätzen, wo ich sie finde. Die Ungerechtigkeit eines Andern soll mich nie dahin bringen, ungerecht gegen ihn zu seyn. — Ich kann dem Verfasser, ohne daß es mir das Geringste kostet, seine Ungerechtigkeit verzeihen. Ich kann noch mehr thun; ich kann dasjenige, was ich schon in meinem Buche gesagt habe, wiederhohlen: „„Sollte sich in meinen Ausdrücken etwas zu Rauhes mit eingemischt haben, so bin ich der Erste, der es mißbilligt, und bitte den, der sich daran stoßen könnte, (und gestoßen hat) mit dem aufrichtigsten Herzen um Vergebung: denn meine Absicht war es nie, zu beleidigen."" Noch mehr, ich kann meinem Beschuldiger meine Freundschaft anbieten. Oft fehlt es mir an Vermögen und Gelegenheit, meinen Freunden nützlich und angenehm zu seyn: aber an Willen hat es mir nie gefehlt. Meine Freundschaft ist also nicht zu verachten. Ohnedieß haben der Hr. Verfasser und ich gemeinschaftliche Studien: ich habe sowohl, als er, manche Nordische Nacht über der Nordischen Geschichte durchwacht: und ich glaube darin Etwas geleistet zu haben. — Doch warum rede ich von mir selbst? Wenn das, was ich thue, den Hrn. Verfasser nicht überzeugt, so kann ich es nicht erwarten von dem, was ich rede." Man braucht kein befugter Richter über die Spitzfündigkeiten des Nordischen Alterthums, man braucht nur ein befugter Richter über das zu seyn, was gut und recht ist, um Thunmann's Gesinnungen Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen. Hier ist gewiß, oder nie, mehr Ruhm durch die Gesinnungen, womit der Streit geführt wird, als selbst durch den Sieg zu erwerben. Diese Gesinnungen hatten den Sitz in Thunmann's Herzen und sie wurden durch seine genauen Kenntnisse von dem, was sich in der ältesten Völkergeschichte lei-

*) S. dessen Unters. über die Gesch. der Oestl. Europ. Völker, Th. I.

sen läßt, befestigt. Er wußte genau, wie weit das Forschen über die ursprünglichen Stämme möglich und nützlich sey, und so wie er seinen Untersuchungen darüber ein vernünftiges Ziel setzte: so gieng er auch auf dem Felde, was innerhalb dieses Ziels lag, mit vorsichtigen und furchtsamen Schritten fort. Es ist bekannt, wie regellos ehemahls der gelehrte Witz und Aberwitz in diesen dunkeln Gegenden der Geschichte herumschweifte; wie oft er der Neigung, der man nur durch eine starke und geübte Vernunft widersteht, die Stammtafel des menschlichen Geschlechts mit Einem Volke oder mit Einem Stammvater anzuheben, habe müssen zu Hülfe kommen. Dieses gelehrte Spiel der ältern und neuern Beckane und Ruckbecke ist vielleicht nicht so schwer, als es scheint. Je weniger man in dem Felde der Geschichtforschung geübt ist, desto mehr bieten sich Aussichten dar, ein Lieblingsvolk verewigen zu können, die eine reifere und unterrichtetere Urtheilskraft verschmäht. Der größte Nutzen solcher Erörterungen konnte höchstens nur seyn, daß die ungeheuere Gelehrsamkeit, die dazu zu gehören schien, das Erstaunen der Leser erregte. Man wußte noch wenig, ihnen durch Bemerkungen, welche die Geschichte der Menschheit, das Entstehen und Wandern der Sprachen, der Schrift, der Künste und Wissenschaften, die Stufen in der Entwickelung des Verstandes, der Neigungen, der moralischen Begriffe des Menschen, und das Maß des von allen diesen Stücken abhangenden Glücks und Elends bestimmen und erläutern, auch für den ein Interesse zu geben, der kein eigentlicher gelehrter Geschichtforscher ist. Dieses Interesse erhielt das sonst so trockene Studium der ältesten Völkergeschichte durch den Gebrauch, den ein Robertson, Home, Stuart, Montesquiou, Goguet, Paw, Suhm, Lagerbrink, Schöning, Ihre, und andere gelehrte Ausländer davon machten, denen man die gelehrten Teutschen, einen Iselin, Schlözer, Thunmann u. A. zugesellen muß. Die Beweise, daß Thunmann mit diesem Geiste in den ältesten Denkmählern der Völker forschte, sind in seinen Schriften häufig genug. Schon die Grundsätze, wonach er die Gränzen des Gebiets der Geschichtforschung absteckte, können zeigen, daß er seine subtilesten Untersuchungen zu dem philosophischen Zwecke der Menschenkenntniß berechnete. Sein erster Grundsatz war: „wenn wir in der Geschichte Nachrichten und Spuren antreffen, wo die ersten bekannten Wohnsitze eines Volkes gelegen:" der andere: „wenn wir durch die Geschichte und die Sprachkunde erlernt haben, zu welchem einzelnen Völkerstamme es gehört, oder aus welchen verschiedenen Völkerstämmen es zusammengewachsen ist: so haben wir seine Stammsitze und seinen Ursprung gefunden." So wichtig war sein Zweck, so bestimmt war die Richtung seines Forschens. Wenn diese Bestimmung des Plans seinem philosophischen Verstande Ehre macht, so gereicht die Ausführung desselben seiner Gelehrsamkeit nicht weniger zum Ruhme. Die Mittel, die er dabey gebrauchen mußte, waren Geschichtschreiber und Sprachen. Die Ein-

bildungskraft erschrickt vor der Menge und Manchfaltigkeit der Hülfsmittel, die er zu Rathe ziehen mußte, und zu Rathe zog. Oft liegt eine Nachricht, ein Name, eine Zeitbestimmung in ungeheuern Bücherbänden verborgen, wo ihn der Geschichtforscher aufsuchen muß. Dichter von den edelsten bis zu den geschmacklosesten, Weltweise, die seichten, wie die gründlichen, Sammler, die hirnlosen so gut, wie die vernünftigen; Alles, wohin sich nur ein Element seiner Geschichte verstecken kann, muß von ihm genützt werden. Er muß den Ekel nicht scheuen, ausser den langweiligsten Chroniken eines Mönchsklosters, die abenteuerlichen Legenden der Heiligen, die Märtyrergeschichte, die Menologieen, die Conciliensammlungen, die Kirchenväter zu durchsuchen, die Critik an der Berichtigung des Textes üben, zu den Handschriften seine Zuflucht nehmen — und alle diesen Ekel und diese Arbeit hatte Thunmann nie gescheut.

Die Kenntniß der Sprachen, welches ein anderes Hülfsmittel der Geschichte ist, hatte er sich bis zu einem ungewöhnlichen Grade erworben. Ausser seiner Muttersprache, den mit ihr verwandten, und den gangbaren Europäischen, der Teutschen, Französischen, Italienischen, Englischen, Spanischen, den gelehrten Sprachen, der Lateinischen, der Alt- und Neugriechischen, die er mit ihren kleinsten Schönheiten und Eigenthümlichkeiten, so wie mit ihrer Critik besaß, ausser den Orientalischen, der Hebräischen, Syrischen und Arabischen, worin er den Koran las, hatte er sich eine so vollkommene Kenntniß von den ausgestorbenen Nordischen und Nordöstlichen Sprachen erworben, als sich aus Büchern erwerben läßt *). Schwerlich sind jemahls diese seltenen Schätze grammatischer Gelehrsamkeit glücklicher und sorgfältiger, als von Thunmann, genützt worden. Man könnte beynahe sagen, er habe den Gebrauch der Etymologie in der Geschichte, der seit langer Zeit, und mit so vielem Rechte gewissermaßen verschrien war, wieder in seine Rechte eingesetzt. Seine Betrachtungen über die Geschichte und die Sitten der Völker aus ihrer Sprache erhielten, durch seine Art die Sachen zu sehen und zu stellen, ein Interesse, das sie auch dem Weltweisen wichtig machte. Man hat es mit Recht eine scharfsinnige und interessante Bemerkung genannt, daß ein Volk von demjenigen Volke seine Künste gelernt habe, dessen Sprache es sich zu seiner

*) Von seinen Bemühungen um die Wlachische und Albanische Sprache findet man Proben in s. Untersuchungen über die Gesch. der Oestlichen Europ. Völker, S. 182 – 239. Ueber die Tscherkassische correspondirte er mit dem Hrn. von Gildenstädt, der ihm nach seinem Eifer für die Wissenschaften ein Verzeichniß Tscherkassischer Wörter sandte. Er urtheilte nach diesem Verzeichniß, daß die Sprache der Tscherkassen das Gepräge einer gebirgigen Sprache habe, daß sich also Ferrand (Recueil de Voyages au Nord, T. X. p. 447.) irre, wenn er von ihr sage: sie sey d'une assés grande douceur, daß die Beschreibung des George Interiano (Della Vita dei Zychi, chiamati i Circassi in der seltenen Sammlung des Ramusio delle Navigatione e viaggi) richtiger sey, indem er sagt, daß sie molto frà la gola gesprochen werde.

technischen Terminologie bedient; man hat sie auf die Bedürfnisse des Luxus ausgedehnt, auch auf die ersten Grundtheile desselben, womit der Uebergang aus einem wilden Zustande in einen gesittetern gemacht wird; auf die künstliche Zubereitung der rohen Nahrungsmittel, und man hat diese Bemerkung durch die Englische Sprache veranlaßt oder bestätigt gefunden, worin das künstlich zubereitete Thierfleisch ursprünglich Französische Namen führt; indeß die Namen der Thiere selbst Englisch sind. Eine eben so unterhaltende Bemerkung machte Thunmann bey Gelegenheit der Schweden und Finnen. Es ist ein Kennzeichen, sagte er, daß eine Nation von einer andern ist unterjocht und dienstbar gemacht worden, wenn in der Sprache der einen die unedlern Wörter, die zu den niedrigern Beschäfftigungen des Lebens gehören, und in dem Munde des Pöbels sind, die Schimpfnamen, und Alles, was von dem gebildetern Theile der Nation für unanständig und schändlich gehalten wird, aus der Sprache der andern genommen sind. Das, setzte er hinzu, ist der Fall bey der Schwedischen und Finnischen Sprache; *) die unedlern Wörter der erstern sind aus der letztern genommen, und die Finnen sind also von den Schweden unterjocht worden. Diese Bemerkung scheint dem Biograph so richtig und fruchtbar, daß er kaum Bedenken trägt, sie einen Grundsatz für den Geschichtforscher zu nennen. Er übergeht so manche andere Bemerkungen von den ursprünglichen Völkernamen, die stets als allgemeine Benennungen erscheinen; wodurch das, was die Philosophen über den Gang des menschlichen Geistes in dem kindischen Alter bey der Bildung der Sprachen angemerkt haben, bestätigt wird. Aber er würde die Schranken dieser Lobschrift überschreiten, wenn er alle die neuen Entdeckungen, Berichtigungen und Aufklärungen, womit Thunmann seine Wissenschaft erweitert hat, hier anführen wollte.

Derselbe forschende Geist, die reife Urtheilskraft, womit er schon in seinen Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen und der Oestlichen Europäischen Völker, die Alterthümer und Wanderungsgeschichte der Slavischen Nation, den Ursprung der Wlachen und Albaner, u. s. w. aufgeklärt hatte, entdeckte den wichtigen Völkerstamm der Komanen, der bisher

*) Von den Beyspielen, die diese Anmerkung bestätigen, nur einige; er zeigte sie dem Professor Eberhard zu Halle, noch in seiner letzten Krankheit. Die verschiedenen Töne, womit der Schwedische Landmann die verschiedenen Arten der Thiere lockt, stimmen ganz genau mit den gewöhnlichen Finnischen Namen dieser Thiere überein. Der Erstere lockt die Schafe mit dem Worte Tacka, Tacka, die Schweine mit dem Worte Sick, Sick, die Katzen mit Kifs, Kifs, und Taco heißt auf Finnisch ein Schaf, Sica eine Sau, Kiffa eine Katze u. s. w. Poicka und Pilt sind bey den Schweden Schimpfnamen für einen Knaben, und bey den Finnen die gewöhnliche Benennung desselben. Von der erstern Art hatte er 17 Beyspiele gesammelt, und von der andern noch weit mehrere. Man hat diese Anmerkung, so viel wir wissen, noch nicht auf die Wendische und Teutsche Sprache angewandt.

der Aufmerksamkeit der Geschichtforscher entgangen war, und dessen Vernachlässigung eine so beträchtliche Lücke in der Kette der Völkerwanderung gemacht hatte. Er theilte der Welt diese Entdeckung in der Abhandlung mit, die im J. 1774 den Jablonowkischen Preis erhielt. Die Arbeit Thunmann's bedurfte dieses ehrenvollen Umstandes nicht, um die Aufmerksamkeit der Kenner auf sich zu ziehen, und Eberhard würde ihn nicht erwähnt haben, wenn es nicht den Freunden Thunmann's so angenehm, seinen Beurtheilern so rühmlich, und allen Liebhabern der Wissenschaften so aufmunternd seyn müßte, sein ungemeines Verdienst mit allen Arten von Zeichen der Achtung gekrönt zu sehen.

Weit entfernt, unter diesen Lorbern auszuruhen, war Thunmann's reger Fleiß unablässig bedacht, die Geschichte und Erdbeschreibung durch neue Beyträge zu bereichern. Die letzte Frucht seines Fleißes war die Beschreibung der Krimmischen Staaten in der Büschingischen Erdbeschreibung, die diesem vortrefflichen Werke zur grossen Zierde gereicht. Es scheint, daß diese geographische Beschreibung ihn in eine genauere Untersuchung der Geschichte dieser Staaten geführt habe, die er, nebst der Geschichte der Tscherkassen, vielleicht für den zweyten Theil seiner Untersuchungen über die Geschichte der Oestlichen Europäischen Völker bestimmt hatte. Sein Tod unterbrach diese Beschäfftigung, und es ist zu beklagen, daß sich bis jetzt nur erst wenige zerstreute Blätter davon vorgefunden haben. Die Erzählung in diesen Versuchen ist, so viel man aus den wenigen Ueberbleibseln urtheilen kann, von einer Genauigkeit, Kraft, Würde, und Grösse des Sinnes, dergleichen man in den Teutschen historischen Schriften bisher noch nicht sehr gewohnt ist.

Sein guter historischer Vortrag, den er der kräftigen Kürze seines Lieblings, Thucydides, nachbildete, ist desto mehr zu bewundern, da er in einer Sprache schrieb, die er erst seit seinem Aufenthalte in Teutschland gelernt hatte. Die Mühe, welche ihm der Teutsche Ausdruck kostete, ist auch hier und da an der Härte mancher Uebergänge, und an manchen Wortbildungen und Wortfügungen, die sein Schwedisches Vaterland verrathen, in seinen Schriften sichtbar *). Die Leichtigkeit des Vortrages ist gerade das Letzte, was sich in einer fremden Sprache erreichen läßt; sie ist eine Eigenschaft, die ein Schriftsteller, ohne den ganzen unbegränzten Inhalt aller Sprachwendungen sich eigenthümlich und seinen Gebrauch sich geläufig gemacht zu haben, seiner Schreibart schwerlich geben kann. Und bey allen den Schwierigkeiten hat Thunmann als Teutscher Geschichtforscher so Viel geleistet!

*) Dahin gehören die Trennungen der zusammengesetzten Zeitwörter in gewissen Zeiten, z. B. (S. 99. der Unters. der Oestl. V.) „der Kaiser trägt ihm — die Würde — über." (überträgt,) die Verwechselung einiger Synonymen, als thun und machen; einsam und allein; (ebend. S. 65.) „er griff einsam (allein) 70 Gothen an." Landflucht (exilium, Schwed. landsflyckt,) Echtwort, (fides, auctoritas).

Man kann leicht urtheilen, daß so viele gelehrte Verdienste sich nicht ohne einen gewöhnlichen Fleiß erwerben ließen. Und von diesem eisernen Fleiße ward endlich der vortreffliche Thummann das Opfer. Er sah sich genöthigt, um so viele gelehrte Arbeiten mit seinen Amtsarbeiten, die ihm bey dem mündlichen Vortrage in einer fremden Sprache Anfangs doppelt mühsam waren, zu verbinden, sich die Ruhe der Nächte zu versagen; und das waren ohne Zweifel die Ursachen, die seine starken körperlichen Kräfte endlich aufreiben mußten. Hierzu kam, daß seine Thätigkeit auf einen Hauptgegenstand zusammengedrängt war. Wenn diese Art der Thätigkeit in einer Richtung am Weitesten fortdringt und also in den Wissenschaften die Gränzen erweitert, so ist sie auch die sauerste, diejenige, welche die körperlichen Kräfte am Frühesten untergräbt. Denn sie vergönnt der Seele nicht die Erquickung der Abwechselung, die für die Gesundheit des Leibes so wohlthätig ist. Sie ist eine Art der Schwelgerey, obgleich die Schwelgerey der Tugend, vor der man nur die auserwähltesten Seelen zu warnen hat. Die schädlichen Wirkungen seiner Aemsigkeit stellten sich auch bald ein. Gewisse schmerzhafte Empfindungen in der Brust waren die traurigen Vorbothen einer langsamen Auszehrung, die ihn endlich der gelehrten Welt und dieser hohen Schule entriß.

So beschloß **Thummann** seine gelehrte Laufbahn, so Viel hat die Geschichtforschung und die historische Kunst an diesem Manne verloren, der nur 32 Jahre gelebt hat. Allein was haben nicht die Jünglinge verloren, denen sein Unterricht genützt hat! was haben nicht seine Freunde verloren! Seine Zuhörer hatten an ihm einen Lehrer, dessen Gelehrsamkeit ihre Bewunderung, so wie sein Eifer ihnen nützlich zu seyn, ihre ganze Dankbarkeit verdient. Die einnehmende Anmuth seiner Sitten, die seine strenge untadelhafte Rechtschaffenheit verschönerte, gewann ihre Herzen der Tugend, die in ihm so liebenswürdig war. Seine Freunde verloren an ihm den holdesten, angenehmsten Gesellschafter, den zuverlässigsten, eifrigsten, treuesten Freund; so wie Alle, die mit ihm in Verbindung gestanden haben, den umgänglichsten Mann. Wenn ihn in den ersten Zeiten seines Aufenthalts in Halle das hohe Ideal von Sittenlehre, das er sich gebildet hatte, etwas zurückhaltend und mißtrauisch zu machen schien: so hat eine längere Erfahrung seiner Kunst zu leben noch die letzte schwerste Vollendung gegeben, nicht Alles nach dem höchsten Ideal zu richten.

Er war aus Grundsätzen ein guter Bürger, und so wie er dem neuen Vaterlande, das seine Verdienste belohnt hatte, mit wärmster Ergebenheit zugethan war: so erinnerte er sich stets mit zärtlicher Dankbarkeit an sein angebornes Vaterland, in dessen Schooße und durch dessen Pflege er sich diese Verdienste hatte erwerben können. Alle die Eigenschaften, die den Umgang anmuthig machen, ein sehr gebildeter Geist, ein Herz ohne Falsch und von fester Treue, ein feiner und edler Geschmack, der sich

zu der größten Reinigkeit des Herzens gesellte, und ihm nicht zuließ, auch nur im Scherz sich eine Zweydeutigkeit entfahren zu lassen, verbunden mit den Sitten der feinsten Welt, mit der vorsichtigsten Klugheit und der zartesten Discretion, machten ihm Jedermann und insonderheit seinen Freunden schätzbar. Er hatte sich frühzeitig Grundsätze gemacht, die er unwandelbar befolgte, und unter diesen standen die Gesetze der Dankbarkeit und der Aufopferung in der Freundschaft oben an. Diese Grundsätze waren bey ihm in so gewohnte Gesinnungen übergegangen, daß er eine jede Noth des Freundes für den Ruf der Pflicht zur Aufopferung hielt. So entschlief einer seiner Collegen, den er hochschätzte, in seinen Armen, nachdem er sein Haupt mit Erschöpfung seiner eigenen Kräfte zur Erleichterung der Schmerzen seines Freundes eine ganze Nacht hindurch unterstützt hatte. Diese Eigenschaften des Verstandes und des Herzens erwarben ihm die Zuneigung, die Achtung, die Freundschaft aller Edlen, die ihn kannten. Wenn es rühmlich ist, von ehrenvollen Männern geehrt zu werden: so darf man es hier nicht verschweigen, mit welcher Achtung der Königl. Staatsminister, Freyherr von Zedlitz, die Königl. Oberconsistorialräthe Spalding und Büsching, der Weltweise Sulzer, der edle Menschenfreund, der Kammerdirector Hofmann, ihn beehrten. Mit diesen Empfindungen erhielt ein Sulzer die Nachricht von seinem Tode: „Ich habe mit nicht geringer Bestürzung den Tod unseres lieben und rechtschaffenen Thunmann's erfahren, ob ich gleich wußte, daß wenig Hoffnung zu einem langen Leben für ihn übrig war. Nicht nur Ihre Universität, sondern auch die gelehrte Welt verliert einen trefflichen Mann an ihm."

So vortrefflich seine natürlichen Anlagen waren, so sehr hatte er sich noch durch Uebung und Nachdenken ausgebildet und verbessert. Die Menge der Sprachen und Geschichte, mit denen er bekannt war, hatten sein vielumfassendes Gedächtniß nicht überladen, ihre Manchfaltigkeit hatte seinen hellen Verstand nicht verwirrt, ihre Trockenheit seinen Geist nicht entkräftet. Die Lebhaftigkeit, womit er das empfand, was er reiflich überdacht hatte, gab seiner geübten Vernunft eine starke Kraft, und diese Kraft ertheilte seinem Character eine Festigkeit, die seine Tugend sicher, zuverlässig und thätig machte. Dieselbe Gewohnheit zu denken, und nach überdachten Grundsätzen zu urtheilen und zu verfahren, die ihn in seinen gelehrten Arbeiten leitete, war auch die Führerin seines Betragens in dem geselligen Leben. Seine Frömmigkeit war nicht eine ängstliche Frömmigkeit, die, nach Plutarch's Ausdruck, vor jedem Steindenkmahle schaudert. Sie war die Frömmigkeit eines Mannes, und eines Mannes, der bey dem festen Glauben an einen barmherzigen Gott und bey dem Zeugniß eines unverletzten Gewissens seiner Sache gewiß ist.

Nie hat ihn Eberhard den grossen Namen Gottes anders als mit gesammelter Andacht, und ernster Besonnenheit, gleich dem Robert Boyle, aussprechen sehen. Insonderheit war sein

Gefühl von der Güte Gottes groß und tief. Oft war in seiner letzten Krankheit das Andenken an die Schicksale seines Lebens der Gegenstand ihrer einsamen Unterredungen. Da pflegte er seine Augen und Hände zum Himmel zu erheben, und die grosse Güte Gottes zu preisen, der ihn gedemüthigt, daß er seine Rechte lerne. Alsdann bemerkte er, wie das, was er geduldet, ihm die süsse Frucht der Gerechtigkeit gewährt, wie es ihn gelehrt, manche hohe Erwartung seines feurigen Geistes zu der Sanftmuth und Demuth herabzustimmen, bey der wir, nach Jesu himmlischem Ausspruche, allein Ruhe finden für unsere Seelen.

Als ihn Eberhard mit dem Gedanken aufzurichten suchte: daß seine Seele nach seinem Tode in dem Schooße eines gütigen Gottes ruhen werde: hob er seine Augen und Hände mit den Worten zum Himmel: „ach ja! eines gütigen Gottes!" Solche Gesinnungen, in dem Munde eines Leidenden sind gewiß ein hoher Grad der wahren christlichen Tugend. Mit dieser zum Himmel gekehrten Andacht hörte er von Eberhard das Schreiben des Oberconsistorialraths Büsching vorlesen, das seine halbgebrochenen Augen nicht mehr lesen konnten. „Es scheint, schrieb ihm dieser grosse Gelehrte, daß dieser mein Brief Sie noch auf Ihrem Krankheits- und Leidensbette antreffen werde, und dieser Gedanke macht mich wehmüthig. Doch ich bedenke, daß Ihre lange und schmerzhafte Krankheit zur Ehre Gottes und des Heilandes der Welt gereichen werde, und bin also auch gewiß, das Gott Ihnen täglich die nöthige Kraft darreicht, um in Geduld und Hoffnung bis zur Erlösung von allem Uebel zu beharren. Das ist auch mein tägliches Gebet für Sie. Gott erquicke Sie in diesem Augenblicke, und auch wenn Sie diesen Brief bekommen. O beharren Sie in Geduld, in Zufriedenheit, in Hoffnung und in Sehnsucht nach dem Herrn. Selig ist mein Freund Thummann, wenn der Herr ihn in dem Augenblicke, da er ihn zu sich nehmen will, bereit zur Reise findet, zum Himmel zu." Und diese Reise trat er bald nach dem Empfange dieses Schreibens an. Es war am 17. December 1778, als er entschlief. Die Hand eines Freundes drückte ihm die Augen zu. Er hatte den völligen Gebrauch aller seiner Geisteskräfte bis auf den letzten Augenblick seines Lebens behalten.

Man kann sagen, daß er so allgemein geliebt und geachtet wurde, als es sich unter Menschen erwarten läßt. Sein Andenken erhielt von vielen studierenden Jünglingen die unverdächtigsten Beweise der Liebe und Verehrung in dem zahlreichen Gefolge, das seiner Asche Thränen weihte. Ein in Halle studierender Griechischer Hieromonachos, der sein Zuhörer gewesen, von dem er die Russische Sprache gelernt hatte, bezahlte ihm den letzten Tribut der zärtlichsten Verehrung auf eine besonders rührende Art. Er näherte sich schweigend mit gesenktem Haupte und den Händen auf der Brust in dem feyerlichen Ernste des Morgenlandes dem Sarge, welches den körperlichen Ueberrest

des Seligen enthielt, küßte ehrerbietig die Stirn des Leichnams, und gieng schweigend durch die Gassen zurück.

Thunmann's körperliche Bildung war sehr vortheilhaft. Er war von mehr als mittler Statur und von ausserordentlicher Leibesstärke. Seine Physiognomie war stark gezeichnet; den Ernst seiner Stirn milderte eine geistreiche Freundlichkeit des Mundes und der Augen. Er war ein grosser Freund der geselligen Vergnügen, mit denen er oft seine ernsthaften Arbeiten abwechselte, dann aber in der Freude des Herzens sich Leibesübungen überließ, die selbst für seinen festen Körper zu stark waren.

Thunmann hat nur Wenig geschrieben; aber die wenigen Schriften sind vortrefflich und beurkunden den grossen Geist. Seine grösseren ganz vorzüglichen Schriften (denn die kleinern sind bereits oben angeführt worden) sind: Untersuchungen über die alte Geschichte einiger Nordischen Völker. Mit einer Vorrede herausgegeben von Dr. Anton Friedrich Büsching. Berlin, 1772. 8. 22 Bog. — Untersuchungen über die Geschichte der Oestlichen Europäischen Völker, 1. Theil, Leipz. 1774. 8. 1 Alph. 3 Bog. Das Buch besteht aus drey Abhandlungen. Die erste enthält eine allgemeine Geschichte der Völker, welche an dem schwarzen Meere und der Mäotischen See bis auf den Einfall der Mogolen gewohnt haben; von welcher Abhandlung aber in diesem Bande nur die erste Abtheilung geliefert wird. Der Verf. gesteht selbst, diese Abhandlung sey nur ein Fragment; sie kann auch, der Beschaffenheit der Nachrichten nach, nicht anders seyn und werden. Aber für den Kenner der Geschichte ist sie von ungemeinem Werth, indem dadurch die Historie der alten Völkerwanderungen, welche durch Gatterer's Untersuchungen so Viel gewonnen, viele neue und zwar sehr beträchtliche Zusätze erhalten hat. Die vorher größtentheils unbekannte Geschichte des mächtigen Volkes der Chazaren erhielt einen besonderen, ganz vorzüglichen Beyfall. Dabey bekommt auch die älteste Ungarische Geschichte häufige Erläuterungen, in welche Thunmann sich aber nur auf den Zeitpunct bis gegen das 9. Jahrhundert einläßt, da die Ungarn ihre jetzigen Länder erobert und in Besitz genommen haben. Die zweyte Abhandlung betrifft die Geschichte und Sprache der Albaner und der Wlachen. Der Verfasser unterscheidet hier die Wlachen diesseits der Donau, in Ober-Ungarn, in Siebenbürgen, in der Moldau, und der eigentlichen Wallachey, von denen jenseits der Donau. Jene haben ein gelinderes Schicksal, und von jeher ihre eigenen Fürsten, obgleich in den neueren Zeiten unter Osmanischer Hoheit; sie haben Philosophen und Geschichtschreiber gehabt. Allein die Letztern, die in Thracien, Macedonien, Thessalien und Epirus wohnen, und fast eben so zahlreich, als ihre glücklichern Landsleute sind, sind unter uns sehr wenig bekannt, und wissen auch selbst Nichts von sich, als ihre gegenwärtige Existenz. Von diesen handelt also der Verfasser, und zugleich von den Albanern, die er für ihre Geschlechtsverwandte hält. Diese Wlachen also, die sich

selbst Rumanie oder Römer nennen, reden mit ihren Brüdern diesseits der Donau einerley Sprache; nur ist dieselbe mit Griechischen Wörtern stärker vermischt. Der Verf. hat S. 181—238 ein sehr merkwürdiges Albanisches und Wlachisches Wörterbuch, worin dieselben Worte in Neugriechischer, Wlachischer und Albanischer Sprache stehen, abdrucken lassen. Der Protopapas zu Moschopolis in Macedonien, Theodor Kawalliotis, hat dasselbe zu Venedig 1770 in 8. herausgegeben, Thunmann hat noch eine Lateinische Uebersetzung hinzugefügt. Die 3. Abhandlung betrifft einige Gegenstände der Russischen Geschichte. Hier zeigt der Verfasser, daß die Scandinavier, die mit und nach dem Rurik nach Rußland gekommen sind, und das Volk der eigentlichen Russen ausgemacht haben, Schweden gewesen sind; eine Meynung, die schon andere Schriftsteller von dem Verfasser angenommen, die aber noch Niemand mit so starken Gründen, als hier geschehen, bewiesen hat.

S. Lobschrift auf Herrn Johann Thunmann von Johann August Eberhard, Halle 1779. gr. 8. Beytrag zu den Erlang. gel. Anmerkungen, J. 1774, 47. Woche, S. 748. Meusel's gel. Teutschl. 3. Ausg. S. 1211.

Thura, Laurentius, Bischof zu Ripen in Jütland, ein berühmter Dänischer Dichter, der Anfangs Rector zu Coagien in Seeland war. Nach seiner Rückkunft aus fremden Ländern ward er Prediger zu Kopenhagen an der Lutherisch-Holländischen Kirche, und darauf 1703 Propst und Superintendent zu Aarhusen, endlich aber 1714 Bischof zu Ripen in Jütland.

Er starb am 1. April 1731.

Nebst vielen andern Gedichten hat er auch Hugonis pia Desideria in Dänische Verse übersetzt.

S. Ladvocat.

Thura, von, Königlich Dänischer Generalmajor und Generalbaumeister, des Vorhergehenden Sohn, geboren am 4. März 1706. König Christian VI. von Dänemark ließ ihn reisen, die Baukunst practisch zu lernen. Nach seiner Rückkehr ward er Oberconducteur; im J. 1733 Hofbaumeister und Ingenieurscapitain, 1738 Oberstlieutenant, 1744 Oberster, 1753 Generalmajor, und 1754 Generalbaumeister.

Er starb am 6. September 1759 in der Mitte seiner Arbeiten. Seine Schriften, durch welche er sich um die Beschreibung Dänemarks und um die Abzeichnung der vornehmsten Gebäude in und ausser Kopenhagen sehr verdient gemacht hat, sind bekannt. Die Kupfer zu dem 3. Bande seines prächtigen Dänischen Vitruvius waren bey seinem Absterben schon gestochen, und der Text gleichfalls ausgearbeitet und in's Reine gebracht.

S. Allgem. Künstlerlexic.

Thurneyser, Johann Jacob, ein sehr geschätzter Kupfer-

stecher, geboren am 15. Juny 1636 zu Basel. Nachdem er sich, seiner natürlichen Neigung zu folgen, in der Zeichnung geübt hatte, begab er sich nach Straßburg, um vom Peter Aubry die Kupferstecherkunst zu lernen. Nach drey Jahren, die er in dieser Schule zugebracht, sah er sich im Stande, mit Vorzüglichkeit hervorzutreten. Er ließ sich zu Lyon nieder, ward aber an den Hof nach Turin berufen, für den er verschiedene prächtige Werke fertigte. Im J. 1662 kehrte er nach Lyon zurück, und hielt sich 19 Jahre daselbst auf. Er starb nach verschiedenen Reisen in seiner Vaterstadt am 17. Februar 1718.

Er hat eine beträchtliche Zahl von Kupferstichen hinterlassen, welche von Kennern sehr gesucht werden. Seine Abbildungen des Laocoons, Antinous und der Latona, worin er einen so meisterhaften Stichel bewiesen, sind Jedermann aus Sandrat's Mahler- und Bildhauerakademie bekannt.

S. Füeßli Geschichte und Abbildung der besten Mahler in der Schweiz, Th. 1.

Thurot, ein Seeheld, dessen Einsichten und Kühnheit Viel versprachen, der für Frankreich ein zweyter Jean Barth würde geworden seyn, wenn er nicht allzufrühe seinen Lauf geendigt hätte.

Zur Zeit, als England mit seinen grossen Flotten weit und breit auf dem Ocean herrschte, setzte Capitain Thurot Schottland und Irland mit drey Fregatten in Schrecken. Endlich landete er an der östlichen Küste von Irland, griff Carrickfergus an, und nöthigte die Garnison zu capituliren. Auf einmahl erschien Capitain Elliot mit gleich vielen Schiffen, verfolgte den Französischen Capitain, der durch einen Kanonenschuß getödtet wurde, und zwang die kleine Flotte, sich zu ergeben.

Er endigte sein Leben am 28. Februar 1760.

Nach öffentlichen Blättern.

Thym, Johann Friedrich Wilhelm, Professor am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin, geboren am 5. September 1768 zu Berlin, und daselbst gestorben am 21. May 1803.

Frühe schon widmete er sich unter der Leitung seines Schwagers, des verdienstvollen Oberconsistorialraths Gedicke, der damahls Director des Friedrichswerderschen Gymnasiums war, dem Erziehungsgeschäfft, wozu er Talente hatte, die Niemand, als er selbst, verkannte, und ward, nachdem er den Versuch einer historisch-critischen Darstellung der jüdischen Lehre von einer Fortdauer nach dem Tode, so weit sich die Spuren davon im alten Testamente finden (Berlin 1795. gr. 8.), herausgegeben hatte, im J. 1796 Professor der Kirchengeschichte und biblischen Alterthümer beym Königlichen Reformirten Gymnasium zu Halle, ein Amt, das ihn zur Ausarbeitung der mit Beyfall aufgenommenen historischen Entwickelung der Schicksale der christlichen Kirche und Religion,

für gebildete Christen, (zwey Bände. Berlin 1800 und 1801. 8.), veranlaßte, so wie er auch eben damahls ein historisch-critisches Lehrbuch der Homiletik (Halle 1800. 8.) schrieb. Das grössere gelehrte Publicum zog Nutzen von seinen mit Gelehrsamkeit und philosophischem Geiste verfaßten Schriften, und noch mehrere hoffte es, wenn er nur länger gelebt hätte. Er hatte zu Halle einige Jahre gelebt, bis ihn der Tod einer liebenswürdigen Gattin in eine Lage versetzte, die seinen Entschluß beförderte, nach Berlin in den Schooß seiner Familie zurückzukehren, und sich dort wieder seinem ersten Beruf, der Jugendbildung, ganz zu weihen. Günstige Umstände vereinigten sich. Er trat als Professor an das Joachimsthalische Gymnasium zu Berlin; sein häuslicher Verlust ward ersetzt, und die heitersten Aussichten eröffneten sich für ihn und für eine Anstalt, an welcher er mit so ausgezeichnetem Eifer arbeitete. Aber leider mußte bey einem so trefflichen Manne der seltene Fall einer zum Fehler ausartenden Gewissenhaftigkeit eintreten. Ein unbegreifliches Mißtrauen auf seine Kräfte, und auf den — so sichtbaren — Erfolg seiner redlichen Bemühungen trübte seine Seele; und so bedurfte es nur noch der traurigen Nachricht von der gefährlichen Wendung, welche das Krankenlager seines Schwagers nahm, um auch ihn ohne Rettung darnieder zu werfen. In der That trugen ein melancholisches Temperament und die Trauer über den Tod Gedicke's nicht Wenig dazu bey, seinem nützlichen Leben ein zu frühes Ende zu machen. Ein Nervenschlag endigte sein Leben. Man hat von ihm auch eine theologische Encyclopädie und Methodologie, Halle 1798. 8. und kleine Schriften, welche in Eichhorn's allgemeiner Biblioth. der biblischen Litteratur, in Henke's Magazin für Religionsphilosophie u. s. w. vorkommen.

S. den Biograph 4. Bds. 1. St. S. 108. Weyermann's Gallerie, Bd. 1. S. 235. und Meusel's gel. Teutschl. Bd. 8. S. 62. Bd. 10. S. 744.

**Thyrwhitt**, Thomas, Esquire, Mitglied der Königlichen Societät der Wissenschaften zu London, und Einer von den Curatoren des Brittischen Museums, ein um die alte sowohl, als neuere Litteratur sehr verdienter Englischer Gelehrter. Er besaß sehr viele Sprachgelehrsamkeit und eine vorzüglich gründliche Kenntniß der Griechischen, Lateinischen und Englischen Sprache, besonders der Alterthümer dieser letztern, und verband mit diesen Kenntnissen einen überaus glücklichen critischen Scharfsinn. Er hat zwar Wenig geschrieben; allein, was er schrieb, hat seinen Werth, und er hätte wohl bey einem längern Leben noch mehr geleistet. Unter andern gab er heraus: Fragmenta duo Plutarchi, 1773. ohne seinen Namen: Dissertatio de Babrio, Fabularum Aesopearum scriptore, Lond. 1776. worin er die Litteratur dieses Autors berichtigt. Im J. 1781 folgten c in Pseud-Orphei Carm. de lapidibus Vermehrungen, und da

Thyrrwhitt von der Londner Ausgabe nur wenige Exemplare hatte drucken lassen; so veranstaltete Hr. Hofrath Harleß einen erlaubten Nachdruck mit den Vermehrungen, nebst einer Vorrede, zu Erlangen 1785. 8. — Poems, supposed to have been written at Bristol, by Thomas Rowley and others in the 15th Century 1778. 8. und zweymahl wieder aufgelegt. Diese Gedichte, über deren Aechtheit so oft und Viel gestritten wurde, begleitete er mit einer critischen Vorrede, mit Einleitungen, einem Glossarium, und in der zweyten Ausgabe mit Anmerkungen über ihre Sprache, worin bewiesen wurde, daß sie nicht alt, sondern von Chatterton verfertigt wären. Zu Rich. Dawes critischen Miscellaneen, die Burgeß 1781 herausgab, lieferte er verschiedene gute Anmerkungen. Er war auch Herausgeber der zwey Abhandlungen des Dr. Musgrave, über die Griechische Fabellehre, und über die Zeitrechnung der Olympiaden, die im J. 1782 nach dem Tode ihres Verfassers zum Besten seiner Witwe gedruckt wurden, die dadurch eine ansehnliche Summe für sich und ihre Kinder erhielt. Thyrrwhitt's edle Wohlthätigkeit begnügte sich nicht mit der eifrigsten Beförderung einer zahlreichen Subscription zu diesen Abhandlungen, sondern gab auch der Witwe seines Freundes die Verschreibung auf einige 100 Pfund uneingelöst zurück, die er ihrem seligen Manne vorgeschossen hatte. Ihm hat man auch die beste Ausgabe von Chaucer's Canterbury-Tales zu danken. Seine letzte gelehrte Arbeit war die Herausgabe einer unlängst entdeckten, noch ungedruckten Rede des Isäus wider den Menecles, die er mit sehr schätzbaren critischen Anmerkungen begleitete. Von seiner überaus glücklichen und scharfsinnigen Erklärungsart Griechischer Inschriften stehen einige Beweise im 3. Bande der Brittischen Archäologie. Dem Brittischen Museum hat er aus seiner nachgelassenen schönen Bibliothek alle noch nicht in demselben befindliche gedruckte Bücher vermacht.

Er starb am 25. August 1785, im 65. Jahre seines Alters. S. Ladvocat, Th. 8. S. 826. Saxii Onomast. litterar. P. VIII. p. 173. Götting. gel. Anz. J. 1778. S. 652. J. 1782. S. 1073.

**Tiaden**, Enno Johann Heinrich, Criminal- und Assistenzrath der Ostfriesischen Regierung zu Aurich, der Hauptverfasser des gelehrten Ostfrieslandes.

Er hatte in vielen Jahren mit grosser Mühe die Nachrichten zu dem gelehrten Ostfriesland gesammelt, und das Werk zur Vollständigkeit zu bringen gesucht. Allein nach seinem gewählten Plane war der Umfang desselben zu groß, als daß er es bey Wahrnehmung seiner übrigen Geschäffte hätte völlig zu Stande bringen können. Tiaden hatte, wie auch im §. 9. seines Vorberichts erwähnt wird, keine Vorarbeiter in diesem Fache, und bey den Nachkommen seiner Gelehrten waren wegen Länge der Zeit theils die Nachrichten verloren geganyen, theils auch

gar keine vorhanden gewesen, und was noch übrig geblieben, war mangelhaft und nicht immer zuverlässig. In dieser Rücksicht konnte er die Nachrichten von seinen Gelehrten nur allmählich sammeln, und erst nach langer Zeit und vielem Forschen die Hand an Ausarbeitung der Lebensbeschreibung eines jeden Gelehrten legen. Dessen ungeachtet blieb noch hier und da eine Lücke, oder es entdeckten sich neue Nachrichten, welche die Arbeit beständig unterbrachen und veränderten.

Da Tiaden schon im J. 1781 sein Leben endigte, so hat er sein gelehrtes Ostfriesland nicht ganz vollenden können: man hat nur den größten Theil desselben seinem gelehrten Fleiße zu verdanken. Es wurde bekanntlich dasselbe zu Aurich 1785 in 2 Bänden gedruckt, wodurch eine nicht unbeträchtliche Lücke in der Gelehrtengeschichte ausgefüllt ist, da man vorher von Ostfriesischen Gelehrten nur wenige und dürftige Nachrichten hatte.

S. die Vorrede der Herausgeber des gelehrten Ostfrieslandes, und Ladvocat, Th. 8. S. 827.

Tibaldi, Maria Felice, eine Tochter des berühmten Italienischen Mahlers Tibaldi und Gattin des eben so berühmten Mahlers Peter Subleyras, geboren zu Rom 1707.

Sie legte sich von ihrer zartesten Jugend an auf die Oehlmahlerey, widmete sich aber in der Folge ganz der Miniatur- und Pastellmahlerey. Weil sie in der Zeichnung sehr stark war, so brachte sie es in diesem neuen Fache in Kurzem viel weiter, als es gewöhnlich geschieht. Sie mahlte nicht nur nach der Natur, sondern copirte auch historische Gemählde von jedem Meister, ohne von der Schönheit und dem Character der Originale abzuweichen. Weil sie sehr fleißig war, so verfertigte sie eine grosse Menge Werke, die sich durch Richtigkeit in der Zeichnung, durch eine scrupulöse Ründung und Gleichheit der Puncte, durch den starken Ton der Farben und die grosse Harmonie derselben auszeichnen. Dieser letztere Vorzug war eine Folge der Geschicklichkeit in der Farbenmischung und in der Vertheilung des Lichts und Schattens, worin die meisten Miniaturmahler schwach sind. Die Copie des berühmten Gemähldes ihres Mannes, welches das Abendmahl Christi im Hause des Pharisäers in Oehlfarben vorstellt, wird von Jedermann zu allen Zeiten bewundert werden. Papst Benedict XIV. kaufte es im J. 1752 für 1000 Speciesthaler, und stellte es in's Campidoglio. — Ausser der Vollkommenheit, die sie in ihrer Kunst besaß, empfahl sie sich auch durch einige der seltensten Tugenden. Von sich selbst und ihren Werken sprach sie entweder nie, oder mit der größten Bescheidenheit, und gegen Anderer Werke äusserte sie niemahls einige Verachtung. Ob sie gleich Ursache genug hatte, mit ihrem Schicksale und den Menschen, die es ihr verbitterten, unzufrieden zu seyn, so war sie doch jederzeit aufgelegt, Andern wohlzuthun, und gut von ihnen zu denken. Nach dem Tode ihres Mannes machte sie sich die Erziehung ihrer Kinder

zur vornehmsten Beschäfftigung, und ernährte sie mit ihrer Hände Arbeit, so wenig sie auch vom Glücke begünstigt wurde.

Sie starb im J. 1770 nach einer kurzen Krankheit, und die Akademie St. Lucas verlor in ihr eine der größten Zierden vom schönen Geschlechte, die ihr je Ehre gemacht hatten.

Noch verdient ihre Schwester, Theresia Tibaldi, einige Erwähnung. Sie eiferte ihr in der Miniaturmahlerey nach, und half ihr bey einigen Werken. Sie hatte dieselbe Manier, und ersetzte durch Fleiß und Pünctlichkeit, was ihr an Stärke in der Zeichnung fehlte. Sie war sehr arbeitsam, und verfertigte viele Gemählde, die oft mit den Werken ihrer Schwester verwechselt werden. Die berühmte Carita Romana des Caracci, die sie in Miniatur abcopirt hat, war eine ihrer letzten und schönsten Arbeiten. Nach einer langen und schweren Krankheit starb sie unverheyrathet im J. 1776.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 828.

Tickell, Thomas, Esquire, also nicht Richard Tickel, welcher am 4. November 1793 starb, ward geboren im J. 1686 zu Bridekirk in Cumberland, bezog 1701 das Queen's College zu Oxford, erhielt 1708 den Grad eines Magisters der Künste, und wurde 1710 zum Fellow erwählt, welches er bis zu seiner Heyrath im J. 1726 blieb. Er bildete sich früh unter dem Beystand Addison's, dessen Liebe er sich durch ein Lobgedicht auf die Oper Rosamond erworben, zu einem Geschäfftsmann. Als das Ministerium der Königin Anna mit dem Französischen Hofe in Friedensunterhandlungen trat, schrieb er das Gedicht: the Prolpect of Peace, in welchem er die Nation von der Eroberungslust abzuziehen und zum Frieden geneigt zu machen suchte. Ungeachtet er sich darin eben nicht als Whiggissimus, wie ihn Swift in der Folge nannte, gezeigt hatte, so rühmte doch Addison diese Arbeit in dem Spectator so sehr, daß bald sechs Auflagen vergriffen wurden. Bey Georgs I. Thronbesteigung schrieb er the Royal Progress, ein in den Spectator eingerücktes Gedicht, von welchem Johnson urtheilt, daß es weder erhaben, noch niedrig ist. Zu seinen wichtigern Werken gehört eine Uebersetzung des ersten Buchs der Iliade, die zugleich mit der von Pope erschien. Es läßt sich schwer bestimmen, wie vielen Antheil er daran gehabt habe. Einige wollen sie durchaus für Addison's Werk halten, und Pope citirt sie in seiner Art of sinking als ein solches. Dem sey, wie ihm wolle, so darf sie eine Vergleichung mit ihrer Nebenbuhlerin nicht fürchten. Tickell lebte jetzt in der vertrautesten Freundschaft mit Addison, der ihn, als er in der Qualität eines Secretärs des Lords Sunderland nach Irland gieng, in öffentlichen Geschäfften mit sich nahm, und ihn, da er 1717 Staatssecretär ward, zum Undersecretär machte. Der Tod trennte sie bald. Addison starb 1719, nachdem er unsern Dichter seinem Nachfolger im Staatssecretariat Craggs auf das Dringendste empfohlen und ihn zum Heraus-

geber seiner Schriften ernannt hatte. Tickell entledigte sich dieses Auftrages, und setzte seiner Ausgabe eine Elegie auf Addison's Tod vor, die nach Johnson's Urtheil zu den correctesten und erhabensten Stücken der Englischen Dichtkunst gehört. Im J. 1725 erhielt er den ehrenvollen Posten eines Secretärs bey den Lord Richtern in Irland, den er bis zu seinem 1740 zu Bath erfolgten Tode verwaltete. Unter seinen Gedichten, welche die letztere Hälfte des 26. Bandes der Johnsonschen Sammlung einnehmen, zeichnen sich, ausser den erwähnten, noch folgende aus: 1) Kenlington gardens, vortrefflich versificirt, aber von schlechter Erfindung, indem Feen unter Griechische Gottheiten gemischt erscheinen. 2) Colin and Lucy, eine der schönsten neuern Balladen, meisterhaft übersetzt in Ursinus Balladen und Liedern S. 113, wo sich auch einige Nachrichten von diesem Stück und seinem Verfasser finden. 3) Fragment of a poem on hunting. 4) Ein Stück einer Uebersetzung des 4. Buchs der Pharsalia Lucan's u. s. w.

S. Johnson's Lives of the English poets, Vol. III. und das öfter genannte Handbuch der Englischen Sprache, S. 277.

Tiede, Johann Friedrich, Königlich Preussischer Consistorialrath, Pastor Primarius und Schulinspector zu Schweidnitz, geboren am 9. April 1732 zu Pasewalk in Pommern. Sein Vater, ein kleiner Kaufmann, schickte ihn im J. 1740 auf die Schule nach Prenzlow. Darauf studierte unser Tiede und zwar seit 1748 auf dem akademischen Gymnasium zu Stettin, und von 1752 — 1757 auf der Universität zu Halle. Die damahls dort befindliche Gesellschaft der Freunde der schönen Wissenschaften nahm ihn zum Mitgliede an.

Im J. 1757 kam er als Secretär zu dem Königlich Preussischen General Meyer, und nach desselben Tode 1759 ward er als Feldprediger bey dem Regimente Anhalt-Bernburg, mit welchem er, nach geschlossenem Frieden, zu Halle in Garnison lag.

Im J. 1774 erhielt er die obgedachten Stellen zu Schweidnitz, und starb daselbst am 19. October 1795, im 64. Jahre seines Alters.

Er war ein beliebter Prediger, und lange Zeit ein sehr gelesener Erbauungsschriftsteller, dessen moralische Reden 1793 zum 5. Mahle, und die Unterhaltungen mit Gott in den Abendstunden 1794 zum 6. Mahle neu aufgelegt und öfters nachgedruckt wurden. Viele Predigten und Reden von ihm wurden einzeln gedruckt, und stehen in Sammlungen.

Er hat in den Lebensbeschreibungen der Gottesgelehrten in den Preussischen Landen, Bd. 1. S. 128 — 156 sein Leben selbst beschrieben, und vor seinen moralischen Reden befindet sich sein Bildniß.

S. Ladvocat, Th. 9. S. 998.

Tiedemann, Dietrich, Dr., Hessen-Casselischer Hofrath und erster ordentlicher Professor der Philosophie und der Grie-

chischen Sprache auf der Universität zu Marburg, ein Mann von grossen Verdiensten auf dem Lehrstuhle und in Schriften.

Er war zu Bremervörde im Herzogthume Bremen, wo sein im hohen Alter verstorbener Vater Bürgermeister war, am 3. April 1748 geboren. Er besuchte die Schule seines Geburtsorts, die zu Verden, und das Athenäum zu Bremen, welches auf seine Bildung einen sehr vortheilhaften Einfluß hatte. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalte daselbst gieng er 1767 nach Göttingen, wo er sich mit Mathematik, classischer Litteratur, dem Studium der Philosophie und deren Geschichte beschäfftigte. In der Mathematik war Kästner sein Lehrer. Da ihm aber in den öffentlichen Vorlesungen noch Manches dunkel blieb, und er dem Gedächtnisse nur einprägen wollte, was der Verstand begriff, so studierte er in Göttingen fast bloß für sich, und schöpfte in Allem selbst aus den Quellen. Nach einem dritthalbjährigen Aufenthalte daselbst gieng er 1769 mit mancherley Planen zu philosophischen Untersuchungen und weiter auszubildenden Kenntnissen, hauptsächlich mit einem reichen Gedankenvorrathe von Leibnitzischen und Wolffischen Ideen nach Liefland, und brachte da beynahe vier Jahre bey einem ausserordentlichen Büchermangel, und ohne grosse Fortschritte zu machen, zu, weil ihm die Bildung der ihm anvertrauten jungen Edelleute fast alle Zeit zum eigenen Studium raubte. Ich kann die jungen adelichen Söhne, das ist die Freyherren von Budberg, nennen, da sie mir selbst als Studierende auf dem akademischen Gymnasium zu Coburg, bey Gelegenheit eines Tiedemannischen Werkes, nämlich der Untersuchungen vom Menschen, sagten: der Verfasser war unser Hofmeister. Bekannt ist der Litteraturmangel in Liefland: eben diese Herren von Budberg kauften zu Coburg auf Verlangen ihrer Aeltern Bücher zu Hunderten aus den Buchläden, und ließen sie, zur Versendung in ihre Heimath, einbinden. Im J. 1773 kehrte Tiedemann in sein Vaterland zurück, wo er bis zum Frühjahre 1774 blieb, um sich erst wieder mit der ihm unterdessen fremd gewordenen Litteratur bekannt zu machen. Hierauf gieng er zum zweyten Mahle nach Göttingen, wo er mit Heyne bekannt, und von diesem unter die Zahl der Mitglieder des philologischen Seminariums aufgenommen wurde. Auf dessen Empfehlung erhielt er 1776 die Professur der alten Sprachen am Collegio Carolino zu Cassel. Als im J. 1786 die Carolinischen Lehrer nach Marburg versetzt wurden, wurde er als ordentlicher Professor der Philosophie daselbst angestellt. Hier lehrte er mit grossem Beyfall Logik, Metaphysik, empirische Psychologie, Naturrecht, Moralphilosophie, Geschichte der Philosophie und Geschichte der Menschheit. Auch beschäfftigte er sich mit der Erklärung Griechischer Classiker. Er starb am 24. May 1803, in seinem 56. Lebensjahre. Als Schriftsteller hatte er seltene Verdienste, wie sein Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, sein System der Stoischen Philosophie, seine Untersuchungen über den Menschen, Griechenlands erste Philosophen,

sein Geist der speculativen Philosophie, und mehrere Schriften beweisen. Er war Kenner der Griechischen Sprache in allen ihren Eigenheiten, und in der Römischen Sprache wußte er sich schön und männlich auszudrücken, wie seine, der Zweybrücker Ausgabe des Plato beygefügten Argumenta Platonis, seine treffliche Preisschrift: Disputatio de quaestione: Quae fuerit artium magicarum origo, und mehrere Programme, de antiquis quibusdam Musei Fridericiani simulacris, deutlich darthun. In der Handschrift hat er unter andern ein Handbuch der empirischen Seelenlehre, und eine Moralphilosophie unter dem Titel hinterlassen: Allgemeine Gesetzgebung der Sitten; auch eine noch nicht ganz vollendete Uebersetzung von Aristoteles philosophischer Acroasis. Ausgezeichnete Humanität und Anspruchlosigkeit waren die hervorstechendsten Züge seines Charakters.

Von seinen vornehmsten Schriften sind doch die Titel noch genau anzugeben: Versuch einer Erklärung des Ursprungs der Sprache, Riga 1772. 8. — System der Stoischen Philosophie, 3 Theile, Leipz. 1776. 8. S. Götting. gel. Anz. J. 1777. S. 49—56. — Untersuchungen über den Menschen, 3 Theile, Leipz. 1777 und 1778. 8. S. Ebendaselbst J. 1777. S. 777—83. J. 1778. S. 513—16. — Griechenlands erste Philosophen, oder Leben und Systeme des Orpheus, Pherecydes, Thales und Pythagoras, Leipz. 1780. S. Ebendaselbst J. 1780. S. 611—20. — Dissertatio de quaestione: Quae fuerit artium magicarum origo; quomodo illae ab Asiae populis ad Graecos atque Romanos et ab his ad caeteros gentes sint propagatae, quibusque rationibus adducti fuerint ii, qui ad nostra usque tempora easdem vel defenderent vel oppugnarent. Marburgi, 1787. 4. — Geist der speculativen Philosophie von Thales bis Berkeley, Erster Band, von Thales bis Socrates, Marburg, 1791. gr. 8. Zweyter Band, von Socrates bis Carneades, Ebendas. 1791. Dritter Band, von der neuen Akademie bis auf die Araber, 1793. Vierter Band, von den Arabern bis auf Raimundus Lullus, 1795. Fünfter Band, von Raim. Lullus bis Hobbes, 1796. Sechster Band, von Hobbes bis Berkeley. Mit einem Register über alle sechs Bände, 1797. S. Jenaische allg. Litt. Zeit. Nr. 268. 269. 270. J. 1805 und Niethammer's philosophisches Journal, Heft 9. S. 70—74. — Preisschrift über die beträchtlichen Vortheile, welche alle Nationen des jetzigen Zeitalters aus der Kenntniß und historischen Untersuchung des Zustandes der Wissenschaften bey den Alten ziehen können (nebst einer Preisschrift desselben Inhalts von D. Jenisch) herausgegeben von der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Berlin, 1798. gr. 8. — Eine Menge kleiner Schriften und sehr schätzbarer Abhandlungen, als System des Empedocles, im Gött. Magaz. 1781. St. 4. S. 38—72. Ueber die Verbrennung der Alexandrinischen Bibliothek durch die Araber, in Schmid's und Snell's philos. Journ. Bd. 1. Heft 3. S. 387—406. Ursprung der Ordalien oder Gottesurtheile, in Biester's Berlin.

Blättern, 1798. März. — Mit Volborth hat er die in Leipzig herausgekommene Neue philosophische Bibliothek (8 Stücke oder 4 Bände) dirigirt 1776—1778. 8. — In der Teutschen Encyclopädie haben die Artikel, welche zur Geschichte der Philosophie gehören, ihn zum Verfasser.

Sein Bildniß steht vor dem 40. Bande der Neuen allgemeinen Teutschen Bibliothek, 1798. Sein Schattenriß in den Annalen der Teutschen Universitäten, 1798.

S. den Biograph 3. Bd. 3. St. S. 359 und Meusel's gel. Teutschland, Band 3. S. 64. und Bd. 10. S. 745.

Tielke, Johann Gottlieb, Churſächsischer Artilleriehauptmann zu Freyberg, geboren auf dem Schlosse Tautenburg in Thüringen am 2. July 1731.

Er ist durch seine vortrefflichen Beyträge zur Kriegskunst und Geschichte des Kriegs von 1756 bis 1763 mit Plans und Charten (6 Stücke) Freyb. 1775—1786. 2. Auflage 1776. 3. Aufl. 1797. gr. 4. und andere Schriften rühmlich bekannt, und wurde auch wegen seiner Rechtschaffenheit sehr geschätzt.

Er starb am 6. November 1787, im 56. Jahre seines Alters.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 830. Götting. gel. Anz. J. 1775. S. 1205. J. 1777. S. 547. J. 1778. S. 804. J. 1781. S. 787. J. 1784. S. 1071.

Tielman, Andreas Carl, Königlich Dänischer Etatsrath, Besitzer der Güter Nörholm und Lunderup in Jütland.

Er hat sich besonders in den J. 1787 und 1788 als einen rüstigen Freund der Bauernfreyheit gezeigt, wovon seine vier Abhandlungen, welche unter dem Titel: Abhandlung vom Dänischen Landwesen, in einer Teutschen Uebersetzung zum Druck befördert von einer Gesellschaft zu Kopenhagen, 1788 in Kopenhagen herauskamen, einen hervorstechenden Beweis ablegen. Man hat sonst von ihm verschiedene Schriften über das Landwesen in Dänemark.

Er starb am 27. July 1790.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 830.

Tiepolo, Johann Baptist, dieser berühmte Historienmahler war geboren 1693. Er stammte aus einer guten Venetianischen Familie her, und wurde noch als Knabe zum Gregorio Lazarini in die Schule gegeben, wo seine Fortschritte so reissend schnell waren, daß er schon in einem Alter von 16 Jahren sich bekannt genug gemacht hatte, um nach verschiedenen Städten Italiens Einladungen zu erhalten. Mit wirklich ausgezeichneten Talenten begabt, legte er sich besonders auf das Studium des Paul Veronese, der nachher beständig sein hauptsächlichstes Vorbild blieb. Daß er in Teutschland gewesen war, und das lebhafte Colorit der Künstler jenseits der Alpen kennen gelernt hatte, trug auch Viel zur Verbesserung seiner Farbengebung bey, der

Anfangs, wiewohl sie grosse Particen hatte, doch eine gewisse Kälte anhieng: ein Fehler, der damahls in der Venetianischen Schule allgemein war. Nachdem er verschiedene andere Arbeiten ausgeführt, wurde er nach Würzburg gerufen, um daselbst nicht nur zwey Altarblätter, sondern hauptsächlich den grossen Sal und die prächtige Treppe im Bischöflichen Palast zu mahlen. In diesem Werke glänzte Tiepolo durch ein kräftiges Colorit, durch Grazie in den Bewegungen, und durch so kühne Effecte des Contrapostes, daß diese Mahlereyen Bewunderung einflößen, und nur der tiefe Kunstkenner und gründliche Critiker eine reinere und studiertere Zeichnung daran vermissen wird. Sein Ruf verbreitete sich bis nach Spanien, und König Carl III. ein wahrer Gönner der Künste, lud ihn an seinen Hof ein, wo er mehrere Jahre gemeinschaftlich mit dem Corrado Giaquinto, und zuletzt sogar mit dem Mengs arbeitete. Mit Ehrenbezeigungen überhäuft, starb er am 25. März 1769. Für den Sächsischen Hof erstand der Graf Algarotti ein grosses Gemählde von ihm, welches das Gastmahl des Antonius und der Cleopatra mit Figuren in natürlicher Grösse vorstellt. Ein Hintergrund von schöner Architectur, das Geräumige des Schauplatzes, die phantasiereiche Erfindung in den Kleidertrachten, die schönen Contraste in der Anordnung der Localfarben, und eine unaussprechliche Freyheit und Anmuth des Pinsels machen, wie Algarotti sagt, dieses Gemählde in der That des Paul Veronese würdig. In den Bildern der Isis, des Serapis und in der Sphynx, fügt derselbe hinzu, die er als Verzierungen angebracht hat, zeigt der Künstler die Gelehrsamkeit eines Raphael oder Poussin. Noch ein anderes Bild für den Hof verfertigte Tiepolo: es stellt den Cäsar auf einem öffentlichen Platze zu Alexandria vor, wie ihm der Kopf und Ring des Pompejus dargereicht wird. Tiepolo stach auch Verschiedenes, und zwar aller Wahrscheinlichkeit nach in Zinn, wozu er sich durch einige von seinem Freunde Algarotti gemachte Versuche verleiten ließ. Er besaß eine besondere Geschicklichkeit, die verschiedenen Manieren der Meister zu unterscheiden: ein Studium, welches in der That nicht zu den Leichtesten gehört. Sein Sohn Johann Dominicus widmete sich ebenfalls der Mahlerey; aber viel mehr Ehre legte er mit seinem Schüler Fabio Canal ein, von dem man in seiner Vaterstadt, Venedig, glänzende Frescogemählde sieht.

S. Fiorillo's Geschichte der zeichnenden Künste, Band 2. S. 186.

**Till, Salomon van**, ist ein berühmter Professor der Gottesgelahrtheit zu Leyden gewesen. Er hat zu Wesop, einer kleinen zwey Meilen von Amsterdam gelegenen Stadt, am 16. November 1644 das Licht der Welt erblickt. Seine Aeltern waren Johann van Till und Barbara le Grand. Das van Tiltsche Geschlecht hat seinen Ursprung von einer alten Familie ursprüng-

in den Cleveschen Landen. Der Aeltervater dessen, von welchem wir hier reden, flüchtete nach Ostfriesland, um der Verfolgung der Spanier zu entgehen; er hinterließ drey Brüder, und eine oder zwey Schwestern, denen er seine Güter anvertraute. Der Großvater Salomons van Till erzeugte mit seiner zweyten Ehegattin den Vater unseres Professors, welcher, nachdem er verschiedene Mahle Aeltester der Kirche zu Wesop gewesen war, zuletzt einige Jahre lang Prediger auf einem Dorfe in Nordholland ward. Die Nähe der Stadt Alcmaar erleichterte unserm Salomon van Till das Mittel, seine Schulübungen daselbst zu treiben. Von da gieng er nach Utrecht, wo er sich eine Zeitlang auf die Weltweisheit, schönen Wissenschaften und vornehmlich auf die Morgenländischen Sprachen legte. Hierauf befliß er sich unterm Voetius, Essenius und zuletzt unterm Burmann der Gottesgelahrtheit, unter dessen Letztern Vorsitze er gewisse Sätze vom alten Testamente öffentlich vertheidigte. Auf dieser Universität brachte er viele Jahre unter solchen Beschäfftigungen zu, die einen vortrefflichen Kanzelredner bilden können; allein er hatte eine etwas schwere Aussprache, so, daß er befürchtete, es werde ihm nicht glücken. Er wurde daher genöthigt, sich einige Zeit der Arzneywissenschaft zu widmen, in welche: er es weit brachte, daß er im J. 1662 eine Abhandlung herauszugeben dachte, die den Titel führte: Hortus sanitatis, continens plurima diversorum morborum remedia in unum Codicem digesta. Doch dieses Werk ist niemahls zum Vorschein gekommen. Inzwischen blieb die Gottesgelahrtheit jederzeit seine Hauptbeschäfftigung; und er erlangte in derselben so ausgezeichnete Kenntnisse, daß er sich die besondere Freundschaft des berühmten Burmann's erwarb, welcher sehr vertraut mit ihm umgieng, und sich ein Vergnügen daraus machte, seinen Lehrling sorgfältig zu bilden. Von der Zeit an beschäfftigte er sich, eine genaue Zergliederung aller Briefe Pauli zu verfertigen, nachdem er zuvor die Zeit, die Gelegenheit, und den Endzweck, welchen dieser heilige Schriftsteller jedesmahl dabey gehabt, aufmerksam untersucht hatte. Burmann gab ihm den Rath, daß, ehe er eine Predigerstelle annähme, er eine Zeitlang auf die Universität zu Leyden gehen sollte. Er gieng auch im J. 1664 dahin, und erwarb sich daselbst die Freundschaft der berühmten Männer, Heydanus und Coccejus, wozu das gute Zeugniß, welches ihm Burmann gegeben hatte, sehr Viel beytrug. Vornehmlich hatte er mit dem Coccejus einen sehr vertrauten Umgang, dessen Rath er jederzeit folgte, und dessen Lehre und Meynungen er annahm. Er beschäfftigte nunmehr sich eben so mit den Propheten, wie er es schon mit den Briefen Pauli gemacht hatte; und brachte es hierin so weit, daß er deßhalb von seinem Lehrer ein sehr glaubwürdiges Zeugniß erhielt, in welchem unter andern versichert wurde, daß er ein Jüngling von grosser Hoffnung sey. Nachdem er zu Leyden Ein Jahr zugebracht hatte, wo er, wegen der Schwächlichkeit des Coccejus, die von ihm

schon ganz verfertigte Streitschrift nicht öffentlich vertheidigen konnte; so wurde er Candidat der Gottesgelahrtheit und begab sich zu seinen Aeltern. Er wurde aber bald darnach zum Prediger auf einem Dorfe an den äussersten Gränzen von Nordholland berufen, welches Huisduinen im Helder hieß. Dieses geschah am 25. April 1666, da er noch nicht das 22. Jahr erreicht hatte. Sein Vater ordinirte ihn. In diesem entfernten Orte hatte er Gelegenheit, sich dem Studieren gänzlich zu widmen, seine Einsicht zu vergrössern und der schon erlangten Erkenntniß sich vortheilhaft zu bedienen. Er legte sich mit grossem Fleiße auf die Weltweisheit, vorzüglich auf die Metaphysik und Naturlehre. Er übte die theoretische und practische Arzneywissenschaft. Er schätzte die Botanik und Anatomie sehr hoch, und man sah aus den unter seinen Papieren hinterlassenen Schriften zur Genüge, wie weit er es in der Chemie gebracht habe. Er verabsäumte aber auch in diesem Posten die Theologie nicht; vielmehr bemühte er sich, es in den Morgenländischen Sprachen weiter zu bringen, die Sitten und verschiedenen Gebräuche verschiedener Völker zu untersuchen, mit einem Worte, er that Alles, was zum Verstande der heiligen Schrift Etwas beytragen konnte. Er wollte einige Zeit auf die Lesung der damahligen Streitigkeiten der Gottesgelehrten seines Landes verschwenden; und ohne das Lesen ihrer Schriften zu verabsäumen, war er hauptsächlich bemüht, den Erörterungen derselben, die er ihnen aus den Schriften der Alten geben konnte, nachzuforschen. Die Bücher, welche er nach der Zeit herausgegeben hat, beweisen, daß sein Nachsuchen nicht ohne glücklichen Erfolg gewesen sey. Er las überdieß alle Schriftsteller, die von der practischen Theologie geschrieben hatten, mit Fleiß und Aufmerksamkeit, indem er sie nicht nur sehr liebte, sondern auch die Lehren derselben seiner Gemeine einschärfte. Das Einzige, was ihn empfindlich schmerzte, war, daß es ihm sehr schwer fiel, seine Predigten auswendig zu lernen. Dieß nöthigte ihn, eine andere Methode zu ergreifen, welche darin bestand, daß er sich analytisch zu predigen gewöhnte. Er hat sie selbst bekannt gemacht, und sich derselben mit grossem Vortheile bedient.

Doch Till war nicht geboren, sein ganzes Leben in einem so unbekannten und entlegenen Orte zuzubringen. Es warteten weit grössere Würden und Bedienungen auf ihn. Nachdem er bey dieser Gemeine zwölf und ein halbes Jahr als Prediger gestanden hatte, so verließ er sie am 8. November 1676, an dessen Statt ihm zu Ripen, einem in Nordholland gelegenen und seiner Handlung und vieler Reichthümer wegen bekannten Städtchen, eine Predigerstelle ertheilt wurde. Es geschah dieses am 15. eben desselben Monaths. Sein Vater führte ihn ein, und predigte über Coloss. IV. 17. Der Sohn aber hielt seine erste Kanzelrede in seiner Kirche über Jes. VI. 5. 8. Wie nun die Einwohner dieses Städtchens besser unterrichtet waren, als es die Bauern gemeiniglich zu seyn pflegen; so gab dieses

ihrem Prediger Gelegenheit, ihnen seine Einsichten mitzutheilen. Er erklärte ihnen daher den Brief an die Römer, an die Galater, an die Hebräer, die zwey Briefe an die Thessalonicher, das Evangelium Matthäi, die 26 letzten Kapitel Jesaiä, und die Offenbarung Johannis. Damahls gab er auch zwey in Holländischer Sprache abgefaßte Werke heraus: das erste führte die Aufschrift: Der Friede Salems in der Liebe, welches er auf Anhalten seines Vaters öffentlich bekannt machen mußte, nachdem es lange zuvor in seiner Studierstube gelegen hatte: das andere ist eine Anleitung zum Verstande der prophetischen Schriften, und zu Alcmar 1682 unter folgenden Anfangsbuchstaben gedruckt worden: S. J. F. V. T. P. R. Prediger des Wortes Gottes. Zwey Jahre nachher ließ er es zu Dordrecht wieder auflegen, nebst seiner Vertheidigungsschrift gegen diejenigen, die ihn angegriffen hatten. Kaum hatte er der Kirche zu Ripen einige Jahre gedient, als ihn die Gemeine zu Mademblic schon wieder berief, von welcher er am 8. November 1682, mithin an eben dem Tage aufgenommen wurde, an welchem er seine erste Stelle mit der Kirche zu Ripen verwechselt hatte; von der er nunmehr in einer über Apostelg. XX. 26. 27. gehaltenen Predigt Abschied nahm, zu Mademblic aber am 15. November über Coloss. I. 25. seine Antrittsrede hielt. Allein schon nach wenig Monathen bekam er einen andern Beruf nach Dordrecht. Es geschah am 7. July 1683 und am 1. August hielt er schon seine erste Predigt. Hier wurde er von seiner ganzen Gemeine, die ihn mit dem innigsten Vergnügen hörte, geliebt und geschätzt: er erwarb sich der Zuneigung der Vornehmsten in der Stadt, die seinen Unterweisungen in der heil. Schrift und in andern Wissenschaften beywohnten, und das, was sie von ihm hörten, oft schriftlich aufsetzten. Kaum war er nach Dordrecht gekommen, als er sein Werk über den Evangelisten Matthäus herausgab. Dieses Buch, nebst den von ihm schon vorher bekanntgemachten Schriften und gegebenen deutlichen Beweisen seiner Einsichten, verursachten, daß ihn der Magistrat am 10. July 1684 zum Professor der Historie und Philologie ernannte. Er trat diese Würde mit einer Rede an, die von der Pflicht obrigkeitlicher Personen gegen hohe und niedere Schulen, und gegen solche, die sich die Beförderung der Wissenschaften ernstlich angelegen seyn lassen, handelte. Die Gemeine zu Amsterdam berief ihn am 21. August 1685 und der Magistrat billigte den folgenden Tag diese Berufung. Allein, da die Dordrechtische Gemeine einen Mann zu verlieren befürchtete, für welchen sie grosse Achtung und Ehrfurcht hätte, so gab sie sich alle ersinnliche Mühe ihn bey sich zu behalten. Der Magistrat that ihm überdieß so vortheilhafte Versprechungen, daß er den Entschluß faßte, seinen Posten nicht zu verlassen: worüber er sich am 30. eben dieses Monaths erklärte. Alle seine Bemühungen und Arbeiten waren nicht nur dahin gerichtet, seine Gemeine zu unterweisen, sondern auch diejenigen zu bilden, die sich der Gottesgelehrsamkeit nicht eher widmen wollten, als bis

sie zuvor die Weltweisheit und schönen Wissenschaften erlernt hätten. Sein Ruhm breitete sich allenthalben aus; und lockte eine grosse Anzahl Studierender zu ihm, welche zu ihm eilten, um die Auslegungskunst der heil. Schrift und eine Anweisung zum geschickten Predigen zu erlernen. Diese zahlreiche Schule hat eine Menge Prediger gebildet, die sowohl in Holland, als ausserhalb, die wichtigsten Stellen bekleiden. Gleichwohl verhinderte ihn sein doppeltes Amt nicht an der Herausgabe verschiedener Werke, die seine Einsicht in die Weltweisheit, in die Jüdischen, Griechischen, Römischen und andern Alterthümer, ja seine Kenntniß der Münzen, der Zeitrechnung, der Geographie und vieler andern Wissenschaften deutlich zu erkennen geben. Seine Schrift über den Evangelisten Matthäus ist in Holländischer Sprache im J. 1682 an's Licht getreten. Diejenigen Werke aber, die er während seines Aufenthalts zu Dordrecht herausgegeben, sind folgende: 1) Methodus concionandi, vor welcher der Methodus studendi befindlich ist, und der zu Dordrecht 1688 herauskam. 2) Dighsang en Speelkonst zo der Ouden, als bysonder der Hebreen etc. Dordrecht 1692. 3) Das erste Buch der Psalmen David's erklärt, in Holländischer Sprache, Dordrecht 1693. 4) Het Voorhof des Heydenen, voor alle ongelovige, Ebend. 1694. 5) Die Fortsetzung dieses Werkes, Ebendas. 1695. 6) Das zweyte Buch der Psalmen David's, vom 42. bis zu Ende des 72. Psalms, in Holländischer Sprache, Ebendas. 1696. 7) Erste Werelds op en ondergang na Mosis Ooguit en Beschryving, 1697. 8) Das dritte Buch der Psalmen, vom Anfange des 73. bis zum 89. 1698. 9) Phosphorus propheticus seu Mosis et Habacuci Vaticinia, wobey die Dissertatio paradoxa theologico-chronologica de anno, mense et die nati Christi, Leyden 1700. Letztere erschien einzeln, Jena 1740. 8. 10) Malachias illustratus, cui accedit Dissertatio singularis geographico-theologica de situ paradisi terrestris, Ebendas. 1701. Zu allen diesen Werken kann man noch diejenigen hinzufügen, von denen er neue Ausgaben besorgt hat. Es sind dieses theils Clarissimi viri Adriani Junii Operum analytico-practicorum Tomus singularis, der zu Dordrecht 1685 herauskam; theils Christophori Wittichii Annotationes ad Renati Descartes Meditationes, die ebendaselbst 1688 an's Licht traten; theils Jacobi Lydii Syntagma sacrum de re militari; nec non de jurejurando Dissertatio philologica, quam ex tenebris eruit, notisque illustravit *Salom. van Till*, die 1697 zu Dordrecht herausgegeben wurde. Nachdem er nun viele Jahre zu Dordrecht zugebracht hatte, so erklärte er daselbst auch Vieles aus der practischen und prophetischen Theologie. Er unterrichtete seine Zuhörer und Freunde in vielen Sachen, die zum Verstande der heil. Schrift und zu einem guten gründlichen Vortrage nöthig waren. Man kann hierher die Auslegungsschriften über die ganze Bibel rechnen, nur diejenigen ausgenommen, die er selbst herausgegeben hat, und die Offenbarung Johannis. Unter seinen vielen Handschriften sind sein Com-

mentarius über die Art geschickt zu predigen, und seine Theologie sehr nützliche Bücher.

Van Till blieb bis zum 13. August 1702 zu Dordrecht, da er seine letzte Predigt über 2 Cor. XIII. 11. hielt. Er wurde von diesem Orte am 6. May eben desselben Jahres zum Professor der Gottesgelahrtheit nach Leyden berufen: wo er dieses neue Amt am 16. Juny mit einer Rede de exitu ecclesiae reformatae ex Babylone spirituali antrat. Hier beschäfftigte er sich mit vieler Sorgfalt seine Zuhörer sowohl in seinen öffentlichen Lesestunden über die Propheten, als auch in seinen besondern Unterweisungen über das Buch Cocceji de foedere und über die Art geschickt zu predigen zu unterrichten. Sein Haus stand den Gelehrten jederzeit offen. Die Zeit, welche er nicht auf seine öffentlichen Verrichtungen verwendete, war zur Verfertigung wichtiger Schriften bestimmt. Damahls vollendete er sein Opus Analyticum und brachte auch seinen Commentarius über die Art geschickt zu predigen beynahe zu Ende. Er verfertigte überdieß verschiedene theologisch-chronologische Schriften, von welchen er die meisten öffentlich vertheidigte. Als er im J. 1705 die Prorectorwürde niederlegte, so hielt er eine Rede de conscientia, in functionibus et proprietatibus contemplanda, quo ejus cultura diligentius observetur. Weil ihm die obrigkeitlichen Personen zu Leyden aufgetragen hatten, monathlich einmahl zu predigen, um vornehmlich seinen Zuhörern ein Muster zu geben, so erklärte er bey dieser Gelegenheit verschiedene sowohl prophetische, als moralische Texte. Die Schriften, welche er, so lange er sich zu Leyden aufgehalten hat, öffentlich bekannt machte, sind folgende: 1) Theologiae utriusque Compendium, cum naturalis, tum revelatae, una cum appendice controversiarum, Leyden 1704. 2) Das vierte und fünfte Buch der Psalmen, 1707. 3) Anditotum viperinus morsibus D. I. oppositum, welches in eben diesem Jahre herauskam. Dieses Buch ist vom J. Janssonius, einem Prediger zu Moordrecht, nahe bey Gauda, in's Holländische übersetzt worden. Van Till hat diese Uebersetzung mit einigen Zusätzen, die er zu seiner Vertheidigung für nöthig befand, vermehrt, worauf sie zu Utrecht 1708 an's Licht trat. Ehe sie aber herauskam, ließ van Till eine Schrift von eben dem Inhalte unter folgendem Titel zu Leyden drucken: Eerstige aanspraack aan M. Pieter de Joncourt over syn Klagt-Brief, 1708. Er würde sich nicht in diesen Streit eingelassen haben, wofern ihn nicht Joncourt selbst dazu gereizt hätte; zumahl da er den Entschluß gefaßt hatte, den Rest seiner Tage nicht mit vergeblichen Zänkereyen, sondern vielmehr mit der Auslegung der heil. Schrift zuzubringen. Er liebte den Frieden, nicht aber Fehden.

Dieses sind die Bücher, die van Till in seinem Leben herausgegeben hat, die mit grossem Beyfall aufgenommen worden, und von denen sehr viele mehr als einmahl an's Licht getreten sind. Einige derselben sind in die Teutsche Sprache übersetzt worden, andere aber, besonders solche, die Lateinisch geschrieben

waren, sind in Holländischer Mundart erschienen. Uebrigens hat er Vorreden zu einigen Schriften anderer Gelehrten verfertigt, wohin sowohl die Vorrede zu der Streitschrift des le Moine de Jehova justitia nostra, von welcher der oben gemeldete Jansonius nach dem Tode des Verfassers eine neue Ausgabe besorgt hat, als auch die Vorrede zu Bachmann's Theologia naturali gehört, welche Schrift zu Leyden 1704 herausgekommen ist. Unser van Till zog sich endlich durch sein gar zu vieles Sitzen verschiedene Schwachheiten zu. Das Podagra, welches ihn schon lange gemartert hatte, beraubte ihn einige Jahre vor seinem Tode fast ganz und gar des Gebrauches seiner Füße: und der Schlagfluß, mit welchem er im Anfange des J. 1710 befallen wurde, benahm ihm sein Gedächtniß dergestalt, daß er nicht mehr im Stande war, seinen Amtsverrichtungen eine Genüge zu leisten. Er gab endlich am 31. October 1713 seinen Geist auf. Er hat sich in seinem Leben zweymahl verheyrathet. Seine erste Gattin hieß Maria von Tetrode; und die andere Agatha Catharina von Molenschot. Mit denselben hat er verschiedene Kinder erzeugt. Der Sohn der andern Ehe Johann Rochus gab die gute Hoffnung von sich, daß er einstens ein würdiger Nachfolger seines Vaters werden werde. Die nach dem Tode des van Till herausgekommenen Schriften bestehen in zwey Abhandlungen, welche die Erklärung der biblischen Alterthümer zum Gegenstande haben. Die erste faßt eine Erläuterung des 25. bis 30. Kapitels des 2. B. Mosis, und zugleich eine Beschreibung der Stiftshütte in sich. Die andere besteht in einem Theile der Beschreibung der in der heil. Schrift namhaft gemachten Thiere; die doch nicht völlig zu Stande gekommen ist. Diese zwey Schriften sind zu Dordrecht und zu Amsterdam 1714 herausgegeben worden. Was aber seine Reden über den Katechismus und die hohen Festtage, und viele andere Abhandlungen betrifft, die sowohl die Geburt und das Leiden Jesu Christi, als die zehn Gebote zum Inhalte haben, so sind sie zu Utrecht in eben diesem Jahre öffentlich bekannt gemacht worden.

S. Niceron, Th. 17. S. 185.

Tilladet, Johann Maria de, war auf dem Schlosse Tilladet, in Armagnac, gegen das J. 1650 oder 1651 geboren, der Sohn des Franz de la Marque (Marca), aus einer der ältesten und ansehnlichsten Familien in Bearn, und der Angelica Riviere, die von der berühmten Familie Ribeyra herstammte, davon eine Linie in Spanien in so grossem Ansehen ist, oder war. Man weiß nicht den Tag seiner Geburt, und er wußte, wie er sagte, denselben selbst nicht genau, weil das Kirchenbuch seines Geburtsorts während der Unruhen des Landes verbrannt worden, er auch überdieß seinen Vater und seine Mutter sehr zeitig verloren, und endlich sein Vaterland in einem Alter verlassen hatte, in welchem ihm dieser Umstand der Zeitrechnung nicht den geringsten Kummer verursachte.

Der junge Tilladet erhielt eine Erziehung, die seiner Geburt gemäß war. Nachdem er die schönen Wissenschaften und die Philosophie zu Auch getrieben hatte, schickten ihn seine Aeltern nach Toulouse, um hier in Leibesübungen geschickt zu werden; von da gieng er in den Krieg. Er that aber nicht mehr, als zwey Feldzüge, den einen in dem Arriere-Ban, und in dem andern commandirte er einen Haufen Reiterey. Der Friede, welcher bald darauf zu Nimwegen geschlossen ward, ertheilte diesem jungen Krieger die Freyheit, wieder in seine Provinz zurückzukehren, und er machte sich diese Erlaubniß zu Nutze, um seine häuslichen Angelegenheiten einigermaßen in Ordnung zu bringen, die er aber in einem schlechten Zustande antraf. Er entschloß sich also, nicht weiter im Kriege zu dienen, weil er dazu nicht Vermögen genug hatte, und dafür sein Leben in der Einsamkeit zuzubringen. Er wollte deßhalb sein Landgut Tillodet verkaufen. Hierin bestand sein ganzes Vermögen, und war noch überdieß mit Schulden beschwert. Er legte das Geld, welches er aus diesem Kaufe löste, auf Leibrenten, die er allenthalben genießen konnte; und nachdem er seine Angelegenheiten folchergestalt in Ordnung gebracht hatte, kam er nach Paris, woselbst er sich beständig niederlassen wollte. Kurze Zeit nach seiner Ankunft trat er in den Orden der Väter des Oratoriums, wo er sich auch zum Priester weihen ließ. Es kostete ihm Wenig, sein unterbrochenes Studieren wieder fortzusetzen, und er war hierin so glücklich, daß ihn seine Obern nach einigen Jahren für würdig hielten, die Philosophie und Theologie vorzutragen, welches auch 15 Jahre lang seine Beschäfftigung gewesen ist. Weil aber ein so beschwerliches Amt seine Gesundheit sehr erschöpft hatte, so begab er sich in das Seminarium des bons Enfants, wo das Predigen ihm eine Erhohlung, und das Studieren der schönen Wissenschaften ein nützlicher Zeitvertreib war.

Bey der Erneuerung der Akademie der Aufschriften und schönen Wissenschaften, ward er als Beysitzer aufgenommen, und folgte im J. 1705 dem Pavillon in der Stelle eines besoldeten Mitgliedes nach. Um eben diese Zeit erhielt er auch, als Büchercensor, eine Besoldung auf die Canzley.

Man findet in den Schriften der Akademie verschiedene Abhandlungen von seiner Arbeit. Die wichtigsten und lesenswürdigsten sind: Eine Abhandlung über die Riesen; eine andere über einige Stellen des Tacitus und Vellejus Paterculus, in welchen diese beyden Schriftsteller einander zu widersprechen schienen; eine andere von der Erziehung der Lacedämonischen Jugend; Betrachtungen über die Gesandtschaft des Juden Philo an den Caligula; Betrachtungen über den Character einiger Geschichtschreiber; drey Reden, die erste von der Majestät des Römischen Senats, die zweyte von den Umständen, welche zur Zeit der freyen Republik in Rom nach den Gesetzen erfordert wurden, wenn man die Ehre des Triumphs verlangte, die dritte von den Reden der Kaiser an die Soldaten; Untersuchungen, was das

Wort Beneficium in den Urkunden aus den Zeiten der Französischen Könige von der ersten und zweyten Linie bedeutet; Betrachtungen über die Französischen Sclaven, und andere Betrachtungen über die Pflichten eines Abgesandten und Agenten.

Das einzige Werk, welches er unter seinem Namen zu drukken erlaubt hat, ist eine Sammlung Abhandlungen über verschiedene Materien aus der Philosophie und Religion. Diese aber sind fast alle von dem berühmten Huet, Bischof von Avranches, und vom Tilladet ist keine darunter, der dieses Werk bloß mit einer langen historischen Vorrede geziert hat, darin er die in der Sammlung befindlichen Stücke und die Gelegenheiten, bey welchen sie sind aufgesetzt worden, anzeigt.

Als das vortreffliche Werk de la premotion physique, oder (l'Action de Dieu,) von der Wirkung Gottes in die Geschöpfe, herauskam, wollte Tilladet dieses neue System untersuchen, zergliedern und seine Anmerkungen hinzufügen: aber diese Arbeit, der er sich zu eifrig überließ, erschöpfte vollends seine Kräfte, — es kamen noch andere Zufälle dazu — und er starb zu Versailles am 15. July 1715, im 75. Jahre seines Alters. Man glaubt, daß ein allzuheftiger Fleiß seine Tage verkürzt habe.

Boze hat uns diesen berühmten Akademisten so ganz geschildert, daß wir nicht nöthig haben, weiter Etwas hinzuzusetzen: „Seine Mitbrüder liebten ihn durchgängig wegen seiner sanften und verträglichen Sitten, wegen der ausnehmenden Genauigkeit in Erfüllung seiner Pflichten, wegen der ungemeinen Bescheidenheit, mit welcher er von Dingen sprach, die Niemand besser verstand, als er, wegen der Vorsicht und Behutsamkeit, die er beobachtete, wenn er Jemanden die nützlichsten Rathschläge ertheilte, und wegen der aufrichtigen Begierde, sich unterrichten zu lassen, mit welcher er auch die gleichgültigsten Nachrichten anhörte. — Nichts kam der edlen Einfalt seiner Sitten, seiner Güte und der Ergebenheit gegen seine Freunde gleich. Das ist doch Wenig, wenn man sagt, er sey sehr dienstfertig, sehr wohlthätig gewesen; man muß hinzusetzen, daß er es wider alle Politik in einem übertriebenen Grade war, daß man ihn auf die erste Empfehlung ganz in Bewegung kommen sah, daß er sich niemahls ein Bedenken machte, seine Geschäffte liegen zu lassen, um Jemanden den geringsten Dienst zu erweisen, oder sein Ansehen bey Personen vom höchsten Stande zu gebrauchen, denn dieses wandte er für einen Jeden an, der ihm zu erkennen gab, daß er seine Hülfe nöthig habe."

S. das Eloge de M. l'Abbé de *Tilladet*, in der Histoire de l'Acad. des Inscriptions etc. T. I. p. 336. Lambert's gel. Geschichte der Regierung Ludwig's XIV. Bd. 3. S. 456. und Geschichte der Akad. der schön. Wissensch. Th. 2. S. 446. (auch Niceron, Th. 8. S. 209.)

Tilli, Michael Angelo, Professor der Botanik zu Pisa,

Mitglied der Königlichen Societät zu London, geboren 1653 zu Castro im Florentinischen.

Er erwarb sich bald durch seine seltenen Talente die Gnade des Großherzogs Cosmus III. Dieser sandte ihn nebst dem berühmten Chirurg Pasquali aus Livorno nach Constantinopel, als ihn der Sultan Mahomed IV. um einen Arzt ersuchte, der seinen Schwiegersohn curiren möchte. Die Cur gelang; der Sultan wollte ihn bey sich behalten, entließ ihn aber doch, auf des Großherzogs Befehl. Nun wurde er Professor der Medicin zu Pisa. Er mußte in der Folge eine zweyte Reise nach Tunis unternehmen, um den Bey zu curiren. Dabey widmete er seine meiste Zeit der Botanik, und erhob den botanischen Garten zu Pisa zu einem der vorzüglichsten.

Im J. 1713 ließ er ein Verzeichniß der in demselben befindlichen Gewächse in Fol. mit 53 Kupfern drucken.

S. Ladvocat, Th. 8. S. 830.

Tillich, Ernst, Professor, und Director einer neuerrichteten Erziehungsanstalt zu Dessau, Einer der besten und ausgezeichnetesten Menschen, ein trefflicher Erzieher, in welchem sich, nach dem Urtheil eines Niemeyer's, das größte pädagogische Talent mit einem philosophischen Geiste vereinigte, und dessen Verlust, da solcher unmittelbar die Menschheit betrifft, bey einem so frühen Tod nur um so grösser ist. — Durch Pestalozzi's Schriften wurde Tillich, der schon früher Erziehung und Unterricht zu seinem Wirkungskreise gewählt hatte, lebhaft aufgeregt; ein weiterer Gesichtskreis öffnete sich ihm, sein für alles Gute und Edle so reizbares Herz wurde von dem feurigsten und heiligsten Enthusiasmus ergriffen. Zu derselben Zeit trat Olivier mit einer neuen Methode des Elementarunterrichts in Leipzig auf. Tillich näherte sich ihm. Die Methodik des Unterrichts ward ihm nun ernstes Studium, und bald übertraf er darin alle seine Meister. Seine Methode, Kinder im Rechnen und in den Anfangsgründen der Geometrie zu unterrichten, ist eine der scharfsinnigsten und nützlichsten Erfindungen neuerer Zeit: und wenn sie nicht so ausposaunt wurde, wie wohl Manches, was nur Spielerey oder gar Gewinnsucht war; so lag dieses in Tillich's Bescheidenheit, in seiner Verachtung aller Marktschreyerey und in seinem von allem Nebeninteresse völlig entfernten Gemüthe, das immer an sich zuletzt und nie an Lohn und Gewinn dachte. — Er errichtete ein Institut in Leipzig; viele Aeltern vertraueten ihm ihre Kinder, und kaum sechs Monathe seinem Unterrichte übergeben, übertrafen ihre Fortschritte alle, selbst die gespanntesten Erwartungen. Dieß bewog die Aeltern, ihre Kinder mit ihm nach Dessau ziehen zu lassen, als er in Vereinigung mit Olivier dort ein grösseres Institut zu errichten im Begriffe stand, wobey ihm der edle, alles Gute so thätig befördernde Herzog von Dessau unterstützte. Noch ehe er dahin gieng, machte er einen Ausflug durch das südliche Teutschland nach der Schweiz, um

Pestalozzi zu sehen. Mehrere Bemerkungen und Ansichten von dieser Reise, die er, weil er nur kurze Zeit abwesend seyn konnte, sehr schnell beendigte, enthielt der Jahrgang 1805 der Zeitung für die elegante Welt. Dessau war der Schauplatz manches verfehlten pädagogischen Plans gewesen; sein ganzer Ehrgeiz gieng dahin, etwas Grosses, etwas Ausgezeichnetes zu leisten. Ihm war es nicht um eine Methode zu thun; diese war bloßes Mittel, nur da brauchbar, wo sie wirklichen Nutzen zeigte, aber nie so wichtig, sie für etwas Wesentliches zu halten. Die öffentlichen Prüfungen, welche er mit seinen Zöglingen anstellte, erwarben ihm den aufmunternden Beyfall des verehrten Fürsten, und eine großmüthige Unterstützung in den Zeiten der Noth des J. 1806. Verschiedenheit der Ansicht trennte ihn vom Olivier. Er behielt die Direction des Instituts allein, und arbeitete rastlos und unermüdet. Den größten Theil des Tages gab er Unterricht, und war unter seinen Zöglingen, und die Stunden der Nacht wandte er zu schriftstellerischen Arbeiten an, auf welche er seinen litterarischen Ruf zu gründen gedachte. Sein Leben war eine selten unterbrochene Kette von Geistesanstrengungen, eigentliche Erhohlung wünschte und kannte er nicht. Nur wenige Stunden vergönnte er sich zum nächtlichen Schlafe, spärlich genoß er eine einfache Mahlzeit, und so mußte denn wohl sein nicht starker Körper unterliegen. Diese Anstrengungen und Lebensart, der Schmerz über den Tod seines Vaters, und seines geliebten Freundes und Lehrers, des Professors Carus zu Leipzig, und manche Vorfälle, die seinen Freunden nicht unbekannt sind, untergruben seine Gesundheit. Er verfiel in eine langsam abzehrende Krankheit. Manche schöne Frucht seines Geistes hatte die Welt schon erhalten; aber begeisternder für den Beobachter war die Hoffnung der vielen, die er versprach. Es war auch nicht bloß sein reicher, tiefer Geist, den man verehren mußte; im Bunde mit diesem stand sein warmes, für die ganze Menschheit erfülltes Herz. Aber Tillich sollte auch die Welt nicht verlassen, ohne die schönsten Beweise der Achtung und Liebe, die man gegen ihn hegte, und der großmüthigsten Unterstützung, mit der man seine Leiden zu mildern suchte, erhalten zu haben.

Um von Geschäften entfernt, in der Ruhe des Landlebens Genesung zu finden, ließ ihm die verehrungswürdige regierende Herzogin eine Wohnung auf ihrem schönen Luisium einräumen. Hier in diesem paradiesischen Aufenthalte, gestärkt durch den Anblick der schönen Natur, und erfreut über die ausgezeichnete Gnade seiner Fürstin, schien es, als wollte die Genesung gedeihen. Er selbst schöpfte wieder Hoffnung zur völligen Genesung. So schrieb er von Luisium im Julius 1807 an Matthisson, daß er Schkuhr's botanisches Werk von der verehrten regierenden Herzogin gern haben möchte, weil ihm die Zeit dann und wann lang würde, und er die Botanik zum angenehmen Zeitvertreib wieder hervorsuchen wollte: auch wollte er dabey anfangen, Gartenar-

beis zu verrichten; denn, „Gott sey Dank, fügt er hinzu, meine Kräfte fangen an sich langsam wieder einzustellen: ich hoffe sicher Genesung.“ Aber die Hoffnung, mit welcher er das Leben wieder umfaßte, trog ihn. Als die Blätter fielen, legte er sich auf sein Sterbebett. Mit der Fassung eines grossen Herzens sah er sein Leben, das noch voll Hoffnungen und Entwürfe war, sich zum Ende neigen. Der wärmste Dank gegen die edle Fürstin, die seine letzten Lebensstunden erquickte, und die Sorge für seine arme Mutter und seine Geschwister, die er hülflos zurückließ, gab ihm noch einmahl die Feder in die Hand. Mit zitternden Zügen schrieb er am 28. October folgende Zeilen an seine Landesfürstin:

„Was Ew. Königl. Hoheit an mir gethan, dafür flehe ich bald unter Vielen den Lohn vor Gottes Thron.

Ewig mit dankbarem Geiste
Ew. Königl. Hoheit
Allerunterthänigster
Ernst Tillich.“

„Meine unglückliche Familie, der ich Nichts erwerben konnte. — Ach, gedenken Ew. Königl. Hoheit, wenn sie leidet (ich war ja ihr Vater), auch ihrer.“

Dieß waren seine letzten Zeilen, dieß seine letzte Bitte an ein menschliches Herz — sie traf eines der edelsten und ward erhört.

Wir können das Schreiben, welches die Herzogin ihm den Tag darauf durch seinen Arzt überschickte, hier nicht übergehen:

Wörlitz, den 29. October.

„Lieber Tillich,

Thränen entquollen meinen Augen, als i[ch] gestern Abend Ihre Handzüge zu lesen bekam, und vor Gott ergoß sich in diesen Thränen heißes Flehen, damit er mich tüchtig mache, Ihren Wünschen und Ihrem mir bewiesenen Zutrauen zu entsprechen. Er, der gesagt hat:

Kann die Mutter vergessen ihres Säuglings,
Daß sie sich nicht über den Sohn ihres Lebens erbarme!
Vergäße sie sein;
Ich will dein nicht vergessen!

der wird sich im Leben und im Tode auch über uns erbarmen; und so beruhige sich Ihre schöne Seele, Gott sey mit Ihnen und beten sie für

Louise.“

Welchen Eindruck diese Worte auf ihn machten, die ihm ein hülfreicher Engel an der Pforte des Todes zuflüsterte, zeigt der Brief des Hrn. Medicinalraths Olberg an die Fürstin, in welchem er sagt, wie Tillich auf das tröstende Schreiben die Hände gefaltet, am Schlusse der herrlichen Zeilen seine Kräfte gesammelt und die Worte: „Nun Ruhe und Auflösung!“ hergestammelt habe.

Tillich sank am 30. October 1807 in den Todesschlummer.

Mag es ein grosser Verlust seyn, spricht Hr. Hofrath Mahlmann, wenn das Leben eines ausgezeichneten Gelehrten oder eines bedeutenden Künstlers in dem Augenblicke endet, wo er anfieng, seine Talente der Welt zu zeigen; es ist ein noch weit grösserer, wenn ein trefflicher Erzieher frühzeitig stirbt. Denn selten vereinigen sich in Einem Manne die Eigenschaften, die den guten Erzieher bilden, das gründliche Wissen, vereinigt mit dem Talente eines leichten, deutlichen und sinnlich darstellenden Vortrags; das kindliche Hingeben an die unschuldigen Gemüther der Zöglinge, das allein Liebe zu erwecken vermag, mit dem Ernste verbunden, der sich in fester Achtung zu erhalten weiß, und schon frühzeitig das Leben als eine erste Angelegenheit zu behandeln lehrt; die hohe Genialität, die allein geistige Bildung wirksam fordern kann, mit der heiligen Sittlichkeit und dem unsträflichen Lebenswandel vereinigt, der jede fromme Lehre treu und ohne Zwang ausübt. Diese seltenen Eigenschaften vereinigt besaß Tillich, und in seinem 28. Jahre, in welchem auch der edle Hölty sein Leben aushauchte, that sich ihm das Grab auf, und verschlang sein ruhmvolles segenreiches Leben.

Bekannt sind seine vortrefflichen, meist im Geiste der Pestalozzischen Methode verfaßten, pädagogischen Schriften.

S. Zeitung für die elegante Welt, J. 1807. Nr. 181 und Nationalzeit. der Teutschen, J. 1807. St. 48. (Im gel. Teutschl. fehlt er).

**Tindal**, Matthäus (Matthew), Doctor der Rechte, und Senior des Collegiums aller Seelen zu Oxford, Einer der gelehrten und berühmten Freydenker in England, der aber nicht mit Ehren seine Stelle neben Anton Collins behauptet. Er war ein eifriger Apostel der natürlichen Religion, aber sein Wandel gereichte seinen Grundsätzen zu keiner Empfehlung.

Er wurde geboren am 10. April 1656 in dem Flecken Beaferrers in Devonshire, woselbst sein Vater, Johann Tindal, Prediger war, die Mutter hieß Anna Halsia, welche von ihren Gütern jährlich 1000 Pfund Sterling hatte, und sein Vater unterrichtete ihn bis in's 17. Jahr. Hierauf gieng er auf die Universität zu Oxford, und nahm daselbst, unter der Anführung des Hicks, in den Wissenschaften dergestalt zu, daß er im 22. Jahre seines Alters zum Mitgliede des Collegiums aller Seelen erwählt wurde, und am 7. July 1685 die Doctorwürde in den Rechten erhielt.

Von dem 28. Jahre an hatte er an dem Hofe des Königs Jacob II. Bedienungen, wandte sich auch, Diesem zu gefallen, zu der Römisch-Katholischen Kirche, und vertheidigte dieselbe in Schriften, welcher Veränderung wegen ihm Johann Waldron, ein Mitglied des Oxforder Collegiums aller Seelen, 1688 eine Grabschrift machte; doch trat er bey Ankunft Wilhelms III. wieder zur Englischen Episcopalkirche. Unter Jacob ertheilte er alle Rechte dem Souverain, unter Wilhelm III. der Kirche.

So wechselte er Partey und Meynungen nach der Windfahne des Interesses. Im J. 1693 schrieb er: The laws of Nations and Rights of Sovereigns, das Völker- und Fürstenrecht; ferner, da dieses 1694 wieder aufgelegt wurde, eine Zugabe von der Frage: Ob die Personen, welche man zur See gefangen hatte, indem sie des Königs Jacob Befehl ausrichteten, nicht für Seeräuber zu halten? welches er bejahte und deßwegen eine jährliche Pension von 200 Pfund Sterling erhielt, die er auch nebst einer Pension vom Könige Georg I. von 100 Pfund von 1717 bis an seinen Tod genossen hat; sodann auch ein Buch von dem Gehorsam, welchen die Unterthanen ihrem Könige bey allen Unruhen zu erweisen schuldig sind.

Tindal griff die Offenbarung auf eine feine Weise an, und Gelegenheit zu diesem Angriffe gab sein im J. 1707 erschienes Werk von den Rechten und Privilegien der Christlichen Kirche, wider die Papisten und alle andere Priester, welche sich ein ununterworfenes Regiment über die Kirche beymessen, über welches Buch, ungeachtet ihm die Königin Anna 500 Pfund zur Belohnung gab, ein grosser Streit entstand. Durch einige allzueifrige Vertheidiger der Rechte der Bischöflichen Kirche gereizt, unternahm er's, die Nothwendigkeit einer göttlichen Offenbarung zu bestreiten, und die Zulänglichkeit der natürlichen Religion zu behaupten. Einige unvorsichtige Freunde des Christenthums, welche dieses für Nichts weiter, als eine neue Bekanntmachung der natürlichen Religion, erklärt hatten, gaben ihm Gelegenheit, seinem Beweise mehr Schein und Gewicht beyzulegen. Ist, schloß er, die biblische Offenbarung bloß eine Wiederhohlung der natürlichen, so ist sie ganz unnöthig, folglich auch erdichtet. Denn der weise Gott kann nie ohne Noth Wunderwerke thun. So wußte man schon jetzt, daß er ein Feind der geoffenbarten Religion sey, und dieß erhellte noch deutlicher aus einem Briefe des Jonas Proast an Hickes vom J. 1708. Im J. 1728 schrieb Tindal wider des Londner Bischofs Edmund Gibson Pastoralbriefe, welche dieser für die Wahrheit der Christlichen Religion edirt hatte. Im J. 1730 gab er das berüchtigte Buch heraus: Christianity as old as the Creation, or the Gospel, a Republication of the Religion of Nature, das Christenthum so alt, als die Schöpfung ꝛc. darin er alle Offenbarung für unnöthig erklärte, und das Recht der Natur, vermöge dessen auf einige Handlungen etwas Gutes und Angenehmes, auf Andere aber etwas Böses erfolgte, nach der von Gott weislich gemachten Ordnung, für hinlänglich, Gott zu gefallen, ausgeben wollte, weil Gott nicht mehr fordere, als in unsern Kräften sey; ja es sey gottlos zu sagen, daß ausser der Erkenntniß des Gesetzes etwas Anderes von Gott geoffenbart sey, welches dem Menschen diene, Gottes Gnade zu erlangen. Nebenher suchte er die Hauptgründe, worauf das göttliche Ansehen der Bibel gebauet ist, und besonders den Beweis der Bibel zu schwächen, beschuldigt unsere Offenbarung der Dunkelheit, und streut eine

Menge von Einwürfen gegen einzelne Stellen der Bibel, vorzüglich des alten Testaments, ein. Das Buch wurde von den Deisten begierig verschlungen, und es steht noch heut zu Tage in solchem Ansehen unter ihnen, daß man es die Bibel der Deisten nennt, so wie die Schrift des Collins über die Freydenkerey den Katechismus derselben. Tindal wollte zu diesem Buche noch den andern Theil hinzuthun, allein er starb darüber zu Oxford 1733 am 16. (27.) August, im 78. Jahre seines Alters, bey grossen Stein- und andern Schmerzen, die er alle mit grosser Geduld und Standhaftigkeit ertrug, dabey er sich einmahl vernehmen ließ: „Nun werde er bald vor seinem Herrn seyn, aber wie es da seyn werde, wisse er nicht.“ Er vermachte dem Eustathius Budgell im Testamente 2000 Pfund, daß er den andern Theil seines Buchs und der Schrift, von der Endschaft der Höllenstrafen, noch herausgeben sollte. Wiewohl Nicolaus Tindal, ein Prediger zu Großwaltham, und andere Anverwandte wider das Testament stritten und es für untergeschoben hielten, so ist doch wirklich daran gearbeitet worden. Seine Freunde haben grosses Wesen von ihm gemacht, alle seine Reden bey seinem Ende aufgeschrieben, und ihn mit Lobgedichten und Münzen beehrt, darin sie ihn fast vergötterten. Nach seinem Tode kam sein Testament heraus, nebst der Nativität, welche ihm Parker 1711 gestellt, die richtig eingetroffen seyn soll; ingleichen Memoires of the Life, Writings and Vicissitudes of fortune of *Matthew Tindal* etc. Nachrichten von dem Leben, Schriften und Glückswechsel Matthäus Tindal's, welche ein gewisser Small aufgesetzt hatte, darin verschiedene besondere Dinge enthalten waren.

Seine Christianity wurde oft aufgelegt. Zum ersten Mahle erschien sie zu London 1730. 8. u. dann 1731, 1732, 1733, letztere beyde Mahle vermehrt; der 2. Theil kam aber niemahls zu Tage. Das Buch wurde auch in's Französische übersetzt. S. die Niedersächsischen Nachrichten 1733. S. 658. 695. 735. 878. Sobald es herauskam, machte es ein grosses Aufsehen: es schrieben dawider, von der Bischöflichen Kirche, der Londner Bischof Edmund Gibson, gegen den sich Tindal vertheidigte; Benjamin Hoadly, Thomas Burnet, Heinrich Stebingen, Thomas Bullock, Dr. Waterland, Joh. Conybeare, der wegen seiner Widerlegung, die sehr wohl gerathen war, die Stelle eines Dechanten im Collegio Christi nebst 1000 Pfund Sterling jährlicher Einkünfte bekam; Heinrich Lee, Twells, Brougthon, Christoph Robinson, Johann Leland, und Andere. Von den Presbyterianern, Anton Atkey, Andreas Atkinson, Sanderkock, Simon Browne ꝛc. von den Wiedertäufern, Jacob Foster ꝛc. von den Quäkern, Alexander Arscott ꝛc. von den Evangelischen, Peter Hansen in Plön, Dr. Jöcher in Leipzig, Mag. Kortholt, und überdieß viele Andere in England und sonst, die sich nicht genannt haben. Wie viele scharfe und stumpfe, gründliche und oberflächliche Federn, besonders der Englischen Bischöfe, dieses Buch in Bewegung setzte, läßt sich denken. Die schlechtesten Waffen ergrif-

fen diejenigen, welche Tindal'n dadurch am Besten zu widerlegen dachten, wenn sie behaupteten, bey der Religion bedürfe es gar keiner Vernunft, und Glaube und Vernunft seyn einander ganz entgegengesetzte Dinge.

Einige Engländer haben sich nicht geschämt, Tindal'n dem weisen Salomo vorzuziehen: Andere haben aber weit richtiger von ihm geurtheilt, wenn sie sagen: Tindal schreibe viel freyer gegen die Religion, als Celsus und Porphyrius. Thorschmid stellt daher Tindal'n billig mit an die Spitze in seiner Freydenkerbibliothek. Tindal würde auch diese Ehre mit allem Dank annehmen, wenn er sich noch am Leben befände: denn er nimmt den Titel eines Freydenkers freudig an. Nach der Teutschen Uebersetzung des Tindalschen Werks, welche den Titel hat: Beweis, daß das Christenthum so alt, als die Welt sey, (Frankfurt u. Leipzig 1741) schreibt Tindal (S. 305.): „Ich erschrecke im Geringsten nicht davor, wenn man mich wegen eines so löblichen Unternehmens, Vernunft und Offenbarung mit einander zu vereinigen, welche so lange Zeiten hindurch unter einander streitig gewesen sind, als einen Freydenker durchzieht. So gehässig auch diese Benennung scheinen möchte: so schäme ich mich doch derselben ganz und gar nicht; denn so wenig sich behaupten läßt, daß ein Mensch richtig urtheilen könne, ohne überall zu denken; so wenig kann man sagen: daß derselbe urtheilen könne, ohne frey zu denken u. s. w."

Wider seine Gegner vertheidigte sich Tindal theils selbst, theils wurde er von Andern vertheidigt, als vom Dr. Middleton, dem Bibliothekar zu Cambridge, der wider den Dr. Waterland schrieb, und darüber bald sein Bibliothecariat verloren hätte, der aber an dem Dr. Pearce, einem Prediger zu St. Martin in Fields, einen scharfen Gegner fand; ferner von Johann Jackson, und endlich von Georg Johnston. Letzterer edirte: Christianity older than the Creation, or the Gospel the same with natural Religion, 1733. darin er behaupten wollte, das Christenthum sey noch älter, als die Schöpfung, und das Evangelium sey nichts Anderes, als eine Erklärung der natürlichen Religion, anderer seltsamen Grillen zu geschweigen.

S. Unparteyische Kirchenhistorie, Th. 3. S. 277. u. Thorschmid's Versuch einer vollständigen Engelländischen Freydenkerbibliothek, Th. 2. S. 3. (in diesem Buche Tindal's freydenkerische Schriften nebst den Widerlegungen derselben), nebst den Zusätzen und Anmerkungen zu der Uebersetzung des Blendwerks der natürlichen Religion, welches Dr. Johann Martin Chladenius in Erlangen Lateinisch geschrieben hatte, S. 106.

Tindal, Nicolaus, ein Neffe des Vorhergehenden, von dem er Hoffnung zu erben hatte, aber durch die Ränke des Eustathius Budgell betrogen ward. Er studierte zu Oxford, und ward daselbst 1713 Magister. Im J. 1740 ward er Kapellan des Greenwich-Hospitals, woselbst er 1774 in einem sehr hohen

Alter starb. Im J. 1727 übersetzte er den Text, der mit Morant's Uebersetzung der Anmerkungen Beausobre's und Lenfant's über das Evangelium Matthäi gedruckt ward.

Nach Entdeckung des Betrugs, den man seinem Oheim gespielt hatte, ließ er sich in einen Streit mit den Betrügern ein, und gab unter andern heraus ein Pamphlet unter dem Titel: „eine Abschrift des letzten Willens des Dr. Matthäus Tindal, nebst einer Nachricht von dem, was wegen desselben zwischen den Herren Lucius Price, Eustathius Budgell, Esq. u. Hrn. Nicolaus Tindal vorgegangen ist." 1733. 8. Durch diesen letzten Willen wurden dem Budgell 2000 Guineen und die Handschrift von einem 2. Bande „des Christenthums so alt, als die Schöpfung" vermacht, und seinem Neffen fiel nur ein kleiner Ueberrest zu, den er doch schon lange vorher, durch ein ordentliches Testament, zum alleinigen Erben bestimmt hatte. Auf diese Unterhaltung, die zu vielem Verdachte des Betrugs Anlaß gab, zielte Pope:

„Let Budgell charge low Grub-Street on my quill
And write, what'er he please, except my Will."

Unser Tindal fieng eine Geschichte von Essex an, von welcher er einen kleinen Theil in 2 Quartheften herausgab, und Alles in 3 Quartbänden vollenden wollte. Er ließ sie aber liegen, als er 1726 die Uebersetzung und Erläuterung von Rapin's Geschichte von England unternahm, in welchem Werke sowohl, als in der Fortsetzung desselben, er vom Morant ungemein unterstützt ward. Der Verkauf von beyden übertraf die Erwartung der Verleger so sehr, daß sie ihm ein Geschenk von 200 Pfund machten. Die 2. Ausgabe erschien in 5 Folianten zu London 1732—1747, und eine vermehrte Ausgabe in 21 Octavbänden, Ebendas. 1757—1759. Im J. 1734 gab er eine Uebersetzung von des „Prinzen Cantemir Geschichte des Ottomanischen Reichs," aus der lateinischen Handschrift in Folio heraus. Er war auch der Herausgeber von „einem Wegweiser zur Classischen Gelehrsamkeit, oder einem Auszuge aus Spences Polymetis, für Schulen," eine sehr nützliche Arbeit, die durch verschiedene Auflagen gieng.

S. Anecdoten von den berühmtesten Großbritannischen Gelehrten des 18. Jahrh. Bd. 2. S. 147.

**Tippu Saheb, oder Tippo Saib,** Sultan von Mysore in dem südwestlichen Theile von Decan oder dem südlichen Hindostan, Einer von den ausserordentlichen Menschen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Er war der Sohn des tapfern Hyder Aly, des neuen Stifters des Königreichs Mysore, welches, so weit derselbe es fast nach allen Seiten erweitert hatte, einen Flächenraum von ungefähr 4600 Quadratmeilen begriff, geboren im J. 1751. Mit vieler Sorgfalt leitete der kluge Vater die jugendliche Unerfahrenheit seines Sohnes. Um ihn zu Geschäfften zu bilden, nahm er ihn bey guter Zeit in seinen geheimen

Rath auf, und wenn er zu Felde zog, durfte Tippo, der Erbe des Reichs, nicht zurückbleiben. Der heroische Muth des Vaters entflammte den Sohn zu einem rühmlichen Nachstreben, und bildete in jungen Jahren sein militärisches Talent aus. Schon in seinen frühern Jahren als Statthalter an der Spitze ansehnlicher Heere seines Vaters, stritt er gegen die Engländer, Maratten und andere Ostindische Völker mit dem glücklichsten Erfolge, und bewährte sich als eben so grosser Feldherr, wie sein Vater. Tapferkeit, tief durchdachte und schnell ausgeführte Plane, so wie ausserordentliche Kriegslist machten ihn zum Schrecken des ganzen südlichen Ostindiens. In dem Kriege, den sein Vater von 1780 an mit der Englisch Ostindischen Compagnie führte, war er Einer ihrer hartnäckigsten Gegner; und als ihm der Tod seines Vaters im J. 1782 mit dem Scepter einen Krieg zurückließ, dessen Ausgang sehr zweifelhaft war, endigte er denselben 1784 durch den Frieden zu Mangalore, blieb aber der gefürchteteste Feind der Engländer im südlichen Ostindien: denn er besaß nicht nur ein treffliches Heer, das im Nothfall auf mehrere Hunderttausende vergrössert werden konnte, sondern auch unermeßliche Reichthümer und Einkünfte, und ein ausgebreitetes von Hyder Aly sehr vergrössertes Königreich, das bis an die Englische Präsidentschaft Madras reichte.

In Indien sind fast alle Regierungsveränderungen mit politischen Ungewittern verknüpft; aber Tippo Saib hatte dergleichen bey seiner Familie nicht zu fürchten. Sein Bruder Amin Saib hatte sich der Einsamkeit gewidmet, und war weit davon entfernt, dieselbe zu verlassen, und den Anfang der Regierung seines Bruders zu stören. Er wollte vielmehr mit seinen Einsichten und seiner Person ihm beystehen, und sogar die reiche Provinz Canara, die er ihm zu einer Appanage geben wollte, nicht annehmen. Seinen besten Freund aber behielt Tippo Saib an Ferishan, der, nachdem er die Jugend Hyder's geleitet, als er selbst im Frühlinge seines Lebens war, die Erfahrung, womit das Alter seine Kenntnisse noch mehr vermehrt hatte, anwendete, ihn vor den Schlingen, die schlaue und treulose Feinde ihm zu legen suchten, zu verwahren.

Die Engländer hofften, der Tod Hyder's werde dem Krieg eine für sie günstigere Wendung geben, und sie beschlossen, ihn deßwegen mit allem Nachdruck fortzusetzen. Der General Matthews, der die Englische Landarmee commandirte, zog seine Truppen an den Küsten von Massurien zusammen, zündete daselbst alle Städte an, und verwüstete darauf das Königreich Canara. Tausend von Indiern, die in ihren Dörfern überfallen wurden, und ganz wehrlos waren, wurden ohne Barmherzigkeit umgebracht. Und als Matthews hörte, daß ein Theil der Königlichen Familie sich nach Aumanpore, einer Stadt, die an der Quelle des Flusses Tougebadra liegt, begeben, um sich daselbst einige Zeit aufzuhalten, schickte er ein Detaschement ab, um diesen Platz wegzunehmen, während er selbst mit dem größten

Theile seiner Armee Onor belagerte. Aumanpore, eine Stadt, die nicht vertheidigt werden konnte, wurde beynahe ohne Widerstand mit Sturm erobert. Mitten in dem Gemetzel sah man 400 der schönsten Indischen Frauenzimmer vergeblich ihre Schätze anbieten, um ihr Leben zu erkaufen. Die Thränen der Schönheit, die das Herz zerreißende Verzweiflung dieser unglücklichen Weiber konnten die grausamen Soldaten nicht erweichen. Azeima, die Mutter Tippo Saib's, wurde bey dieser Gelegenheit nur durch ein Wunder gerettet. Sie befand sich mit den Kindern desselben in einem Lusthause, am Ende des Gartens und am Ufer des Flusses, als die Engländer die Thüre des Schlosses erbrachen, von dem man vermuthet hatte, daß sie es nicht verschonen würden. Der Widerstand, den die Wachen thaten, erlaubte Azeima'n und den Personen, die sich bey ihr befanden, auf einem Kahne über den Fluß zu setzen. Da sie an das andere Ufer kamen, befahl sie den beyden Schiffern, die ihr das Leben gerettet hatten, den Fluß mit ihr hinunter zu fahren, und bey ihr zu bleiben. Die ganze Gesellschaft bestand aus zwey Weibern und drey Kindern. Ihre erste Sorge war nun, sich unter Gesträuchen, die sich in der Nähe befanden, zu verstecken, und zu sehen, was sich etwa ereignen würde. Diese Ereignisse waren schrecklich. Man sah die Flammen, welche die Stadt Aumanpore verzehrten, bis an die Wolken steigen; man hörte das Geschrey der Unglücklichen, die in ihren angezündeten Häusern, oder durch das Schwert der Engländer umkamen. — Die übereilte Flucht hatte Azeima'n nicht erlaubt, einige Maßregeln der Vorsicht zu nehmen. Sie hatten den Tag über keine andern Nahrungsmittel, als ein Wenig Reis, der den Schiffern gehörte. Die Nacht bedeckte endlich mit ihren Flügeln die gräßlichen Scenen dieses Tages. Man erhielt später einen Wagen, und so kam Azeima, ohne daß ihr sonst Etwas begegnet wäre, in die Festung Bangalor; aber die ausserordentlichen Strapazen, die sie gehabt, verbunden mit dem Grame, der seit Hyder's Tode an ihrem Herzen nagte, hatten ihre Lebenssäfte vertrocknet, und sie starb einige Tage nachher.

Da die Engländer das platte Land inne hatten, so zeigten sie sich vor Hydernagur, einer der blühendsten Städte Indiens. Fast alle Grosse des Staates hatten in dieser Hauptstadt kostbare Häuser und Gärten, in denen alle Gegenstände des Luxus vereinigt waren, welche die Fruchtbarkeit des Bodens und die Vortrefflichkeit des Himmelsstriches nur gewährten. Im Schlosse befanden sich viele Schätze. Hyat Saib, der Gouverneur dieser Hauptstadt, befürchtete, sie möchte geplündert werden, wenn sie die Engländer mit Sturm eroberten; er schlug also eine Capitulation vor, gerade als die Belagerer die Bollwerke erstiegen. Der Tractat wurde zwischen ihm und dem General Matthews heimlich abgeschlossen. In diesem war man übereingekommen, daß die Stadt, die Festung, der Schatz des Fürsten, und die öffentlichen Gebäude den Engländern überlassen, unter dieser

Bedingung aber Niemand an seiner Person, Habe und Gut gekränkt werden sollte; ferner sollten sich die Engländer nicht in der Sta t niederlassen, sondern Hyat Saib, Gouverneur derselben, für die Englische Compagnie mit derselben Vollmacht, die er unter Hyder'n gehabt hatte, bleiben. Matthews nahm in den ersten Tagen des Februars Besitz von Hydernagur. Die Schätze, deren er sich bemächtigte, beliefen sich auf ungeheuere Summen. Nun fieng er scharfe Untersuchungen in den Häusern der Privatpersonen unter dem Vorwande an, daß sie Sachen, die dem Staate gehörten, verborgen haben könnten, und die Einwohner dieser grossen Stadt standen auf dem Puncte, das traurige Schicksal der Aumauporer zu erfahren, als die Engländer auf die Nachricht, daß Tippo Saib zur Vertheidigung seiner Staaten herbeyeile, ihre Plane aufgaben, um das zu erhalten, was sie hatten.

Das Land, welches die Engländer in Canara verwüstet hatten, war nicht ordentlich erobert; denn sie handelten bey ihren erhaltenen Vortheilen nach keinem Plan, der denselben Dauer verschafft hätte. Tippo Saib näherte sich ihnen an der Spitze einer Armee von 50,000 Mann, unter denen man 2400 Franzosen zählte. Die Englische Armee belief sich nicht über 8000 Mann Engländer und Sipayer, und unter diesen waren kaum 500 Pferde. Wie die Sachen damahls in Carnate standen, glaubte Matthews nicht, daß die Franzosen es wagen würden, sich, indem sie Tippo Saib beträchtlich unterstützten, zu schwächen; er avancirte also voller Zutrauen, in der Meynung, daß er mit Indiern zu thun hätte, deren Anzahl ihn nicht schreckte. Er wurde erst beym Anblick der Mysorischen Avantgarde, an deren Spitze die Französischen Fahnen wehten, aus seinem Irrthum gerissen. Die Engländer waren schon zu weit vorwärts, als daß sie hätten umkehren können. Die Schlacht fiel am 19. Februar beynahe unter den Mauern von Hydernagur vor. Die Engländer verloren beym ersten Angriff 1500 Mann. Von allen Seiten in Unordnung gebracht, suchten sie ihr Heil in der Flucht, und ließen ihr grobes Geschütz und ihre Bagage im Stiche. Der Englische General hatte, um seine Armee zu verstärken, die Garnisonen aus den in Carnate eroberten Orten gezogen, diese Orte öffneten nun dem Sieger ihre Thore, und der Name Tippo Saib wurde überall mit größter Freude ausgesprochen. Die Armee des Tippo Saib zeigte sich am 20. vor den Thoren von Hydernagur. Die Engländer, die zu schwach waren, um diesen Ort zu vertheidigen, hatten sich in die Citadelle zurückgezogen. Aber vom Hunger und ihren Feinden besiegt, mußten die Belagerten nach 17. Tagen capituliren.

Die Engländer waren durch diesen Krieg äusserst erschöpft, und konnten ihn nur durch Anticipationen und Anleihen fortsetzen. Ihr Handel lag darnieder, und Carnatik hatte durch die feindlichen Einfälle so sehr gelitten, daß man den bloßen Menschenverlust 540,000 Seelen schätzte, von denen Hyder Aly

einen grossen Theil wegführte, um seine durch den Krieg ebenfalls an Menschen erschöpfte Provinz wieder zu bevölkern. Sie sehnten sich daher nach Frieden, und dieser kam am 11. März 1784 zu Mangalor zu Stande. Beyde Theile gaben ihre Eroberungen zurück, ohne ihre Absichten erreicht, oder einen Fuß breit Landes gewonnen zu haben.

Tippo Saib, der nach dem Tode seines Vaters den Titel eines Sultans von Mysore angenommen hatte, erhielt also alle seine Länder wieder, obgleich ein Theil derselben durch den Krieg sehr verwüstet war. Allein als die Engländer 6 Jahre nachher Mysore eroberten, waren alle Spuren der Kriegsgräuel vertilgt, die Eroberer fanden das Land trefflich gebaut, gut bevölkert, und die Einwohner, ob sie gleich Hindus waren, mit der Mahomedanischen Regierung überaus zufrieden. Alle zu Mysore damahls gehörenden Provinzen gewinnen sehr viel Reis, die vornehmste Nahrung der Einwohner, auch alle Indische Getreidearten und Hülsenfrüchte, Mango, Datteln und Kokosbäume sind im Ueberfluß vorhanden, nebst Zuckerrohr und Baumwolle. Tippo Saib ließ Kaffeepflanzungen anlegen, und beförderte die Seidencultur. Die Ebenen des Landes waren mit Pferden, Rindvieh, Schafen und Antilopen bedeckt, obgleich die Waldungen in den Gebirgen mit Raubthieren, Löwen ausgenommen, angefüllt waren; auch Elephanten werden in den südlichen Wäldern häufig gefunden.

Ruhe und Friede war das Element nicht, indem sich Tippo Saib wohl befand. Er war auf den Feldern des Mars groß gewachsen, und immer sehnte er sich auf dieselben zurück. Von seinem Vater hatte er nicht allein die Begierde, seine Länder zu vergrössern, sondern auch einen tödtlichen Haß gegen die Engländer ererbt; sie aus Indien völlig zu vertreiben, war ihm der süsseste Gedanke, und der Friede war nicht lange geschlossen, so dachte er auf Mittel, diesen Wunsch zu realisiren. Mehrere Hindostanische Fürsten hatten mit ihm einerley Absicht, und es wurde zu Benares ein Congreß eröffnet, um die Bedingungen einer allgemeinen Conföderation gegen die Engländer festzusetzen. Tippo sah aber wohl, daß kein Krieg gegen die Englische Compagnie gelingen könnte, wenn man nicht eine Nation zum Beystand hätte, deren Seemacht eben so furchtbar wäre, und Frankreich allein konnte diesen Vortheil gewähren. Deßwegen schickte er im J. 1785 eine Gesandtschaft nach Frankreich, die aber ihren Zweck nicht erreichte. Die Furcht, bey den Engländern den geringsten Verdacht zu erwecken, machte, daß der Versailler Hof Tippo's Vorschläge verwarf. Seine drey Gesandten, die übrigens auf das Beste aufgenommen und bewirthet wurden, kehrten mit leeren und ungewissen Versprechungen, die eben so gut waren, als eine förmliche abschlägige Antwort, in ihr Vaterland zurück.

Den Engländern blieben die Absichten ihres unruhigen Nachbars nicht verborgen, und da er in den J. 1789 und 1790

allerley gefährliche Bewegungen, und sogar einige feindliche Ueberfälle machte, so suchten sie seinen weitern Fortschritten mit gewaffneter Hand Einhalt zu thun. Sie schlossen mit den Maratten und dem Nizam oder Subah von Decan eine Verbindung, um gemeinschaftlich diesen unruhigen und Jedem von ihnen furchtbaren Nachbar zu unterdrücken. Alle drey verbanden sich, Tippo Saib's Länder von allen Seiten anzugreifen. Damit aber die Armeen der Maratten und des Nizams, die größtentheils aus Reiterey bestanden, sich desto leichter der Mysorischen Festungen bemächtigen könnten, wurden sie von den Engländern mit einigen Bataillons Seapoys verstärkt, und da die Reiterey der Mysorischen an Menge lange nicht gleich kam, so ließ Jeder von beyden Alliirten 10,000 Reiter zur Brittischen Hauptarmee stoßen. Ohne diese Hülfe war es den Engländern unmöglich, tief in Mysore einzudringen, oder den Sultan je zu überwältigen. Ferner sollten alle in diesem Kriege gemachten Eroberungen in drey gleiche Theile vertheilt werden; doch da die Engländer früher, als ihre Alliirten in's Feld rücken würden, so sollten ihnen die allein gemachten Eroberungen bleiben.

In dem ersten Feldzuge 1790 eroberten die Engländer Tippo's südliche Gränzfestungen, Carnor, Dindigul, Coimbettore, und das ihnen so wichtige Paulicaudcherri, wodurch ihnen die Communication zwischen Malabar und Coromandel eröffnet war. Sie mußten indeß, wie der Feind Carnatik mit einem Einfall bedrohte, sich wieder dahin zurückziehen, die sogenannten Festungen aber blieben in ihren Händen.

In dem folgenden Jahre übernahm der Brittische Generalgouverneur, Lord Cornwallis, das Commando über die Truppen der Präsidentschaft Madras. Sie wurden aus Bengalen ansehnlich verstärkt, auch sammelte Bombay ein eigenes Corps, um Tippo's westliche Länder anzugreifen. Da dieser aber sein Land verwüsten ließ, die Einwohner ihre Wohnungen verlassen, und alle Lebensmittel in seine Festungen bringen oder vergraben mußten, so waren ausserordentliche Anstrengungen nöthig, um Mysore in einem Feldzuge zu erobern. Eine Menge Elephanten wurden aus Bengalen mitten durch die Halbinsel herbeygeschafft, das Geschütz fortzubringen. Für jeden Elephanten waren 15 Lastochsen nöthig, um dessen Fourage für einen Monath nachzuführen. Eine jede sechspfündige Kanone brauchte 35 Ochsen und 105 andere, um jener ihre Fourage und ihre eigene für einen Monath zu transportiren. Wie daher Cornwallis gegen Mysore aufbrach, so brauchte seine Armee zur Fortschaffung des Gepäcks, der Artillerie und des Proviants 40,000 Indische Ochsen, ohne die Kameele, Büffel, und andere Lastthiere zu rechnen, welche Privatpersonen auf eigene Rechnung angeschafft hatten.

Der zweyte Feldzug ward mit der Eroberung von Bangalor und mehreren kleinen Festungen im östlichen Mysore eröffnet. Erstere diente den Engländern, ihre Vorräthe aufzubewahren, und die Transporte zu decken, welche der Hauptarmee aus Car-

natik folgten. Sie zog bald darauf 15,000 irreguläre, auf mancherley Art bewaffnete Reiter des Nizams an sich, und setzte ihren Marsch gegen Seringapatam fort. Sie mußten Meilen lange Wege bahnen, die Artillerie durch steile Gebirgspässe schaffen, um sich zu rechter Zeit mit der Hauptarmee zu vereinigen. Unterdeß drang auch die Hauptarmee der Maratten von Norden her in Tippo's Länder ein, bezog eine Menge seiner Bergfestungen und verheerte Canara durch Streifparteyen. Noch waren zwey andere Corps, theils aus Engländern, theils aus Truppen ihrer Alliirten bestehend, beschäfftigt, seine festen Plätze in den Districten der Patanischen Nabobs wegzunehmen. Tippo selber erwartete die Feinde in der Nachbarschaft seiner Hauptstadt, und suchte durch seine leichte und zahlreiche Reiterey, ihre Vereinigung, ihr Vorrücken zu erschweren, und ihnen die Transporte abzuschneiden, welche ihnen Proviant und Fourage nachführen mußten. Cornwallis erfocht freylich einen Sieg über einen Theil der Mysorischen Armee in der Nachbarschaft der Hauptstadt; allein er verfehlte den Hauptzweck, sie von Seringapatam abzuschneiden, und sich mit der Armee von Bombay zu vereinigen, welche der Caveryfluß von ihm trennte. Da indessen die Regenzeit heranrückte, die Armee wegen der schlechten Wege mit ihrem Troß nicht von der Stelle kam, der beschwerliche Marsch alles Zugvieh aufgerieben hatte, und der Proviant zu fehlen anfieng, weil die Maratten, welche die Fouragirungen und Transporte decken sollten, sich zu spät mit ihm vereinigten, so ward der Rückzug nach Bangalor beschlossen. Die Armee mußte aber viele 1000 Ochsen im Stiche lassen, die vor Hunger und Entkräftung kein Glied bewegen konnten, alle Bagage verbrennen, und die gesammte Artillerie zersprengen. Die endlich angekommenen Maratten deckten den Rückzug, den Abercrombie ebenfalls über die Gebirge wieder nach Malabar nehmen mußte.

Es ist unglaublich, mit welchen Beschwerden eine Armee in diesen Gegenden zu kämpfen hat. Die Hitze ist hier unaussprechlich. Wenn Europäische Regimenter zum ersten Mahle hier zu Felde gehen müssen, hat der Marsch kaum angefangen, als sie schon ermüdet sind. Ihr Deputat von Arrak ist bald aufgezehrt. Sie füllen dann die Feldflaschen aus stehenden Pfützen, wo das Wasser zuweilen so trübe, faul und grün ist, daß es erst durch ein Tuch geseiht und zur Hälfte mit einem geistigen Getränke vermischt werden muß, ehe es genießbar wird: ein Behelf, der sie vollends untüchtig macht. Auch die alten Europäischen Soldaten, welche schon lange an den Himmelsstrich gewöhnt sind, fangen bald an, müde zu werden; denn die Sonnenstrahlen prallen vom Sande zurück auf's Gesicht. Jeder Soldat führt einen kleinen Zweig in der Hand, um die Schwärme von Fliegen und Insecten abzuwehren, die ihn unaufhörlich quälen. Allein dieß bringt ihm wenig Erleichterung; denn wenn die Witterung nur einigermaßen schwühl ist, so wird das Bataillon dermaßen von diesem Ungeziefer umringt, daß man in

einiger Entfernung glauben sollte, es wäre schwarz gekleidet. Außerdem hat das Clima einen Haufen von Krankheiten in seinem Gefolge. Bey Einigen ergießt sich die Galle zu stark in den Magen; sie fallen sinnlos zur Erde und leiden die heftigsten Schmerzen der Colik; Andere stürzen plötzlich zu Boden und krümmen sich unter den empfindlichsten Krämpfen, welche marternd alle Glieder durchdringen, sich endlich im Magen festsetzen und den Kranken auf der Stelle tödten. Vor Allem aber wird der sogenannte Sonnenstich tödtlich. Man fühlt ihn gewöhnlich oben auf dem Scheitel, das Schlachtopfer glaubt, ihm koche das Gehirn; hierauf folgen sogleich Verzuckungen und Tod. Die Wirkung dieses Unglücks ist so schnell, daß der Körper völlig in Fäulniß übergeht, ehe man noch eine Grube machen und ihn beerdigen kann. Andere werden von der Ruhr angefochten, einer langen ekelhaften Krankheit, welche vielen Soldaten das Leben kostet. Indessen darf es Niemand Wunder nehmen, daß so viel Europäische Truppen dem Clima unterliegen, da selbst die Eingebornen der Sonnengluth nicht zu widerstehen vermögen, und öfters gleich den Uebrigen auf dem Marsch todt niederstürzen; allein man muß nicht vergessen, daß diese allezeit ihre Tornister mit sich tragen, welches die Europäischen Soldaten niemahls auf dem Marsche thun. Weil die Flüsse und Bäche hier nicht sehr häufig sind, so rasten und lagern sich die Heere allezeit in der Nähe eines Regenwasserbehälters, und kaum hat man das Wasser gewittert, so werfen sich Menschen und Vieh ohne Unterschied hinein, um sich zu säubern und zu erfrischen, und aus diesem Sammelplatze aller Unfläthigkeiten müssen dann die Europäer ihr Wasser zum Kochen und Trinken nehmen.

Cornwallis traf indessen alle Anstalten, von Neuem gegen Tippo vorzurücken. Seine Armee, 22,000 Mann stark, von denen 7,800 Europäer waren, brach am 1. Februar 1792 mit einem Train Artillerie von 158 Kanonen zum Angriff der feindlichen Hauptstadt auf, und ihre Flügel wurden von 12,000 Maratten und 18,000 Reitern des Nizams gedeckt, weil die ganze Englische Cavallerie nur aus 1167 Mann bestand, unter denen nur 444 Europäer waren. Sie erschien am 6. in der Nachbarschaft derselben, welche Tippo Saib mit seiner ganzen Armee in einem sehr befestigten Lager beschützte. Dieses ward am 7. Februar bestürmt, und nach vergeblichem Widerstande erobert. Der Sultan von Mysore verlor bey dieser Niederlage unter den Kanonen seiner Hauptstadt über 20,000 Mann, die sich größtentheils nach dem unglücklichen Treffen zerstreuten. Nach diesem Siege landeten die Engländer auf der Insel im Caverysluß, auf welcher Seringapatam liegt. Da zugleich Abercrombie mit dem Bombayschen Hülfscorps vorgerückt war, das aus 7,800 Europäern und Seapoys, 4000 Soldaten des Rajah von Coorga und 1700 Mann Hülfstruppen des Fürsten von Travancore bestand, und sich am 16. Februar mit der Hauptarmee vereinigte, so ward die Belagerung von Seringapatam beschlossen. Eine Armee

von 83,000 Mann, unter denen 36,000 Reiter waren, umgab die Hauptstadt. Unterdessen dazu alle Anstalten getroffen wurden, fieng der Sultan an, an den Frieden zu denken, da er ausser Stande war, eine Belagerung auszuhalten. Seine Armee war nach dem letzten Treffen muthlos geworden, und sein ganzes Land, bis auf die Provinz Canara oder Bednor, war in den Händen der Alliirten, und ihm blieben ausser der Hauptstadt nur noch 6 befestigte Plätze übrig. Die Alliirten hatten ihm in beyden Feldzügen 67 grosse und kleine Festungen entrissen, und darin 800 Kanonen erobert; auch war seine Armee durch den Krieg um 49,300 Mann vermindert. Schon am 24. Februar 1792 waren die Präliminarien unterzeichnet, und alle Feindseligkeiten hörten auf, weil der Sultan in seiner bedrängten Lage den Siegern auch die härtesten Bedingungen nicht verweigern konnte. Tippo Saib mußte am 17. März 1792 den äusserst nachtheiligen Frieden eingehen, die Hälfte seiner Staaten an England, nicht nach ihrem Umfang, sondern nach dem Ertrag gerechnet, abtreten, wodurch er 11,850,000 Rupien jährlicher Einkünfte verlor, und Jeder von den Alliirten wählte hernach von den abgetretenen Ländern diejenigen, welche seinen Staaten am Nächsten lagen. Für die Kriegskosten wurde ihm auferlegt, 33 Millionen Rupien (3,508,890 Pf. Sterling) zu bezahlen, welche unter die Alliirten in gleichen Summen vertheilt wurden. Die Hälfte dieses Geldes mußte sogleich, der Ueberrest aber in drey Terminen binnen Jahr und Tag erlegt werden. Zwey von seinen Prinzen mußten als Geisseln an die Engländer ausgeliefert werden, bis alle Friedensbedingungen erfüllt waren. Die Mysorischen Prinzen wurden auch hernach nebst ihrem Hofstaat, mit allen ihnen gebührenden Ehrenbezeigungen, nach Madras geführt, und im folgenden Jahre ihrem Vater zurückgesandt.

Tippo Saib besaß jetzt noch ein Reich von 2,300 Quadratmeilen, aus welchem er wenigstens 1,750,000 Pf. Sterling oder 10,500,000 Reichsthaler Einkünfte hatte. Davon konnte er freylich nicht eine Armee von 18,000 Reitern und 50,000 Mann gut disciplinirter Infanterie, wie vordem, unterhalten; aber unter einer aufmerksamen milden Regierung mußten sich innerhalb seiner neuen Gränzen die Nachwehen des Krieges allmählich verlieren. Er konnte auch erwarten, daß die Eintracht zwischen den wankelmüthigen Maratten, dem schwachen, unkriegerischen Nizäm und den von Beyden beneideten Britten nicht von langer Dauer seyn könne. Bey dieser wahrscheinlichen Voraussetzung besaß er noch Kräfte genug, sich dereinst wegen der Zerstückelung seines Reichs entweder an den Maratten, oder dem Nizam empfindlichst zu rächen. Aber zu seinem Verderben dachte er zuerst darauf, den Britten recht Wehe zu thun, und berathschlagte sich mit dem Gouverneur von Isle de France über die Mittel, wie man die Engländer aus Indien vertreiben könnte. Neun und funfzig Franzosen errichteten in dem Hoflager des Tippo

einen förmlichen Jacobinerclubb, prangten mit der rothen Mütze, steckten die Nationalfahne öffentlich auf und nannten den Asiatischen Despoten nur ihren Bürger-Sultan; ja der Gouverneur von Isle de France war unvorsichtig genug, Tippo's Absicht, die Britten gänzlich aus Indien zu vertreiben, und alle den Franzosen in dieser Hinsicht gemachten Anträge in einer Proclamation öffentlich bekannt zu machen. Das Signal zu einem neuen Kriege war nun gegeben. Die Engländer drangen im Februar 1799 von verschiedenen Seiten in Tippo's Staaten ein, schlugen seine Truppen zurück, und nöthigten ihn, sich in seine Hauptstadt Seringapatam zurückzuziehen, welche nun förmlich belagert wurde. Am 1. May war eine Bresche in die äussere Courtine geschossen, die in den zwey folgenden Tagen ansehnlich erweitert wurde. Die Engländer betrachteten die Endigung dieses grossen Unternehmens mit äusserster Ungeduld; denn sie befanden sich in einer sehr critischen Lage, die mit jedem Tage bedenklicher wurde. Die Theuerung im Lager wuchs fast zur Hungersnoth an. Ein Pfund Reis kostete 3 Rupien oder 2 Thlr. 6 Gr. und aus dem öffentlichen Vorrathe erhielt kein Soldat des Tages mehr als ein Pfund Reis. Viele von den Leuten im Lager kamen um, das Zugvieh starb vor Strapaze und Hunger, und man befürchtete noch täglich die eintretende Regenzeit, die mehrentheils im May anfängt, und den Fluß Cavery, in welchem der Werder von Seringapatam liegt, anschwellt haben würde. Diese Bedrängnisse bewogen den General Baird, am 4. May Mittags um 1. Uhr einen Sturm zu wagen. Sobald das Zeichen gegeben war, stürzten sich die Soldaten in den Fluß, welcher der Bresche gegenüber ungefähr 200 Schritte breit war; sein Bett bestand größtentheils aus grossen zackigen Felsstücken, welche überall tiefe Löcher und schlüpfrige betrügerische Untiefen bildeten. Wenn der Soldat bey einem Schritte bis an's Knie in's Wasser sank, so schlug es ihm bey dem andern über dem Kopf zusammen. Die schweren Kanonenkugeln des Feindes flogen dicht in den Fluß, prallten von einem Felsenstück zum andern, und erschlugen Officiere und Gemeine, oder schleuderten das zersplitterte Gestein in ihre Gesichter, während die Verwundeten sich an die herausstehenden Klippen hielten, oder mit einem zweyfachen Tode rangen und ihre Kameraden um Hülfe flehten, wiewohl hier kein Mensch nur im Geringsten daran denken konnte.

Bey militärischen Unternehmungen, wo es auf Schnelligkeit ankommt, und besonders bey dem Sturme einer Festung, schickt man öfters zum unmittelbaren Angriffe ein Commando Grenadiere mit einem Unterofficier voraus, entweder um die Aufmerksamkeit des Feindes anders wohin zu richten, oder um herauszubringen, wie er sich vertheidigen werde, worauf denn der belagernde General bestimmen kann, wie er den Hauptangriff zu leiten habe. Man nennt diesen verzweifelnden Dienst, im Englischen passend, die verlorene Hoffnung, weil das vorausgeschickte

Commando fast zum gewissen Verderben bestimmt ist; dessen ungeachtet besteht es allezeit aus Freywilligen, die, wenn sie mit dem Leben davon kommen, höher hinaufrücken. Auch bey dem Sturme auf Seringapatam war die verlorene Hoffnung vorausgeschickt worden, und diese war so glücklich, die Englische Fahne oben auf der Bresche zu pflanzen. Dieß erhöhte den Muth der Nachfolger, die nun mit Ungestüm vorrückten, und durch den Kugelregen hindurch über den Fluß setzten. Der Sturm hatte noch nicht zwey Stunden gewährt, als die Engländer im Besitz aller Ravelins und Wälle sich befanden, auf denen die Fahnen der verschiedenen Englischen Regimenter wehten.

Tippo Saib war an diesem seinen letzten Tage, wie gewöhnlich, früh auf den äussern Wall gegangen, von wo er übersehen konnte, was man von beyden Seiten that. Gegen Mittag war er in seinen Palast zurückgegangen. Als man ihm hier berichtete, daß die Englischen Laufgräben und Approschen ausserordentlich voll Leute wären, schien es ihn nicht im Mindesten zu rühren: er befahl bloß, daß man die Bresche wohl besetzen und bewachen möchte. Seine Hofleute hatten ihm bisher immer geschmeichelt, daß die Engländer von der Belagerung würden abstehen müssen, weil es ihnen an Proviant fehle, und daß ihr grobes Geschütz wenig Eindruck auf die Wälle mache. Als er jetzt vernahm, daß sie näher anrückten, begab er sich selbst auf die Wälle nach der Bresche zu, von einer erlesenen Leibwache und Etlichen seiner Feldherren begleitet, wo er bald auf eine Menge seiner Truppen stieß, die von dem Vortrabe der nun schon auf dem Walle befindlichen Europäer in die Flucht getrieben wurden. Er suchte die Flüchtigen wieder zu sammeln, ließ seine Garden zu ihnen stoßen, und munterte sie durch Worte und Beyspiel auf, nicht zu weichen. Er selbst feuerte wiederhohlt auf die Engländer, aber alle Anstrengungen waren umsonst, und bald mußte er zurückweichen. Er vertheidigte darauf mit den Entschlossensten seiner Leute einen Posten nach dem andern, und brachte die Engländer mehrere Mahle zum Stehen, bis er zu dem Wege gekommen war, welcher über den Graben zum Thore der innern Festung führte. Hier klagte er über Schmerz in einem Beine, wo er in seiner Jugend schwer verwundet worden war, und ließ sich daher sein Pferd bringen. Weil er aber sah, daß eine Menge Europäer auf Wällen herbeyströmten, so ritt er nach dem Thore zu. Auf dem Wege dahin traf ihn eine Musketenkugel in die rechte Seite, gleich unter der Brust. Bald darauf traf ihn ein zweyter Schuß, und sein Pferd sank todt unter ihm nieder. Einige seiner Bedienten eilten ihm zu Hülfe, als ein Englischer Soldat über ihn herfiel, und ihm den köstlichen Degengurt zu entreissen trachtete. Tippo sammelte seine letzten Kräfte, hieb nach dem Soldaten, und verwundete ihn am Knie. Dieser rächte sich dadurch, daß er mit einem Schuß dem Leben des Sultans ein Ende machte. So löste sich, nach einer Dauer von 40 Jahren, ein Staat auf, den Verrätherey gründete, Ge-

waltthätigkeit erhielt, Leichtgläubigkeit aber und blindes Selbstvertrauen zerstörten. Unter den Personen, die sich um den Sultan befanden, als er fiel, waren auch Viele von seinen Frauen; ihre Leichname lagen mitten unter den gefallenen Garden, und ihre ungemeine Schönheit, die sich selbst noch unter der Verstellung von Wunden und Tod erkennen ließ, rührte die Europäer. Ein schreckliches Blutbad war in der Gegend vorgefallen, wo der Sultan fiel, und man mußte über ganze Haufen von Todten und Sterbenden vorwärts dringen. Der Körper Tippo's wurde zwey Stunden lang beym Lichte der Fackeln gesucht; er war ganz warm, als man ihn fand, aber völlig leblos und an fünf Stellen verwundet. Seine Miene war nicht entstellt, sondern drückte ernste Fassung aus. Sein Turban, sein Kamisol und Degengurt fehlten; aber mehrere Hindus erkannten ihn als den Padischa, d. i. als den König und Regenten. Er wurde mit militärischen Ehrenbezeigungen in dem Mausoleum seines Vaters begraben.

Der Sultan hatte ein so thörichtes Vertrauen auf seine Sicherheit gesetzt, daß er ungeachtet des Anmarsches einer feindlichen Armee seine ganze Familie und alle seine Schätze bey sich behalten hatte. Die Engländer machten daher jetzt eine ungeheuere grosse Beute. Ausser unermeßlichen Vorräthen an Lebensmitteln und Kriegsbedürfnissen, 929 Kanonen und Mörsern, und mehr als 100,000 Gewehren, fand man an baarem Gelde über 4 Mill. Thlr., für 2 bis 3 Mill. Thlr. Juwelen und 500 Kamelladungen an Modewaaren, reichen Kleidern, Schawls u. s. w. Ausser dem Serail und den Audienzsälen waren alle Zimmer damit angefüllt, und eine Reihe viereckiger Gebäude diente lediglich zu Niederlagen, auf deren Gallerieen sich diejenigen Sachen befanden, welche am Wenigsten beschädigt werden konnten. Diie Kleinodien wurden in grossen finstern und stark befestigten Zimmern aufbewahrt, und lagen in Koffern, worauf das Siegel des Sultans oder Hyder Aly's gedruckt war. Auf gleiche Weise war das Goldgeschirr und das Goldnetzwerk (Filligrain) aufgehoben, von welchem letztern eine ganz unendliche Manchfaltigkeit vorhanden. Die Juwelen waren sämmtlich in Gold gefaßt, und befanden sich in Armbändern, Ringen, Zitternadeln, Halsgeschmeiden, Federn u. s. w. Ein langer Sal im obern Theil des Palastes enthielt Silbergeschirr von ausserordentlicher Verschiedenheit, und auf einer Gallerie standen zwey Elephanten, Hauthahrs aus gediegenem Silber, d. i. eine Art seichten Thrones, der auf dem Rücken eines Elephanten befestigt und gemeiniglich mit Vorhängen umgeben ist, so, daß er einem Zelte gleicht: ausser diesem noch viele massive Silbergeschirre, die reich mit Gold und Edelsteinen ausgelegt waren. Tippo und sein Vater hatten ohne Zweifel diese Schätze der unglücklichen Familie, welche auf dem Throne von Mysore saß, und den kleinern Fürsten dieses Reichs geraubt. In den Zimmern, wo seltene Feuergewehre und Säbel aufbewahrt wurden, fand man

eben so viel Anlaß zum Erstaunen. Viele Säbel waren auf's Köstlichste mit Gold und Juwelen ausgelegt, weil sie ursprünglich als Geschenke hierher kamen. Zu diesen aufgehäuften Schätzen denke man sich noch verschiedene weitläuftige Niederlagen mit den reichsten Hausgeräthen, den köstlichen Teppichen und theuersten Stoffen und Zeugen angefüllt. Die Ballen mit den feinsten Musselinen, Kammertüchern, wollenen Tüchern, seidenen Zeugen und Schawls, welche sich in diesem Theile des Palastes befanden, waren ganz ausserordentlich zahlreich. Kurz in dieser erstaunlichen Sammlung war Alles, was man sich nur durch Macht verschaffen oder mit Geld erkaufen konnte; Fernröhre und optische Gläser von jeder Art, Spiegel und Gemählde in unermeßlichem Ueberflusse; von dem vorräthigen Porcellain aber und Glaswaaren hätte man eines der größten Handlungsmagazine anlegen können. Das Köstlichste unter Allem war des Sultans Thron. Es befand sich an ihm ausser prächtigen Juwelen und Perlen, für 30,000 Thlr. Silber und für 120,000 Thlr. Gold.

Tippo Saib war von mittlerer Statur, gedrungen und fleischig, sein Hals kurz, seine Farbe braun, und über einer Adlernase funkelten grosse feurige Augen. Seine Kleidung war gewöhnlich, aber die Juwelen, welche er trug, waren von unschätzbarem Werth. Er trug stets einen Rubinring, den er für den köstlichsten seines Schatzes hielt; sein Turban war immer mit einem sehr seltenen Edelsteine geschmückt, und um seinen Hals hieng eine ganz unschätzbare Perlenschnur, woran er viele Jahre gesammelt hatte. So oft ihm eine ungewöhnliche grosse Perle angeboten wurde, kaufte er sie sogleich und nahm dafür eine geringere aus der Schnur weg. In seinen Manieren war er natürlich und ungezwungen; dennoch flößte sein Aeusseres Ehrfurcht ein. Ein Freund jeder männlichen Leibesübung, verachtete er die Morgenländische Weichlichkeit, und zeichnete sich als ein guter Jäger und sehr geschickter Reiter aus. Hyder Aly, der den Nachtheil einer schlechten Erziehung selbst fühlte, war darauf bedacht gewesen, ihn besser bilden zu lassen. Tippo sprach und schrieb mehrere Europäische Sprachen, und las und schrieb Viel und gern — in seinen Archiven fand man sogar eine Art von Tagebuch, welches er in den letzten Jahren geführt hatte.

Die Tagesordnung, welche er führte, war sehr regelmäßig. Sobald der Tag anbrach, stand er auf, ließ sich ganz nackt mit den Händen reiben und gleichsam kneten, welches den ganzen Körper erfrischen soll; dann wusch er sich und las eine Stunde im Koran. Hierauf gab er seinen Officieren und Staatsbedienten Gehör. Dann gieng er ungefähr eine halbe Stunde in die oben beschriebenen Niederlagen seiner Kostbarkeiten. Nach seiner Rückkunft wurde das Frühstück aufgetragen, welches hauptsächlich aus Nüssen, Mandeln, Obst, Gallerte und Milch bestand. Seine drey jüngsten Kinder und ein Secretär leisteten ihm dabey

Gesellschaft. Während des Frühstücks sprach er vornehmlich von seinen vorigen Kriegen und künftig auszuführenden Planen. Auch dictirte er um diese Zeit den Hauptinhalt der Geschäfftsbriefe, die er schreiben ließ. Nachher legte er seine besten Kleider an, und begab sich in den Audienzsal, wo die gewöhnlichen Regierungsangelegenheiten abgethan wurden. Er pflegte des Morgens die neuangeworbenen Recruten zu besehen und sich nach ihrer Kaste, ihrem Vaterland und ihren Kenntnissen in der Religion zu erkundigen. Abends ritt er aus, und ließ die Truppen manövriren. Wenn er wieder in den Palast zurückkam, empfieng er die Berichte über die Arbeiten in den Arsenälen und Manufacturen, ferner Nachrichten und Neuigkeiten von Spionen. Den Abend brachte er gemeiniglich mit seinen drey ältesten Söhnen und etlichen vornehmen Staatsbedienten zu. Mehrentheils behielt er sie alle zur Tafel, und während derselben war seine Unterhaltung aufgeweckt, angenehm und unterrichtend. Er führte gern Stellen aus den besten Geschichtschreibern und Dichtern an, mit unter witzelte und spottete er über die Ungläubigen, und oft sprach er über gelehrte und religiöse Gegenstände. Gleich nach der Abendtafel wurde die Gesellschaft entlassen, und er machte sich dann allein einige Bewegung. Wenn er sich müde gegangen hatte, legte er sich auf sein Canapee, und las ein religiöses oder historisches Buch, bis er einschlief. Wenn er ein Geschäfft von Bedeutung, oder einen wichtigen Brief zu schreiben vorhatte, so dachte er allezeit einen Tag ganz allein darüber nach, ehe er seine Räthe um ihre Meynung fragte, welche dann schriftlich gegeben werden mußte, aber ihm Wenig nützte, wenn er fand, daß sie nicht nach seinem Wunsch gerathen hatten, woher die Mehresten sich auch sclavisch nach seinem Willen richteten. Tippo haßte ausserordentlich alle hitzigen Getränke und alle Drogueries, z. B. Opium, welche die Lebensgeister höher spannen, daher auch ein Beschlag auf jeden solchen Artikel gelegt war. Im Strafen war er sehr strenge, besonders der Trunkenheit Feind, und geneigt, Leute aus den untersten Ständen hervorzuziehen und ihnen die allerwichtigsten Geschäffte anzuvertrauen.

Krieg und Feldzüge waren die Lieblingsgegenstände seines Nachdenkens. Er pflegte oft zu sagen: daß er lieber zwey Tage wie ein Tiger, als 200 Jahre wie ein Schaf, leben wolle. Einen sichtbaren Beweis seiner Inhumanität giebt die Spieluhr, die man in seinem Palaste fand, und die er, wie man sagt, mit sichtbarem Wohlgefallen oft spielen hörte. Ein schöngefleckter Königstiger sitzt auf einem lang zur Erde gestreckten Europäer (Beyde in Lebensgrösse), glotzt ihn mit furchtbar grellen Augen an, und hauet eben mit seinen scharfen Vorderzähnen in die Brust des Hülflosen ein. Der Leib dieses Ungeheuers enthält ein Uhrwerk, welches, so oft es angezogen wird, den gräßlichen Accord eines freudig grunzenden, gierig brüllenden Tigers und des jämmerlichen Angstgeschreyes des zerfleischten Europäers spielt. So lange diese abscheuliche Musik dauert, streckt unser

unglücklicher Landsmann seine Hände vergebens nach Hülfe aus, um noch lebhafter an seinen bejammernswürdigen Zustand zu erinnern. Eben diesen Königstiger führte Tippo in seinem Wappen. Mitten in demselben stand als Motto, was Moses (nach Mahomed im Koran) zu den Juden in Aegypten sagt: „Ich bin der Bote des wahren Glaubens, ich bringe euch die Gesetze der Wahrheit.“ Um den Rand des Siegels las man: „Dem Siege und der Königlichen Hyder verdanke ich den Titel Sultan; die Welt, so weit die Sonne und der Mond scheinen, erkennt dieses Insiegel an.“ Den Sultan beseelte ein Feuereifer, die Heiden zur Annahme des Korans zu zwingen; daher wurden auf der Malabarischen Küste Braminen halbtodt geprügelt, wenn sie ihren Glauben nicht verläugnen wollten, oder mit Gewalt beschnitten. Die Christen, welche sonst in Mysore und Canara sehr zahlreich waren, ließ er nicht besser behandeln, daher unter seiner Regierung an 70,000 christliche Einwohner aus Canara auswanderten, wodurch seine Einkünfte aus diesem Lande sich von 18 bis auf 20 Lak Rupien verminderten. Noch einmahl: Tippo Saib war Einer von den grossen, ausserordentlichen Menschen, welche die Natur nur selten hervorbringt. Krieg und Feldzüge aber interessirten ihn vor Allem: von seiner Verachtung des Todes zeugt auch seine oft wiederhohlte Aeusserung: „Da man nur einmahl leben kann, so liegt wenig daran, ob es früher oder später geschieht.“ Mit Einem Blick umfaßte er die verschiedenen Gegenstände der Staatsverwaltung und der militärischen Operationen, und bewies bey der erstern eben so viel Politik, als bey der letztern List und Verschlagenheit, je nachdem es die Umstände erforderten. Für einen Indischen Fürsten war er lernbegierig und gelehrt, wie seine hinterlassene Bibliothek bewies, und, was man sonst Männern seines Standes nicht vorzuwerfen hat — ungemein schreibselig. — Die von einem Französischen Schriftsteller, Fantin-Desodoards, herausgegebenen Memoiren des Tippo Saib von ihm selbst geschrieben, aus dem Indischen in's Französische übersetzt, Paris 1796, sind nicht nur ganz untergeschoben, sondern auch ohne allen historischen Werth.

S. Baur's Lebensgemählde der denkwürdigsten Personen des 18. Jahrh. Th. 4. S. 309.

**Tiraboschi**, Hieronymus (Girolamo), Abbate, Ritter und Rath, wie auch Oberaufseher der Herzoglichen Bibliothek zu Modena, Einer der größten neuern Gelehrten Italiens. Er war am 28. December 1731 zu Bergamo von einer alten adelichen Familie geboren, legte den Grund zu seinen Studien in seiner Vaterstadt, und gab schon früh Merkmahle eines aufgeweckten Geistes und musterhafter Sitten.

In seinem 15. Jahre trat er in den Jesuiterorden zu Mayland, in welchem er bis zu dessen Aufhebung blieb, und für welchen er auch nachher noch viel Liebe und Anhänglichkeit zeigte.

Die Beschuldigung, daß ihn diese Vorliebe bey seinen historischen und litterarischen Forschungen zuweilen irre geleitet haben sollen, ist vielleicht nicht ganz ungegründet. Mit Ruhm bekleidete er in verschiedenen Städten Italiens Lehrstellen seines Ordens, und wurde darauf zum Professor der Beredtsamkeit auf der Mayländischen Universität di Brera ernannt.

In der reichen, bevölkerten, cultivirten Stadt Mayland fehlte es ihm nicht an Bewunderern seines feinen Geschmacks und seiner ausgebreiteten Gelehrsamkeit, und bey Vornehmen, wie bey Geringen, erwarb er sich viel Liebe durch sanftes und angenehmes Betragen. Franz III., Herzog von Modena, (Oberstatthalter in Mayland) lernte bald Tiraboschi's Verdienst einsehen, und bestrebte sich, ihn als seinen Bibliothekar in Modena anzuwerben, überzeugt, daß er in die Fußtapfen seiner berühmten Vorgänger Muratori, Zaccaria, Granelli, in dieser Stelle treten würde. Tiraboschi hatte schon verschiedene Werke herausgegeben, die ihm Ehre machten, z. B. das von ihm beynahe ganz umgeschmolzene Italienische und Lateinische Vocabularium des P. Mandosio, und einige theils Lateinische, theils Italienische in der Brera gehaltene Reden, welche von seinem guten Geschmacke zeugten; ob er gleich darin noch nicht den weiten Umfang seiner Kenntnisse und die feine Critik in Untersuchung alter Denkschriften, wodurch er so berühmt geworden, zeigen konnte. Die eigentliche Grundlage seines Ruhms war seine in den J. 1766 bis 1768 in 3 Bänden erschienene Geschichte der Humiliaten, wo er mit grosser Belesenheit und schätzbaren Denkmahlen die Geschichte eines Ordens erläuterte, der viele Jahrhunderte in Italien blühte, nachher aber in Verfall gerieth, und 1571 vom Pius V. aufgehoben wurde. Dieses Werk trug zugleich zur Aufklärung der Geschichte Italiens selbst nicht Wenig bey. Weit wichtiger aber und von viel ausgebreiteterem Nutzen war die kurz hernach unternommene ungeheuere Arbeit. Tiraboschi war im Junius 1770 nach Modena an seinen neuen Posten abgegangen: und kaum war ein Jahr verflossen, seitdem er angefangen hatte, der Estenischen Bibliothek daselbst vorzustehen, ein Amt, welches unzählige Mühwaltungen nach sich zog, so hatte er schon den 1. Band seiner Geschichte der Italienischen Litteratur (Storia della Letteratura Italiana) zu Stande gebracht, in welcher er den Anfang mit dem goldenen Zeitalter des August's machte, und sich das Ende des 17. Jahrhunderts zum wirklich erreichten Ziel setzte. Ein solches Unternehmen hätte den allermuthigsten und arbeitsamsten Mann abschrecken sollen; denn welche Arbeit war es, den unermeßlichen Vorrath der Materialien zu dem ganzen Umfange der Gelehrsamkeitsgeschichte eines Landes, wie Italien, von so vielen Jahrhunderten zu sammeln, zu ordnen, zu prüfen, und in einer zusammenhängenden, lehrreichen und anziehenden Erzählung vorzutragen! — Und doch bestand Tiraboschi dieses Abenteuer in nicht mehr als eilf Jahren mit 13 dicken Quartbänden, ob es sich gleich

nur meist in den ihm minder bekannten Wissenschaften, z. B. in der Medicin, Physik, Mathematik u. s. w. fremder Hülfe bediente: der letzte Band geht bis auf das 18. Jahrhundert. Das Werk ward mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, in verschiedenen Auflagen vervielfältigt *), und in Frankreich und in Teutschland in Auszüge gebracht. Der Jagemannische Auszug unter dem Titel: Die Geschichte der freyen Künste und Wissenschaften in Italien (von Christi. Joseph Jagemann, Leipzig 1777—1781. 8.) hat nur 5 Octavbände, welche die drey ersten Theile enthalten und bis 1500 gehen, wegen Mangel an Absatz geliefert. Es ist Schade, daß er nicht vollendet wurde: der Jagemannische Auszug hat den Vorzug, daß er das Ueberflüssige im Tiraboschi — oft verliert er sich in Nebendingen, und spricht zu viel von einer an sich selbst deutlichen Sache — wegließ: er hat überhaupt mehr Tiraboschi's Plan zum Grunde gelegt und sich der Kürze beflissen. Der Französische Auszug von Landi erschien, Bern 1784. 5 Bände, gr. 8. Der unverdrossene Tiraboschi ließ sich indessen durch alle Lobeserhebungen nicht einschläfern; er sammelte, ließ durch Freunde Verbesserungen und Zusätze sammeln, und gab zum abermahligen Erstaunen der Gelehrten eine vollkommnere Ausgabe in 15 Bänden gr. 4. heraus. Keine Nation hat in Umfang und Genauigkeit ein ähnliches Werk über ihre Litteratur aufzuweisen.

Tiraboschi's Geschichte der Italienischen Litteratur übertrifft Alles, was in diesem Fache bisher zum Vorschein gekommen ist. Sie fängt von den Etruskern, den ältesten bekannten Einwohnern Italiens, an, untersucht den Zustand der Gelehrsamkeit in Großgriechenland und Sicilien, kommt auf die Römer, und entwickelt hier in chronologischer Ordnung den Anfang, Fortgang und Verfall der freyen Künste und Wissenschaften. Darauf spürt sie den Ueberbleibseln derselben nach, bis sie sich nach dem Umsturze des Orientalischen Kaiserthums wieder emporheben, und erzählt ihre nachmahligen Veränderungen bis auf unsere Zeiten. Er hat sich dieses zur Pflicht auferlegt, Nichts vorzubringen, als was sich entweder auf die Schriften der Gelehrten, wovon er handelt, oder auf die Zeugnisse der ältesten Schriftsteller gründet. Er erfüllte auch sein Vorhaben, so viel als es sich thun ließ. Hierin besteht hauptsächlich der Werth seines Werkes, welcher durch viele, zum Theil ganz neue, angenehme und wichtige Nachrichten und Betrachtungen vergrößert wird. Weil Italien der erste Sitz der freyen Künste und Wissenschaften in Europa gewesen ist, und diese, nachdem sie im Occidentalischen Kaiserthume fast gänzlich erloschen waren, daselbst in vollem Glanze wieder aufgelebt, und durch unsern ganzen Welttheil nach und nach fortgepflanzt worden sind, so

*) Die erste Aufl. war zu Modena 1772 fg. in 13 Bänden 4. erschienen. Ihr folgten unter andern eine zu Rom 1785. 12 Bde. 4. u. eine verbesserte zu Modena, 1787. 8 Theile, 15 Bände, 4.

gehört die gelehrte Geschichte Italiens zur Geschichte aller Nationen. Wenn eine solche Geschichte von einem kundigen Manne in Italien selbst unternommen, und des allgemeinen Beyfalls gewürdigt worden ist, so kann man sich vernünftiger Weise mehr Vorzügliches von ihr versprechen, als wenn sie von einer fremden Feder ausserhalb Italiens zu Stande gekommen wäre. Ein Mann, der unter den vortrefflichsten Denkmahlen der Gelehrsamkeit und Kunst der Alten zu einem Gelehrten gebildet worden ist, hat anschauende Begriffe der Beweisthümer, worauf sich die Geschichte der schönen Wissenschaften gründet. Von Jugend auf hat sich das Bild der wesentlichen Schönheit und der Wahrheit von den vorzüglichen Meisterstücken der Kunst in seine zarte Seele abgedruckt. Hierdurch wird er ohne sonderbare Mühe geschickt, Alles, was schön oder häßlich, wahr oder falsch ist, durch das Gefühl selbst zu prüfen. Eine Geschichte der schönen Wissenschaften, von einem solchen Gelehrten entworfen, und von solchen Kunstrichtern mit allgemeinem Beyfall aufgenommen, muß sich durch erhebliche Vorzüge auszeichnen.

Als im J. 1780 der Herzog von Modena, Herkules III. zur Regierung gelangte, bezeichnete er seinen Antritt durch ausserordentliche Wohlthaten gegen **Tiraboschi**; er gab ihm den Titel eines Ritters und Raths, ernannte ihn zum Präsidenten der Herzoglichen Bibliothek und Medaillensammlung, gab ihm einen diesen Aemtern und Ehren angemessenen höheren Gehalt, und befreyte ihn von der Obliegenheit der Gegenwart in den gedachten Gallerieen, damit er desto ungehinderter seine litterarischen Geschäffte fortsetzen könne. Hierauf unternahm er seine Biblioteca Modanese, in welcher er die Schätze der Herzoglichen Bibliothek bekannter machte, und von welcher der 1. Band 1781 erschien, und die fünf Jahre später mit dem 6. geschlossen wurde. Das Werk wurde den Conservatoren der Stadt Modena zugeeignet, welche den Verfasser nicht allein mit einem Geschenke von 100 Unzen Silber, sondern auch mit der Ehre belohnten, seinen Namen unter die Adelichen dieser Stadt einzuschreiben. Es enthält Nachrichten von allen Gelehrten, und, jedoch nicht so vollständig, von den Künstlern, besonders Mahlern und Musikern, des ganzen Modenesischen Gebietes; also mit unter, wie in allen Büchern dieser Art, viel unbekannte Namen, die es nicht verdienten, der Vergessenheit entrissen zu werden. Bey Andern aber hatte der Autor Gelegenheit, seine Tradition zur vollkommnen Zufriedenheit der Leser zu zeigen, und viele interessante Notizen bekannt zu machen. Mit eher zu- als abnehmendem Muthe, und um seine Dankbarkeit gegen seine Wohlthäter zu zeigen, unternahm **Tiraboschi** nun andere Werke, die ihm zwar viel Mühe kosteten, aber nur ein locales Interesse haben; dahin gehören seine Storia dell' Abbazia di Nonantola, 2 Bände gr. Fol., und seine Memorie storiche Modanesi, 4 Bände in 4., von welchen aber der letzte, obgleich ausgearbeitet, vor seinem Tode noch nicht abgedruckt war. Mitten unter

diesen Arbeiten beschäfftigte er sich noch zur Erhohlung mit klei-nern Schriften, über verschiedene interessante Materien, Lobre-den und dergl. In Gesellschaft anderer Gelehrten gab er ein Giornale de' Letterati heraus, welches bis zum 43. Bande fort-gesetzt wurde. Es sind darin viele sehr schöne Aufsätze von ihm selbst. Ausserdem hat er auch zu der Paduani-schen Ausgabe der Encyclopedie methodique viele Verbesseru-gen geliefert, akademische Abhandlungen geschrieben, eine Menge Lateinischer Inschriften verfertigt. einen sehr weitläuftigen Brief-wechsel mit eigener Hand unterhalten, und hat sich gegen alle die, welche mündlich oder schriftlich seinen Beystand verlangten, sehr dienstfertig bezeigt.

Unter einer Menge kleiner Abhandlungen, meist genealogischen Inhalts, die ihm gleichsam nur zur Erhohlung von grössern Ar-beiten dienten, zeichnet sich eine aus, worin er es sehr wahr-scheinlich macht, daß der bekannte Nilquellenentdecker Bruce alle seine Weisheit über Abyssinien und die Quellen des Nils den Jesuiten zu verdanken habe. Schon aus diesem Zuge läßt sich sein obgedachter Eifer für die Jesuiten erkennen.

Seine moralischen Tugenden gaben seinen hervorstechenden Ei-genschaften als Gelehrter Nichts nach. Er war ein sehr sanfter, gefälliger und dienstfertiger Mann. Er starb auf seinem Land-gute unweit Modena, wo er sich gewöhnlich aufzuhalten pflegte, am 3. Juny 1794 in einem Alter von 62 Jahren und 6 Monathen.

S. und vergl. Jagemann's Vorrede des 1. Bandes der Ge-schichte der freyen Künste und Wissenschaften in Italien (Leipzig 1777). Allg. litterar. Anz. J. 1796. Nr. 35. und Baur's Gal-lerie histor. Gemählde aus dem 18. Jahrh. Th. 2. S. 385.

**Tirconell**, Richard Franz Tabot, Graf von, Marechal de Camp, ein Irländer, geboren 1712 in Frankreich.

Er diente immer im Kriege, war bey der Armee des Mar-schalls von Broglio, und als Brigadier der Cavallerie auf einem der Schiffe, welche dem Prätendenten nach Schottland zu Hülfe kamen, fiel aber mit Andern den Engländern in die Hände. Nach drey Jahren wurde er ausgewechselt, und gieng 1748 als Marechal de Camp in die Niederlande. Nach dem Frieden löste er den Französischen Gesandten in Berlin ab, lebte aber nur zwey Jahre daselbst, und starb am 12. März 1752. Seine Gemahlin setzte sich durch ihre Decenz und feine Lebensart in solche Achtung, daß ihr der König sein Portrait mit Brillanten besetzt einhändigen, und sich die Damen am Hofe à la Tirconel frisiren ließen.

S. Ladvocat, Th. 6. S. 2036.

**Tischbein**, Johann Heinrich, Hessen-Casselischer Rath, Pro-fessor und Director, auch Cabinetsmahler zu Cassel, der Größte und Berühmteste unter der Künstlerfamilie der Tischbeine, und der Stifter einer neuen Kunstschule, geboren am 3. October 1722 in

dem Hessischen St. Hospital Haina. Er war der fünfte Sohn eines Bäckers. Sein Vater trieb neben seinem eigentlichen Gewerbe verschiedene mechanische Künste, und war unter andern ein nicht ungeschickter Tischler und Drechsler. Von seinem 10. Jahre an trieb ihn eine überwiegende Neigung zum Zeichnen und Nachbilden, so wenig bedeutende Muster er auch in den ersten Jahren dazu vor sich hatte. Man gab ihn zu seinem Oheim, einem Schlosser in Gemünden in Oberhessen, um das Schlosserhandwerk zu lernen. Aber Zeichnen blieb auch hier seine liebste Beschäfftigung, und ohne mit der Pastellmahlerey irgend bekannt zu seyn, machte er seine ersten Versuche mit dreyerley gefärbter Kreide. So mahlte er schon aus eigenem Trieb und Drang als Knabe, ohne Anleitung, Köpfe und Familienstücke. Im 14. Jahre kam er nach Cassel zu einem gemeinen Tapetenmahler in die Lehre, bey dem er wenigstens das Mechanische des Mahlers lernen konnte, und seinen Meister bald übertraf. Als er einstens mit diesem die Frankfurter Messe bezog, und der Churmaynzische Graf Stadion eine Tapete des jungen Tischbein's sah: so beschloß der Graf, das Künstlergenie des jungen Menschen weiter ausbilden zu lassen, und ihn, wenn er erst Zeichnen gelernt haben würde, nach Frankreich und Italien zu schicken. Tischbein wanderte im J. 1743 nach Frankreich, und bildete sich zu Paris unter Vanloo, bey welchem er 5 Jahre verblieb. Von Paris gieng er 1748 nach Venedig, wo er 8 Monathe den Unterricht und die Freundschaft Piazetta's genoß, von dem er das Meiste gelernt zu haben gestand. Hierauf gieng er über Florenz und Bologna nach Rom, wo er sich zwey Jahre aufhielt, und sowohl durch das Anschauen der Antiken, als durch Besuchung jeder Kunstschule sich vervollkommnete. Er kam noch Ein Mahl nach Venedig, kehrte dann nach Teutschland zurück, und hielt sich zu Ende des Jahres 1751 eine Zeitlang bey seinem Gönner, dem Grafen Stadion, auf, wurde aber im Schlangenbade durch ein meisterhaftes Portrait dem Landgrafen Wilhelm VIII. von Hessen-Cassel bekannt, und von ihm zum Hofmahler ernannt: doch erlaubte ihm der Landgraf, noch anderthalb Jahre bey dem Grafen von Stadion zu bleiben, und, auf des Landgrafen Kosten, was er wolle, zu mahlen. Diese neue Aussicht gab seinem Genie einen neuen Schwung, und belebte seine Thätigkeit noch mehr. Gegen das J. 1754 begab er sich nach Cassel, und hier nicht nur, sondern im ganzen Hessischen, entstand durch ihn eine neue Kunstepoche, günstiger, als bisher eine dort gewesen war. In der Mahlerey hatte bisher die dunkle Rembrandische Manier in diesem Lande die Oberhand gehabt, Tischbein war der erste Künstler, der den Blick auf die schöne Natur hinlenkte, indem er in seinen Nachbildungen den lachenden Farbenschmelz der Venetianischen Schule lieh. In den ersten Jahren beschäfftigte er sich meistens nur mit der Erweiterung der Landgräflichen Gemählde-sammlung, und mit der Bildnißmahlerey, die doch nicht sein eigentlicher Beruf war. Die

Unterstützung des Landgrafen setzte ihn hernach in Stand, sein grösseres Talent für historisch-mythologische Mahlerey immer mehr auszubilden. Neuere historische Gegenstände fand er immer einer mahlerischen Darstellung minderfähig, als die mit Allegorien verwebten Scenen der Vorwelt. Während des siebenjährigen Krieges war er zwar nichts weniger als unthätig; aber erst nach demselben begann die schönste Epoche seiner Kunst und seines Ruhms. Seine besten historischen Gemählde sind in den J. 1762 bis 1783 verfertigt. Im J. 1776 wurde die Akademie der Mahlerey, Bildnerey und Baukunst errichtet, und Tischbein zum Professor der Mahlerey an dem Carolinum, wie auch zum Fürstlichen Rath und Director der Akademie der bildenden Künste ernannt. Jetzt wirkte er nicht bloß durch eigene Werke zur Verbreitung der schönen Kunst, sondern auch durch die Bildung von Kunstjüngern, und ward, ohne es zu denken, Vater und Stifter einer neuen Kunstschule, die sich seitdem bis nach Italien verbreitet hat. Nach einem langen, ganz der schönen Kunst gewidmeten Leben starb Tischbein am 22. August 1789. Er hatte sich ganz der mythologischen und historischen Mahlerey gewidmet. Die Portraitmahlerey hatte nur in sofern Reiz für ihn, als sie der Geschichte angehört und Characterzeichnungen aufstellt. Fremd war ihm auch die Landschaftsmahlerey nicht. Aber sein dichterischer, idealisirender Geist schwebte am Liebsten über den entferntesten Zeiten der alten Fabelwelt, wo ihn die schönsten und reizendsten Dichtungen unwiderstehlich anzogen, und wo seine Phantasie freyen Spielraum hatte. Nächst dem ganzen Götterolymp nahm er den Stoff gern aus dem Cyclus der Griechischen Heldenzeit, und stellte ganze Reihen von Auftritten und Handlungen in einer Anzahl von Gemählden aus dem Homer dar. Auf ähnliche Art mahlte er eine ganze Folge von Stücken aus der Geschichte der Cleopatra und des Antonius; wo er aber auch die wahre Geschichte zum Gegenstande seiner Mahlerey machte, da behandelte er sie frey und mit dem Rechte, das der Dichter in der Geschichte ausübte. Auch die heilige Geschichte und Scenen aus der alten Teutschen Geschichte, bis zur Ritterzeit herab, so wie die Allegorie, umfaßte seine Kunst. Nicht leicht würdigte er seine Kunst zur bloßen Nachahmung herab; selbst in seinen Bildnissen ist fast immer etwas Dichterisches. In der Darstellung von Begebenheiten der Fabel oder Geschichte hob er das Affectvolle heraus. Seine Compositionen zeigen durch ihre Rundung und Einheit, daß sie Schöpfungen einer ordnenden Einbildungskraft waren. Seine Zeichnung ist im Ganzen richtig und bedeutungsvoll. Das Nackte seiner Figuren verräth Studium der Antiken; seine transparenten Gewänder sind in einem grossen Geschmack geworfen. Ein grosses Verständniß des Helldunkeln ist ein characteristischer Zug seiner Compositionen. Sein Colorit ist aus der Französischen und Venetianischen Schule zusammengesetzt, heiter und durch gefällige Lebhaftigkeit einladend, doch bisweilen zu lebhaft und zu bunt.

Ruhe und inneres Bewußtseyn war der herrschende Character seines Angesichts; und seine Physiognomie hatte ein ganz eigenes Gepräge von Nachdenken und Ernst, obgleich Freundlichkeit ein Hauptzug seiner Gemüthsart war. Auch besaß er eine liebenswürdige Biederkeit, und viel zuvorkommende Höflichkeit; grosse Seligkeit der Seele, die mit einer natürlichen Reizbarkeit verbunden war, und in unbewachten Augenblicken durch eine kurze Aufwallung unterbrochen wurde. Hochgefühl und Innigkeit war bey ihm so stark, daß selbst gleichgültig scheinende Auftritte des Lebens sein ganzes Wesen durchdrangen. Er war nicht fühllos gegen Vergnügen und Lebensgenuß; aber er ließ sich von ihnen nicht zum Müssiggang oder zu einem Mißbrauch verleiten, der den Geist abstumpft, und den Körper entkräftet. In seinen reifern Jahren war er sehr religiös, oft selbst bis zu einem kleinen Grade von Unduldsamkeit. Nichts aber blieb sich bey ihm so gleich, als seine Kunstliebe und seine unermüdete Thätigkeit. Jene begleitete ihn überall, auch im gesellschaftlichen Leben, wo er oft den Ideengang der Unterhaltung zu neuen mahlerischen Entwürfen nützte. Gegen alles Ceremoniöse und Geräuschvolle hatte er eine entschiedene Abneigung. Gefälligkeit gegen Fremde hatte er sich zum unverbrüchlichen Gesetze gemacht. In der Einrichtung seines Hauswesens liebte er eine anständige Pracht, ohne Verschwendung. Gegen seine Dienstboten war er gerecht und liebreich. Eigentliche Künstlerlaunen hatte Tischbein nicht. Er liebte das Nachdenken über seine Kunst, und Alles, was dasselbe beförderte.

S. Baur's Gallerie hist. Gemählde, Th. 6. S. 313.

**Tissot, Simon Andreas,** Einer der berühmtesten Aerzte seiner Zeit, am 20. März 1728 zu Grency, einem schönen Dorfe in Pays de Vaud, im Canton Bern geboren. Sein Vater war ein Feldmesser. Der junge Tissot wurde von seinem Vater nach Genf, welches in der Nähe liegt, geschickt, um daselbst seine ersten Studien zu machen. In der Folge reiste er nach Montpellier, um die Arzneykunst zu erlernen, und nahm daselbst nach vollbrachtem Cursus den Gradus an. Nach der Rückkehr in sein Vaterland ließ er sich in Lausanne nieder, und widmete sich daselbst der Ausübung seiner Kunst. Bald erwarb ihm nicht allein seine glückliche Praxis, die man mit Wahrheit eine goldene nennen konnte, sondern auch sein schriftstellerisches Talent einen ausgebreiteten Ruhm. Eines der ersten seiner Werke, welches ihn im Kurzen allgemein auf's Vortheilhafteste bekannt machte, war seine Erinnerung an das Landvolk über seine Gesundheit (Avis au peuple sur la Santé), welches 1761 zum ersten Mahl erschien. Gar bald wurde dieses Buch in alle Europäische Sprachen übersetzt, und hat besonders sehr Viel dazu beygetragen, die Aufmerksamkeit aller Freunde der Menschheit, aller Gelehrten, und selbst der Könige, auf diesen geschickten Arzt zu lenken. Er erhielt den Ruf vom Könige von Pohlen, an seinen

Hof zu kommen; aber **Tissot** lehnte den vortheilhaften Ruf von sich ab. Der Magistrat von Lausanne, darüber gerührt, verehrte ihm sein Bürgerrecht, um ihn desto stärker an seine Stadt zu binden. Sein Ruhm vermehrte sich nun wie die Anzahl seiner Werke; haufenweise reisten Fremde von allen Nationen nach Lausanne, um ihn über ihre Gesundheitsumstände zu berathen. Viele vortheilhafte Anträge wurden ihm aus verschiedenen Ländern gemacht. Endlich nahm er für einige Jahre ein Professorat der Arzneykunst zu Pavia an, welches für ihn errichtet wurde. Diese Stelle bekleidete er rühmlich, und zog da viele geschickte junge Leute. Wie ungern man es sah, als er diese Universität verließ, zeigte die artige Sammlung von Abschiedsgedichten in verschiedenen Sprachen, die seine Schüler, mit dem Bildnisse Ihres Lehrers, drucken ließen.

Im J. 1783 kehrte er nach Lausanne zurück, wo er sich bis an seinen am 13. oder 14. Juny 1797 erfolgten Tod aufhielt; verehrt von seinen Mitbürgern, und von einer Menge Fremder, die seines Rathes pflegten. Er war ein Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, unter andern der Königlichen Societät zu London.

Seine Schriften, welche in die meisten Europäischen Sprachen und in die Teutsche mehrmahls übersetzt worden sind, erschienen von 1783—1795 zu Lausanne in 15 Bänden in 12. und in 8. Seine letzte litterarische Arbeit war das Leben Zimmermann's, das er mit freundschaftlicher Parteylichkeit schrieb.

Sein Leben und sein Bildniß befindet sich in Meister's berühmt. Männern Helvetiens.

S. Intellabl. der Allgem. Litt. Zeit. J. 1800. Nr. 218 und Meusel's gel. Teutschl. 5. Ausgabe.

**Titius**, Gottlieb Gerhard, Königlich Pohlnischer und Churfürstlich Sächsischer Appellationsrath, Beysitzer des Oberhofgerichts, wie auch ordentlicher Professor des Codex auf der Universität zu Leipzig. In der Litteraturgeschichte des 17., und zum Theil auch des 18. Jahrhunderts zeichnet sich Titius vor vielen Andern seines Standes besonders aus, und Wenige können auf den Ruhm Anspruch machen, welcher seinen Verdiensten gebührt. Zum Vater hatte er Dr. Johann Titius, Kaiserlichen Comes-Palatinus, Gräflich Stolbergischen Canzler am Harz, und Syndicus sowohl der Hohensteinischen Ritter- und Landschaft, als der freyen Reichsstadt Nordhausen. Hier wurde der 5. Juny 1661 der Anfang seines Lebens. Sobald ein zum Studieren fähiges Alter herangenaht war, kam er in der öffentlichen Schule daselbst unter die Disciplin des Rectors, Friedrich Hildebrand's, der noch verschiedener Schriften wegen bekannt ist, und der übrigen Collegen desselben. Nach des Vaters Tode aber mußte er 1678 diese Schule mit der Aschersleber, im Fürstenthum Halberstadt, vertauschen. Sein Schwager, der Bürgermeister Pflaum, vertrat die Vaterstelle; er nahm ihn zu sich in's Haus,

und ließ ihn durch den Rector Ulmann, nebst dem Conrector Böttcher, zur Universität sorgfältigst vorbereiten. Diese war Leipzig, wohin er zu Ostern 1680 abreiste, um sich die Erlernung der Wissenschaften angelegen seyn zu lassen, welchen er die Kräfte des Verstandes am Meisten widmen wollte. In der ersten Zeit that er es unter der Aufsicht Gottlob Friedrich Seeligmann's, des nachmahligen Churſächsischen Oberhofpredigers, dessen Rathe er folgte, und nicht nur bey Valentin Alberti, sondern auch bey Jacob Thomasius, zur Erlangung philosophischer Kenntnisse schritt. Seeligmann selbst wurde sein treuer Privatlehrer, und angenehmster Freund, mit welchem er im August des gedachten Jahres, der eindringenden Pest wegen, auf die Mecklenburgische Universität zu Rostock gieng. Er blieb daselbst über dritthalb Jahre, und sah sich unter Anführung seines Reisegefährten im Gebiete der Philosophie genauer um; die Grundregeln der Rechtsgelehrsamkeit aber erlernte er von Sibrand'en, Festing'en, und vornehmlich von Lembke'n. Da ihn endlich die erhaltenen guten Nachrichten aus Sachsen weiter keine Gefahr befürchten ließen, so kehrte er nach Leipzig zurück, und setzte nun seine juristischen Bemühungen eifrigst fort. Christian Thomasius, Jac. Born, Barth. Leonh. Schwendendörffer, Aug. Bened. Carpzov und Gottfr. Nicol. Ittig boten ihm in ihren Vorlesungen Gelegenheit genug dar, sich zu einem grossen Rechtsgelehrten zu bilden. Das Meiste trug jedoch der eigene Fleiß dazu bey, und er versäumte es niemahls, dasjenige mit Nachdruck zu prüfen, was er gehört hatte.

Im J. 1688 ertheilte ihm die Leipziger Juristenfacultät die Doctorwürde, worauf er sich entschloß, die akademische Lebensart allen andern weltlichen Diensten vorzuziehen. Er verbrachte daher seine Zeit mit den nützlichsten Arbeiten, und gab entweder jungen Studierenden mündlichen Unterricht, oder er schrieb Dissertationen und Bücher. So sehr sich indessen der Beyfall ausbreitete, welchen seine edlen Handlungen und bewiesene Geschicklichkeit, wirkten: so mußte er dennoch 21 volle Jahre harren. Erst am 25. Februar 1709 ward er als Assessor der Juristenfacultät eingeführt; bey Besetzung lediger Professorate aber nahm man immer keine Rücksicht auf ihn. Die Ursache war ohne Zweifel diese, daß er die Geistlichen, vornehmlich diejenigen, welche Mitglieder des Kirchenraths zu Dresden waren, durch einige freymüthige Sätze beleidigt hatte. Wir werden im Verzeichnisse seiner Schriften, am gehörigen Orte, nach Jugler'n das Nöthige davon sagen. Christian Thomasius, sein ehemahliger Lehrer, dem es ein Vergnügen zu machen schien, wenn er dem ehrwürdigen Orden der Theologen einen Stoß beybringen konnte, erfuhr diese Umstände, und ruhte nicht, bis Titius seinen Zweck erreichte. Er fand Mittel und Wege, ihn dem vielvermögenden Feldmarschall und Staatsminister am Churſächsischen Hofe, dem Grafen von Flemming, bestermaßen zu empfehlen. Dieser gab ihm den Schwung; er kam allen Hindernissen gar

bald zuvor, und durch sein Ansehen ergieng ein besonderer Cabinetsbefehl an die Universität, welcher die Kraft hatte, daß Titius zur vacanten Profession der Pandecten vorgeschlagen wurde, sie, wie leicht zu denken ist, erhielt, und 1710 antrat. Der hergebrachten Gewohnheit nach, wäre er verbunden gewesen, in der Reihe der Rechtslehrer den untersten Platz einzunehmen; allein aus vorzüglicher Gnade gegen ihn mußte jetzt eine Abweichung von der Regel Statt finden. Noch in eben diesem Jahre stieg er schon eine Stufe höher, und erlangte die zweyte Lehrstelle des Codex, zu welcher ihn Ittig's Tod beförderte. Er ward zu gleicher Zeit Appellationsrath zu Dresden, 1713 aber auch Beysitzer des Leipziger Oberhofgerichts. Und nun hatte er mit ausserordentlicher Geschwindigkeit Alles glücklich nachgeholt, was ihm vorher einige Mahl entgangen war. Seine Feinde pflegten zwar zu sagen, was insgemein practisch-mechanische, aber nicht gelehrte Geschäfftsmänner sagen, er verstehe nur die Theorie, in practischen Geschäfften hingegen würde er schwerlich gut fortkommen können; und in der That empfand er freylich nicht die stärkste Neigung dazu: dessen ungeachtet legte er deutlich an den Tag, daß ihm auch diese Eigenschaft eines Rechtsgelehrten nicht fehle, ja es schien vielmehr, als wenn er sich lange Zeit damit beschäfftigt hätte. Selbst der Hof zweifelte desto weniger daran, je öfter er bey Commissionen gebraucht wurde. So befand er sich z. B. unter denen, welche 1706 über die zum Altranstädter Frieden abgeordneten Churſächsischen Minister, und die ihnen zugerechnete Ueberschreitung der Vollmacht, ein Urtheil sprechen mußten. Von solchen Verrichtungen reiste er einige Tage vor seinem Tode aus Dresden krank zurück, und starb an einer Schlafsucht, die ohne Zweifel das allzuviele Wachen und Studieren veranlaßt hatte, wozu ein weisser und rother Friesel trat, am 10. April 1714, im 53. Jahre seines Alters, als Rector der hohen Schule. Seit der Stiftung derselben war dieses zum vierten Mahl geschehen. Er wurde mit grosser Pracht begraben, wovon Vogel in den Leipz. Annalibus S. 1071. fg. Sicul im Prodromo Neo-Annalium Lipſ. J. 1715. S. 249—261. und aus Letzterm Schulze im Abrisse einer Geschichte der Leipz. Universität S. 336—339. ausführliche Nachricht ertheilen.

Dieß ist die kurze Lebensbeschreibung unseres Titius, eines systematischen Kopfes, welchen gründliche Kenntnisse der Philosophie scharfsinnig im Reden und Schreiben, auch freymüthig genug gemacht hatten, die meisten Fächer der Rechtswissenschaft von den eingeschlichenen Vorurtheilen zu reinigen, und dieselben mit geläuterten Begriffen zu vertauschen. Wenn schon seine Meynungen vom Gerichtsbrauche größtentheils abweichen; so sind sie doch deßwegen nicht zu verwerfen; vielmehr dem denkenden Leser eine reiche Quelle genauerer Betrachtungen. Zuweilen schreibt er nur zu heftig, oder gar zu subtil. Er satyrisirte oft, und dieses schien ihm natürlich zu seyn; aber er war gleichsam

ein anderer Juvenal, kein Horaz, welchem sein Lehrer Christian Thomasius folgte. Ausserdem lebte er als ein rechtschaffener, gefälliger Mann, und ein guter Christ, ob ihn gleich Einige verschiedener verdächtiger Sätze beschuldigen wollten. Bey einer starken Hypochondrie, von welcher er gefährliche Folgen vermuthete, schrieb er bereits 1692 sein Glaubensbekenntniß selbst auf, und fügte den Text, nebst dem ganzen Entwurfe zur Leichenpredigt, auch zum Theil seine Lebensumstände hinzu. Allein es wurde dieses Papier erst nach seiner Beerdigung gefunden, und sogleich auf Einem Octavbogen zum Drucke befördert. Der Pauliner- oder Universitätskirche, wo seine Gebeine liegen, hinterließ er zur Ausbauung der schönen Orgel, die man nun darin sieht, eine beträchtliche Summe Geldes; das übrige Vermögen aber ist ohne Zweifel, da er sich niemahls verheyrathet gehabt, seinen Brüdern, dem ältesten, einem Stadtsecretär zu Nordhausen, und dem andern, einem Leipziger Kaufmanne, zugefallen.

Titius war ein sehr fruchtbarer Schriftsteller, und seine Schriften, welche alle Hauptheile der in Teutschland üblichen Rechte, das peinliche ausgenommen, zum Gegenstande haben, sind so beschaffen, daß sie noch immer, bis auf den heutigen Tag, ein lebhaftes Andenken seiner Verdienste erhalten, und die meisten derselben von Rechtsgelehrten genutzt werden, welche das Besondere dem Gemeinen, den Kern der Schale, vorziehen. Um das Teutsche Staatsrecht hat er unstreitig das Verdienst, daß er sowohl über den Umfang und die Gränzen dieser Wissenschaft, als über deren richtige Lehrart und Ordnung mehr als seine Vorgänger nachgedacht, und die unschickliche Nachahmung der Justinianischen Institutionen mit Recht angegriffen hat. Jede andere Ordnung mochte vor derselben leicht den Vorzug verdienen. Und wenn gleich diejenige, welche Titius erwählte, noch nicht die vollkommenste war; so brachte sie doch manche bisher meist übergangene Materien in dieses Studium, und konnte den folgenden Schriftstellern zu neuen Ueberlegungen und Versuchen Anlaß geben. Auch in der Ausführung zeigte er wenigstens mehr Scharfsinn und eigenes Nachdenken, als viele seiner Vorgänger. Die Aeusserung, welche Titius gleich in der Vorrede zur ersten Ausgabe seines Buches gegen die vom Vitriarius gebrauchte Institutionen-Methode einfließen ließ, hatte eine Vertheidigung veranlaßt, die unter dem mit seinen Anfangsbuchstaben bezeichneten Namen des jungen Vitriarius in Druck erschienen, und gleich hernach von Titius mit seinen beygefügten Anmerkungen oder sogenannten Castigationibus von Neuem herausgegeben worden. In dieser Streitschrift, die hernach den neuen Ausgaben seines Specimnis Iuris publici beygefügt ward, war Titius nur zu heftig wider seinen Gegner.

Seine an's Licht gestellten Ausarbeitungen sind bekannt, und müssen einzeln hier aufgeführt werden. Sie sind zusammen, nach der Zeitrechnung, folgende: Diss. an plus valeat, quod

eſt in veritate, quam quod eſt in opinione, vel contra? occaſ. §. 11. I. de Legatis, et L. 15. D. de acquir. vel omitt. heredit. Lipſ. 1685. Praeſ. Godofr. Nicol. Ittigio. — Diſſ. de obligatione ex teſtamento imperfecto. Lipſ. 1688. Sie war ſeine Gradualſchrift. — Iurisconſulti, *Nicol. Beckmanni*, ad V. C. Severin. Wildschütz, Malmogienſem Scandum, Epiſtola, in qua ipſi cordicitus gratulatur de devicto et triumphato Pufendorfio. Hamb. 1688. 4. 15 Bog. Schon im J. 1727 muthmaßte der Verfaſſer der Biblioth. juris Imperantium, (welcher Joh. Fr. Wilh. von Neumann ſeyn ſoll, wie Ayrer im Programm de Principe, herede privati, p. 5. am Ende angezeigt) p. 41. daß Titius dieſe Schrift verfertigt habe. Thomaſius in der paulo pleniore Hiſtoria Iur. nat. p. 121. entdeckte ihn nur mit den Anfangsbuchſtaben des Namens; Brucker hingegen in der Hiſtoria crit. Philoſophiae, Vol. IV. P. 2. p. 775 drückt denſelben ganz aus. Der Einzige unſeres Wiſſens, welcher dieſe Meynung verlaſſen hat, iſt der Hofrath Meiſter zu Göttingen. Er macht im III. Th. S. 130 ſeiner Bibl. Iur. nat. et gent. den Gottfried Thomaſius, des Halliſchen Rechtsgelehrten Bruder, zum eigentlichen Urheber, jedoch ohne ſichere Beweiſe. Denn zu geſchweigen, daß im Verzeichniß der Schriften, die von dieſem groſſen Arzte vorhanden ſind, eines ſolchen Sendſchreibens nicht gedacht wird, ſo wären, wie Jugler wähnt, leicht andere Gründe für die erſte Muthmaßung herbeyzubringen. Die ganze Schrift iſt ungemein ſpöttiſch, und manche Stelle auch wider den geiſtlichen Stand. Wir können keine beſſern Begriffe davon mittheilen, als wenn mir Thomaſius Gedanken am angeführten Orte abſchreiben. „Scriptum Schwarzianum, ſagt er, magis riſu, quam ira, dignum videbatur. Et riſu etiam dignatus est amicus quidam Pufendorſianus, (G. T.) ſed erudito, et qui ingenuo homine non eſſet indignus. Hic ſimulans, ac ſi nomine Becmanni Wildschützio de devicto et triumphato Pufendorfio gratulari vellet, ita lepide genium Becmanni expreſſit, ejusque ſtilum, ita ſtultitiam ſcripti Wildſchützіani ad oculum, tamquam aliud agendo, monſtravit, ita ſatyram in omnes paene omnium Facultatum ac ſcientiarum naevos, adhuc hodiernum in Academiis regnantes, ſale et pipere conditam ſcripſit, ut multi horum gnari faſſi fuerint, et hodiernum fateantur, *Erasmi* encomium Moriae et colloquia, item *Huttеni* epiſtolas obſcurorum virorum, nihil eſſe ad iſtum Parmenonis ſuem. — Diſſ. de putativo contractu litterali, Lipſ. 1691. Joh. Zacharias Hartmann, oder vielmehr ſein Reſpondent, Detlev Aug. Werlin, ſchrieb dagegen, und vertheidigte eine andere zu Kiel 1730. — Diſſ. de fictionum Romanarum natura et inconcinnitate, 1694. — Diſſ. de jure metallorum, 1695. — Diſſ. de officio ſermonicantium, 1695. Eine ſehr wichtige Abhandlung, an deren Ende er genau beſtimmt, in welchen Fällen es Tugend oder Laſter ſey, die Wahrheit oder Unwahrheit zu reden; oder gar zu ſchweigen. — Ser-

mo funebris in exequiis *Pauli Wagneri*, Conſulis Lipſienſis, 1697. 1½ Bogen in Fol. Dieſe kurze Rede iſt bey den Funeralien deſſelben. — Specimen Iuris publici Romano-Germanici, a conſueta ordinis materiarumque confuſione, variisque Scriptorum praejudiciis, adaequata brevitate reſtituti. Die 1. Auflage erſchien zu Leipzig 1698. 12. 1 Alph. 6 Bog. Weil er in der Vorrede die Tribonianiſche Lehrart, deren ſich Phil. Reinh. Vitriarius beym Vortrage des Teutſchen Staatsrechts bedient hatte, auch oft im Buche ſelbſt mancherley Sätze deſſelben ziemlich hart angegriffen: ſo gab der Sohn, Joh. Jac. Vitriarius, jedoch nur unter den Anfangsbuchſtaben ſeines Namens, zu Leyden in eben dem Jahre, Format und Tone auf 7 Bogen heraus: Vindicias pro *P. R. Vitriario* contra *G. G. Titium* ſcriptas. Titius beantwortete ſie 1699 vermittelſt ſeiner Anmerkungen, und ließ die Vindicias zugleich wieder auflegen, welche Schrift 19½ Bogen füllt. Die 2. Edition vom Specimine Iur. publ. erfolgte ſehr verändert, auch weit vermehrter, 1705. 8. und es kamen die Vindiciae *Vitriarii*, annotationibus caſtigatae, nebſt ſeiner Diſſertat. de habitu territoriorum Germanicorum etc. hinzu. Nach des Verfaſſers Tode ward dieſelbe ebenfalls zu Leipzig 1717 wiederhohlt. Jugler ſagte von derſelben: ſie enthalte Nichts mehr, als die zweyte, vielleicht nur mehr Druckfehler, und beträgt 3 Alph. 8 Bogen. An Scharfſinnigkeit, eigenem Nachdenken und Ordnung übertrifft Titius die Meiſten ſeiner Vorgänger; er entdeckt Irrwege, auf welchen Andere unbehutſam fortſchritten; er läßt ſich von keinem Anſehen der Perſon oder von Vorurtheilen hinreiſſen, ſondern raiſonnirt, nach ſeinem aufgeklärten Verſtande, frey. So wie Cocceji die Reichshiſtorie im Staatsrechte zu Rathe zog, ſo war Titius der Erſte, welcher dabey die Philoſophie berückſichtigte. Darin iſt er aber wohl nicht zu entſchuldigen, daß er oft leichte Sachen durch dunkle, aus der Philoſophie entlehnte Kunſtwörter ſchwer gemacht, und die Reichshiſtorie nicht genug zu Hülfe genommen hat, ob ihn gleich Otto Ludw. v. Eichmann in einem zu Halle 1753 gedruckten Quartbogen, welcher nur zu kurz gerathen iſt, deßwegen hat vertheidigen wollen. Doch dieſe Mängel ſind, in Betrachtung der übrigen guten Eigenſchaften des Buches, ſchon zu überſehen: und wenn es gleich Anfängern nicht zu empfehlen iſt; ſo kann es dennoch Geübtern groſſen Nutzen bringen. Mehr davon iſt in Moſer's Bibl. Iuris publici, P. II. p. 484—493. und in Pütter's Litteratur des Teutſchen Staatsrechts, Th. I. S. 300 zu leſen. Wie verdient er ſich darin auch um die Privatrechtsgelehrſamkeit durchlauchtiger Perſonen in unſerm Vaterlande gemacht habe, indem er dieſe Wiſſenſchaft nicht mehr unter andere, zum Staatsrechte gehörige Wahrheiten miſchte, ſondern in einem eigenen Kapitel abhandelte, und zuerſt die Gränzen zwiſchen dem Staatsrechte und dem Privatrechte der Reichsſtände beſtimmte, zeigt Nettelbladt in den Halliſchen Beyträgen zur juriſt. gelehrten Hiſtorie, Bd. I. S. 109 ſehr wohl. —

Das Teutsche Lehnrecht, nach seiner eigenen Beschaffenheit und Verfassung des Teutschen Staats, durch kurze und deutliche Sätze, nebst einem Anhang einiger in Lehnsachen gebräuchlichen Formuln vorgestellt, Leipz. 1699. 12. Ferner 1707. 1714 u. 1730. 8. Diese letzte Ausg. ist 1 Alph. 17 Bog. stark. Auf dem Titel steht, daß sie von Druckfehlern der vorigen mit Fleiß gesäubert, an vielen Orten verbessert, auch mit nöthigen Summarien und Registern versehen sey. Der Reichshofrath von Senkenberg, ein Gelehrter, welcher dieses Fach wohl kannte, beurtheilt die Arbeit des Verfassers also: „Opus, ut pleraque auctoris, nimium ordinatum, ab omni historiae Germanicae notitia, et propria experientia, nudum, tamen a multis praejudiciis sublatis, indicio haud spernendo, et rerum copia laudandum est.“ S. seinen Prodromum Iuris feudalis, bey der 1734 besorgten neuen Auflage des Struvischen Syntagma Iur. feud. p. 58. Und in den primis Lineis Iur. feudal. p. 61. setzt er noch hinzu: „modo proponendi satis tolerabili utitur, judicium summum ubique spirat, multa dicit aliis indicta.“ — Ars cogitandi, sive Scientia cogitationum cogitantium, cogitationibus necessariis instructa, et a peregrinis liberata, Lipf. 1702. auch 1723. Beyde Mahl 24 Duodezbog. Er gieng in dieser Einleitung zur Vernunftlehre dem Chr. Thomasius, seinem grossen Anführer, mit glücklichen Schritten nach, und verwarf auch hier alte, unnütze Schulgrillen. Ob er schon dem Aristoteles sein so lange behauptetes Ansehen nicht einräumt, so muß man sich doch darüber wundern, daß er weder desselben, noch des Carteslus Schriften gelesen habe, wie er selbst in der Vorrede gesteht. Zur Erläuterung bedient er sich oft juristischer Beyspiele, dergleichen, ausser mehreren, Kap. XIV. de cogitationum humanarum methodo §. 40—75 und Kap. XV. de ineptiis methodicis §. 38 — 46 vorkommen. Was er S. 449 — 497 gegen Poiret's Tractat de eruditione solida, superficiaria et falsa schreibt, wobey er ihm auch einen fanatischen Enthusiasmus vorwirft, das ist wohl in einem so kleinen Handbuche zu weitläuftig geschehen. Dieser Gelehrte antwortete ihm in einer ausführlichen Widerlegung, welche seiner neuen Edition des gedachten Tractats zu Amsterd. 1707. 4. S. 449 fg. einverleibt wurde. Daß aber des Titius Werkchen in unsern Zeiten veraltet, ist ohne unsere Erinnerung bekannt; gleichwohl hat es seinen Werth nicht ganz verloren. Es kann wenigstens jungen Juristen zuweilen noch Dienste leisten. S. übrigens das Journal des Savans, 1704. p. 99. — Observationes in Sam. L. B. de Pufendorf Libros II. de officio hominis et civis, Lipf. 1703. 12. 1 Alph. 10 Bog. Ebendas. 1703. 8. Mit dem Werke selbst 1715. 1722. 1734. 1751. 1 Alph 13 Bog. und endlich 1759 immer in 8. Doch ist vielleicht das letzte Exemplar nur mit einem neuen Titelbogen versehen worden. Ferner hat auch Eberhard Otto des Verfassers Anmerkungen seiner Ausgabe des Pufendorf's zu Utrecht 1728. 8. beygefügt, und diese ward zu Leyden 1769 sehr prächtig wieder gedruckt. Die Prolegomena des

Titius handeln de habitu et contextu disciplinarum moralium. So viele Editionen sind ein sicheres Kennzeichen des Beyfalls, ob er schon oft zu metaphysisch und logikalisch zu seyn scheint, und auf Kleinigkeiten verfällt, welches Treuer in der Vorrede zum Pufendorfischen Werke tadelt, dessen neuen Abdruck er ebenfalls mit seinen Noten besorgt hat. Daß er nicht selten diesen würdigen Lehrer des Naturrechts mißbillige, leuchtet gar bald in die Augen; auch den Grundsatz desselben von der Geselligkeit hält er für zu enge, und nimmt dagegen in der Anm. 79. §. 7. den folgenden an: „Cole Deum; exerce philautiam et socialitatem erga vivos et mortuos; nec non propagationi, naturae humanae attemperatae, studе, conditioni tuae vel naturali, vel adventitiae, convenienter.“ — Eine Probe des Teutschen geistlichen Rechts, wie selbiges ohne Päpstliche und pavenzende Verfälschung, auch andere unförmliche Verwirrung aus den Grundsätzen göttlicher Rechte, zum Gebrauch Protestirender Staaten in richtiger Ordnung etwa könnte fürgestellt werden, Leipz. 1701. 1709 und abermahls, mit Beybehaltung dieses Druckjahres, und zuletzt 1741. 8. Jugler's Exemplar vom J. 1709 erfüllte 2 Alph. 10 Bog. Dieses ist eben dasjenige Buch, worin er Gedanken eröffnete, die der Geistlichkeit nicht gefielen. Man lese z. B. das Kapitel vom Superintendenten, §. 5. S. 343 fg. das Kapitel von der Kirchendisciplin, §. 51. S. 541. Viele andere Sätze, gleichen Gepräges, übergehen wir. Wer Alles umständlicher wissen will, der lese nur seine daselbst 1711 auf 2 Oct. Bog. gedruckte, und 1721 wiederhohlte „Erklärung einiger in der Probe des Teutschen geistlichen Rechts vorkommenden zweifelhaften Stellen, wodurch dieselben theils geändert, theils erläutert werden.“ Aus dem kurzen Vorberichte an den Leser läßt sich die Ursache leicht einsehen, warum er so lange ohne öffentliche Bedienung habe bleiben müssen. Wir wollen hier mit Jugler'n seine eigenen Worte beyfügen. „Es hat, sagt er, die Erfahrung bezeugt, daß Vielen meine Meynungen mißfallen, sogar daß an einem hohen Orte dafür gehalten worden, daß in solcher Schrift verschiedene wider die Gesetze und Verfassung des geist- und weltlichen Etats der Sächsischen Lande laufende, weit aussehende Principia, sowohl ärgerliche, böse, unverantwortliche, wider die Kirchengesetze, auch aller rechtschaffenen, unverdächtigen Evangelischen Doctorum in Gottes Wort gegründete Lehrsätze streitende Meynungen und Schreibart enthalten wären. Wenn ich Horatii de arte poet. v. 386. —— si quid tamen olim scripseris, caet. Rath bey Abfassung des geistlichen Rechts gefolgt hätte, so würde sonder Zweifel, nach Ablauf der von dem Poeten gesetzten Zeit, von denen vorigen Gedanken viel abgegangen seyn. Allein was hindert es, daß man nicht auch eine Schrift, welche allbereit über neun Jahre durch den Druck bekannt worden, mit nöthigen Anmerkungen erklären und ändern könne? Ich thue dieses um so viel lieber, je mehr ich denenjenigen, welche ich allen gebührenden Respect schuldig bin, mein aufrichtig Absehen, nach welchem ich nie-

mahlen Dinge vorsätzlich zu schreiben gesonnen gewesen, dadurch an den Tag zu legen verhoffe, und je weniger meine Meynungen der Wahrheit einigen Abbruch thun können." Eine Recension des geistlichen Rechts, welches, nach Reimmann's Anzeige in der Einleitung in die Histor. litterariam der Teutschen, Bd. VI. S. 514 an einigen Orten confiscirt gewesen seyn soll, steht in Eccard's monathlichen Auszügen 1702. S. 13—20 des Monaths März und in den unschuldigen Nachrichten 1704. S. 539 fg. wo unter andern auch dieses vorkommt: Utinam vero non occurrerent in eleganti isto apparatu loca quaedam, quae forsan nobilissimo Auctori exciderunt, pleno periculo, et a doctrina puriori aliena! O, quam lubentes supersederemus odioso hoc monendi munere!" Mit einem Landprediger zu Panitzsch unter der Leipziger Inspection, Justin Töllner, fiel er in eine besondere Streitigkeit, weil er im Kapitel von der Ohrenbeichte S. 465 des geistlichen Rechts der Absetzung desselben, wegen verweigerter Absolution, Erwähnung gethan hatte. Dieser stellte 1703 zu Halle eine deutliche Widerlegung an's Licht, die aber Titius 1704 zu Leipzig öffentlich beantwortete. Diese Schrift, welche 11 Oct. Bog. stark ist, hat den Titel: G. G. Titii fernere Ausführung seiner in der Probe des Teutschen geistlichen Rechts fürgetragenen Lehre vom Päpstlichen Mißbrauch des Bindeschlüssels, wider Hrn. Justini Töllner's vermeyntliche Widerlegung. S. die unsch. Nachr. 1705. S. 461 und Walch's Religionsstreitigkeiten unserer Kirche, Th. III. Kap. 5. §. 24. S. 116. Was Thomasius in der Hist. contentionis inter Imperium et Sacerdotium p. 637 schreibt, überlassen wir einem Jedem zum eigenen Nachlesen. Eben derselbe meldet S. 662, daß Titius auch über den Kirchenbann von dem Rostockischen Gottesgelehrten, Johann Fecht'en, 1711 in der Tractatione theologica de excommunicatione ecclesiastica angefochten, aber in der Hallischen Neuen Bibliothek, Bd. III. St. 21. S. 1—33 von einem berühmten Rechtsgelehrten scharfsinnig vertheidigt worden sey. Er nennt diesen Verfasser zwar nicht; allein in Gundling's satyrischen Schriften (Jena 1738. 8.) findet man S. 331—426 nicht nur denselben Aufsatz, sondern auch eine Vertheidigung wider Fecht's kurze Nachricht vom Kirchenbann, welche er 1713 auf 12 Quartbogen herausgab, und die gleichfalls im gedachten Bande der Neuen Bibl. S. 739—802 recensirt wird. — Observationum ratiocinantium in Compendium juris *Lauterbachianum* Centuriae quindecim, quibus loca obscuriora ac dubia explanantur, ac vetus juris Romani habitus et usus ex genuinis principiis, contra vulgaria praejudicia, per singulos titulos ostenditur, Lipsi. 1703. 8. 2 Alph. 16 Bog. Die 2. Ausgabe erfolgte ebendas. 1717 ohne Veränderung. Sonst stehen sie auch in Mollenbeck's Thesauro Iuris civilis, und Freiesleben's *Schützio* illustrato, von welchen beyden Werken Jugler in seinen Beyträgen, B. III. S. 98—100 das Nöthigste gemeldet hat. Die wahre Absicht des Verfassers erhellt aus dem ganz abgeschriebenen Titel seines Buches,

welches in den Lat. Act. Erud. 1730. p. 499—504 mit Beyfügung vieler Proben angezeigt worden ist. — Ad virum clarissimum, Dn. D. *Sigism. Reichard. Jauchium*, Misnensem, unius illius casus assertorem strenuum, ac vindicem optimum maximum, Dissertatio epistolica, Lipsi. 1704. 8. 4 Bog. Eine nun selten gewordene Streitschrift. Ganz unten auf dem Titel liest man noch die Worte: Maxima de nihilo nascitur historia. Jauch hatte 1694 zu Dresden eine Enodationem versiculi sane uno casu §. Aeque 2. Inst. de actionibus in 4. an's Licht gestellt, und zu behaupten gesucht, daß diese Worte nicht de necessitate agendi, sed probandi zu verstehen wären. Er ward aber zu Wittenberg 1697 in einer unter Gottfried Strauß's Vorsitz gehaltenen Dissert. ad librum IV. tit. 6. I. de actionibus widerlegt; worauf er in demselben Jahre Vindicias casus unici etc. drucken ließ. Die von ihm vorgetragene Meynung mißbilligte auch Titius in der Observ. 257. S. 172 seines vorher angeführten Buches über den Lauterbach, welches Jauch'en bewog, ihm 1703 iteratas Vindicias entgegenzusetzen. Diese nun beantwortete Titius vermittelst der epistolischen Dissertation; und weil sein Gegner bitter und beleidigend geschrieben hatte: so that er desgleichen. Sein Lateinischer Ausdruck ist übrigens nicht unangenehm, wie in den übrigen Schriften; als Philosoph aber hätte er billig seine aufgebrachte Leidenschaft im Zaume halten sollen. — Diss. de habitu territoriorum Germanicorum, et inde veniente totius Reipublicae forma. Lipsi. 1704. Daß sie auch der 2. und folgenden Auflage des Speciminis Jur. publ. angehängt worden sey, ist, wie oben erinnert worden, gewiß; hingegen ein Braunschweigischer Abdruck, vom J. 1705. 4. sehr zweifelhaft, ob er gleich in Lipenii Bibliotheca, P. I. p. 526. ed. nov. angezeigt wird. Der Etatsrath v. Moser urtheilt in der Bibl. Jur. publ. Th. II. S. 496. von dieser Abhandlung, daß Titius hierin seine paradoxesten Meynungen gleichsam concentrirt, und sonderlich die Superioritatem territorialem gar zu hoch erhoben, wozu ihn hauptsächlich verleitet zu haben scheine, daß er das Reichsherkommen allzusehr aus den Augen gesetzt habe, u. s. w. (Wie wenig er vom Reichsherkommen halte, beweist schon der letzte §. Lib. II. Cap. 8. seines Juris publici.) — Diss. de dominio, in rebus occupatis ultra possessionem durante, 1704. Sie ist gegen des Niederländischen Rechtsgelehrten, von Bynkershoek, Diss. de dominio maris geschrieben worden. — Unschuld und Nothwendigkeit des Rechts der Natur, und der Lehre, wider das ungereimte Vorgeben des Autoris des Lichts und Rechts dargethan, Leipzig 1704. 8. unter dem Namen eines Liebhabers der Wahrheit, wie Glafey in der Geschichte des Rechts der Vernunft, S. 270. und Andere mehr versichern. Daß Johann Samuel Stryck am Licht und Recht einen vorzüglichen Antheil, und Nichts weniger zur Absicht gehabt habe, als die natürliche Rechtswissenschaft zu einer unnützen Beschäfftigung zu machen, ist nun bekannt genug. Thomasius aber, welcher

grossen Unwillen über den Verfasser bezeigt, ob er ihn schon nicht nennt, sagt in der paulo pleniore Historia Jur. nat. Cap. VI. §. 53. p. 128. es sey in der Unschuld und Nothwendigkeit des Rechts der Natur dieses irrigen Satzes Nichtigkeit bescheiden und gründlich erwiesen, und zugleich entdeckt worden, daß eine Herrschaft über die Gewissen der Menschen darunter verborgen liege. — Diss. de successione in Germaniae territoria, 1707. — Vorrede von gründlicher Erkenntniß der Gesetze insgemein, und zwar bloß nach der Theorie; ingleichen vom Mißbrauche des Völkerrechts, welches er einen Deckmantel der Ungerechtigkeit und Eitelkeit nennt. Sie besteht aus 14 Octavblättern, und ist der Einleitung zum Natur- und Völkerrecht (Halle 1708. 8.) vorgesetzt worden. Der ungenannte Verfasser ist nicht bekannt geworden. — Severini de Monzambano de Statu Imperii Romano-Germanici liber unus. Lipsi. 1708. 8. Er setzte zu des Oldenburger, Obrecht, Kulpis und Thomasius Noten seine eigenen. Im J. 1734 ward eben daselbst eine neue Auflage in 8. von Joh. Gottfr. Schaumburg'en besorgt. Sie enthält 1 Alph. 19 Bog. und zugleich des Herausgebers Noten, nebst einer Vorrede desselben von 4 Bog. de libertate sentiendi in caussis publicis restricta, welche lesenswerth ist. — Diss. de jure Nobilitatis Lutheranae ad immediata Germaniae Capitula et Canonicatus, Lipsi. 1709. Sollte er nicht §. 20 u. 21. satyrisiren? — Juris privati Romano-Germanici, ex omnibus suis partibus, puta Jure civili, ecclesiastico et feudali, hactenus separari solitis, secundum genuina Jurisprudentiae naturalis fundamenta compositi, a tricis et obsoleto jure purgati ex necessario suppleti, ac ordine naturali planoque, adjectis etiam summariis Capitum statui Reipublicae Germanicae attemperati, libri XII. quibus Jurisprudentia privata Germanica usui Scholarum et vitae civilis propius aptatur, Lipsi. 1709 u. 1724. 4. Diese 2. Ausgabe ist 10 Alph. 7½ Bog. stark, und von der ersten nicht unterschieden; nur das Register hat einige Vermehrungen erhalten. Der ganze hier abgeschriebene Titel zeigt schon seinen Plan, welchen er in der Vorrede weitläuftiger darlegt. Er verschweigt auch daselbst nicht, daß er Vieles aus seinen übrigen Schriften mit hineingebracht habe. Sein voranstehendes Bildniß soll ihm sehr ähnlich seyn. Eine gute Recension liefern die Lat. Act. Erud. 1709. p. 452—457. In Senkenberg's Tractatione subitaria, qua Systematis juris universi, caet. schemata designantur, ad Joh. Henr. von der Lühe, (Giessen 1742. 4.) liest man S. 29 folgendes Urtheil von diesem Werke: „*Titius* in Jure privato R. Germanico publica et Germanica jurium placita, illa, ut separatim tractanda, haec, ut nondum satis nota, nec *Titio* multum adamata, omisit. Voluisse eum jura Germanica non omittere, vides, et tamen omisit; tentasse eum naturalium jurium placita simul tradere, itidem constat, neque tamen ita tradidit, ut res poscebat, neque etiam meo sensu in reliquis ita versatus, uti ego quidem optassem." Practische Rechtsgelehrte werden keinen sonderlichen

Trost darin finden; dieß ist wahr. Allein der Verf. sagt es auch selbst, daß er für diese nicht geschrieben habe. Genug, es bleibt immer ein würdiges Product des denkenden Kopfs, von welchem es vorhanden ist. Als Titius todt war, und Joh. Heinr. von Berger nebst Caspar Heinrich Horn'en, die Beyde mit ihm um den Vorzug zu streiten schienen, nicht mehr im Dresdner Appellationsgerichte saß, da kam erst sein Privatrecht empor, und hatte stärkern Abgang. — Oratio de libertate juridica, Lipſ. 1710. 4. 4 Bog. Das Programm gleichen Inhalts ist dabey und besonders auf $1\frac{1}{2}$ Bog. gedruckt. Die Veranlassung dazu gab das von ihm anzutretende Lehramt. Warum er aber einen solchen Gegenstand zur Rede erwählt habe, ist nicht schwer zu errathen, vornehmlich da er sich S. 21. wegen unterschiedlicher Sätze verantwortet, die Theologen in seinem geistlichen, und Andern im Staatsrechte nicht gefallen hatten. — Diſſ. de servitute faciendi. Lipſ. 1710. Einen Monath nachher trat auch seines ehemahligen Schülers, Ephraim Gerhard's, Dissert. de servitutibus in faciendo consistentibus zu Jena an's Licht. Was Gundling von einer solchen Dienstbarkeit gedacht habe, das kann man in der Sammlung seiner kleinen Teutschen Schriften, S. 454—464 lesen. Joh. Wieger hat zu Straßburg 1749 gegen den Titius und Gerhard eine andere Diſſert. de servitute in facto non consistente gehalten. — Progr. de utilitate Juris naturalis in Jure civili, 1711. Es wird ihm in Lipenii Bibl. P. I. p. 780. ed. nov. zugeeignet. — Diſſ. de polygamia, incestu et divortio, Jure naturali prohibitis, 1712. Er zeigt auch hier eine freye Denkungsart, und geht, wie sonst, oft vom Thomasius, seinem Lehrer, ab. — Diſſ. de contractibus patris et liberorum, in potestate ejus existentium, 1713.

Alle diese Disputationen, an der Zahl XIII. hat Ferdin. Aug. Hommel gesammelt, zu Leipzig 1729 auf 3 Alph. 14 Bog. in 4. herausgegeben, und eine kurze Lebensbeschreibung des Verfassers, nebst guten Registern, hinzugefügt. Eine sehr weitläuftige und lehrreiche Recension dieser Sammlung ist den Act. Erud. bey welchen Titius ein fleißiger Mitarbeiter war, S. 113—121. des J. 1730 und den Supplementis dazu Bd. X. S. 15—33. einverleibt worden. Am ersten Orte heißt es mit Recht: „Quandoquidem *Titius* nihil in lucem emittere posse videbatur, nisi quod ingenium sublime spiraret, ac solidiori Jurisprudentiae insignem utilitatem afferret; intererat ad decus et emolumentum Reipublicae litterariae publicas tanti ICti Disputationes, velut aureas variarum veritatum particulas, pretiosasque rerum praestantissimarum gemmas conquirere, passim recuperatasque conservare solicitius.“

S. Programma funebre Acad. Lipsiensis A. 1714. fol. Ein anderes derselben im J. 1715. F. worin des Titius nach seinem Tode gefundenes Glaubensbekenntniß Lateinisch übersetzt, und Verschiedenes von dessen Lebensumständen eingemischt wird. Acta Erudit. Latina A. 1714. p. 391. Glafey's Geschichte des

Rechts der Vernunft, S. 234. Stolle's Historie der juristischen Gelahrtheit, S. 172. Diese sind die Quellen, woher Jugler seine genaueren litterarischen und critischen Nachrichten von dem Leben und den Schriften dieses Rechtsgelehrten geschöpft hat.

S. Jugler's Beyträge zur juristischen Biographie, 6. Bd. 1. St. S. 105. und Pütter's Litteratur des Teutschen Staatsrechts, Th. 1. S. 299.

Titius (Tietz), Johann Daniel, Magister der Philosophie, Professor der Physik und Senior der philosophischen Facultät auf der Universität zu Wittenberg, Mitglied der ökonomischen Gesellschaft zu Leipzig, der naturforschenden Freunde zu Berlin, und der naturforschenden Gesellschaft zu Danzig. Daß Teutsche Gelehrte vor Zeiten ihre Namen in das Griechische oder Lateinische übersetzt, oder ihnen lateinische Endungen angehängt haben, ist bekannt: es haben aber auch Mehrere in den neuern Zeiten ihre ursprünglich Teutschen Namen wiederum angenommen, indem sie Andere beybehielten. So schrieb sich unser Titius zuweilen mit seinem eigentlichen Geschlechtsnamen Tietz, mehrentheils aber Titius.

Es war dieser gelehrte und verdienstvolle Professor zu Konitz, oder Conitz, einem kleinen, aber wohlgelegenen und nicht unberühmten Städtchen in Pomerellen, dicht an den Gränzen der Neumark, geboren; das Merkwürdige findet man theils in Gödken's Geschichte der Stadt Conitz, Danzig 1724, theils in unseres Gelehrten Nachricht von den Gelehrten aus der Stadt Conitz, Leipzig 1763. 4. Er hatte Jacob Tietz, Rathsherrn und Tuchhändler daselbst, und Barbara Dorothea Hanov, des Predigers Michael Hanov zu Zamborst und Knakfee Tochter, zu Aeltern, von welchen er am 2. Januar 1729 auf die Welt kam. Anfänglich wurde er in seiner Vaterstadt unterrichtet und erzogen, hernach aber der treuen Sorgfalt seines mütterlichen Oheims, des berühmten Danziger Professors, Michael Christoph Hanov's, zu Danzig übergeben. Dieser war sein vornehmster Lehrer daselbst, und bewies sich als einen zweyten Vater gegen ihn. Nächst dem Oheim besuchte er die Vorlesungen verschiedener anderer berühmter Gelehrten des dortigen akademischen Gymnasiums; und hielt sich in's Besondere an Dr. Lengnich, durch dessen Unterweisung er sich auch einige Kenntniß der Pohlnisch-Preussischen Geschichte zu erwerben Gelegenheit hatte. Hierauf bezog er 1748 die berühmte Universität zu Leipzig, welche ehedem Verschiedene seiner Landsleute zu ihren ansehnlichen Lehrern gehabt, die daselbst die höchsten Würden bekleidet, und ihr Andenken durch allerley milde und öffentlich rühmenswerthe Stiftungen für ihre studierenden Landsleute aufbehalten haben. Er genoß derselben gleichfalls und lag daselbst in die neun Jahre den Wissenschaften ab, vornehmlich den mathematischen, philosophischen, philologischen und theologischen, ward ein Mitglied der dort blühenden Teutschen Gesellschaft, der Weltweisheit Magister, und der philosophischen Facultät Beysitzer.

Im J. 1756 glückte es ihm, daß er unvermuthet zum Professor

der niedern Mathematik nach Wittenberg berufen wurde: er hielt am 23. April desselben Jahres seine Antrittsrede, wo er an den traurigen Schicksalen, welche diese berühmte Stadt in dem Kriege betroffen, Antheil hatte. Nach wenigen Jahren erhielt er die Professur der Physik. Während des siebenjährigen Kriegs verlor er bey der 1760 ausgestandenen Belagerung und Feuersbrunst der Stadt Wittenberg auch alle seine Handschriften, die zum Theil zum Druck bestimmt waren, unter welchen auch das Systema naturae secundum methodum Kleinii breviter delineatum, in Tabellen abgefaßt, und von Klein'en selbst durchgesehen, befindlich war.

Er starb am 16. December 1797. Er war ein eifriger Lehrer und verwaltete seine Lehrstelle in Wittenberg 40 Jahre lang mit aller Thätigkeit. Als Schriftsteller hat er nicht nur in seinem Fache, sondern auch in andern Theilen der Gelehrsamkeit Verdienste, welche ihn auch im Auslande berühmt machten. Das Wittenbergische Wochenblatt hat ihm seine Einrichtung und 29jährige Fortsetzung zu verdanken.

Sein Bildniß steht vor dem 45. Th. der Krünitzischen Encyclop.

Von seinen vielen Schriften, die er für das neue gelehrte Europa selbst aufgesetzt und abgetheilt hat, hier nur diese:

Mag. Christoph Hanov's Seltenheiten der Natur und Oeconomie, 3 Bände, 1753—1755. 8. — Allgemeines Magazin der Natur, Kunst und Wissenschaften, 4 Theile, 1753—1754. 8. — * Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, 12 Bände, Leipzig 1753—1762. 8. — M. Christoph. Hanovii Opuscula, P. I. edidit, cum notis, Halae 1761. 4. — Carl Bonnet's Betrachtung über die Natur; aus dem Franz. mit Vermehrungen, Leipzig 1766. 2. vermehrte Ausgabe, Ebendas. 1772. 3. vermehrte Ausg. Ebendas. 1774. 4. verm. Ausg. 1783. 5. Ausg. 1803. gr. 8. — Wittenbergisches Wochenblatt zur Aufnahme der Naturkunde und des ökonomischen Gewerbes, Wittenberg 1766—1782. 4. Fortsetzung desselben unter dem alten und unter folgenden Titel: Sammlung von Aufsätzen und Wahrnehmungen über die Witterung, Haushaltungskunde, das Gewerbe, die Naturkenntniß, Polizey und andere damit verknüpfte Wissenschaften, Leipzig 1783—1796. 4. Seit 1793 hieß der erstere Titel: Neues Wittenberg. Wochenblatt ꝛc. — Gemeinnützige Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürl. Dinge, in Absicht auf die Wohlfahrt des Staats u. des menschlichen Geschlechts überhaupt, 1. Th. Leipz. 1768. 8. — Lehrbegriff der Naturgeschichte, Leipzig 1777. 8. Mit 12 illum. Kupf. Ebendas. 1791. 8. — Grundsätze der theoret. Haushaltungskunst, Ebendas. 1780. 8. — Viele Disput. und Programmen (verzeichnet im gel. Teutschl.) — Viele theils eigene, theils übersetzte Abhandlungen in mehrern Zeitschriften, Recensionen in den Actis Erudit. Lipf. in den Comment. de rebus in scientia natur. et med. gestis und andern.

S. Neues gel. Europa, Th. 19. S. 630. Allgem. Anzeiger J. 1797. Bd. 2. S. 566.

der niedern Mathematik nach Wittenberg berufen wurde: er hielt am 23. April deſſelben Jahres ſeine Antrittsrede, wo er an den traurigen Schickſalen, welche dieſe berühmte Stadt in dem Kriege betroffen, Antheil hatte. Nach wenigen Jahren erhielt er die Profeſſur der Phyſik. Während des ſiebenjährigen Kriegs verlor er bey der 1760 ausgeſtandenen Belagerung und Feuersbrunſt der Stadt Wittenberg auch alle ſeine Handſchriften, die zum Theil zum Druck beſtimmt waren, unter welchen auch das Syſtema naturae ſecundum methodum Kleinii breviter delineatum, in Tabellen abgefaßt, und von Klein'en ſelbſt durchgeſehen, befindlich war.

Er ſtarb am 16. December 1797. Er war ein eifriger Lehrer und verwaltete ſeine Lehrſtelle in Wittenberg 40 Jahre lang mit aller Thätigkeit. Als Schriftſteller hat er nicht nur in ſeinem Fache, ſondern auch in andern Theilen der Gelehrſamkeit Verdienſte, welche ihn auch im Auslande berühmt machten. Das Wittenbergiſche Wochenblatt hat ihm ſeine Einrichtung und 29jährige Fortſetzung zu verdanken.

Sein Bildniß ſteht vor dem 45. Th. der Krünitziſchen Encyclop.

Von ſeinen vielen Schriften, die er für das neue gelehrte Europa ſelbſt aufgeſetzt und abgetheilt hat, hier nur dieſe:

Mag. Chriſtoph Hanov's Seltenheiten der Natur und Oeconomie, 3 Bände, 1753—1755. 8. — Allgemeines Magazin der Natur, Kunſt und Wiſſenſchaften, 4 Theile, 1753—1754. 8. — * Neue Erweiterungen der Erkenntniß und des Vergnügens, 12 Bände, Leipzig 1753—1762. 8. — M. Chriſtoph. Hanovii Opuscula, P. I. edidit, cum notis, Halae 1761. 4. — Carl Bonnet's Betrachtung über die Natur; aus dem Franz. mit Vermehrungen, Leipzig 1766. 2. vermehrte Ausgabe, Ebendaſ. 1772. 3. vermehrte Ausg. Ebendaſ. 1774. 4. verm. Ausg. 1783. 5. Ausg. 1803. gr. 8. — Wittenbergiſches Wochenblatt zur Aufnahme der Naturkunde und des ökonomiſchen Gewerbes, Wittenberg 1766—1782. 4. Fortſetzung deſſelben unter dem alten und unter folgenden Titel: Sammlung von Aufſätzen und Wahrnehmungen über die Witterung, Haushaltungskunde, das Gewerbe, die Naturkenntniß, Polizey und andere damit verknüpfte Wiſſenſchaften, Leipzig 1783—1796. 4. Seit 1793 hieß der erſtere Titel: Neues Wittenberg. Wochenblatt ꝛc. — Gemeinnützige Abhandlungen zur Beförderung der Erkenntniß und des Gebrauchs natürl. Dinge, in Abſicht auf die Wohlfahrt des Staats u. des menſchlichen Geſchlechts überhaupt, 1. Th. Leipz. 1768. 8. — Lehrbegriff der Naturgeſchichte, Leipzig 1777. 8. Mit 12 illum. Kupf. Ebendaſ. 1791. 8. — Grundſätze der theoret. Haushaltungskunſt, Ebendaſ. 1780. 8. — Viele Disput. und Programmen (verzeichnet im gel. Teutſchl.) — Viele theils eigene, theils überſetzte Abhandlungen in mehrern Zeitſchriften, Recenſionen in den Actis Erudit. Lipſ. in den Comment. de rebus in ſcientia natur. et med. geſtis und andern.

S. Neues gel. Europa, Th. 19. S. 630. Allgem. Anzeiger J. 1797. Bd. 2. S. 566.

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hirsching, Friedrich Carl Gottlob,

Historisch-literarisches Handbuch berühmter und denkwürdiger Personen, welche in dem 18. Jahrhunderte gestorben sind oder kurzgefaßte biographische und historische Nachrichten von berühmten Kaisern, Königen, Fürsten, großen Feldherren ... und andern merkwürdigen Personen beyderley
Bd.: 14,1

Leipzig 1810

Biogr.c. 146-14,1/2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070340-0
VD18 11059281-ddd